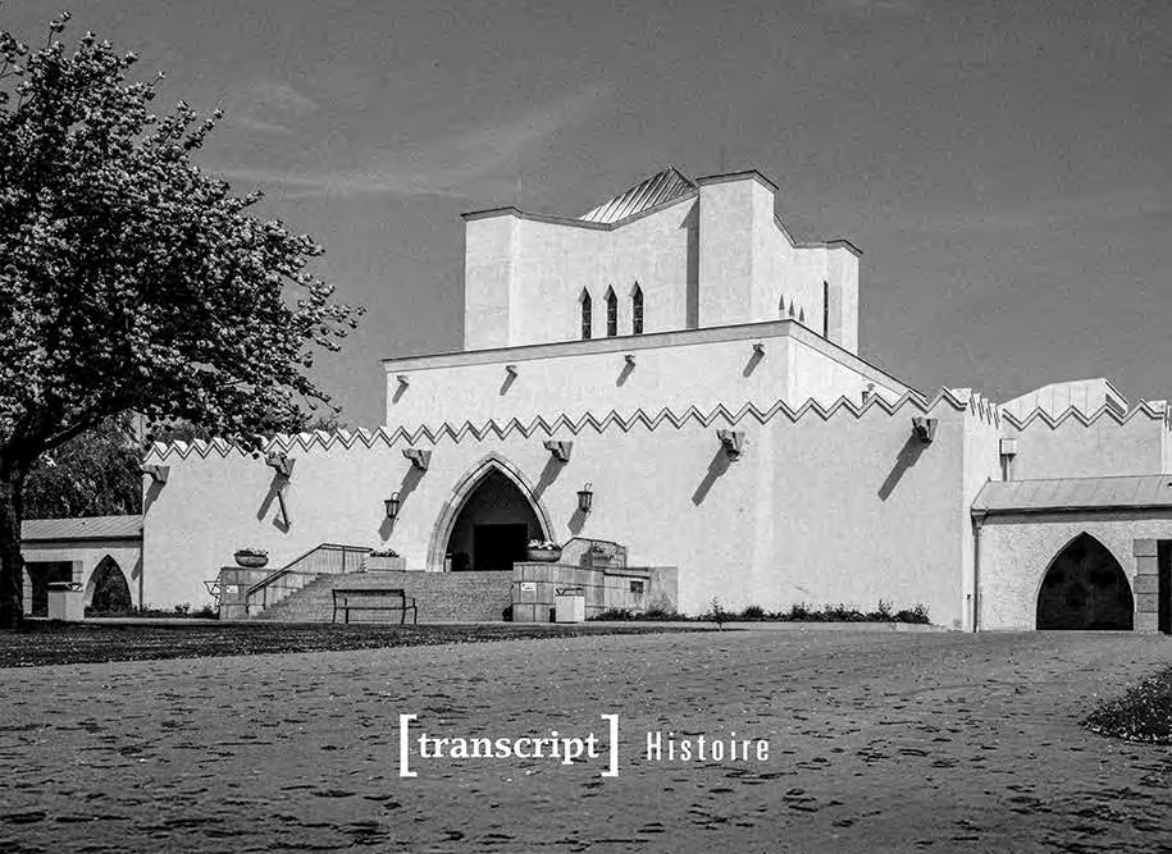


Reinhard Sieder

BIOPOLITIK UND ALLTAGSLEBEN IM ROTEN WIEN

Experimentierfelder der Hohen Moderne



[transcript] Histoire

Reinhard Sieder
Biopolitik und Alltagsleben im Roten Wien

Reinhard Sieder (Dr. phil., Univ.Prof. i.R.), Sozialhistoriker und Kulturwissenschaftler, lebt und arbeitet in Wien und Tenerife. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Sozialgeschichte der Familie, Gewalt gegen Kinder in Kinderheimen, Trennung und Scheidung von Eltern, Globalgeschichte sowie in qualitativen Methoden der Sozial- und Kulturgeschichte.

Reinhard Sieder

Biopolitik und Alltagsleben im Roten Wien

Experimentierfelder der Hohen Moderne

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-ND 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2025 © Reinhard Sieder

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Maria Arndt

Umschlagabbildung: Feuerhalle Simmering (c) Thomas Ledl - eigenes Werk, CC BY-SA 4.0.

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839410875>

Print-ISBN: 978-3-8376-7801-7 | PDF-ISBN: 978-3-8394-1087-5

Buchreihen-ISSN: 2702-9409 | Buchreihen-eISSN: 2702-9417

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einführung	11
Kapitel 1:	
Die Gründer der demokratischen Republik und ihre Feinde	27
1.1 Der staats- und weltpolitische Kontext	27
1.2 Repräsentation und Partizipation der Bürger*innen	29
1.3 Die moderne Demokratie und der Paternalismus	30
1.3.1 Die vorrevolutionäre Phase im Ersten Weltkrieg.....	31
1.3.2 Sozialpsychologische Aspekte des Umbruchs 1918/1919	33
1.4 Exkurs: Religiöse Wurzeln des Paternalismus	35
1.5 Der Komplott der Rechten und Rechtsextremen	36
1.6 Ein Staatsstreich führt in die austrofaschistische Diktatur	38
1.7 Der nationalsozialistische Putschversuch im Juli 1934.....	40
Kapitel 2:	
Politik am Menschen: Biopolitik	43
2.1 Theorien zum Alltagsleben – eine Kritik.....	43
2.2 Das Rote Wien als Macht-Dispositiv	48
2.3 Interdiskursivität im Macht-Dispositiv	49
2.4 Medizinwissenschaft, Psychologie und Biopolitik	51
2.5 Exkurs: Biopolitik und Schulpolitik	53
2.6 Die Medikalisierung der Biopolitik	55
2.6.1 Bénédicte Augustin Morels biblische Erzählung	56
2.6.2 Biopolitik im späten Habsburger Reich	56
2.6.3 Krieg und Bevölkerung	58
2.6.4 Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmayer	60
2.6.5 Tandler liest Ploetz und vermisst die Schädel von Habsburgs Offizieren	61
2.6.6 Die Kosten für minderwertiges und wertloses Leben	63
2.6.7 Goldscheids Menschenökonomie	64
2.6.8 Nationalsozialistische Biopolitik	66
2.7 Die Erfindung der »Familienfürsorge« im Roten Wien	67

2.7.1	»Unter dem Glassturz«	70
2.7.2	Die Tochter eines »roten« Offiziers wird Fürsorgerin	81
2.8	Heilpädagogische Ärzte im Fürsorge-System	86
2.8.1	Heilpädagogische Gutachten	91
2.9	Die Kinderübernahmestelle (KÜSt)	93
2.9.1	Anton Hanaks Brunnenplastik »Mutter Gemeinde«	94
2.9.2	Die Kinderpsychologische Forschungsstelle an der KÜSt	95
2.10	Kinderheime – ein Archipel der Gewalt	100
2.10.1	Formen und Wirkungen der Gewalt in Kinderheimen	101
2.11	Aichhorns Experiment in Oberhollabrunn	102
2.11.1	Oberhollabrunn und die Wiener Heilpädagogik	104
2.11.2	Aichhorn und die Psychoanalyse	105
2.11.3	Die praktische Arbeit der Erzieher	106
2.11.4	Winkelmayers Psychologisches Laboratorium	108
2.11.5	Das Ende des Experiments und Aichhorns Rückkehr nach Wien	109
2.12	Verblüffende Kontinuitäten	111
2.13	Resümee: Warum dieses Scheitern?	114

Kapitel 3:

Gassenkinder – ein Skandalon der Hohen Moderne	117
3.1 Vorspiel: Ein Hungerkrawall in Ottakring	118
3.2 Der Interdiskurs von Experten über Kinder »auf der Gasse«	120
3.3 Erziehung in Schülerhorten	125
3.4 Eine Schule für Erzieher*innen im Schloss Schönbrunn	129
3.5 Rote Falken	132
3.6 Das Settlement in Ottakring	137
3.7 Erinnerungen an das Leben auf der Gasse	138
3.7.1 Kinder eines Zinshauses. Fotoanalyse	139
3.8 Das Theater der Gasse	140
3.9 Heimarbeiterinnen und ihre Kinder	144
3.10 Rassistische Ausgrenzungen	146
3.11 Das feine Gespür der Kinder für Legitimes und Kriminelles	147
3.12 Kinder als Selbstversorger	149
3.13 Die Gasse als Spielfeld	150

Kapitel 4:

Ein Hitlerjunge aus dem Gemeindebau	153
4.1 Der Sohn eines habsburgischen Offiziers spielt auf der Gasse	155
4.2 Peter T. fühlt sich allein und sucht die Gemeinschaft	156
4.3 Eintritt in die Hitlerjugend	158
4.4 Vater und Sohn im »Bürgerkrieg«, Februar 1934	161
4.5 Der nationalsozialistische Putschversuch am 25. Juli 1934	162
4.6 Der Hitlerjunge Peter T. wird illegal	163
4.7 Der Nazi-Professor	165
4.8 Die jüdischen Feinde	165

4.9	Natürliche Gegner und die ›eigenen‹ Mädchen	169
4.10	Sieben Bordelle in Marseille und keine Lust	171
4.11	Dekonstruktion der Erzählung	171

Kapitel 5:

Die Adoleszenten	175
5.1 Die Halbstarke	175
5.2 Differenz und Distinktion	179
5.3 Sozialistische Arbeiterjugend. Politische Bildung und die Kontrolle des Sexus	180
5.4 Schlurfs und Swings. Verfrühter Konsum?	186
5.4.1 Ästhetik und Ideologie	188
5.4.2 Schlurfs und Hitlerjungen	191
5.5 Lehrlinge in Handel, Gewerbe und Industrie	192
5.5.1 Eine Industrielehre bei Siemens & Halske	194
5.5.2 Vom Pflegekind zum Betriebsrat der Optischen Werke in Hernalz	199
5.5.3 Das duale System: Industrielehre und Fortbildungsschule	202
5.6 Zwei Schwestern. Bei Ankerbrot und auf der Avenue de Champs Elysées	204
5.7 Dienstmädchen	209
5.7.1 Heimkehr und Flucht aus Heiligeneich	213
5.7.2 Die Tochter eines Handwerkers in Müglitz geht nach Wien	217
5.7.3 Vom böhmischen Dorf in die Glühlampen-Fabrik	219

Kapitel 6:

Wohnen im Zinshaus	223
6.1 Quantitative Indikatoren	225
6.2 Das Zinshaus in der Wohnbau-Debatte	226
6.3 Nomadisches Wohnen	227
6.4 Siedlungen der Ausgegrenzten	231
6.5 Zinshaus und Bassenahaus	233
6.6 Wohnküche, Schlafzimmer und Kabinett	233
6.7 Halboffene Wohnungstüren und Nachbarschaftshilfe	234
6.8 Fest und Feierabend	236
6.9 Hausherrn, Hausmeister, solidarische Frauen und gewalttätige Ehemänner	237
6.10 Weise Frauen	239

Kapitel 7:

Avantgarden des Wohnens	241
7.1 Eine Genossenschaft der Eisenbahner	241
7.1.1 Freundeskreise, Bildungsurlaube und die Sorge um sich selbst	243
7.2 Einküchenhäuser	245
7.2.1 Das erste Einküchenhaus Wiens für ledige Frauen	246
7.2.2 Das zweite Einküchenhaus für erwerbstätige Paare	246
7.2.3 Der Zubau von 1925	248
7.2.4 Die Vertreibung der jüdischen Mietparteien	256
7.2.5 Resümee zum zweiten Einküchenhaus	258

Kapitel 8:

Diskurs und Praxis der kommunalen Wohnungspolitik	259
8.1 Stadtrat Hugo Breitner und die Gemeindesteuern	260
8.2 »Licht, Luft und Sonne«. Der Interdiskurs über den Gemeindebau	262
8.3 Die Fassade, die Wohnung und die Möblierung	265
8.4 Waschtage in der Zentralwäscherei	270
8.4.1 Der Ablauf des Waschtags	273
8.4.2 Weniger Plage, mehr Hektik und Stress	276
8.5 Die Ordnung im Hof und auf den Stiegen	279
8.6 Die Hausfrau und der ruhebedürftige Ehemann	280
8.7 Fazit	283

Kapitel 9:

Familienleben	287
9.1 Die Heimkehr der Väter	288
9.2 Bildungsferne Väter	291
9.3 Das Strafgericht	292
9.4 Pädagogisch engagierte Eltern	293
9.5 Exzessive Männer, sparsame Frauen	296
9.6 Die patriarchale Ordnung bei Tisch	298
9.7 Geld als Medium häuslicher Macht	300
9.7.1 Die Übergabe des Wochenlohns: fünf Typen	302
9.7.2 Der gütige Vater und die Königin des Leids	305
9.8 Das Haar der Töchter und Frauen, ein Fetisch der Männer	307
9.9 »Du darfst nicht bei mir schlafen!«	308
9.10 Körperpflege	311
9.11 Sexuelle Erlebnisse und Phantasien	312
9.12 Schwangerschaft und Geburt	315
9.13 Frömmigkeit und Politik	317

Kapitel 10:

Die patriarchalische Disposition	321
10.1 Verführung	322
10.2 Sozialkulturelle Endogamie	323
10.3 Der Code romantischer Liebe	325
10.4 Der Code wirtschaftlicher Vernunft	327

Kapitel 11:	
Der Kampf um Regierungsmacht	331
Kapitel 12:	
Synopse: Das Rote Wien. Labor der Hohen Moderne	339
Verzeichnis der Abbildungen und Fotonachweise	345
Verzeichnis der interviewten Personen und der Interviewer	347
Verzeichnis der Literatur	351

Einführung

Wie Wissenschaft, Politik, kapitalistische Wirtschaft und das Alltagsleben der Bürger*innen aufeinander einwirken und sich darüber verändern, ist Thema dieses Buches. Ort der empirischen Untersuchung ist die ehemalige Residenzstadt des Habsburger Reichs. Aus dessen Untergang erhebt sich das Rote Wien nicht wie Phönix aus der Asche. Zunächst gilt es das schlimmste Elend zu beseitigen. Ab etwa 1920 entwickeln Ökonomen, Architekten und Baumeister Konzepte für den kommunalen Wohnungsbau; Ärzte, Psychologen und Pädagogen planen und betreiben eine neue Gesundheits-, Familien- und Fürsorgepolitik. Bald ist der Name »Rotes Wien« dafür geläufig. Heute ist klar, dass seine Kommunalpolitik jene vergleichbarer Städte Europas in vieler Hinsicht überragt. Doch über einiges wissen wir nicht genug: Wie wirken sich Kommunalpolitik und insbesondere Biopolitik auf das Alltagsleben der Bürgerinnen und Bürger und ihrer Kinder aus? Wie verhalten sie sich zu ihrem mächtigeren Gegenüber, der kapitalistischen Wirtschaft?

Damals wie heute hat das Rote Wien Freunde und Gegner. Konservative und reaktionäre Militärs außer Dienst sitzen um 1919 im Offizierskasino in einem Palais des Hochadels am Schwarzenbergplatz Nummer 1 und träumen von der Rückkehr des Habsburger Reichs. Die obersten Kleriker der Katholischen Kirche stehen dem Haus Habsburg viel näher als der parlamentarischen Demokratie. Mit der Trennung von Niederösterreich wird Wien ein eigenes Bundesland. Im Staat regiert ab Oktober 1920 eine konservative und klerikale Elite mit Unterstützung rechtsextremer und faschistischer Gruppen. Als Bundeskanzler Dollfuß das Parlament 1933 für geschlossen erklärt und eine autoritäre Verfassung erlässt, endet auch die Hegemonie der Sozialdemokratie in Wien. Eine faschistische Epoche beginnt.

Immanuel Kant hat eine universalistische Vorstellung von den Völkern der Welt. Die *kulturelle Verschiedenheit* der Völker sei der Reichtum der Menschheit. Hingegen entsteht im Dreieck von Philosophie, Theologie und Medizin eine Anthropologie, die Völker und Rassen vergleicht, Körper und Schädel vermisst und Charaktere typisiert. Der moralisch-ethische und philosophische Verfall einer ehemals emanzipatorischen Wissenschaft spiegelt die geopolitische Lage Europas und der Welt. Reiche Staaten übertreffen einander, fremde Völker und ethnische Gruppen im eigenen Land zu unterwerfen, zu disziplinieren, auszubeuten und umzubringen. Der Universalismus der

Aufklärung unterliegt dem imperialistischen Rassismus und wird sich davon nie mehr erholen.

Nach dem Attentat des bosnischen Studenten Gavrilo Princip auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand erklärt Österreich-Ungarn Serbien den Krieg. Es folgen massenhafte Internierungen von »rassisch fremden« Zivilpersonen,¹ standrechtliche Hinrichtungen von desertierten Soldaten, Saboteuren, Partisanen und »Verrätern« wie dem Tridentiner Abgeordneten zum österreichischen Reichsrat Cesare Battisti² am Würgegalgen. Der Rassismus wirft die dunkelsten Schatten auf das späte Habsburger Reich. Mit Ende des Krieges treten seine wissenschaftlichen und professionellen Autoritäten keineswegs ab. Sie prägen auch die Republik und das Rote Wien.

Patriotische Ärzte im Ersten Weltkrieg

An der Wiener Universitäts-Klinik für Psychiatrie unter Professor Julius Wagner Ritter von Jauregg, ab 1919 Wagner-Jauregg, treten Ärzte kranken, verletzten Soldaten und Offizieren, die sich weigern, an die Front zurückzukehren, unbarmherzig entgegen. Sie beschimpfen sie als Simulanten und Tachinierer und fügen ihnen Stromstöße an Brustwarzen und Genitalien zu. Als ein betroffener Offizier Klage erhebt, richtet die Fakultät eine Untersuchungskommission ein. Julius Tandler, von 1914 bis 1917 Kriegsdekan der medizinischen Fakultät, Freund und »Waffenbruder« von Wagner-Jauregg, führt stellvertretend den Vorsitz. Der Vorsitzende, ein Jurist, lässt sich nur selten blicken. Offenbar will er es der Medizinischen Fakultät überlassen, über ihre Ärzte zu urteilen. Verletzungen ärztlicher Pflichten vermag Tandler in seinem Schlussbericht nicht zu erkennen.³ Offiziere und Soldaten, die sich weigern, an die Front zurückzukehren, hält er für minderwertig. Die Maßnahmen der psychiatrischen Ärzte an der Klinik Wagner-Jauregg sind für Tandler, der wenig später an die Spitze der Gesundheits-, Familien- und Fürsorgepolitik in Wien tritt, ein legitimes Mittel, die Ordnung der Habsburgischen Armeen aufrechtzuerhalten. Einen der wenigen kritischen Kommentare dazu verfasst der Nervenarzt und Freud-Schüler Alfred Adler.⁴

»Sie (die Ärzte) blieben im Lande, nährten sich redlich und waren nur für Beförderungen, Orden und für ein freundliches Lächeln der Oberen zu haben. Von den Furien des

-
- 1 Vgl. Marius Weigl- Burnautzki, Internierung und Militärdienst. Die »Lösung der Zigeunerfrage« in Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg, Wien 2022.
 - 2 Cesare Battisti, sozialdemokratischer Abgeordneter der sozialistischen Partei in Trient zum Reichstag, wechselt aus Protest gegen den Krieg als Kriegsfreiwilliger auf die italienische Seite. Er wird in Trient, seiner Heimatstadt, öffentlich gehenkt. Vgl. Hans Hautmann, Militärprozesse gegen Abgeordnete des österreichischen Parlaments im Ersten Weltkrieg. In: Mitteilungen der Alfred-Klahr-Gesellschaft, Wien 2014, Nr. 2, 1–11. Vgl. dazu auch Anton Holzer, Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Darmstadt 2007.
 - 3 Vgl. Doris Byer, Rassenhygiene und Wohlfahrtspflege. Zur Entstehung eines sozialdemokratischen Machtdispositivs in Österreich bis 1934, Frankfurt a.M./New York 1988.
 - 4 Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes von Dr. Alfred Adler. Nervenarzt in Wien, Wien 1919.

Größenwahns besessen, den sie für Patriotismus und Kriegsbegeisterung hielten, entdeckten viele von ihnen Foltern und Martern vergangener Jahrhunderte, um [...] zusammenbrechende Mitmenschen aufzupeitschen und in den Tod zu jagen. Nicht nur die Front, auch das Hinterland drohte mit Tod und Verderben.«⁵

Die Lazarette hinter den Fronten und noch mehr die Kriegsgefangenen- und Internierungslager sind für Psychiater, Anatomen und Anthropologen Laboratorien, in denen sie Soldaten und Offiziere, Verwundete, Sinti und Roma, »politisch Unzuverlässige« und »Asoziale« fotografieren, ihren Körperbau studieren und ihre Schädel vermessen.⁶ Tandler und Wagner-Jauregg tun dies auch hinter der Isonzo-Front. Das rasseologische Wissen bleibt in der Republik weiter wirksam.⁷ Gesundheits- und Fürsorgedienste, psychiatrische Gutachter, Psycholog*innen, Kriminalisten und Gerichte wenden es an und wähen sich dabei ganz in der Wahrheit. Nicht jede Variante von Rassismus ist auf die historische, in den 1890er Jahren entstehende Rassenhygiene zurückzuführen. Rassenhygiene und ihr britisches Pendant, Eugenics, beeinflussen Forscher*innen, die sich freilich auch auf andere und ältere Theorien berufen, so auf das Konzept der progressiven Degeneration bei Morel oder auf Ideen des Biologen Lamarck. Diskurse und Interdiskurse, auch solche der Humanwissenschaften, folgen jedoch keiner strengen Ordnung von Zeit und Raum. Sie assoziieren Leitideen verschiedener Herkunft, oder sie bekämpfen einander, wo immer es Berührungspunkte zwischen ihnen gibt, und es für ihre beruflichen Interessen und politischen Absichten nützlich scheint. Von Rassenhygiene und Rassenkunde ist an der Universität Wien wie an anderen deutschsprachigen Universitäten seit den 1890er Jahren die Rede. Robert Proctor schreibt:

»Es waren weitgehend Mediziner, die die Rassenhygiene überhaupt erst *erfanden*. Viele führende Institute [...], die sich mit Rassenhygiene und Rassenkunde befaßten, wurden an den deutschen Universitäten, lange bevor die Nazis an die Macht kamen, eingerichtet. Und man kann mit Recht behaupten, daß um 1932 herum Rassenhygiene zu einer *wissenschaftlichen Orthodoxie* in der deutschen Mediziner-Gemeinschaft geworden war.«⁸

5 Ebd., 5.

6 Vgl. Matthew Stibbe, Krieg und Brutalisierung. Die Internierung von Zivilisten bzw. »politisch Unzuverlässigen« in Österreich-Ungarn während des Ersten Weltkriegs. In: Alfred Eisfeld, Guido Hausmann, Dietmar Neutz, Hg., Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa, Essen 2013, 87ff.

7 Vgl. Gerhard Baader, Veronica Hofer, Thomas Mayer, Hg., Eugenik in Österreich, Biopolitische Strukturen von 1900 bis 1945, Wien 2007. Peter Weingart, Jürgen Kroll, Kurt Bayertz: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, 3. Auflage, 746 S., Frankfurt a.M. 2001.

8 Robert Proctor, Racial Hygiene. Medicine under Nazis, Harvard 1988, 181, hier zitiert nach Zygmunt Bauman, Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt a.M. 1995, 59.

Rassenhygiene, Biopolitik und Sozialismus

Alfred Ploetz ist einer der Gründungsautoren der deutschen Rassenhygiene. Als junger Mann versteht er sich als Sozialist und ist mit Sozialisten und Sozialdemokraten befreundet. Er wendet sich dem Studium des Darwinismus zu und gründet 1905 die *Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene*. Er folgt Francis Galtons⁹ Argumenten für die Pflege der eigenen Rasse und umreißt eine darauf ausgerichtete Biopolitik. Der Begriff Biopolitik findet sich bei deutschen Rassenhygienikern und dem schwedischen Staatswissenschaftler Rudolf Kiellén schon um 1905.¹⁰ Michel Foucault übernimmt den Begriff in kritischer Absicht in seine Vorlesungen und Schriften.¹¹

Die Kernthese aller Eugeniker und Rassenhygieniker der ersten Generation lautet in etwa: Die Vererbung von schlechten Merkmalen führe zu fortschreitendem Minderwert der Nachkommen (»progressive Degeneration«) und schädige die Konkurrenzfähigkeit von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Das ist eine dem Fortschrittsglauben der Moderne *entgegengesetzte* These eines drohenden Verfalls der Zivilisation. Sie ist auch dem Programm der Sozialdemokratie, die Bevölkerung durch Politik zu zivilisieren, entgegengesetzt. Humanwissenschaftler nutzen dies, um sich im biopolitischen Diskurs zu profilieren und sich der Regierungspolitik anzudienen. Zunächst gelte es, »minderwertiges« oder »wertloses« Leben allererst *aufzuspüren*, um sodann nur die geringsten finanziellen Mittel in das Leben der Exkludierten zu investieren.

Warum die »Rassenhygiene« bzw. die »sozialistische Eugenik« – der sozialdemokratische Philosoph und marxistische Theoretiker Karl Kautsky prägt den zweiten Begriff als Synonym – ausgerechnet Sozialdemokraten so sehr fasziniert, ist zu erklären. Selbst der weltweit anerkannte Biologe Ernst Haeckel oder der Dichter Gerhard Hauptmann, ein Freund des Alfred Ploetz, tragen zur Anerkennung der Rassenhygiene bei. Wenn sie den relativen Wert, Minderwert oder Unwert von Menschen, Familien, Milieus und Rassen behaupten, geraten sie allerdings in Widerspruch zu Grundwerten der Aufklärung. Überzeugte Demokraten und Kriegsgegner wie ein Schüler Haeckels, Wilhelm Schallmayer,¹² befürchten schon um 1900, dass ein großer Krieg zwischen europäischen Mächten entstehen und sich ein wertender Vergleich der Rassen mit antisemitischen Strömungen verbinden und in ein Inferno führen könnte. Dennoch glauben sie auf die Pflege der eigenen Rasse, auch auf ihre »Aufzuchtung« nicht verzichten zu können. Eine künftige »sozialistische« Gesellschaft und »Neue Menschen« seien – so Kautsky – nur durch sorgfältige »Zuchtwahl« herzustellen. Dieses Paradox wird mich im zweiten Kapitel beschäftigen.

9 Francis Galton, *Hereditary Genius*, London 1969; deutsch: *Genie und Vererbung*, Leipzig 1910.

10 Vgl. Roberto Esposito, *Bíos. Biopolitics and Philosophy*, Minneapolis/London 2008, 16.

11 Michel Foucault, *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität. Die Geburt der Biopolitik*, Frankfurt a.M. 2006.

12 Wilhelm Schallmayer (1857–1919) ist Schüler des Professors für Anatomie, Darwinisten und Wegbereiters der deutschen Rassenhygiene, Ernst Haeckel. Vgl. Wilhelm Schallmayer, Ernst Haeckel und die Eugenik. In: *Was wir Ernst Haeckel verdanken: Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit*, herausgegeben von Heinrich Schmidt, Jena 1914. Schallmayer publiziert 1899 in der *Kölnner Wochenschrift Eine Ausschau für die Friedensfreunde*. In: *Das neue Jahrhundert*, Band 2, 1899, 771–773, 788–791.

Politische Gleichheit

Unbeirrt von den Forderungen der Rassenhygieniker und Eugeniker formuliert der Staatsrechtler Hans Kelsen das Prinzip der *politischen Gleichheit* aller Staatsbürger*innen. Gleich sind sie im Recht, an demokratischen Wahlen teilzunehmen, zu wählen und gewählt zu werden. Gleich sind sie auch im Recht, sich an politischen und gewerkschaftlichen Versammlungen, Streiks und Demonstrationen zu beteiligen. Die gewählten Abgeordneten zum Nationalrat *repräsentieren* die Wähler*innen und ihre Kinder. Einige Schwierigkeiten, die das Konzept der Repräsentation aufwirft, bespreche ich im ersten Kapitel. Die sozialdemokratische Parteielite Österreichs um Max Adler und Otto Bauer geht davon aus, dass sich die Fähigkeit und die Bereitschaft sehr vieler Staatsbürger*innen, sich politisch zu engagieren, erst durch Bildung, Erziehung und Zivilisierung herausbilden würden. Die so gegensätzlichen Strömungen machen die Sozialdemokratie zu einer Erziehungsbewegung, die sich einerseits für die politische Gleichheit der Staatsbürger*innen engagiert und sich andererseits in den Dienst »sozialistischer Eugenik« (Rassenhygienik) und Biopolitik stellt. Fast die gesamte erste Generation der »Rassenpfleger« (ein zeitgenössischer Überbegriff für »Rassenhygieniker« und »Eugeniker«) steht der Sozialdemokratie nahe. Eine nächste Generation von humanbiologischen Wissenschaftlern wird sich etwa ab 1930 in den Dienst des Nationalsozialismus, seiner Rassentheorie und Rassenpolitik stellen.¹³

Biopolitik und Kapitalismus

Staatliche und kommunale Biopolitik hat in der kapitalistischen Wirtschaft der Hohen Moderne ihr mächtiges Gegenüber. Die kapitalistisch-fordistische Logik fordert Profitmaximierung durch höchstmögliche Produktivität und die Marktkonformität der Produkte. Um markttaugliche industrielle Massenprodukte verkaufen zu können, sind konsumfähige und konsumbereite Kund*innen zu erziehen. Auf das Alltagsleben übertragen, bedeutet dies die biopolitische Modernisierung der Reproduktion und zugleich die verstärkte Konsumorientierung der Lebensweise möglichst vieler Menschen. Der Körper des hochmodernen Menschen wird selber zu einer auf den Märkten angebotenen Ware. Mit erschreckender Deutlichkeit führt dies Rudolf Goldscheid¹⁴ in den 1910er Jahren vor Augen. Zur gleichen Zeit wird in den USA und anderen Industriestaaten des globalen Westens die technologische Rationalisierung der Produktion, des Handels und der Bürokratie mit der Forderung nach verbesserter Reproduktion der Menschen verknüpft. Dies ist die Geburtsstunde eines biopolitisch ambitionierten, fordistischen Kapitalismus.

Nach dem Erfolg seines Ford-Modells T führt Henry Ford den Acht-Stunden-Tag in seinem Unternehmen ein. Es ist das Jahr 1914. Nur fünf Jahre später wird in der eben ausgerufenen demokratischen Republik Österreich der »Normalarbeitstag« auf acht Stunden begrenzt. Die in der Staatsregierung bis Sommer 1920 führende sozialdemokrati-

13 Vgl. Peter Weingart, Jürgen Kröll, Kurt Bayertz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt a.M., 3. Auflage, Frankfurt a.M. 2001.

14 Vgl. Rudolf Goldscheid, Höherentwicklung und Menschenökonomie, Leipzig 1911.

sche Partei begründet dies sozial-, familien-, gesundheits- und medizinpolitisch – kurz biopolitisch, denn alle Maßnahmen betreffen die Soziobiologie des Menschen. Die Verkürzung der täglichen (Erwerbs-)Arbeitszeit werde die psychische und kognitive Konzentration bei der Arbeit und die mentale und körperliche Gesundheit und Erholung der Arbeitskräfte, die Präsenz der Väter im Ehe- und Familienleben und die Sorge beider Eltern um das Wohl, die Gesundheit und die Erziehung ihrer Kinder erhöhen.

Ein ausdrücklicher Bezug der Wiener Sozialdemokratie auf Henry Ford ist meines Wissens nicht nachgewiesen. Bekannt ist hingegen, dass sich Eliten der NSDAP vor allem für Fords rassistisches und antisemitisches Welt- und Menschenbild interessieren. Ein nationalsozialistischer Verleger in Leipzig tritt mit Ford in Kontakt, um einen Sammelband über das »Weltjudenproblem« in deutscher Übersetzung herauszubringen.¹⁵ Die amerikanische und die deutsche Ausgabe erreichen immense Verkaufszahlen. Fords zentrales Argument in der Einleitung zum Sammelband lautet sinngemäß, »die Juden« würden die Arbeitsdisziplin in den Industrien und im Handel und die erwünschte Konsumorientierung unterlaufen. Damit behinderten sie die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft, demotivierten andere Arbeitskräfte und seien ein »Weltproblem«.¹⁶

Der etwa gleichzeitige Auftritt von Fordismus und Rassenpolitik in den USA und in Teilen Europas ist aus den transatlantischen Wirtschaftsbeziehungen und der sie begleitenden Diskurspolitik zu erklären, wofür auch die Übersetzung von Fords Sammelband ins Deutsche ein Exempel ist. Die Reform der kapitalistischen Produktionsweise wird von rassistischen, zum Teil auch rassenhygienischen bzw. eugenischen Ideen begleitet. Ford selbst überträgt sie auf sein Unternehmen und das Wirtschaftsleben in den USA und weltweit. Die Exklusion der von ihm als minder bewerteten Rassen aus dem Wirtschaftsleben hält er für dringend geboten. Repräsentanten der politischen US-Elite stimmen mit ihm überein, etwa der Princeton-Professor und spätere US-Präsident Thomas W. Wilson, der den Ku-Kuks-Klan für verdienstvoll hält und an Universitäten und im Wirtschafts- und Alltagsleben die Trennung der Rassen verlangt.

Von einem derart offensiven Rassismus ist Wiens sozialdemokratische Stadtregierung in den 1920er Jahren weit entfernt. Auch ist Antisemitismus für sie keine Option, um Wählerstimmen zu gewinnen. Sie ist aber auch nicht bereit, dem sich weiter verbreitenden Antisemitismus entschieden entgegenzutreten. Fordistische Reformen der industriellen Produktion im engeren Sinn finden sich in Wien in den 1910er und 1920er Jahren in der Automobilindustrie, im Maschinenbau, in der Chemischen Industrie und in der Elektroindustrie. Klein- und Mittelbetrieben fehlt es dafür an Investitionskapital. Die Hyperinflation der Nachkriegsjahre, die 1922 ihren Höhepunkt erreicht, verteuert das tägliche Leben, vernichtet Firmenvermögen und Vermögensanteile, Sparguthaben und Renteneinkommen.

Eine Neigung zu fordistischen Ideen zeigt aber auch die sozialdemokratische Kommunalpolitik. Sie unternimmt eine Reihe von Anstrengungen, Kinder, Jugendliche und erwachsene Arbeitskräfte in praktischen Fertigkeiten und Kenntnissen besser auszubilden (vgl. den Exkurs zur Wiener Schulreform, Kapitel 2.5) und in gesünderen und besser ausgestatteten Wohnungen effizienter zu regenerieren (s. Kapitel 8). Frauen sollen zu

15 Henry Ford, *Der internationale Jude: Ein Weltproblem*, Leipzig 1922.

16 Ebd.

einer sorgfältigeren Pflege der Säuglinge und Kleinkinder angehalten werden. Kinderärzte und Gynäkologen beraten und kontrollieren ihre Pflegeleistungen. Pädagog*innen wollen Kinder von der Straße holen und in Kindergärten, Volksschulen und Schülerhorten auch in hygienischer Hinsicht erziehen. All das folgt der Rassenhygiene, oder wie es Karl Kautsky nennt, einer »sozialistischen Eugenik«. Am Rand der Bewegung, aber nicht ohne Einfluss, steht der Wiener Soziologe Rudolf Goldscheid mit seiner Optimierung der »Menschenproduktion« nach fordistisch-kapitalistischem Muster.¹⁷ Die Produktion des Menschen folge, meint er, keinem anderen Prinzip als jenem der Warenproduktion.

In der Frage der Geburtenbeschränkung sind sozialdemokratische Autor*innen uneinig, und auch das ist eine Folge ihres zentralen Widerspruchs. Die einen sehen in der Begrenzung der Geburtenzahl ein Recht der Frau, andere argumentieren, mehr Geburten pro Frau würden auch der Sozialdemokratie einen zahlreicheren Nachwuchs beschere.¹⁸ Dem hält Julius Tandler, ab Ende 1920 amtsführender Stadtrat für Gesundheit und Wohlfahrt, entgegen, mehr Geburten seien Staat und Gesellschaft nur unter der Bedingung nützlich, dass »minderwertige« Eltern davon abgehalten werden, sich bedenkenlos fortzupflanzen. An der Planung und Ausführung der neuen Gemeindebauten Wiens zeigt sich, dass selbst die größten Gemeindewohnungen auf Familien mit zwei Kindern zugeschnitten sind (s. Kapitel 8). Architekten und Baumeister der Gemeindebauten planen für kompetente Hausfrauen, die in ihren Küchen und in zentralen Großwaschanlagen hygienische Hausarbeit leisten. Grundsätze der tayloristischen Arbeitswissenschaft bestimmen die Einrichtung der Zentralwaschküchen in Gemeindebauten mit mehr als 300 Wohnungen. Hier arbeiten Hausfrauen und erwerbstätige Frauen – unentlohnt – unter der Kontrolle eines »Herrn Waschmeisters« hygienisch, zeitsparend und effizient an neuen Waschmaschinen, Wäscheschleudern, Trockenkulissen und Bügelmaschinen (Kapitel 8.4). Sie machen nicht nur die Wäsche sauber, sondern auch den Haushalt und die Leiber ihrer Männer und Kinder.

Selbstästhetisierung und Konsum

Die Bemühungen um körperliche Sauberkeit und Fitness nehmen zu. Kurzhaar-Frisuren für Frauen ersparen die zeitaufwändige Pflege langer Haare. Swing-Musik und Modetanz, rhythmische Sportgymnastik, Wandern, Schifahren, Schwimmen folgen dem Wunsch, in der kompetitiven kapitalistischen Gesellschaft der Produzenten und Konsumenten fit und erfolgreich zu sein. Die Wiener Schulreform unter Stadtrat Glöckel erfindet für ihre Versuchsschulen nicht nur das Schulbad, in dem Kinder lernen, sich zu waschen und die Zähne richtig zu putzen. Sie erfindet auch den »Schulschikurs«, den es an Wiens Schulen und bundesweit bis heute gibt. Wer sich all dies nicht aus dem eigenen Erwerbseinkommen leisten kann, tritt von der SDAP geförderten Sport-, Wander-

17 Die Begriffe Menschenproduktion bzw. Menschenökonomie stammen von dem Wiener Soziologen Rudolf Goldscheid, vgl. ders., *Höherentwicklung und Menschenökonomie*, Leipzig 1911, 568.

18 Karl Kautsky jun., *Der Kampf gegen den Geburtenrückgang*, 2. Auflage, Wien 1927; Helene Bauer, Julius Wolf. Die neue Sexualmoral und das Geburtenproblem unserer Tage. In: *Der Kampf* 22 (1929) 5 (Rezension); Bauer Helene, *Der Geburtenrückgang*. In: *Der Kampf* 21 (1928) 4.

und Turnvereinen bei. Nur allzu modebewussten, autonomen Jugendgruppen wie den Halbstarcken, den Swings und Schlurfs stehen Funktionäre der sozialdemokratischen Jugendarbeit skeptisch bis ablehnend gegenüber. Sie betreiben Jugendarbeit lieber in der Tradition der Deutschen Jugendbewegung, mit Volksliedern, Volkstänzen und Wanderungen (»Fahrten«).

Erzieher*innen und Intellektuelle, die der Sozialdemokratie nahestehen, wenige Jahrzehnte später auch Philosophen der Frankfurter Schule, beklagen den Siegeszug der kapitalistischen »Kulturindustrie«. Die Illusion eines durch Mode, populäre Literatur, Film und so weiter erst achtbaren und guten Lebens verstelle den Blick auf die Herrschaftsverhältnisse, in denen die Industrie ihre Wunschartikel herstellt und vertreibt. Die Kulturindustrie motiviere Menschen, sich der geforderten Arbeitsdisziplin zu unterwerfen und gaulke ihnen Aussichten auf ein glückliches Leben vor.¹⁹ Die Aussage ist plausibel, übersieht jedoch einen sozialpsychologischen Aspekt des Alltagslebens, den ich für wichtig halte und dem ich nachgehen werde. Frauen und Männer der Unterklasse und der Mittelklasse erhöhen über ihren Konsum ihr *Ansehen* im wörtlichen und übertragenen Sinn. Frauen nähen für sich und ihre Töchter bis in die Nacht Kleider und Badeanzüge nach Schnittvorlagen. Kurzhaar-Frisuren wie der »Bubikopf« werden auch in den Wohnküchen der Vorstadt und des Vororts mit Hilfe von Nachbarinnen und Freundinnen hergestellt. Avantgardistische Mädchen und Frauen wählen den Garçonneschnitt, um sich von den gemäßigt modernen Frisuren ihrer Mütter zu unterscheiden. Die Arbeiterin, die Angestellte, das »Bürofräulein«, sogar das vom Land zugewanderte Dienstmädchen nähern sich dem Typus der modebewussten städtischen Bürgerin an (s. Kapitel 9.8). Geschieht das alles wirklich nur aus narzisstischer Verblendung? Ist es ein »Massenbetrug«, wie Adorno und Horkheimer sagen? Liegt in der Ästhetisierung des Leibes und des Lebens nicht auch ein emanzipatorisches Moment? Steigert sie nicht auch den Selbst-Wert? Freilich haben die Kritiker in einem recht. Bei aller Freude an sich selbst bleibt auch der ästhetisierte, saubere und modisch gekleidete Leib der kapitalistischen Leistungsanforderung und dem Verschleiß durch Arbeit unterworfen.

Das Rote Wien als agonaler politischer Raum der Hohen Moderne

Vom Frühjahr 1919 bis zu seinem Ende durch den Staatsstreich des Engelbert Dollfuß im März 1933 besteht, was wir seither das Rote Wien nennen. Wie jede Gesellschaft entsteht es in den Kommunikationen von Regierenden und Regierten, Verwaltenden und Verwalteten, Experten und Laien, zwischen Anhängern der regierenden Partei und der mitunter destruktiven politischen Opposition. Was das Experiment des Roten Wien in einem demokratischen Staat aber wirklich bedroht, sind einige reaktionäre Industrieunternehmer und Großagrarien und wenig später die italienischen Faschisten unter Mussolini, die die teils christlichsozialen, teils monarchistischen, teils rechtsextremen

19 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug (1944). Herausgegeben von Ralf Kellermann, Stuttgart 2015. Auch in: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften Band 5: »Dialektik der Aufklärung« und Schriften 1940 – 1950, 144–196.

Frontkämpfer und Heimwehren in Österreich als bewaffnete Privatarmeen in einem demokratisch verfassten Staat finanzieren.

Ich wähle Aspekte und Fragen aus, die mir wichtig erscheinen. Meine besondere Neugierde gilt der alltäglichen Praxis der Menschen im agonalen Raum der Politik, dem sie als Akteure angehören. Der Symbolische Interaktionismus²⁰ und der ihm eng verwandte soziale Konstruktivismus²¹ lehren, dass Menschen wahrnehmend, fühlend und denkend, interpretierend und handelnd ihre sozial-kulturelle Welt erzeugen.²² Dies vorausgesetzt, wäre es weder sinnvoll noch möglich, eine Gesellschaft oder auch nur eines der sozialen Systeme ohne handelnde Subjekte (Akteure) zu konstruieren. Foucaults Konzept des Dispositivs bedarf einer grundlegenden Erweiterung (s. Kapitel 2.2). Zur Plausibilisierung lege ich zwei winzig kleine Puzzesteine vor. Sie stammen aus späteren Kapiteln des Buches.

Ein Industrie-Meister, der die Arbeit der Lehrlinge in der Werkstätte einer Fabrik überwacht, hat stets eine aus dünnen Leder-Schnüren geflochtene Peitsche bei sich. Etwa sechzig Jahre danach spreche ich mit zwei ehemaligen Lehrlingen, inzwischen alte Männer. Der Meister steht ihnen vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Wenn am Ende des Arbeitstages ein Werkzeug nicht exakt in der Schublade liegt, hebt er die Peitsche und deutet auf das fehlende Werkzeug oder auf Schmutz in der Werkzeuglade hin. Der Lehrling beeilt sich, Ordnung zu schaffen, um in den Feierabend gehen zu dürfen. Lehrlingen die Peitsche zu zeigen, als wären sie wilde oder erst halb domestizierte Tiere, ist eine aus der Zeit gefallene symbolische Praxis. Aber die Ordnung, die sie schafft, ist hochmodern. Die Peitsche formt, ohne Worte, die Arbeitsdisziplin für ein Leben (s. Kapitel 5.5.3). In der Zentralwaschküche des Karl Marx-Hofes erleben Frauen einen »Herrn Waschmeister«. Er weist sie an, überwacht die Einhaltung der streng bemessenen Waschzeiten und rügt jede Unpünktlichkeit und jede Fehlbedienung der Maschinen. Sein prüfender Blick genügt, um die Hausfrauen zu Ordnung und Disziplin anzuhalten (s. Kapitel 8.4.1).

Fügt man diese Puzzesteine zusammen, zeichnen sich Umriss einer Theorie des Alltagslebens der westlichen Hohen Moderne ab. Sie auszuführen wäre an dieser Stelle verfrüht. Nur so viel: Menschen reproduzieren sich in einer agonalen, paternalistischen und patriarchalen, kapitalistischen Ordnung. An allen Arbeitsplätzen, privaten, betrieblichen, amtlichen, öffentlichen, treffen sie auf Autoritäten, die sie belehren, überwachen, disziplinieren, ermahnen, loben und ermutigen, als Arbeitskräfte gegen Lohn oder Gehalt einstellen und entlassen. Und auch in der Freizeit und im Familienleben stellen sich

-
- 20 Vgl. Herbert Blumer, *Symbolischer Interaktionismus. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation*, Frankfurt a.M. 2013; ders. *Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus*, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1–2, Reinbek 1973, 80–146; grundlegend auch Jerome Bruner, *Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns*, Heidelberg 1997; Hans-Georg Soeffner, *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Unter redaktioneller Mitarbeit von Ludgera Vogt, Frankfurt a.M. 2015.
- 21 Peter L. Berger, Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M. 2003.
- 22 Anthony Giddens, *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, Frankfurt a.M./New York 1988.

Machtverhältnisse her. Barrington Moore²³ folgend nehme ich an, dass vor allem das *Empfinden einer Ungerechtigkeit* dazu führt, politisch zu denken und zu handeln und die Entscheidung zu treffen, sich dem jeweiligen Machtverhältnis zu unterwerfen, zu resignieren oder aufzubegehren. Das Machtverhältnis anzuerkennen oder zu bekämpfen kann nützlich sein, aber auch die eigenen Interessen verfehlen.

Nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus und des Exils in den USA arbeitet Theodor W. Adorno seine Persönlichkeitstheorie in den 1950er Jahren weiter aus. Ein »faschistisches Potenzial« bestehe in allen vermachteten Verhältnissen des Alltagslebens. Unterwürfigkeit und Aggressivität, Projektion und dergleichen²⁴ bringen allerorten ressentimentbeladene Menschen hervor. Die französische Philosophin und Psychoanalytikerin Cynthia Fleury sieht darin eine permanente Bedrohung für Demokratien.²⁵ Auch im Roten Wien leben neben Demokraten, Philanthropen und Humanisten Feinde der Demokratie und des Parlamentarismus, Gegner der Emanzipation der Frauen, kinderfeindliche Hausherrn, ausbeuterische Unternehmer, Antisemiten, autoritäre Kleriker, Faschisten und so fort. Nach vier Jahren der faschistischen Diktatur unter Dollfuß und Schuschnigg jubeln auch ehemalige Christlichsoziale, Sozialdemokraten und Deutsch-nationale über den Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Dritte Reich. Wie kurz ist dann die Halbwertszeit demokratisch-politischer Erziehung und Bildung?

Dass aus einem Wiener Gemeindebau eine Gruppe von Hitlerjungen hervorgehen kann, zeigt meine Fallstudie im vierten Kapitel. Ihr Ertrag geht, meine ich, über den Fall weit hinaus. Sie zeigt, dass das sozialkulturelle Milieu eines Gemeindebaus ideologisch keineswegs homogen ist, schon gar nicht im Wechsel der wirtschaftlichen Konjunkturen und Krisen. Politisches Fühlen, Denken und Handeln entsteht erstaunlich früh, wenn Kinder und Jugendliche einen Protestmarsch wütender Menschen erleben, Schuldige suchen, politische Feinde zu erkennen meinen und so fort. Aber eine stabile politische Haltung, die über Krisen, Konjunkturen, Regimewechsel hinweg Bestand hätte, geht daraus nur in besonderen Fällen hervor.

Die Methodik der Untersuchung und die Abfolge der Kapitel

Zur Untersuchung des Verhältnisses von Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Alltagsleben in der Stadt Wien in den 1910er bis 1930er Jahren benötige ich wenigstens drei Theorie- und Methodenpakete, die ich hier nur kurz vorstellen will. Erstens eine sozial- und kulturwissenschaftliche Theorie der Autobiographik, das heißt eine allgemeine Vorstellung vom Fühlen, Denken, Sprechen und Schreiben über sich selbst, gekoppelt an eine geeignete Methode zur Analyse autobiographischer Texte. Zweitens eine Diskurstheorie und eine Methode zur Analyse der wissenschaftlichen und politischen Fachdiskurse und der Alltags-Diskurse. Drittens eine von Foucault abweichende Theorie des Macht-Dispositivs, die Menschen als passive und aktive Teilnehmer am Macht-Dispositiv anerkennt

23 Barrington Moore, Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt a.M. 1982.

24 Theodor W. Adorno, Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt a.M. 1973.

25 Cynthia Fleury, Hier liegt Bitterkeit begraben. Über Ressentiments und ihre Heilung, Berlin 2023.

und als wirklichkeitserzeugend, praxeologisch als Akteure begreift, die nicht nur ihre kleine Alltagswelt gestalten, sondern auch die große Welt zu begreifen versuchen, mit allen Irrtümern. Erst das *Ensemblement* dieser Theorien- und Methodenpakete ermöglicht es, das Alltagsleben einer Metropole in ausgewählten Feldern zu re-konstruieren, darzustellen und zu erklären.

Dieses Buch enthält zahlreiche wörtliche und sinngemäße Zitate aus autobiographischen Erzählungen von etwa siebzig Bürger*innen Wiens. Mit einigen habe ich zwei bis vier Stunden gesprochen, mit anderen mehrmals über mehrere Wochen und in einzelnen Fällen über Monate hinweg. Die Gesprächspartner*innen sind zwischen 1897 und 1927 geboren und können mit Karl Mannheim als Angehörige einer Generation verstanden werden, die ähnlichen Bedingungen, Herausforderungen und Ereignissen ausgesetzt ist.²⁶ Bei allen individuellen Unterschieden teilt die Generation Erfahrungen und kolportiertes Wissen aus der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, aus den Kriegsjahren und aus der Zeit zwischen den Kriegen in der Residenzstadt des Habsburger Reichs, die sich sozusagen vor ihren Augen in die Hauptstadt der Ersten Republik verwandelt. Schließlich erlebt sie die gewaltsame Zerstörung der Ersten Republik und des Roten Wien und den Beginn einer faschistischen Epoche, den Zweiten Weltkrieg und darauffolgend die längste Hochkonjunktur des 20. Jahrhunderts von den späten 1950er Jahren bis in die 1970er Jahre. Die Erzählungen enthalten teils explizites und theoretisches Wissen, teils aber auch implizites, von Karl Mannheim als »konjunktiv« bezeichnetes, an die Praxis gebundenes Wissen aus Lebens- und Arbeitsvorgängen. Ich habe die Erzählungen, einige mit Kollegen, schon in den 1980er und 1990er Jahren noch mit analogen Tonbandgeräten aufgenommen und vollständig in Textform gebracht.

Über die von mir benutzten und modifizierten Methoden der Gesprächsführung, der Interpretation und Analyse der Texte ist Genaueres an anderer Stelle nachzulesen.²⁷ Hier nur das Wichtigste. Um den Erzählungen über das Alltagsleben und die Begegnung der Bürger*innen mit Wissenschaft, Wirtschaft und Politik Einsichten und Erklärungen abzugewinnen, benutze ich das Konzept des Interdiskurses. Ich gehe davon aus, dass Spezial- oder Fachdiskurse der Wissenschaften, der Kommunalpolitik und insbesondere der Biopolitik in den Diskurs des Alltagslebens übertragen werden. Umgekehrt gehen Alltagsdiskurse in wissenschaftliche, professionelle und politische Diskurse ein. Sie wüssten ja zu wenig über Menschen in sozialen Gruppen und Systemen, hätten sie keine Kenntnis von deren Erzählungen, Meinungen und Aussagen.

-
- 26 Karl Mannheim, Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, Nr. 7, 1928, 157–185, 309–330; wieder abgedruckt in: In: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, 2. Auflage, Neuwied 1970, 509–565.
- 27 Vgl. Reinhard Sieder, The Individual and the Societal. In: Jurii Fikfak, Frane Adam, Detlev Garz, Hg., Qualitative Research. Different Perspectives, Emerging Trends, Ljubljana 2004, 49–66; ders., Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Praxeologisches Paradigma, Narrativ-biografisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung. In: Karl R. Wernhart, Werner Zips Hg., Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation, 4. gänzlich überarbeitete und erweiterte Auflage 2014, 150–180.

Seit vielen Jahren schon benutze ich Konzepte und Methoden von Fritz Schütze,²⁸ Hans-Georg Soeffner,²⁹ Ralf Bohnsack,³⁰ Gabriele Rosenthal³¹ und einigen anderen Sozial- und Kulturwissenschaftlern. Gemeinsam ist uns, einen zu analysierenden Text nicht voreilig auf wichtig erscheinende Passagen zu reduzieren, wie es in der »qualitativen Inhaltsanalyse« geschieht, sondern den gesamten Text in der Linie seines Entstehens Wort für Wort und Satz für Satz, Absatz für Absatz zu lesen und zu interpretieren und dabei latente und manifeste Bedeutungen, theoretisches und konjunktives Wissen, Bewusstes und Unbewusstes zu unterscheiden. Die für mich grundlegenden Methoden des narrativen Interviews und der sequentiellen Textanalyse wurden von Fritz Schütze im Rahmen einer Studie zu kommunalen Machtstrukturen entwickelt, einem Thema also, das dem meinen in diesem Buch ähnlich ist.³² Elemente der »dokumentarischen Methode« nach Karl Mannheim,³³ Ralf Bohnsack u.a. passen bestens dazu, denn es interessiert mich, wie von Gruppen geteilte oder in ihnen umstrittene Sinnhorizonte und Deutungsmuster entstehen.³⁴ Die dokumentarische Methode erhöht die Aufmerksamkeit der sequenziellen Text- und Bildanalyse für das implizite Wissen in seiner sozialen Performanz, für den »konjunktiven Erfahrungsraum« (Mannheim). Autobiographische Erzähler*innen sind keineswegs »theorielos«. Ihre Theorien unterscheiden sich freilich von wissenschaftlichen Theorien. Sie können durch die Dekonstruktion der Erzählung erschlossen werden (siehe den dafür exemplarischen Abschnitt 4.11).

Jedes Kapitel kann für sich gelesen werden. Im ersten zeige ich, dass auch Politiker der repräsentativen, parlamentarischen und demokratischen Republik einen viel älteren religiösen und postreligiösen Paternalismus praktizieren. Analoges gilt auch für die Varianten des Faschismus bzw. faschistischer Diktaturen. Für Leser*innen, die mit der Zeitgeschichte Österreichs und Wiens nicht vertraut sind, berichte ich kurz über den Staatsstreich des christlichsozialen Bundeskanzlers Dollfuß und der mit ihm kooperierenden Heimwehren, die die Republik und das Rote Wien im Mai 1933 mit einem Staatsstreich und dem Erlass einer »ständischen« Verfassung am 1. Mai 1934 beenden.

-
- 28 Fritz Schütze, Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung, München, 159–260.
- 29 Hans-Georg Soeffner, Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Unter redaktioneller Mitarbeit von Ludgera Vogt, Frankfurt a.M. 2015.
- 30 Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann, Arnd-Michael Nohl, Hg., Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 2. erweiterte und aktualisierte Auflage, (E-book) Wiesbaden 2008.
- 31 Vgl. Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a.M./New York 1995.
- 32 Fritz Schütze, Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik 13 (1983), 3, 283–293.
- 33 Vgl. Karl Mannheim, Strukturen des Denkens. Herausgegeben von David Kettler, Volker Meja, Nico Stehr, Frankfurt a.M. 1980.
- 34 Ralf Bohnsack u.a., Hg., Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 2. erweiterte und aktualisierte Auflage, (E-book) Wiesbaden 2008.

Im zweiten Kapitel bespreche ich zunächst Theorien zum Alltagsleben und argumentiere, warum das Foucaultsche Macht-Dispositiv um die in ihm lebenden und kommunizierenden, praktisch handelnden Menschen aller sozialen Klassen zu erweitern ist. Ulrich Herbert folgend, spreche ich von einer Hohen Moderne, in der sich Staats- und Stadtregierungen, Humanwissenschaften, Professionen und politische Parteien und Bewegungen, Vereine und Genossenschaften und nicht zuletzt die Bürger*innen beteiligen.³⁵ Experimentelle Felder der Biopolitik bilden dann den empirischen Gegenstand des zweiten Kapitels. Ich rekonstruiere die Erfindung und Implementation der Rassenhygiene bzw. der sozialistischen Eugenik und den Aufbau des Wiener Systems der Familienfürsorge und der Fürsorgeerziehung.

Das dritte Kapitel ist den Kriegs- und Gassenkindern gewidmet. Die Gegenüberstellung des Fachdiskurses und der Erinnerungen ehemaliger Gassenkinder erhellt Lernprozesse der Kinder auf der Gasse, von denen die pädagogischen Experten erstaunlich wenig wissen, oder die sie unangemessen romantisieren.

Wie sich die Bewohnerschaft eines typischen Wiener Gemeindebaus zusammensetzt und ob sie ein politisches Biotop bildet, in dem sozialkulturelles Lernen nach Vorstellung der sozialdemokratischen Reformer möglich ist, oder aber auch ganz andere und von den Regierenden nicht gewollte Lernprozesse erfolgen, die in die faschistische Epoche führen, untersuche ich im vierten Kapitel. Im ersten Gemeindebau der Leopoldstadt, dem Wachauer Hof nahe der Praterstraße, leben Sozialdemokraten, Christlichsoziale, Deutschnationale, eine monarchistische Offiziersfamilie und einige Nationalsozialisten. Unter den Kindern, die hier aufwachsen, bildet sich neben den üblichen Banden auch eine Gruppe von Hitlerjungen. Offenbar ist der Gemeindebau keine »triviale Maschine« (Heinz von Förster), die von der regierenden sozialdemokratischen Partei geplant, gebaut und ideologisch gefüttert wird und das gewollte Menschen-Produkt, den »Neuen Menschen« einer sozialistischen Gemeinschaft hervorbringt. Die Analyse zeigt: Als *zoom politikon* ist der Mensch das fortlaufend sich herstellende Produkt seines eigenen Lernens in der Kommunikation mit Anderen. Dies ist wohl das stärkste Argument für die Rückkehr des Subjekts in das Macht-Dispositiv.³⁶

Ob und warum Jugendliche schon früh patriarchalische Handlungs- und Deutungsmuster erwerben, untersuche ich im fünften Kapitel. Ich zeige, wie sie industrielle Arbeitsdisziplin, Solidarität, Konfliktfähigkeit, gewerkschaftliche und politische Haltungen und die Sorge für sich selbst in den oft auch gesundheitsschädlichen Arbeitsprozessen verinnerlichen. Zuwandernde und schon in der Stadt geborene Dienstmädchen wollen sich der kulturell absterbenden häuslichen Herrschaft kleinbürgerlicher und bürgerlicher Dienstgeber ehestmöglich entziehen und auf gewerbliche und industrielle Arbeitsplätze wechseln. Ist die Arbeit von Dienstmädchen am Übergang in die Hohe Moderne eine Schule für künftige Hausfrauen und Mütter, eine Schule des modernen Patriarchats? Welches Ehe- und Familienleben, welche Elternschaft entwerfen die Adoleszenten für sich selbst?

35 Vgl. Ulrich Herbert, Europe in high modernity. Reflections on a theory of the 20th century. In: Journal of Modern European History 5 (2007), 5–20.

36 Vgl. Reinhard Sieder, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004.

Dass Menschen der westlichen Moderne behaust sind, scheint selbstverständlich. Aber die Art der Behausung ist Gegenstand ökonomischer Kalkulation, politischer Diskussion und kommunaler Regulation. Im sechsten Kapitel stelle ich Klischees über das Zinshaus und das Bassenahaus in den Vorstädten und Vororten in Frage. Um 1900 wird das Wiener Zinshaus zum Objekt eines politisch-ökonomischen und sozialpolitischen Diskurses der *Wohnungsreform*, der nicht nur von bauphysikalischen und gesundheitspolitischen, sondern auch von rassenhygienischen und eugenischen Ideen beeinflusst wird, geht es doch beim Wohnen um die Behausung der biologischen Produktion des Menschen und sein leibliches und kulturelles Erbe.

Avantgarden des Wohnens und Haushaltens, die dem kommunalen Wohnungsbau um etwa ein Jahrzehnt vorausgehen, gilt das siebente Kapitel. Ich untersuche zunächst eine Genossenschaftssiedlung von Bediensteten der Eisenbahnen und danach das zweite Einküchenhaus der Heimhof Genossenschaft für berufstätige Paare. Die Genossenschaftssiedlung verfügt neben Hausgärten und von allen Seiten belichteten Wohnungen über eine intelligente Logistik für die Versorgung mit Brennstoffen und Lebensmitteln, über einen Konsumladen und einen Montessori-Kindergarten, gut zehn Jahre vor dem ersten Gemeindebau, der erst 1921 eröffnet und bezogen wird. Das zweite Einküchenhaus, das ausdrücklich für erwerbstätige Paare von einem privaten Verein geplant, gebaut und geführt wird und alle Hausarbeit an von den Mieter*innen bezahlte Hausangestellte vergibt, stellt wohl den experimentellsten Fall des genossenschaftlichen Wohnungsbaus dar.

Den Wiener Gemeindebauten gilt das achte Kapitel. Dutzende Baumeister und Architekten erarbeiten Konzepte für städtische Wohnhäuser, große Höfe und Gartensiedlungen, die dem Ideal der (klein)bürgerlichen Kleinfamilie folgen. Junge Familien verlassen die oft überfüllte elterliche Mietwohnung im Zinshaus und erleben die ihnen zugewiesene Gemeindewohnung erstmals als ihre »eigene« Wohnung, die sie nach ihren finanziellen Möglichkeiten und nach ihrem Geschmack einrichten. Ob die Zentralwäschereien in den großen Gemeindebauten die Hausarbeit der Frauen öffentlich sichtbar machen und eine sonst verborgene, einsame Hausarbeit der Frauen vergesellschaften, wie Eve Blau in ihrem Standardwerk zur Architektur des Roten Wien³⁷ annimmt, prüfe ich mit einer genauen Rekonstruktion der Zentralwaschküchen und des Waschtags.

Im neunten Kapitel untersuche ich das Familienleben, dessen Vielfalt mit den Prozessen der Industrialisierung und Urbanisierung zunimmt, während die Natürlichkeit von Ehe und Familie für intellektuelle Eliten in Zweifel gerät. Das Rote Wien ist unter anderem auch ein Labor zur Modernisierung des Ehe- und Familienlebens, bleibt dabei aber erstaunlich konservativ. Welche Kräfte und Mächte sichern die Herrschaft des Mannes als Vater und Familienerhalter? Unterwerfen sich die Frauen ihren Ehemännern oder sind sie im Familienleben und im Haushalt gleich mächtig oder ihren Männern gar überlegen, wie manche Autorinnen meinen? Reproduziert das heterosexuelle Paar in seinem Streit um häusliche Macht mit den Medien des Geldes und der Liebe, der Sexualität und der Bildung ausgerechnet unter einer sozialdemokratischen Stadtregierung ein patriarchalistisches Macht-Dispositiv?

37 Eve Blau, *The Architecture of Red Vienna 1919–1934*, Cambridge/Mass./London 1999.

Wie die untersuchten autobiographischen Texte zeigen, werden die allermeisten Bürger*innen schon in ihrer Kindheit und Jugend paternalistisch und patriarchalistisch geprägt. Im zehnten Kapitel untersuche ich, wie eine derart frühe Disposition zustande kommt und lebenslang wirksam bleiben kann. Eine in den »Goldenen Zwanziger Jahren« aufblühende Kulturindustrie importiert den Code der romantische Liebe über neue Massenmedien in die Mittelklasse und auch in Teile der Unterklasse. Der Code fordert nicht nur die Introspektion und ein romantisches Gefühl, er verlangt auch »Arbeit aus Liebe«. Umhüllt oder verhüllt sich das Patriarchat mit einer neuen Illusion?

Vor der Folie dieser zehn Kapitel, die sich im Grunde alle mit politischem Lernen im Alltagsleben und der Partizipation der Bürger*innen an einem demokratisch verfassten Gemeinwesen befassen, untersuche ich im elften Kapitel die Beteiligung von Bürger*innen am Kampf um die Regierungsmacht. Dies kann hier nur an einem ausgewählten Ereignis von hoher symbolischer Bedeutung geschehen. Der Protest gegen den Freispruch von »Arbeitermördern« und der Brand des Justizpalastes am 15. Juli 1927 enden mit dem gewaltsamen Tod von über 90 Menschen und der schweren Verletzung von Hunderten, darunter Frauen und Kinder. Die Bedeutung des Ereignisses für die erste demokratische Republik Österreich ist umstritten. Bestätigt sich die Unfähigkeit der regierenden Sozialdemokraten, eine empörte Masse zu führen? Werden autoritäre und faschistische Kräfte durch die Niederlage der Sozialdemokrat*innen ermutigt, die Republik und mit ihr das Rote Wien mit Gewalt zu zerstören? Bedeutet das tragische Ende der sozialdemokratischen Hegemonie auch das frühe Scheitern ihres Zivilisierungsprojekts?

In der abschließenden Synopse frage ich, welche Bedeutung dem Roten Wien im europäischen Zivilisationsprozess beigemessen werden kann. Ausgehend von der im Buch ausführlich belegten These, dass die Wiener Sozialdemokratie der 1920er Jahre eine komplexe Erziehungs- und Modernisierungsbewegung ist, die viele Bereiche des Alltagslebens erfasst und die Stadtbürger*innen an die Anforderungen der demokratischen Republik und des fordistischen Kapitalismus heranführen will, ohne an der Eigentumsordnung zu rühren, frage ich, ob das Rote Wien immer noch als Versuchsstation für einen freien und demokratischen Wohlfahrtsstaat gelten kann.

Dank

Nicht wenigen Menschen schulde ich Dank. Mit Gottfried Pirhofer habe ich in den 1980er Jahren meine ersten narrativen und biographischen Interviews zu Aspekten des Alltagslebens im Roten Wien geführt. Von ihm lernte ich einiges über Stadt-Architektur und die Geschichte des Wohnens. Gemeinsam schrieben wir einen Aufsatz, der als früher Entwurf einiger Argumente des vorliegenden Buches gelten kann.³⁸ Hans Schafranek (†),

38 Gottfried Pirhofer, Reinhard Sieder, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik. In: Michael Mitterauer, Reinhard Sieder, Hg., Historische Familienforschung, Frankfurt a.M. 1982, 2. Auflage 2016, 326–368. Ein Teil der Zitate aus autobiographischen Narrativen in den folgenden Kapiteln finden sich schon in meiner Habilitationsschrift, die am 10. Juli 1989 von der Universität Wien angenommen wurde (Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, Universität Wien 1989, Typoskript).

Gottfried Pirhofer, Hans Safrian, Michael John, Wolfgang Ruß (†), Christian Gerbel und Alexander Mejstrik und einigen anderen Kolleg*innen danke ich, mir ausdrücklich erlaubt zu haben, aus von ihnen allein oder mit mir geführten Interviews kurze Passagen zu zitieren. Lisa Rastl führte Bildrecherchen in öffentlichen Bibliotheken und Archiven. Mit Michaela Ralser und ihren Mitarbeiter*innen an der Universität Innsbruck konnte ich meine Überlegungen zur Wiener Familienfürsorge und zur Heimerziehung ausführlich diskutieren.³⁹ Karl Fallend stellte mir ein Manuskript des verstorbenen Achim Perner zu August Aichhorns Erziehungsheim in Oberhollabrunn zur Verfügung. Thomas Aichhorn danke ich für die Erlaubnis, ein Foto aus dem Nachlass August Aichhorns zu veröffentlichen. Herwig Czech, Karl Fallend, Peter Eigner, Johanna Gehmacher, Brigitta Schmidt-Lauber und Jens Wietschorke kommentierten einzelne Kapitel. Alberto de Armas Estéves gab mir nach Lektüre der Einführung den guten Rat, der eigentlichen Untersuchung ein erstes Kapitel voranzustellen, das nicht-österreichische Leser*innen über die welt- und staatspolitischen Zusammenhänge informiert, in denen das Experiment des Roten Wien möglich wird und zu Grunde geht. Gegenüber den inzwischen verstorbenen Bürgerinnen und Bürgern Wiens, die mir und meinen Kollegen in den 1980er und 1990er Jahren über ihr Alltagsleben im Roten Wien stundenlang erzählt und eine einzigartige historische Quelle geschaffen haben, empfinde ich Dankbarkeit, Achtung und Respekt.

39 Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralser, Elisabeth Lobenwein, Hg., *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin*, Band 17: Schwerpunkt: Medikalisierte Kindheiten. Die neue Sorge um das Kind vom ausgehenden 19. bis ins späte 20. Jahrhundert, Leipzig 2018.

Kapitel 1:

Die Gründer der demokratischen Republik und ihre Feinde

1.1 Der staats- und weltpolitische Kontext

Der deutsche Reichskanzler Maximilian von Baden ruft am 9. November 1918 dazu auf, alle deutschsprachigen Gebiete in einem künftigen deutschen Staat zu vereinigen. Über Verfassung und Regierungsform werde eine *Verfassungsgebende Nationalversammlung* entscheiden. Daraufhin erklärt der Staatssekretär (Minister) für Äußeres der österreichischen Regierung, Victor Adler,¹ er habe dem deutschen Reichskanzler mitgeteilt, dass auch »das deutsche Volk in Österreich (mit einer Abordnung seiner gewählten Repräsentanten, RS) an der Verfassungsgebenden Versammlung (Deutschlands) teilnehmen« werde.²

Schon drei Wochen zuvor hat sich die Vollversammlung aller »deutschen« Parteien als »Provisorische Nationalversammlung Deutschösterreichs« in Wien konstituiert und einen »Vollzugsausschuss« gewählt. Er soll einer provisorischen Nationalversammlung Entwürfe für die Verfassung eines selbständigen Staates »Deutschösterreich« unterbreiten. In der folgenden Sitzung der Nationalversammlung wird ein »Beschluss über die grundlegenden Einrichtungen der Staatsgewalt« (StGBL.1) gefasst. Die Nationalversammlung bezeichnet den neuen Staat ausdrücklich als »demokratische Republik« (Artikel 1), der gemäß Artikel 2 »Bestandteil der Deutschen Republik« werden soll.³ Am 12. November erlässt die Provisorische Nationalversammlung das Gesetz über die Staats-

- 1 Victor Adler, *24. Juni 1852 in Prag als Sohn eines jüdischen Großbürgers; † 11. November 1918 in Wien. Arzt, Armenarzt in freier Praxis. Gründer (Herbeiführung des Einigungsparteitags 1888/89) und Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei bis zu seinem Tod am 11. November 1918. Vgl. Karl R. Stadler, Victor Adler. In: Walter Pollak, Hg., Tausend Jahre Österreich. Eine Biographische Chronik, Band 3: Der Parlamentarismus und die beiden Republiken, Wien 1974, 50–60, hier 52.
- 2 Der österreichische Staatsrat, Protokolle des Vollzugsausschusses, des Staatsrates und des Geschäftsführenden Staatsratsdirektoriums, Band 1, 21. Oktober 1918 bis 14. November 1918, Wien 2008, 327f.
- 3 Alfred J. Noll, Entstehung der Volkssouveränität? Zur Entwicklung der österreichischen Verfassung 1918 bis 1920. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaner, Hg., Das Werden der Ersten Republik ... der Rest ist Österreich, 2 Bände, Wien 2008, Band 1, 363–380, hier 372.

und Regierungsform von Deutschösterreich. Daher gilt der 12. November 1918 offiziell als der Gründungstag der Ersten Republik Österreich.

Nicht wenige Zeitgenossinnen und Zeitgenossen bezweifeln, dass der Kleinstaat lebensfähig sein werde, ist er doch von Rohstoffen, Schwerindustrien und Kornkammern des ehemaligen Habsburger Reichs abgeschnitten und von den Nachfolgestaaten durch Staats- und Zollgrenzen getrennt. Otto Bauer, der Victor Adler unmittelbar nach dessen Tod in das Amt des Staatssekretärs (Minister) für Äußeres folgt und zum stellvertretenden Vorsitzenden der SDAP unter Karl Seitz gewählt wird, teilt diese Skepsis.⁴

Anders als Karl Renner will Otto Bauer die »Nationalitätenfrage« nach dem Prinzip der Kulturautonomie lösen. In Russischer Kriegsgefangenschaft kommt er mit Intellektuellen der Bolschewiki in Kontakt und versteht sich fortan als Marxist. Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft wird Bauer von Victor Adler zum Sekretär des Klubs sozialdemokratischer Abgeordneter im Reichsrat bestellt. Am 12. November 1918, unmittelbar nach Victor Adlers Tod und am Tag der Ausrufung der demokratischen Republik Deutschösterreich, wird er zum Staatssekretär des Äußeren (Außenminister) vorgeschlagen und in dieses Amt berufen. Er behält es bis 1919.

In einer »Denkschrift« an die Regierungen der Entente schreibt Bauer, die Verhandlungen über die Bildung einer *Donauföderation* – ein politisches und ökonomisches Bündnis selbständiger Nachfolgestaaten – seien gescheitert. Er suche nach einem anderen föderativen Anschluss, den Österreich aus wirtschaftlichen und außenpolitischen Gründen dringend benötige. »Es kann ihn nirgends finden als im Deutschen Reiche.« Er setzt fort mit einer Argumentation über die Geschichte des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und den Deutschen Bund, denen Österreich bzw. das Haus Habsburg in führender Stellung angehört haben. Nach dem Streit der Dynastien Habsburg und Hohenzollern und beider Machtverlust wäre es nun möglich, alle deutschsprachigen Länder in einem deutschen Reich zu assoziieren.

Bauers Plädoyer für einen Anschluss an ein neues Deutschland, dessen Verfassung noch ungewiss ist, hat neben wirtschaftlichen und sprachethnischen auch politisch-strategische Gründe. In einer bereits industrialisierten Deutschen Republik sei die Voraussetzung für eine Sozialisierung des kapitalistischen Österreich – zu dieser Zeit noch die Vorstellung Bauers von Sozialismus – viel eher gegeben als in einem »armseligen Bauernstaat«.⁵ Die Option des Anschlusses scheitert an den Siegermächten, die ein »großdeutsches« Reich verhindern wollen. In Osteuropa schaffen sie mit dem durch die territoriale Beschneidung Ungarns erheblich vergrößerten Rumänien einen geopolitischen Puffer vor Russland und seinen engsten Verbündeten (ab Dezember 1922: Union der Sowjetrepubliken).

4 Otto Bauer, geboren am 5. September 1881 in Wien, gestorben am 5. Juli 1938 in Paris. Sohn eines jüdischen Großkaufmanns, der sich zum Liberalismus bekennt. 1907 erst 26 Jahre alt, veröffentlicht Otto Bauer das etwa 600 Seiten starke Buch *Nationalitätenfrage und Sozialdemokratie*, Wien 1907.

5 Diese Formulierung Bauers findet sich in einem Brief an Karl Kautsky vom 6. 5. 1919, zitiert nach Ernst Hanisch, *Im Zeichen von Otto Bauer. Deutschösterreichs Außenpolitik in den Jahren 1918 bis 1919*. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaner, Hg., *Das Werden der Ersten Republik, ... der Rest ist Österreich*. Band I, Wien 2008, 207–222, hier: 217.

Dass der dem rechten Flügel der sozialdemokratischen Partei zuzuzählende Karl Renner 1918 für den Anschluss an Deutschland plädiert und dies im März 1938 ausdrücklich wiederholen wird, obwohl zu diesem Zeitpunkt die NSDAP schon seit fünf Jahren Deutschland regiert, wirft die Frage auf, ob Renner die Option des Anschlusses wichtiger ist als die Abgrenzung vom Nationalsozialismus.

Der Versuch, den schon bekannten Plänen der Siegermächte durch die Ausrufung der Republik Deutschösterreich am 12. November 1918 und die Unterzeichnung eines Anschlussprotokolls mit dem Deutschen Reich am 2. Mai 1919 zuvorzukommen, stellt sich als erfolglos heraus. Im Artikel 88 des am 10. September 1919 im Schloss Saint-Germain-en-Laye unterzeichneten Vertrags wird der von der österreichischen Nationalversammlung beschlossene Anschluss an Deutschland untersagt. Der proklamierte Name »Republik Deutschösterreich« muss auf »Republik Österreich« abgeändert werden.

Von den Gesetzen, die sozialdemokratische Regierungsmitglieder und Abgeordnete von 1919 bis zum Bruch der ersten Regierungskoalition mit den Christlichsozialen im Mai 1920 vorbereiten, dem Parlament zur Beschlussfassung vorlegen und mit Mehrheit beschließen, zählen jene zum Arbeitsrecht und zum Arbeiterschutz (Achtstundentag u. a.), zur Sozialversicherung und zur Arbeitslosenversicherung zu den nachhaltigsten.⁶ Genau diese Gesetze führen aber auch zum Bruch der Regierungskoalition. Sie werden von Abgeordneten der christlichsozialen Partei im Parlament, von Frontkämpfern, Heimwehren und Vertretern der Industriellenvereinigung wiederholt als »revolutionärer Schutt« bezeichnet. Sie kündigen an, diese Gesetze ehestmöglich außer Kraft setzen zu wollen. Schon mehren sich von dieser Seite aber auch Stimmen, die parlamentarische Republik überhaupt zu beseitigen und einen autoritären Staat zu errichten.

Nach leichten Stimmenverlusten bei den Wahlen zum Nationalrat von 1920 ziehen sich die Wiener Sozialdemokraten auf die Kommunalpolitik in Wien zurück, wo sie bei den ersten freien und gleichen Wahlen zum Gemeinderat am 4. Mai 1919 mit 54 % der Stimmen und 100 von 165 Mandaten die absolute Mehrheit haben und bis zum Staatsstreich im März 1933 allein regieren. Mit der Trennung von Niederösterreich erhält Wien gemäß der Verfassung von 1920 ab 1. Jänner 1922 den Status eines Bundeslandes. Die Finanzhoheit ist gewiss die wichtigste Kompetenz. Sie ermöglicht der Landes- und Stadtregierung die Einhebung von kommunalen Steuern, eine eigenständige Budgetpolitik und kommunalpolitische Leistungen, die seither für das Rote Wien stehen.

1.2 Repräsentation und Partizipation der Bürger*innen

Als *Gründer* des demokratisch-republikanischen Staates fungieren die Abgeordneten der *Provisorischen Nationalversammlung*. Der verfassungsrechtlich gesetzte Vorrang des Parlaments gegenüber der Regierung in der Kelsen-Verfassung von 1920 ist bemerkenswert. Er geht wohl auf den Einfluss der sozialdemokratischen Partei zurück, der Kelsen zwar nicht angehört, mit der ihn aber Freundschaften und ein Grundkonsens über Form und

6 Vgl. Emmerich Tálos, Staatliche Sozialpolitik in Österreich. Rekonstruktion und Analyse, Wien 1981.

Aufgaben eines modernen demokratischen Staates verbinden.⁷ Alfred Noll bemerkt dazu:

»Folgerichtig wurde die Macht in den Händen des Parlaments konzentriert, auf ein Staatsoberhaupt verzichtet und die Verwaltung von der Legislative abhängig gemacht. Dieses System war, mit den Worten Otto Bauers, »die parlamentarische Form der politischen Demokratie in schärfster Ausprägung«.⁸

Das Parlament der gewählten, freien Abgeordneten kann in legitimer und legaler Weise von keiner anderen Instanz im Staat außer Kraft gesetzt werden. Dies ist im Hinblick auf den Putsch des Bundeskanzlers Dollfuß im März 1933 und die Behauptung, das Parlament habe sich selber aufgelöst, bemerkenswert (s.u.).

Die Meinungsunterschiede der in das Parlament gewählten Mandatäre und ihrer Parteien spiegeln, so Kelsen, die »Pluralität der Meinungen im Volk«.⁹ Von einer Repräsentation des Wählerwillens könne dennoch keine Rede sein, da es den Wählerwillen oder den Willen des Volkes nicht gebe. Daher sei auch die Repräsentation des Wählerwillens durch gewählte Abgeordnete eine Fiktion.¹⁰ Die Abgeordneten sind auch nicht verpflichtet, von Wählerinnen und Wählern persönliche Aufträge anzunehmen und umzusetzen. Sie haben ein freies Mandat. Es liegt allein in ihrer Verantwortung zu entscheiden, wie sie ihre Wähler*innen am besten vertreten.

Die Prinzipien der Verfassung der freien, deliberativen, das heißt sich selber kritisch reflektierenden und laufend verbessernden Demokratie gehen dem jeweils erreichten Entwicklungsgrad voraus. Eine direkte Demokratie hingegen scheint Kelsen wenig praktikabel. In einer arbeitsteiligen Gesellschaft der hohen Moderne gehe es um die Aushandlung von unzähligen Kompromissen zwischen gesellschaftlichen Gruppen, Parteien und anderen Interessensvertretungen.¹¹ – All dies soll hier nicht mehr näher ausgeführt werden. Ich kehre zu meiner Hauptfrage nach dem mutuellen Verhältnis von Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Alltagsleben im Roten Wien zurück, für das Kelsen mit der Verfassung von 1920 die staatsrechtliche Rahmenbedingung schafft.

1.3 Die moderne Demokratie und der Paternalismus

Dass die Entmachtung der Habsburger ohne politische Gewalt verläuft, wird auf das Ansehen und das Verhandlungsgeschick Victor Adlers zurückgeführt. Schon in der vorre-

7 Vgl. Thomas Olechowski, Hans Kelsen und die Bundesverfassung. In: *Austrian Law Journal* 1 (2022), 28–38.

8 Alfred J. Noll, Entstehung der Volkssouveränität? Zur Entwicklung der österreichischen Verfassung 1918 bis 1920. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaler, Hg., *Das Werden der Ersten Republik ... der Rest ist Österreich*, 2 Bände, Wien 2008, Band 1, 363–380.

9 Ebd.

10 Vgl. Philip Manow, *Im Schatten des Königs. Die politische Autonomie demokratischer Repräsentation*, Frankfurt a.M. 2008, 114ff.

11 Vgl. Hans Kelsen (1926), *Verteidigung der Demokratie*, herausgegeben von Matthias Jestaedt, Oliver Lepsius, Tübingen 2006, siehe vor allem den Abschnitt Demokratie, 115–148.

volutionären Phase von Ende 1916 bis zur Gründung der Republik zeigt sich die sozialdemokratische Elite im Umgang mit den kaiserlichen Regierungen vorsichtig, kooperativ und zuweilen unentschlossen. Ende 1916 und Anfang 1917 wird sie davon überrascht, dass Soldaten und Zivilisten gegen den kriegführenden Habsburger Doppelstaat und seine Kriegsführung protestieren. Mehr und mehr Menschen wenden sich aus Protest von der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften ab. Erst unter diesem wachsenden Druck übernimmt die sozialdemokratische Elite einige Forderungen ihrer Klientel.

1.3.1 Die vorrevolutionäre Phase im Ersten Weltkrieg

Der deutsche Sozialhistoriker Jürgen Kocka bezeichnet die Kriegsjahre als eine »vorrevolutionäre Zeit« im Deutschen Reich.¹² Für das Habsburger Reich kann ab der Jahreswende 1916/17 von einer vorrevolutionären Phase gesprochen werden. Schon seit März 1914 (!) regiert Ministerpräsident Graf Stürkh mittels Notverordnungen. Grund- und Freiheitsrechte der Bürger sind aufgehoben, so das Briefgeheimnis, das seit 1848 geltende Versammlungs- und Vereinsrecht und die Rede- und Pressefreiheit. Josef Redlich, Jurist, Universitätsprofessor, gemäßigt deutschnationaler Abgeordneter zum Reichsrat und zwei Wochen lang Finanzminister der letzten kaiserlichen Regierung, formuliert im Rückblick in seltener Deutlichkeit:

»In keinem anderen Land aber sind die Machthaber von vornherein in diesem Streben so weit gegangen, wie sie es in Österreich taten [...] Nirgends ging man von Anfang an so sehr wie hier darauf aus, die stumme Unterwerfung der willenlos gemachten Bevölkerung unter den Krieg durch planmäßige, polizeilich-militärische Vorkehrungen, durch ein System der politischen Fesselung des Einzelnen und der als »unverlässlich« angesehenen nationalen Gesamtheiten zu sichern.«¹³

Nicht weniger scharf fällt das Urteil Otto Bauers aus, der als ehemaliger k.u.k. Offizier am 13. April 1921 vor Offizieren des Bundesheeres der Ersten Republik einen Vortrag über das Militär im Habsburger Staat hält.

»Ohne Gewaltanwendung gegen das eigene Volk ist wahrscheinlich kein Krieg zu führen. Der Krieg fordert solche Entbehungen, so schwere Opfer, daß das immer nur mit Gewalt durchzusetzen ist. Aber kein Land war gezwungen, *seinen eigenen Völkern* gegenüber so unermesslich viel Gewalt, so furchtbare Gewalt zu üben wie jenes Österreich-Ungarn, dessen wichtigstes, unentbehrlichstes Kriegsinstrument der Galgen war.«¹⁴

-
- 12 Jürgen Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918*, Göttingen 1973, 2.
- 13 Josef Redlich, *Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkriege*, Wien 1925, XVIII, zitiert nach Hans Hautmann, *Zum Stellenwert der Massenbewegungen und Klassenkämpfe in der revolutionären Epoche 1917–1920*. In: ders., *Die österreichische Revolution. Schriften zur Arbeiterbewegung 1917 bis 1920*, Wien 2020, 37ff.
- 14 Otto Bauer, *Die Offiziere und die Republik. Ein Vortrag über die Wehrpolitik der Sozialdemokratie*, Wien 1921, Otto Bauer Werkausgabe, Band 2, Wien 1976, 375–394, hier 381.

Das habsburgische Militär errichtet eine Parallelherrschaft zur kaiserlichen Regierung und gründet ein »Kriegsüberwachungsamt«. Überwacht werden nicht etwa jene, die die Kriegserklärung und die Kriegführung verantworten, sondern die Bürger*innen. Auch Frauen und Jugendliche, die zu kriegswichtiger Arbeit verpflichtet werden, unterliegen militärischer Disziplinargewalt. Kriegswichtige Betriebe ziviler Eigentümer und Aktionäre werden militärischer Aufsicht unterstellt. Der Krieg richtet sich nicht nur gegen den »äußeren Feind«, sondern indirekt auch gegen die »eigenen Völker«, die in Festtagsreden paternalistisch umschmeichelt werden.

Nach Einschätzung des Historikers Hans Hautmann dauert die »Intensivierung von Zwang, Gewalt und Unterdrückung in allen Lebensbereichen« bis zur Jahreswende 1916/1917.¹⁵ Dann geht die Geduld der Bevölkerung zu Ende. Ereignisse und Erlebnisse, die die Einstellung vieler Menschen zum Krieg verändern und sie auf einen baldigen Friedensschluss hoffen lassen, sind das Attentat Friedrich Adlers auf den Ministerpräsidenten Graf Stürkh, wohl noch mehr die beeindruckende Rede des Attentäters vor dem Ausnahmegericht,¹⁶ der Tod des greisen Herrschers Franz Josef I. am 21. November 1916 und die Thronbesteigung seines Neffen Karl, sowie das Friedensangebot, das die Mittelmächte Mitte Dezember 1916 den Kriegsgegnern unterbreiten. Die kaiserliche Regierung setzt eine Reihe von Maßnahmen, die die Lage der Bevölkerung verbessern sollen und auch bereits an die Rückkehr der überlebenden Soldaten in die Zivilgesellschaft denken lassen.¹⁷ Sie erlaubt die Abhaltung eines »Arbeitertages« am 5. November 1916 in Wien. Tausend Delegierte der Gewerkschaften und der Sozialdemokratischen Partei formulieren Kritik an den Arbeitsbedingungen in den militarisierten Betrieben und schlagen Maßnahmen zur Besserung der Lage vor. Ihre Adressaten sind als Gäste geladen: Mitglieder des Armeeoberkommandos und hohe Beamte der zuständigen Ministerien. Die Gründung eines »Amtes für Volksernährung« am 1. Dezember 1916 soll die Versorgung verbessern. Das vom Sozialdemokraten Karl Renner geführte Amt¹⁸ ist jedoch nicht im Stande, ausreichend Lebensmittel für die österreichische Reichshälfte zu organisieren und zu verteilen. Dies provoziert geradezu die Idee einer alternativen Regierung der Räte, von der sich viele eine bessere und gerechtere Versorgung mit Lebensmitteln erhoffen. Mit den von der Regierung gesetzten Maßnahmen kann immerhin von einer begrenzten politischen Partizipation gesprochen werden. Doch die weitere Entfaltung bleibt aus. Mit dem Ende der ersten Regierungskoalition im Juli 1920 ist sie auch im republikanischen Staat kein Thema mehr.¹⁹ Umso mehr bleibt

15 Hans Hautmann, Zum Stellenwert der Massenbewegungen und Klassenkämpfe in der revolutionären Epoche 1917–1920. In: ders., Die österreichische Revolution. Schriften zur Arbeiterbewegung 1917 bis 1920, Wien 2020, 37ff.

16 Vgl. Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht. 18. und 19. Mai 1917. Herausgegeben und eingeleitet von J. W. Brügel, Wien/Frankfurt a.M./Zürich 1967.

17 Hans Hautmann, Zum Stellenwert der Massenbewegungen und Klassenkämpfe in der revolutionären Epoche 1917–1920, 50ff.

18 General Landwehr, Hunger. Die Erschöpfungsjahre der Mittelmächte 1917/18, Wien 1931.

19 Zur rezenten Diskussion, die freilich nicht zurückprojiziert werden darf, aber eine Vorstellung davon gibt, was unter anderen Umständen auch schon um 1920 anzudenken gewesen wäre vgl. Hans Lietzmann, Kulturen politischer Partizipation. Hermeneutische und historische Perspektiven. In:

der politische Paternalismus das hervorstechende Merkmal der Parteien in der Ersten Republik und auch im Roten Wien.

1.3.2 Sozialpsychologische Aspekte des Umbruchs 1918/1919

Als Siege auf den Schlachtfeldern des Krieges ausbleiben, den einer der Wegbereiter der Rassenhygiene, Ernst Haeckel, schon im September 1914 einen »Weltkrieg« nennt, und das Vertrauen der Bevölkerung in die Kriegführung deutlich sinkt, stellt sich für Sozialdemokraten die Frage, wie die ab 1917 immer deutlicher werdende vorrevolutionäre Stimmung im Zaum gehalten werden kann. Als Sozialdemokrat, Freud-Schüler und Psychoanalytiker ist Ernst Federn ein geübter Hermeneut. In einem Vortrag vor der *Psychoanalytischen Vereinigung* erklärt er den Auftritt einer revolutionären Linken allein aus der maßlosen Gewalt des Habsburger Regimes gegen die eigenen Völker.²⁰ Den Wunsch auf Ersatz der paternalistischen Regierung durch eine Räte-Regierung führt er auf die Ungeduld der Geplagten und Geschundenen zurück.

»Auf diese ungeheuerliche Steigerung der handgreiflichen Gewalten des Staates, Verwaltung und Justiz mit Militär und Polizei folgte der jähe Zusammenbruch aller staatlichen Autoritäten und dieselben Menschen, die so lange sich ruhig dem Zwange angepaßt hatten, sind plötzlich *unersättlich, lüstern* geworden nach einer Erneuerung und verlangen ein eiliges Tempo der Revolution. Die Bewegung hat in Rußland und Deutschland ihre ersten Führer überrannt. Bei uns, wo durch den Zerfall des Reiches die politische Revolution von selbst kam, ist die soziale erst im Entstehen. Aber schon ertönt aus Versammlungen, Flugblättern und Gesprächen des Volkes die zunehmende revolutionäre Energie und der Gegensatz zur klugen, programmmäßigen Arbeit der bisherigen (sozialdemokratischen) Führer, trotzdem diese auf große Fortschritte hinweisen können, wie sie bisher kaum in einem Jahrhundert erreicht wurden. [...] Dieser revolutionäre Radikalismus hat sich eine eigene Wirkungsform in den Arbeiter- und Soldatenräten geschaffen. [...] Dem revolutionären *Freiheitsdurst* entspricht nur die Räteorganisation und auf ihrem Boden muß der soziale und politische Kampf aufgenommen werden, wenn er überhaupt zugunsten der (repräsentativen, parlamentarischen) Demokratie und gegen die Diktatur des Proletariats gewonnen werden soll.«²¹

In einer genossenschaftlichen Regierung direkt gewählter Räte sieht Federn eine riskante und zum Scheitern verurteilte Ablösung der paternalistischen Ordnung. Der Begriff vaterlose Gesellschaft bezeichnet eine Dystopie, die Angst und Besorgnis auslöst. Kann die psychoanalytische These Federns die politischen Verhältnisse in Österreich und in Wien um 1918/1919 und den doch erstaunlich friedlichen Übergang zur demokratischen Republik erklären?

Wolfgang Bergem, Paula Diehl, Hans J. Lietzmann, Hg., Politische Kulturforschung reloaded. Neue Theorien, Methoden und Ergebnisse, Bielefeld 2019.

20 Paul Federn, Psychologie der Revolution – Die vaterlose Gesellschaft. Nach Vorträgen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und im Monistenbund, Leipzig/Wien 1919.

21 Ebd.

Der Hass der autoritären, militanten und faschistischen Heimwehren auf die Habsburger Doppelmonarchie und die Repräsentanten der Sozialdemokratie mag aus der Sehnsucht nach dem allmächtigen und schützenden Vater zu erklären sein. Den Paternalismus der sozialdemokratischen Führung, allen voran Victor Adlers, die Vaterfigur der Partei schlechthin, können die Rechten und Rechtsextremen nicht anerkennen, da er ihnen zu ›weich‹, zu konzilient und hilfsbereit gegenüber Armen und Schwachen und als ›jüdisch‹ erscheint. Führer der Frontkämpfer und der Heimwehren wie Emil Fey (s. Kapitel 4) sind militaristisch, streng, unnachsichtig, erbarmungslos und faschistisch. Den zuweilen auch autoritären, aber fürsorglichen Paternalismus der Sozialdemokraten wollen sie durch ein diktatorisches Regime der starken Hand ersetzen.

Paul Federn spricht von einem jähen Zusammenbruch aller Autoritäten und der staatlichen Verwaltung und gar von einer »sozialistischen Revolution«, Otto Bauer hingegen von einer »Österreichischen Revolution«. Bauer meint die friedliche Transformation des Nachfolgestaates in eine parlamentarische Demokratie. Bald wird aber auch deutlich, dass er eine Ablösung der kapitalistischen Produktionsweise nicht mehr für möglich hält. Die Entmilitarisierung der Wirtschaft nach Kriegsende gibt die Produktion der Güter und des Handels in die Souveränität der Kapital-Eigentümer zurück. Die Transformation der autoritär geführten Untertanen-Gesellschaft in eine Gesellschaft mündiger Bürger*innen geht nur sehr langsam vor sich. In Staat, Land und Gemeinde, in Haushalt und Familie bleiben die paternalistischen Strukturen erhalten. Offiziere, Politiker, Wissenschaftler und hohe Beamte behalten ihre Titel und Ämter und ändern ihr Auftreten nicht. Es ist längst ihr Habitus geworden. Universitätsprofessoren wie Tandler und Wagner-Jauregg bilden »Kriegsbruderschaften«, als hätten sie vom Krieg nicht genug. Habsburg-treue Offiziere träumen von der Wiederherstellung des Kaiserreichs. Indes kauern Verwundete und Kriegskrüppel, Opfer des verlorenen Krieges auf den Straßen und Plätzen der Stadt. Jene, die keine Familie haben, die sie versorgen könnte, trifft es hart. Ihnen bleibt nur das Betteln. Ihre Versorgung durch Staat und Gemeinde ist viel zu gering. Ohne gesunde Gliedmaßen sind sie für die Rassenhygieniker in allen Parteien wertlos. Öffentliches Geld sei nur in Gesunde und Heilbare zu investieren. Staatliche Renten für Kriegskrüppel und Kriegerwitwen seien unproduktiv. Doch Julius Tandler ist dagegen, die Zahlungen einzustellen, die Regierung würde damit die fürsorgebürokratische Kontrolle über Tausende Menschen verlieren. Sie sollen arbeiten, soweit sie es vermögen.

Die Kontinuität des politischen Paternalismus über 1918/1919 hinweg zeigt sich auch darin, dass Sozialdemokraten ankündigen, die Autorität der Ehemänner und Familienväter so früh wie möglich wieder herzustellen. Sie fordern erwerbstätige Frauen dazu auf, in die Haushalte zurückzukehren, um Kinder zu gebären und aufzuziehen. Aus Krieg und Gefangenschaft heimgekehrte, halbwegs gesunde Männer sollen ihre Plätze in Industrie, Gewerbe, Handel und Verwaltung zurückerhalten und wieder »die Ernährer« ihrer Frauen und Kinder sein.

Mitte der 1920er Jahre sind die ärgsten Nöte der Nachkriegszeit überwunden. Menschen der Mittel- und noch mehr der Oberklasse führen ein vergnügungsreiches Leben und entschädigen sich für die Einschränkungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Die Bautätigkeit der Stadt Wien erlangt einen Höhepunkt. In einer Rede vor dem Arbeiter-Abstinenzbündel rühmt Otto Bauer das neue Wohnen in den Gemeindebauten und er-

mahnt Frauen, dem heimkehrenden Ehemann den Anblick großer Töpfe mit Windeln am Herd und das Geschrei der Babys und Kleinkinder zu ersparen.²² Die gute Hausfrau erledige alle Hausarbeit während des Tages und lege die Lockenwickler ab, ehe der Mann nach Hause kommt. Kaum eine Aussage belegt eindrücklicher, dass führende sozialdemokratische Funktionäre paternalistisch, patriarchalistisch und meist auch »sozialistisch eugenisch« fühlen, denken und sprechen (s. Kapitel 2).

1.4 Exkurs: Religiöse Wurzeln des Paternalismus

Wie kann aus einer autoritär und geburtsständisch organisierten Gesellschaft eine neue demokratische Gesellschaft politisch gleicher Bürgerinnen und Bürger entstehen? Was steht dem entgegen? Die Granden der Sozialdemokratie und auch der anderen Parteien bleiben ja, wie sie schon in der späten Habsburger Monarchie aufgetreten sind: patriarchal, gebildet, mit den besten Absichten ihre Klientel zu unterstützen, aber skeptisch, was die politische Partizipation der Bürger*innen betrifft und ein wenig herablassend, wenn sie Eigensinn zeigen. In den Tagen und Wochen des Übergangs von der Habsburger Doppelmonarchie zu den Nachfolgestaaten erwarten wohl die allermeisten Bürger*innen Hilfe und Orientierung, Führung und Autorität. Ist es unter diesen Umständen notwendig, Regierungspolitik weiterhin im paternalistischen Gestus zu vollziehen? Erwartet die große Mehrzahl der Bürger*innen einen noch unverbrauchten ›Ersatz‹ für die enttäuschenden Autoritäten des Habsburger Staates und der katholischen Kirche? Aber woher sollte er kommen? Eher scheint mir, dass viele Menschen das Versagen der alten Eliten allzu schnell vergessen und ein für sie bequemes Leben unter paternalistischen Führern vorziehen.

Die lange Dauer des Paternalismus scheint auch damit erklärbar, dass das Ewige, Dauernde als das Wahre gilt, eher jedenfalls als das radikal Neue. In diesem Sinn haben Paternalismus und Patriarchat etwas Heiliges, wie schon Max Weber erkennt. Sie gründen auf einer langen Kulturgeschichte der Würde, Weisheit und Autorität des ideellen Vaters, in jüdischer und christlicher Tradition in Gott – dem ›Vater im Himmek. Getragen werden sie aber auch von einem weltlichen, sich täglich reproduzierenden Handlungs-Fundament. Paternalistische Männer, seltener Frauen, regieren seit undenklichen Zeiten das Kloster und die Gemeinschaften der Gläubigen aller abrahamitischen Religionen, die sich auf den *Stammvater* Abraham zurückführen. Religiöser Paternalismus entsteht in der »ersten Achsenzeit«²³ im Zwischenstromland zwischen Euphrat und Tigris in einer Nomaden- und Händlergesellschaft, die für die Regulation der Handelsgeschäfte und das Zusammenleben der Menschen moralischer Regeln bedarf. Von den Religionen

22 Otto Bauer, Mieterschutz, Volkskultur und Alkoholismus, Wien 1929, Rede, gehalten am 20. 3. 1928 in der Versammlung der Wiener Ortsgruppen des Arbeiter-Abstinentenbundes. In: Otto Bauer Werkausgabe, Bd. 3, Wien 1976, 635–665.

23 Der Begriff ›Achsenzeit‹ geht auf Karl Jaspers zurück. Vgl. ders., Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, Karl Jaspers Gesamtausgabe Band I/10. Herausgegeben von Kurt Salamun, Basel 2017. Siehe auch die Verwendung des Begriffs bei Shmuel N. Eisenstadt, Hg., Kulturen der Achsenzeit II. Ihre institutionelle und kulturelle Dynamik, Teil 3: Buddhismus, Islam, Altägypten, westliche Kultur, Frankfurt a.M. 1992.

werden Paternalismus und Patriarchat in mehreren (!) Modernen der Welt (Shmuel N. Eisenstadt)²⁴ in verschiedener Weise auf Gemeinden, geistliche und weltliche Gerichte, Wissenschaften, auf helfende und heilende Berufe und auf die regierenden politischen Eliten der Moderne übertragen.

Etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts geraten Paternalismus und Patriarchat in den Strom der Biopolitik. Sowohl ihre Wohltaten als auch ihre kontrollierenden, strafenden und erziehenden Elemente werden im Gestus und in der Rhetorik des Paternalisten präsentiert. Biopolitik reguliert, wer Leben zeugen und gebären darf, Kinder erzieht und nicht zuletzt, wie Kinder und Frauen, die sich nicht fügen wollen, unterworfen, geschlagen, verletzt, in muslimischen Gesellschaften an den Genitalien verstümmelt, verstoßen oder getötet werden. Und auch der christliche Paternalismus der Priester und Pastoren ist bis heute erhalten. Der Film *Das weiße Band* von Michael Haneke²⁵ zeigt ein fiktives, norddeutsches, ostelbisches Dorf, irgendwann vor dem Ersten Weltkrieg. Haneke deutet an, dass die *Koinzidenz* von patriarchaler, paternalistischer, religiöser und politischer Autorität in einer einzigen Person, im Film ist es ein evangelischer Pfarrer, von seinen Kindern ertragen wird, bis sie ihr stummes Leid in heimtückischer Gewalt an Schwächeren und Unschuldigen entäußern. Der Film kann als eine Allegorie der Wandlung des religiösen Paternalismus in einen quasi-religiösen Proto-Faschismus gesehen werden. In der Tat zeigen alle Formen des Faschismus eine mehr oder weniger deutlich ausgeprägte religiös-paternalistische Komponente.²⁶

1.5 Der Komplott der Rechten und Rechtsextremen

Gegen alle Erwartungen kann die Sozialdemokratische Partei bei den zweiten Wahlen zum österreichischen Nationalrat im Herbst 1920 ihr Wahlziel, stimmenstärkste Partei zu werden, nicht erreichen. Ihr Stimmenanteil sinkt von 40,8 auf 36 %. Sie verliert drei Mandate. Gewinner und stimmenstärkste Partei wird mit 41,8 % der gültigen Stimmen die Christlichsoziale Partei unter dem Vorsitz eines katholischen Prälaten: Ignaz Seipel, ein strenger geistlicher Vater, wie er im Buche steht. Nach einem Übergangskabinett bilden die Christlichsozialen mit anderen Parteien und Gruppen rechts-konservative Regierungskoalitionen. Seipel saniert den verschuldeten Staatshaushalt mit einer Anleihe beim Völkerbund. Ein Kommissär des Völkerbundes residiert in Wien, diktiert der Regierung eine strikte Sparpolitik und die Entlassung von Tausenden Staatsbeamten.

Ausgerechnet unter dem katholischen Prälaten Ignaz Seipel verliert die Katholische Soziallehre²⁷ in der christlichsozialen Partei an Bedeutung. Der nüchterne Machiavellist

24 Shmuel N. Eisenstadt, *Multiple Modernities*. In: ders., Hg., *Multiple Modernities*, New Brunswick, New Jersey 2002, 1–30.

25 Michael Haneke, *Das weiße Band. Eine deutsche Kindergeschichte*, 2009.

26 Vgl. Wolfgang Schieder, *Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland*, Göttingen 2008; vgl. auch Robert O. Paxton, *The Anatomy of Fascism*, London 2004.

27 Die Katholische Soziallehre baut auf päpstlichen Sozialzyklen auf. Ihre Positionen gewinnt sie teils aus der Aufklärung und teils aus der christlichen Offenbarung. Aufgrund dieser beiden Quellen behauptet sie ihre Einsicht in die »Soziale Ordnung«. Sie baut auf fortwährend gültigen Sozialprinzipien auf, dazu zählen vor allem das Subsidiaritätsprinzip, das Solidaritätsprinzip und

Seipel ist kein Moralist. Er verwandelt die Partei in eine rechtskonservative Volkspartei, die sich schon aus taktischen und strategischen Überlegungen der politischen Zusammenarbeit mit rechten und rechtsextremen Gruppierungen nicht verschließt.²⁸ Um bei den Wahlen zum Nationalrat 1930 nicht zu viele Stimmen an die Heimwehren zu verlieren, entschließt sich Seipel sogar zu einer gemeinsamen Kandidatur (»Heimatblock«), allerdings ohne Erfolg. Abgeordnete zum Nationalrat, die Interessen der Industriellen im Parlament vertreten, gewinnen immer mehr Einfluss auf Seipel. Neben den Heimwehren unterstützen sie auch die NSDAP in Österreich mit dem Ziel, die Sozialgesetze der Jahre 1919 und 1920 außer Kraft zu setzen und mit dem Fernziel, wie man heute weiß, letztlich eine faschistische Diktatur zu errichten.²⁹

Wie hängen Demokratie- und Republikfeindlichkeit, Antisemitismus und Hass auf die oft als »jüdisch« dargestellte sozialdemokratische Elite zusammen? Die christlich-soziale Partei entsteht 1893 aus einer älteren kleinbürgerlichen Bewegung von Kaufleuten und Handwerkern, Bauern, Beamten und selbständigen Akademikern. Antisemitismus prägt sie von Anfang an, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven. Kaufleute und Gewerbetreibende fürchten die Konkurrenz der Industrie und der großen Kaufhäuser in »jüdischer Hand« und fühlen sich in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht. In der »Lösung der Judenfrage« meinen sie einen Ausweg zu erkennen. Der Antisemitismus der Landbevölkerung hingegen geht auf den christlichen Antijudaismus zurück, der von Dorfpfarrern gepredigt wird. Die Pfarrer nutzen starke Bilder, so die Legende, Juden würden christliche Kinder entführen und ermorden, um ihr Blut für die Pessach-Feier und zu magischen oder medizinischen Zwecken zu verwenden. Schon im Mittelalter lösen diese Legenden die Vertreibung jüdischer Gruppen aus Gemeinden aus. Bis ins 20. Jahrhundert wirkt der christliche Antijudaismus, der noch nicht explizit rasseologisch begründet ist, auf dem aber der christlichsoziale, der sozialdemokratische und sodann auch der nationalsozialistische Antisemitismus erstmals in einem pseudowissenschaftlichen Gestus aufsetzen können. Nationalsozialisten und völkische Vereine und Zeitungen verbreiten die alte Ritualmordlegende. Die Zeitschrift »Der Stürmer« von Julius Streicher stellt ab 1923 in Karikaturen Juden als heimtückische »Blutsauger« dar.³⁰

Dass sowohl der Antijudaismus als auch der rasseologische Antisemitismus nicht auf die Mittelklasse (oder den »Mittelstand«) beschränkt sind, zeigt sich am Großgrundbesitzer Rüdiger Starhemberg aus altem Adelsgeschlecht. Er phantasiert ein Gespenst des »jüdischen Bolschewismus« in Wien und attackiert den amtsführenden Stadtrat für das

das Gemeinwohlprinzip. Vgl. Oswald von Nell-Breuning, *Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge katholischer Soziallehre*, 2. Auflage München 1985.

28 Vgl. Charles Gulick, *Von Habsburg zu Hitler*, Wien 1949, Band 3, 13.

29 Zur Bekämpfung der Demokratie durch die Rechten und zu deren Argumenten äußert sich zeitnah Hans Kelsen, vgl. ders., *Vom Wesen und Wert der Demokratie*. Mit einem Nachwort von Klaus Zeleny, 2., überarbeitete Auflage Tübingen 1929; jetzt Reclams Universal-Bibliothek Nr. 19534; auch in ders., *Verteidigung der Demokratie. Abhandlungen zur Demokratietheorie*, ausgewählt und herausgegeben von Matthias Jestaedt und Oliver Lepsius, Tübingen 2006.

30 Vgl. Rainer Erb, *Zur Erforschung der europäischen Ritualmordbeschuldigungen*. In: ders., Hg., *Die Legende vom Ritualmord*, Berlin 1993; Sigrun Anselm, *Angst- und Angstprojektion in der Phantasie vom jüdischen Ritualmord*. In: ebd. 253–265.

Finanzwesen und ehemaligen Direktor der Länderbank, Hugo Breitner, mit antisemitischen Tiraden, die ihresgleichen suchen. In Wien in die Opposition gedrängt und ohne Aussicht auf größere Wahlerfolge, führen die Christlichsozialen zusammen mit den Heimwehren eine immer aggressivere Kampagne gegen die demokratische Republik. Wie die Nationalsozialisten verhöhnen sie das Parlament als »Quatschbude«. Den Verschwörern ist noch nicht klar, wie sie das Ende der Republik herbeiführen könnten. Ein Zufall und ein gewisses Ungeschick führender Parlamentarier kommen ihnen entgegen.

1.6 Ein Staatsstreich führt in die austrofaschistische Diktatur

Die Interessen des oberösterreichischen Großgrundbesitzers Rüdiger Starhemberg, Führer der Österreichischen Heimwehr und der Vaterländischen Front, Vizekanzler unter Dollfuß und Innenminister in der Regierung Vaugoin sind offenkundig andere als die Interessen arbeitsloser Landarbeiter. Selbst die Rechtsanwälte Richard Steidle und Walter Pfriemer, die die Heimwehren in Tirol und in der Steiermark anführen, verfolgen nicht genau dieselben politischen Ideen. Der Tiroler Steidle kommt aus der christlichsozialen Partei, wird in den Tiroler Landtag gewählt und stirbt in einem Konzentrationslager der Nationalsozialisten. Hingegen ist der steirische Heimwehrführer Walter Pfriemer Anhänger des Nationalsozialismus. Nach dem Vorbild von Mussolini »Marsch auf Rom« (Oktober 1922) organisiert er 1931 einen Marsch nach Wien, um ein autoritäres Regime zu etablieren. Seine bewaffneten Männer werden vom Bundesheer schon vor dem Semmering gestoppt und entwaffnet. Pfriemer ist ein entschiedener Gegner des demokratischen Parlamentarismus. Er trägt maßgeblich zur NS-Orientierung des steirischen »Heimatschutzes« bei und bereitet den inneren Anschluss an das Dritte Reich vor.³¹ 1933 wird er Mitglied der NSDAP.

Was hält ein derart heterogenes Bündnis von rechten und rechtsextremen, katholischen und faschistischen Kräften zusammen? Es sind offenkundig zwei Faktoren: die Feindschaft gegenüber der in Wien hegemonialen Sozialdemokratie und der Antisemitismus aus einer zunächst religiösen und rassistischen Phantasie. Die Führer sind Angehörige der Katholischen Kirche, der Industrie-Bourgeoisie, adelige Grundbesitzer und eine gewerbliche, kaufmännische und akademische Mittelklasse in den Landeshauptstädten und in Kleinstädten. Das Fußvolk bilden weichende Erben, Knechte und Landarbeiter, landlos, arbeitslos, »proletarisch«. Wie so oft folgen die Enterbten den falschen Herren. Zum prekären Verhältnis industriekapitalistischer, handelskapitalistischer und agrarkapitalistischer Eliten zur parlamentarischen Demokratie führt Klaus Dörre eine grundsätzliche These aus:

»Die Demokratie, so lässt sich resümieren, ist geschichtlich das Produkt und Medium einer antagonistischen Vergesellschaftung von Politik [...]. Deshalb gibt es in kapitalistischen Gesellschaften keine Bestandsgarantie für demokratische Institutionen und Verfahren. Die Demokratie ist für kapitalistische Eliten (nur) dann besonders wertvoll,

31 Vgl. Bruce F. Pauly, Hahnenschwanz und Hakenkreuz. Der Steirische Heimatschutz und der österreichische Nationalsozialismus 1918 – 1934, Wien u.a. 1972.

wenn es antagonistische Kräfte zu integrieren gilt. Demokratiepolitisch gewendet bedeutet dies, dass sich Kapitalismus und Demokratie nicht im Gleichklang entwickeln. Abhängig von den jeweiligen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen, sozialen Kämpfen und politischen Konflikten gehen sie mehr oder minder feste, von Zufällen beeinflusste Synthesen ein, die sich aber durchaus als revidierbar erweisen.«³²

Ich füge dem hinzu, dass industrie- und agrarkapitalistische Eliten in den 1910er bis 1930er Jahren und bis heute ihre Interessen durch rechtsextreme und faschistische Parteien besser gewahrt sehen als durch demokratische Parteien in parlamentarischen Demokratien, sobald sie in Verwertungs- und Marktkrisen geraten. Von konservativen und faschistischen Parteien und Bewegungen erwarten sie den Abbau sozialer Leistungen und die Befreiung von Steuern und Regulativen des Arbeitsmarktes, die ihre Rendite limitieren. Sie setzen auf die Aufrüstung des Militärs und der Geheimdienste, auf Krieg und Kolonialisierung, die Niederschlagung sozialer Rebellion, die Ermordung lokaler und indigener Eliten, hohe Erträge aus der Waffenproduktion und so fort.

Am 4. März 1933 treten alle drei Präsidenten des österreichischen Nationalrats im Lauf einer Abstimmungspanne zurück. Dollfuß und seine Führungsriege behaupten, das Parlament habe sich selber aufgelöst. Diese Behauptung, die sie vom Vorwurf eines Staatsstreichs entlasten soll, wird zeitnah von Verfassungsjuristen der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck³³ in einem Protestschreiben an Bundespräsident Wilhelm Miklas widerlegt. Der konservative Katholik Ernst Karl Winter zieht einen Vergleich mit der konstitutionellen Monarchie, die er als Legitimist für rechtens unauflösbar hält. Er ist kein Anhänger der demokratischen Republik. Umso mehr schätze ich seine sachliche Argumentation gegen Dollfuß' Behauptung der Selbstauflösung des Parlaments.

»Der Angelpunkt der österreichischen Bundesverfassung ist die Souveränität des Volkes, repräsentiert durch *ein höchstes Staatsorgan, das Parlament*. Von diesem grundlegenden Gesichtspunkt aus ist der Begriff der »Selbstausschaltung des Parlaments« ein verfassungsrechtlicher Nonsens. Wenn in einem monarchistischen Staate Regierung und Volksvertretung den Monarchen ausschalten würden, der seine Füllfeder verlegt hat, mit der er Staatsakte zu zeichnen pflegt, so wäre dies gewiß ein Staatsstreich, wie er nur sein kann. Die Proklamation der Bundesregierung vom 4. März in Verbindung mit den nachfolgenden Akten, vor allem der versuchten (richtig: der durchgeführten,

32 Klaus Dörre, Demokratie statt Kapitalismus oder: Enteignet Zuckerberg! In: Was stimmt nicht mit der Demokratie? Eine Debatte mit Klaus Dörre, Nancy Fraser, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa. Herausgegeben von Hanna Ketterer und Karina Becker, 2. Auflage, Berlin 2020, 21–51, hier 30.

33 Vgl. Hilde Verena Lang, Bundespräsident Miklas und das autoritäre Regime 1933 bis 1938, Dissertation in Politikwissenschaft, Wien 1972, 63ff.; nur der Dekan der juristischen Fakultät der Universität Wien, Alfred Verdross, rät Dollfuß im März 1933 zur Diktatur. Später wird er im Widerspruch dazu feststellen: »Die praktische Ausschaltung der demokratischen Verfassung, insbesondere die Aufhebung des Verfassungsgerichtshofes, konnte ein Jurist nicht billigen, auch wenn er von der patriotischen Absicht der damaligen Machthaber in ihrem Kampf gegen den Nationalsozialismus überzeugt war.« Zitiert nach Gerhard Botz, Die Ausschaltung des Nationalrats und die Anfänge der Diktatur Dollfuß' im Urteil der Geschichtsschreibung von 1933 bis 1973. In: Vierzig Jahre danach. Der 4. März im Urteil von Zeitgenossen und Historikern, Wien 1973, 39.

RS) Verhinderung des Parlamentszusammentrittes vom 15. März (1933), sind demnach ein *Staatsstreich*«. ³⁴

Nach Öffnung der Archive in den 1980er Jahren gelangen die meisten Zeithistoriker zu dieser Einschätzung. Die Geschäftsordnungskrise im Nationalrat wäre durch den erneuten Zusammentritt der Abgeordneten und die Neuwahl eines Vorsitzenden verfassungskonform zu lösen gewesen. Die sozialdemokratischen Abgeordneten versuchen auch eine solche Zusammenkunft des Nationalrats am 15. März 1933 herbeizuführen. Auf Weisung von Dollfuß und mit Duldung des Bundespräsidenten Wilhelm Miklas, der alles andere als ein Hüter der demokratischen Kelsen-Verfassung ist und sein Amt einer von rechter Seite durchgesetzten Novelle der Verfassung aus 1929 verdankt, werden sie jedoch nicht in das Parlamentsgebäude vorgelassen. Abgeordnete, die in Voraussicht auf die geplante Sitzung schon im Gebäude sind, werden von Polizisten aus dem Haus gewiesen. Einheiten des Dollfuß treuen »Heimatschutzes« unter Sicherheitsminister Emil Fey warten in der Nähe des Parlaments auf ihren Einsatzbefehl. Es ist ein Staatsstreich in zwei komplementären Schritten am 4. und 15. März 1933. Er zerstört die parlamentarische demokratische Republik und mit ihr auch das Rote Wien.

Am 20. Mai 1933 gründet Dollfuß die *Vaterländische Front*, eine Sammlungspartei nach dem Vorbild der Faschisten in Italien. Knapp ein Jahr später, am 12. Februar 1934 nimmt er einen mutigen, aber führer- und konzeptlosen Aufstand des sozialdemokratischen Republikanischen Schutzbundes zum Anlass, die Sozialdemokratische Partei und alle ihre Vorfeldorganisationen zu verbieten. Nach der raschen Niederschlagung des Aufstandes, der standrechtlichen Hinrichtung einiger Schutzbundführer und der Flucht führender Sozialdemokraten in Nachbarländer gibt Dollfuß seiner Diktatur mittels Erlass (!) eine autoritäre Verfassung, die am 1. Mai 1934 in Kraft tritt. In der Präambel beruft er sich, wie die habsburgischen Herrscher, auf Gottes Gnaden.

1.7 Der nationalsozialistische Putschversuch im Juli 1934

Ende Juli 1934 unternehmen österreichische Nationalsozialisten einen Putschversuch gegen die austrofaschistische Diktatur. ³⁵ Neben in Österreich lebenden Nationalsozialisten beteiligen sich auch Angehörige der Österreichischen Legion, die nach dem im Juni 1933 erlassenen »Betätigungsverbot« emigriert oder nach Terroranschlägen geflüchtet sind. Der Putsch beginnt am 25. Juli 1934 und wird von Einheiten des Bundesheeres, der Polizei und des Dollfuß-treuen (nicht nationalsozialistischen) Flügels der Heimwehren niedergeschlagen. ³⁶ Mehr als zweihundert Menschen werden im Lauf der Kämpfe getötet. Bundeskanzler Dollfuß wird im Bundeskanzleramt von zwei jungen Nationalso-

34 Ernst Karl Winter, Hg., Wiener Politische Blätter, Nummer 1, Wien 16. April 1933, 45. Zitiert nach Florian Weninger, Die Rettung des Vaterlandes. Zeitgenössische Quellen zum Staatsstreich vom 4. März 1933 (PDF-Datei, 99 KB). Meine Kursivierungen im Zitat.

35 Vgl. Kurt Bauer, Hitlers zweiter Putsch. Dollfuß, die Nazis und der 25. Juli 1934, Wien 2014; Hans Schafranek, »Sommerfest mit Preisschießen«. Die unbekannte Geschichte des NS-Putsches im Juli 1934, Wien 2006.

36 Ebd.

zialisten angeschossen und stirbt an seinen Verletzungen. Die beiden Attentäter und elf weitere Putschisten werden im Hof des Landesgerichts gehängt, etwa viertausend Nationalsozialisten von Standgerichten verurteilt und in »Anhaltelager«³⁷ (Internierungslager) verbracht. Hunderte entziehen sich der Verhaftung durch Flucht in das Deutsche Reich oder in das Königreich Jugoslawien. Die meisten werden noch vor dem März 1938 zurückkehren, um den »inneren Anschluss« an das Dritte Reich zu unterstützen.

Der deutsche Historiker Wolfgang Schieder hebt die Vorbildwirkung des italienischen Faschismus für den deutschen Nationalsozialismus und die Gemeinsamkeiten beider Regime hervor, so die religiöse Inszenierung von politischen Großereignissen wie dem Nürnberger Parteitag der NSDAP.³⁸ Um die Gemeinsamkeiten und wechselseitigen Einflüsse mit einem hinreichend abstrakten Klammerbegriff auszudrücken, der freilich keine völlige Gleichheit der Regime unterstellt, schlägt Wolfgang Schieder den Term »faschistische Diktatur« vor.

Die hervorgehobenen religiösen Merkmale treffen aber auch auf Franco-Spanien und auf das Regime der Diktatoren Dollfuß und Schuschnigg in Österreich zu. Auch diese Diktaturen können demnach als »faschistische Diktaturen« bezeichnet werden. Gegen den von Emmerich Tálos eingeführten Begriff Austrofaschismus³⁹ lässt sich nur einwenden, dass es Dollfuß und Schuschnigg verglichen mit dem Dritten Reich, Franco-Spanien und dem faschistischen Italien an einer ähnlich starken Massenbasis oder »Volksbewegung« fehlt. Dennoch halte ich die Begriffe »Austrofaschismus« und »faschistische Diktatur« gleichermaßen für passend. Der erste Begriff bezeichnet die spezifisch österreichische, autoritär-klerikale Rechtfertigung und den allerdings kaum realisierten Plan einer »berufsständischen« Organisation des Staates als Gesamtheit. Der zweite Begriff bezeichnet das Regierungssystem unter Ausschaltung des demokratisch gewählten Parlaments und aller politischen Parteien. Unbeholfen wirken hingegen die neuerdings benutzten Begriffe »Kanzlerdiktatur« und »Dollfuß-Schuschnigg-Diktatur«. Wie der Begriff »Hitler-Deutschland« personalisieren sie das Regime und sind daher unterkomplex.

37 Vgl. Gerhard Jagschitz, Die Anhaltelager in Österreich. In: Ludwig Jedlicka, Rudolf Neck, Hg., Vom Justizpalast zum Heldenplatz. Studien und Dokumentationen 1927 bis 1938, Wien 1975, 128–151.

38 Wolfgang Schieder, Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland, Göttingen 2008.

39 Vgl. Emmerich Tálos, Das austrofaschistische Herrschaftssystem. Österreich 1933–1938, 2. Auflage Wien 2013.

Kapitel 2: Politik am Menschen: Biopolitik

2.1 Theorien zum Alltagsleben – eine Kritik

Der in Soziologie, Ethnologie, Sozialgeschichte und anderen Fächern benutzte Begriff Alltagsleben ist zu überdenken. Versuche, das Alltagsleben als das Gewöhnliche, sich Wiederholende, Triviale oder Banale zu bestimmen sind fragwürdig.¹ Das Alltagsleben umgibt Menschen nicht wie das Wasser den Fisch. In der westlichen Hohen Moderne wird Alltagsleben zunehmend durch human- und naturwissenschaftliches Wissen, Technologien und Verkehrssysteme, Regierungspolitik, Vorschul- und Schulsysteme und zahlreiche Ämter *reguliert*. Regulatoren und Regeln stoßen auf Zustimmung und auf Kritik, zuweilen auch auf Widerstand. In diktatorischen und faschistischen Regimen wird das Alltagsleben polizeilich und geheimdienstlich überwacht. Und selbst im sozialdemokratisch regierten Roten Wien, das sich doch als emanzipatorisch und demokratisch entwirft und auch als solches gelten kann, geraten bürgerliche Freiheiten und die Regulierung des Alltagslebens zuweilen aus der Balance. Kurz, die überkommene Vorstellung, das Alltagsleben sei eine *Gegenwelt* zu Staat und Politik, ist nicht haltbar.

Unmittelbar nach dem Ende faschistischer Herrschaft in Teilen Europas veröffentlicht der französische Soziologe Henri Lefebvre 1946 seine *Kritik des Alltagslebens*.² Hier und noch ausführlicher in seinem 1968 veröffentlichten Buch *Das Alltagsleben in der modernen Welt*³ stellt er die Dichotomie von Produktion und Reproduktion in Frage. Repro-

1 Norbert Elias, Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich, Michael Klein, Hg., Materialien zur Soziologie des Alltags, in Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20, Opladen 1978, 22–29.

2 Henri Lefebvre, Critique de la vie quotidienne, Bd. 1, 1946, Bd. 2, 1963, deutsch: Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit. Mit einem Nachwort zu dieser Ausgabe von Bernd Dewe, Wilfried Ferchhoff und Heinz Sünker, Frankfurt a.M. 1987. Dieser Text wurde schon 1945 verfasst und von Lefebvre später für »überholt« erklärt. An seiner Auffassung zu den hier interessierenden Fragen hat er aber in den späteren Bearbeitungen des Themas nicht viel geändert.

3 Henri Lefebvre, La vie quotidienne dans le monde moderne, Paris 1968; deutsch: Das Alltagsleben in der modernen Welt, Frankfurt a.M. 1972.

duktion sei die facettenreiche Arbeitsleistung der Menschen in ihrem Alltagsleben, und als solche konstitutiver Teil der Produktion im umfassenden Sinn, nicht deren Gegenstück.

»Die Produktion reduziert sich nicht auf die Herstellung von Produkten. Der Begriff bezeichnet einerseits [...] die ›geistige‹ Produktion, und andererseits die materielle Produktion, die Herstellung der Dinge. Er (der Begriff Produktion) bezeichnet auch die Produktion des ›menschlichen Seins‹ [...] im Laufe seiner historischen Entwicklung. Das impliziert die Produktion der *gesellschaftlichen Beziehungen*. Schließlich umfasst der Ausdruck (Produktion) im weitesten Sinne die *Reproduktion*. Es gibt nicht nur die biologische Reproduktion [...], sondern auch die materielle Reproduktion der zur Produktion notwendigen Werkzeuge, Instrumente und Techniken, und außerdem die Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse. [...] Wo geschieht diese Bewegung, diese Produktion, deren Begriff sich [...] derart multipliziert, dass er die Handlung über die Dinge und die menschlichen Wesen [...], die *Praxis* und die *Poiesis*, erfasst? [...] Diese Bewegung spielt sich *nicht* in den hohen Sphären der Gesellschaft ab: im Staat, in der Wissenschaft, in der ›Kultur‹. *Im täglichen Leben* liegt [...] das wirkliche Zentrum der Praxis.«⁴

Freilich ist daran nicht alles neu. Käthe Schirmacher trifft 1912 den entscheidenden Punkt vielleicht noch klarer, wenn sie die Unterscheidung von Produktion und Reproduktion mit heute wertkonservativ anmutenden Argumenten in Zweifel zieht.

»Gibt es endlich eine »produktivere Arbeit« als die der Mutter? Ist es nicht die Mutter, die ganz allein den Wert aller Werte, den denkenden und handelnden Wert aufbaut, den man ein Menschenwesen nennt? Ist es nicht die Mutter, die das Kind produziert, die die große nationale Industrie der Bevölkerung ausübt, von der das Bestehen der Menschheit abhängt? Und man wollte ihrer Tätigkeit den Charakter einer eminent produktiven Arbeit abstreiten? [...] Die Hausfrauen und Mütter arbeiten gegen Entgelt. Vom Hause fordern sie als Gegenleistung für die erwiesenen Dienste ihren Unterhalt, ihre Kost und Wohnung. Hausfrau und Mutter sein ist ihr »Brotverdienst«. Ich weiß, daß diese Auffassung manchen Leser chockieren wird. Man hat die Frage bisher nicht in diesem Lichte betrachtet, sie schwebte eingehüllt in eine Wolke phrasenreicher Sentimentalität.«⁵

Auf die seither nur noch fragwürdiger gewordene Trennung von produktiver und re-produktiver Arbeit komme ich in diesem Buch mehrmals zu sprechen. Lefebvre billigt den Bürger*innen weder als Individuen in ihrem je eigenen Lebensbereich noch in ihrer Gesamtheit die Macht zu, das Alltagsleben mit »mehr Humanität« auszustatten. Eine »humanistische« Gesellschaft müsse durch eine ihr äußerliche und autoritative Instanz,

4 Ebd., 48f.; meine Kursivierungen.

5 Käthe Schirmacher, *Die Frauenarbeit im Hause*, ihre ökonomische, rechtliche und soziale Wertung, 2. Auflage, Leipzig 1913, 8f. Zur ungewöhnlichen Laufbahn Schirmachers als Frauenrechtlerin, Politikerin und Schriftstellerin vgl. Johanna Gehmacher, Elisa Heinrich, Corinna Oesch, Käthe Schirmacher. Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik, Wien u.a. 2018.

durch Politik (gemeint ist wohl Regierungspolitik) hergestellt werden. Das ist eine spätmarxistische Position, die dem Denken der sozialdemokratischen Elite des Roten Wien ähnlich ist und eine solche Elite voraussetzt. Sie impliziert, dass Bürger*innen ohne politisches Mandat an Politik nur sehr beschränkt teilhaben. Dem steht eine inzwischen breit geführte Diskussion entgegen, die das Konzept der politischen Partizipation neu und anders denkt als die älteren Staats- und Politikwissenschaften. Alles ändert sich mit den Begriffen der Politik und des von ihr zu unterscheidenden Politischen, der Produktion und der Reproduktion. Sowohl der feministische Diskurs als auch eine derzeit noch minoritäre kulturpolitische Gruppe in der Politikwissenschaft⁶ denken Praktiken der Produktion und Reproduktion und mit ihnen das Alltagsleben als eine Gesamtheit, in der ein erheblicher Teil allen Handelns politisches Handeln im weitesten Sinne ist. In ihren vielfältigen Formen hat Arbeit, ob bezahlt oder nicht, sozial- und ökopolitische und sozialökonomische Implikationen und unterliegt daher politischen Regulativen. Kurzum, Lefébvres Argumentation bleibt zu abstrakt und vorempirisch, um die sich freilich verändernde *Einbettung* des Alltagslebens in die kapitalistische Produktionsweise und in die Regulative des modernen und hochmodernen Staates erklären zu können.

Noch gründlicher verfehlt die ungarische Philosophin Agnes Heller das Verhältnis von Alltagsleben, Politik, Kunst, Wirtschaft und Wissenschaft.⁷ Ein nicht näher bestimmtes Volk, von dem sich die Philosophin freilich ausnimmt, sehe die Welt verzerrt und partikularistisch, denke magisch und religiös und sei vollends der Pragmatik des (Über)Lebens unterworfen.⁸ Das Alltagsleben der Bürger*innen sei daher moralisch-ethisch und ästhetisch *geringwertig*.⁹ Wer »Erhabenes« hervorbringen wolle, müsse aus dem Alltagsleben »austreten« und hinaufsteigen in die Politik, in die Wissenschaft und in die Kunst.¹⁰ Eine ernsthafte humanwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Erzählungen gewöhnlicher Bürger*innen lohne sich nicht.

Mit dem Begriff des Erhabenen schließt Heller an die Tragödientheorie an, nach der Schauspieler oder Volkstribunen ein Publikum in Momente des Staunens, der Verstörung oder Bewunderung versetzen. Doch passt das Erhabene im klassischen Theater wirklich zur Politik und zum Alltagsleben der europäischen Moderne? Mit Goffman¹¹ spielen alle Theater: Regierende und Regierte, Arbeiter und Angestellte, gewählte Präsidenten und Diktatoren, Direktoren, Manager, Professoren, und selbst spätmarxistische Philosophinnen. Hätte das Erhabene im Alltagsleben *keinen Platz*, wären Wissenschaft, Philosophie, Politik und Kunst bedeutungslos.

Bei Georg Lukács, dem akademischen Lehrer von Agnes Heller, finde ich eine Formulierung, der ich eher zustimmen kann, auch wenn sie nicht mehr ist als eine Metapher,

6 Vgl. Sigrid Baringhorst, Mundo Yang, Katharina Witterhold, »Doing political culture« in Alltagspraktiken der Politisierung von Konsum. In: Wolfgang Bergem, Paula Diehl, Hans J. Lietzmann, Hg., Politische Kulturforschung reloaded. Neue Theorien, Methoden und Ergebnisse, Bielefeld 2019, 89–109.

7 Agnes Heller, Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion, herausgegeben von Hans Joas, Frankfurt a.M. 1981.

8 Ebd., 244.

9 Ebd., 258f.

10 Ebd., 106, 312f.

11 Ervin Goffman, Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 2003.

die benennt, was noch zu erklären ist. Zwischen dem Alltagsleben und den Wissenschaften, der Politik und den Künsten bestünden Brücken, Übergänge, Furten. Sie können und müssen von den menschlichen Akteuren, so lese ich Lukács, in beide Richtungen begangen werden. Die Menschen kehren demnach von ihren Ausflügen in Kunst, Wissenschaft und Politik immer wieder in ihr Alltagsleben zurück. Dabei verhalten sie sich, sagt Lukács, erstaunlich »elastisch«. ¹² Viel mehr sagt er dazu nicht. Könnte es sein, dass diese »Ausflüge« Teil des Alltagslebens sind?

Und wie steht es um den Status des Alltagslebens in ökonomischen Theorien? Die kapitalistischen Märkte sind in sozialkulturelle Strukturen ihrer Produzenten und Konsumenten *eingebettet*, schreibt der österreichisch-ungarische Ökonom und Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi ¹³ und wendet sich damit gegen die Formalisten der ökonomischen Theorie, die kapitalistische Märkte allein aus ihrer inneren Dynamik erklären wollen. Polanyis Bemerkung lässt aufhorchen, denn sie weist den menschlichen Akteuren Handlungsmacht im ökonomischen Marktgeschehen zu. Die Aussage lässt sich freilich auch umkehren: Als Produzenten und Konsumenten sind Bürger*innen in ihrem Alltagsleben in die kapitalistischen Märkte des Geldes und der Waren und Dienstleistungen, aber auch in die Regulative des Staates und der Kommunen eingebettet. Wie könnte Alltagsleben dann das Andere des Politischen, wie könnte es jemals unpolitisch sein?

In der Sozialgeschichte ist es vor allem Alf Lüdtke, der blinde Flecken der marxistischen Literatur im Bezug auf das Alltagsleben aufspürt und zur Debatte stellt. ¹⁴ Er fragt nach sinnstiftenden Erfahrungen und Handlungsorientierungen der arbeitenden Menschen und entwickelt Elemente einer Theorie des Alltagslebens, der zufolge die Erwerbstätigen (Arbeiter, Angestellte, Techniker, Manager usw.) nicht nur Waren und Dienstleistungen produzieren, sondern auch sich selber als eine Produktionskraft produzieren und regenerieren, die die geforderten Leistungen erbringen kann und dafür Lohn, Gehalt und Anerkennung im Unternehmen erhält. Mit Lüdtke emanzipieren sich einige spät- und postmarxistische Autorinnen und Autoren aus der ökonomistischen Einführung des Historischen Materialismus. Axel Honneth plädiert in seiner normativen Theorie für die Anerkennung erwerbsarbeitender Menschen als politische Akteure, gegebenenfalls als Teilnehmer an freien, partizipativen Demokratien. Ihren Anspruch auf politische Freiheit und Partizipation geben sie nicht an der Portierloge ab. ¹⁵

12 Georg Lukács knüpft, wie seine Schülerin Agnes Heller, an die frühen Texte der Pariser Manuskripte und an die Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx an. Vgl. Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik. Faksimile des Hand- und Arbeitsexemplars von Georg Lukács, Bielefeld 2023.

13 Karl Polanyi, The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, (1957). Wien 1977.

14 Vgl. Alf Lüdtke, Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen »proletarischen Bewusstseins« in der Entfaltung der Fabrikindustrie. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11. Herausgeben von H.-G. Backhaus u.a., Frankfurt a.M. 1978, 311–350. Alf Lüdtke, Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11, Frankfurt a.M. 1978, 311–350; ders. Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.

15 Axel Honneth, Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit, Berlin 2023.

So absurd und verhängnisvoll der Begriff ›Sozialfaschismus‹ der kommunistischen Internationale (Komintern) für das Rote Wien ist – die *Systemimmanenz* sozialdemokratischer Biopolitik ist offensichtlich. Ihre Leistung besteht darin, Menschen als Arbeitskräfte, Konsumenten und Bürger*innen gesünder, konkurrenzfähiger, arbeitsfähiger, disziplinierter, gebildeter, wissender zu machen. Damit wächst aber auch – Leninisten und Stalinisten scheint das zu ihrer Zeit kaum zu interessieren – ihre Fähigkeit und Bereitschaft, sich an der Politik der Gesellschaft zu beteiligen, zu allererst aus wachsender Sorge um sich selbst und ihre Angehörigen, sodann auch immer öfter, wenn auch gewiss nicht oft genug, aus Sorge um die Zukunft ihrer Kinder und der Welt. Eine Garantie dafür, von ihnen akzeptierte demokratische Prinzipien ein Leben lang beizubehalten, gibt es allerdings nicht.

In ihrer *Dialektik der Aufklärung*¹⁶ gelangen Adorno und Horkheimer zur Ansicht, die aus technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften entstehenden Befreiungspotenziale würden von der fortlaufenden Modernisierung der politischen Herrschaft und der Unterwerfung der Lohnabhängigen und Selbständigen unter die Dynamik des Konsumdrucks, die Beschleunigung der Arbeitsprozesse, die Verknappung von Zeit und durch wachsenden Stress sogleich wieder aufgesogen. Das ist wohl so. Die wachsende Zahl subdepressiver und ausgebrannter Menschen zeigt es. Menschen unterwerfen sich den Regulativen des Staates und der kapitalistischen Produktionsweise und haben in der Regel keine Wahl. Sie können aber auch emanzipatorische Potenziale der Modernisierung des Staates und der kapitalistischen Wirtschaftsweise für sich nutzen. In der Regel verlangt dies Entscheidungen, etwa das Elternhaus oder ein Unternehmen zu verlassen, eine neue Ausbildung zu beginnen, auf zu viele Flüge zu verzichten oder die Bahn zu nehmen, und vieles mehr. Solche politischen und ökopolitischen Entscheidungen zu treffen ist nicht nur die rationale Abwägung von Vor- und Nachteilen im Sinne der *rational choice theory*, die in der Volkswirtschaftslehre dominiert. Menschen haben Hoffnungen und Ängste, sie lösen sich aus intimen und paternalistischen Verpflichtungen, Loyalitäten und Bindungen und überwinden Widerstände. Dies erfordert nicht nur kognitive, sondern auch soziale, politische und psychische Lernprozesse.¹⁷ Die autobiographische Erzählung zeigt dies in unübertrefflicher Konkretheit und Vielfalt.

All dies gesagt, versuche ich an dieser Stelle eine vorläufige Definition des Alltagslebens als kulturelle Praxis. Es wird sich zeigen, wie weit sie trägt. Das Alltagsleben der Hohen Moderne ist ein intelligibles (vorstellbares) Feld der sozialkulturellen, sozialökonomischen, religiösen, spirituellen politischen, sexuellen und anderen Praktiken in ihrem Zusammenwirken. Im Lauf der Moderne und der Hohen Moderne sind sie immer mehr den Regulierungen des Staates, der Religionen und Kirchen, der pharmazeutischen Industrie und der öffentlichen und privaten Gesundheitsdienste, der kapitalistischen Unternehmen und der Bürokratien, aber auch der Selbstregulierung und Selbstdisziplin

16 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*. In: Max Horkheimer, *Gesammelte Schriften Band 5: Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940–1950*. Herausgegeben von Gunzelin Schmid Noerr, 1987, 4. Auflage Mai 2014.

17 Vgl. Gregory Bateson, *Die logischen Kategorien von Lernen und Kommunikation (1964/1971)*. In: ders., *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*, (1964) 5. Auflage, Frankfurt a.M. 1994, 362–399.

unterworfen. Die sehr verschiedenen Formen bezahlter und unbezahlter Arbeit zu koordinieren ist vielleicht die aufwändigste Aufgabe von allen. Regulierungen durch Staat und Gemeinde treten nicht selten mit bürgerlichen Rechten in Spannung. In der Auseinandersetzung darüber öffnen sich Perspektiven für eine soziale, kulturelle und politische Emanzipation des Subjekts – am ehesten in freien, partizipativen und liberalen Demokratien. Aber auch sie kommen – wie am Roten Wien zu zeigen sein wird – nicht ohne disziplinierende Regulative aus.

2.2 Das Rote Wien als Macht-Dispositiv

In seinem klassisch gewordenen Werk *Strukturwandel der Öffentlichkeit* und dem nicht minder wichtigen, jüngst erschienenen Band *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik* argumentiert Jürgen Habermas, »kommunikative Kompetenz« sei die Voraussetzung für die Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger am Diskurs der politischen Öffentlichkeit.¹⁸ Der ungehinderte Diskurs erzeuge allererst bürgerliche Öffentlichkeit. Sie ist also weder ahistorisch noch auf Dauer gesichert. Sie ist eine Bedingung der modernen Demokratie. Politische Partizipation setze überdies, so Habermas sinngemäß, demokratische Kontrolle der Massenmedien durch eine kritische Bürger-Gesellschaft voraus. Die Beherrschung der Massenmedien durch superreiche Eliten bedroht die bürgerliche Öffentlichkeit und somit auch die freie Demokratie.

Auch die sozialdemokratische Elite und der Autor der österreichischen Verfassung von 1920, Hans Kelsen, behaupten die bestmögliche politische Partizipation der Bürger*innen anzustreben. Sie meinen aber, die Fähigkeiten dazu seien durch Bildung, Erziehung und Zivilisierung allererst zu schaffen. Umso erstaunlicher finde ich, dass das Alltagsleben, in dem sich doch die soziale, kulturelle und kommunikative Kompetenz zur politischen Partizipation und der kritische Umgang mit Medien nur herausbilden können, so wenig beachtet wird. In zahlreichen Würdigungen des Roten Wien schwingt mit, dass es Menschen durch kommunalpolitische Leistungen erheblich besser gehe als zuvor. Doch sie werden meist nur als weitgehend passive Nutznießer der kommunalen Regierungspolitik gesehen. Ob sie und wie sie an Politik partizipieren, wird nicht gefragt. Damit schreibt sich der Paternalismus der Regierungspolitik noch in ihrer Rekonstruktion und Analyse weiter fort.

Von den offiziellen Zwecksetzungen und Verlautbarungen kommunaler Regierungspolitik ist nicht kurzerhand auf ihre Wirkungen auf die Bürger*innen zu schließen. Um diesen Kurzschluss zu vermeiden, ist es wichtig zu fragen, wozu es sich bei der kommunalen Politik in einer Großstadt dem Grunde nach handelt. Michel Foucault ist einer der ersten europäischen Philosophen, der auf die eminente Wirksamkeit des Wissens und der Wissenschaften in modernen westlichen Gesellschaften hinweist. Der Umgang mit Wissen bestimmt auch eines seiner Konzepte, das des Macht-Dispositivs.

18 Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* (1962) Frankfurt a.M. 1990; ders., *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik*, Berlin 2022.

»Das, was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen [...]. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann. [...] Das Dispositiv ist also immer in ein *Machtspiel* eingeschrieben, doch immer auch an eine oder an mehrere *Wissensgrenzen* gebunden, die daraus hervorgehen, es aber genauso auch bedingen.«¹⁹

Menschen kommen in dieser Umschreibung nicht vor, weder als Subjekte noch als Objekte. Es fällt schwer, sich ein Macht-Dispositiv ohne Akteure mit ihren Neigungen, Ressourcen und Interessen, ihrer Psyche, ihrem Unbewussten und ihrem Habitus vorzustellen, ohne die unzähligen Machtspiele zwischen ihnen, in denen ihre Kompetenzen, ihr Wissen, ihre Irrtümer und Ressentiments allererst entstehen und wirksam werden. Kann Foucaults Dispositiv erweitert werden? Ich meine, dass dafür ein anderes Konzept Foucaults genutzt werden kann, das Konzept des Diskurses, des Hin- und Herlaufens der Rede, allerdings unter Einbeziehung der Personen, die sprechen, in ihren Interaktionen Aussagen treffen, die performativ sind und ihr Zusammenleben regulieren.

2.3 Interdiskursivität im Macht-Dispositiv

Im Macht-Dispositiv der Kommunalpolitik reden und handeln Politiker und führende Beamte der Stadtverwaltung, der politischen Opposition, Wissenschaftler*innen der Universitäten und Hochschulen, Professionelle des Gesundheits- und Fürsorgesystems und der Ämter der Stadtverwaltung und – nicht zuletzt – die Stadtbürger*innen. Berufen sie sich auf eine Verfassung, eine Regierung, ein Amt, eine politische Partei, eine Fakultät, eine Wissenschaft, eine Religion, eine Philosophie, eine Profession, *in deren Namen* sie sprechen, gewinnen sie in den soziokulturellen Systemen, denen sie angehören, Wissensmacht und Autorität. Beides aber steht im eigentlichen Sinn des Wortes stets auf dem Spiel. Genau an der Kreuzung von Denken und Fühlen, Sprechen und Handeln bedarf Foucaults Dispositiv dringend der praxeologischen Erweiterung.²⁰

Dafür bestens geeignet ist, meine ich, die Kritische Diskursanalyse (CDA).²¹ Ihre Gründungsautoren²² gehen davon aus, dass Diskurse der Wissenschaften und der Professionen (etwa der Ärzte) sich auf politische Diskurse (etwa der Regierung und der Parteien), oder auf Diskurse der Bürger*innen beziehen, aber auch umgekehrt. Jürgen Link

19 Michel Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978, Neuauflage 2000, 119ff., meine Kursivierungen; dazu auch Gilles Deleuze, *Was ist ein Dispositiv?* In: *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, herausgegeben von François Ewald und Bernhard Waldenfels, Frankfurt a.M. 1991, 153–162.

20 Einführend: Andrea D. Bührmann, Werner Schneider, *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld 2008.

21 Vgl. Norman Fairclough, *Critical Discourse Analysis. The Critical Study of Language*, London 1995; ders., *Analysing Discourse. Textual Analysis for Social Research*, London 2003.

22 Jürgen Link, *Noch einmal: Diskurs. Interdiskurs. Macht*. In: *KultuRRévolution 11* (1986) 4–7.

schlägt vor, den Wirkungszusammenhang zwischen den spezialisierten Wissens-Diskursen aller Art und dem Alltagsdiskurs als *Interdiskurs* zu bezeichnen. Es genüge nicht, die Aussagen miteinander zu konfrontieren. Es sei auch zu klären, wie die Diskurse einander rezipieren, voneinander lernen, einander ignorieren oder widersprechen. Deshalb lege ich die folgenden Kapitel dieses Buches so an, dass Diskurse der kommunalen Regierung und Verwaltung, der Wirtschaft und der Wissenschaften mit den Alltagsdiskursen der Bürgerinnen und Bürger und ihrer Kinder auf subjektive Bezugnahmen und objektive Effekte untersucht werden können.²³

Autobiographische Erzählungen sind vermutlich die beste Quelle, um Alltagsdiskurse der Bürger*innen aller Klassen, Geschlechter, sexuellen Orientierungen und Bildungsschichten zu untersuchen. Sie werden vorwiegend mündlich und seltener schriftlich ausgeführt. Das Sprechen über sich selbst erfolgt überwiegend face to face. Die wichtigsten Tropen des autobiographischen Denkens, Fühlens und Sprechens sind die Argumentation, das Erzählen signifikanter Veränderungen (*story*), die Beschreibung signifikanter Personen im nahen und weiteren Umfeld der sprechenden Person oder die Beschreibung eines relativ dauerhaften Zustands sowie die Bewertung des Inhalts der jeweiligen narrativen Sequenz, etwa die Evaluation eines eben erzählten Geschehens, einer beschriebenen Person, einer Lebensphase oder auch eines bald zu Ende gehenden Lebens.²⁴ Autobiographische Erzählungen sind an Anwesende und Abwesende, an Lebende und Tote adressiert. Oft sprechen die Erzähler*innen aber auch zu sich selbst, zu einem Selbst, das im autobiographischen Zeitraum ein Anderer war.²⁵ Die zahllosen Bezugnahmen auf die Aussagen und Handlungen Anderer zeigen, dass autobiographisches Erzählen nicht solipsistisch erfolgt. Foucaults Unterscheidung von Aussage und Äußerung gilt auch für autobiographisches Sprechen. Nicht jede Äußerung ist eine Aussage. Merkmal und Funktion der Aussage ist es, eine Zeit lang verbindlich, gültig und handlungsorientierend zu sein: für einen selbst und für Andere, mit denen man zu tun hat. Dazu ein konkretes Beispiel aus der folgenden Untersuchung.

Der Sohn eines Oberkondukteurs der Südbahngesellschaft beschreibt die abendliche Heimkehr des Vaters vom Dienst, der den Uniformmantel und die Dienstkappe an einen Haken hängt und an Frau und Kinder die Aufforderung richtet: »Wasser ins Lavoir, Essen auf den Tisch!« Diese bei jeder Heimkehr so oder ähnlich wiederholte Aussage ist für alle Beteiligten vorhersehbar, gültig und handlungswirksam. Der Sprecher erhebt den Anspruch gehört zu werden und ein seinem Willen entsprechendes Handeln von Frau und Kindern auszulösen. Die Aussage ist performativ, sie erzeugt und regelt praktisches Handeln. Überdies beruft sie sich auf einen Interdiskurs, der auf mehr Hygiene, Ordnung und elterliche Sorge um Kinder in der Familie drängt.

23 Grundlegend zur Unterscheidung von Wissenschaft und Alltagswissen ist Hans-Georg Soeffner, Alltagsverstand und Wissenschaft. Anmerkungen zu einem alltäglichen Mißverständnis von Wissenschaft. In: ders., *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*, Frankfurt a.M.1989, 10–50.

24 Vgl. Reinhard Sieder, *Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Praxeologisches Paradigma, Narrativ-biografisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung*. In: Karl Wernhart, Werner Zips, Hg., *Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation. Eine Einführung*, 4. gänzlich überarbeitete und erweiterte Auflage, Wien 2014, 150–180.

25 Paul Ricoeur, *Das Selbst als ein Anderer*, 2. Auflage, München 2005.

Die sich auf einen Aufsatz von Pierre Bourdieu berufende Meinung, autobiographische Narrative in die sozial- und kulturwissenschaftliche Untersuchung einzubeziehen nähre eine subjektivistische, *biographische Illusion*,²⁶ trifft dann *nicht* zu, wenn das autobiographische Fühlen, Denken und Sprechen – wie ich es vorschlage – als regulierende und regulierte kulturelle Praxis verstanden wird. Die Aussage drückt die Subjekt-Position im sozialkulturellen System aus, »the subject position of the social agent«,²⁷ und konstituiert den Sprecher im sozialkulturellen System. Sie gibt ihm relative Macht und ist Ausdruck relativer Macht. Foucaults Macht-Dispositiv entsteht in meiner Sicht vor allem durch das performative Sprecherhandeln von Menschen. Implizit und explizit geht es in allen sozialkulturellen Systemen um die oszillierende Macht der Einen über die Anderen. All dies vorausgesetzt, sind autobiographische Erzählungen für die Rekonstruktion des Alltagslebens und der Partizipation der Bürger*innen an Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Philosophie, Religion und so weiter unverzichtbar.

2.4 Medizinwissenschaft, Psychologie und Biopolitik

Im kameralistisch bzw. merkantilistisch regierten Staat und im Licht der Aufklärung artikuliert sich das öffentliche Interesse an der Gesundheit des Volkes und nimmt seither stetig zu. Sprecher der Wirtschaft, der Kirchen und Religionen, der Medizin, der Psychologie und zuletzt auch einer sich emanzipierenden Bürgergesellschaft (*civil society*) bekunden den hohen Wert von gesunden Männern und Frauen und gut gepflegten, lernfähigen und disziplinierten Kindern. Nach Vorläufern beginnt um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Interdiskurs um die Vererbung von guten und schlechten Merkmalen von Menschen und deren Folgen für den Staat, die Bevölkerung und die »Rasse«. Zunächst ist es nur die Rasse der Mehrheit des Volkes, wenig später sind es auch die Rassen von Minderheiten und in anderen Ländern und Kulturen. Höchst einflussreich wird der britische Mediziner und Privatgelehrte Francis Galton, ein Cousin von Charles Darwin. Er fordert, die eigene Rasse zu pflegen und nennt die dazu notwendigen Maßnahmen Eugenik (engl. *eugenics*). Wenig später formulieren die deutschen Mediziner Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmayer großteils identische Ideen und sprechen von *Rassenhygiene*.

Wilhelm Schallmayer bezieht sich auf seinen Lehrer Ernst Haeckel, möchte auf Zwangsmaßnahmen, die Galton und Ploetz befürworteten, möglichst verzichten und plädiert dafür, den »Minderwertigen« den freiwilligen Verzicht auf Fortpflanzung bzw. staatlich verfügte Eheverbote aufzuerlegen. Gemeinsam ist den drei Autoren eine Rahmenerzählung, in die auch ältere und zeitgenössische Theorien wie Bénédict Augustin Morels Theorie der progressiven Degeneration und Charles Darwins Lehre mit unterschiedlichen Akzenten aufgenommen werden.²⁸ Etwas vereinfacht lautet die

26 Vgl. Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1 (1990), 75–81.

27 Ernesto Laclau, Chantal Mouffe, Post-Marxism without Apology. In: New Left Review 166, (1987), 79–106.

28 Peter Emil Becker, Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus und völkischer Gedanke, Wege ins Dritte Reich, Stuttgart 1990.

große Erzählung aller »Rassenpfleger« so: Jeder gut ernährte, gesunde, erzogene und disziplinierte Mensch vermehre den Reichtum des Staates und der Gesellschaft, jeder schlecht ernährte, unerzogene, kranke oder missgestaltete mindere ihn. Eingriffe seien erforderlich, um dem Verfall Einhalt zu gebieten und der wirtschaftlichen Konkurrenz anderer Staaten standzuhalten. Obgleich sich Plötz und Schallmayer als Sozialisten bezeichnen und sich Schallmayer als Anhänger einer modernen Demokratie und wie sein Lehrer Haeckel als Kriegsgegner und Vertreter einer frühen Idee eines geeinten Europa unter Ausschluss Russlands versteht, geraten sie mit Grundwerten der europäischen Aufklärung und der freien Demokratie in Widerspruch.

Staatsbürger*innen haben, so steht es in modernen demokratischen Verfassungen, die gleichen staatsbürgerlichen Rechte. Sie sind aber verschieden nach Herkunft, Stand und Klasse, nach Körpergeschlecht und sexueller Orientierung, nach Ethnie und Sprache, Wissen und Bildung, Reichtum und Armut, Gesundheit und Krankheit und so fort. Die politische Verfassung des modernen demokratischen Staates abstrahiert von diesen Unterschieden. Die politische Gleichheit geht von universellen kantianischen Werten aus.²⁹ Mit heutigem Wissen und politisch-moralischen Standards ist aber zu fragen, ob nicht die Norm der politischen Gleichheit auch für die Teilhabe des Menschen, der Männer und Frauen, der Kinder und Jugendlichen am modernen Wohlfahrtsstaat gelten müsste. Diese freilich erhebliche Ausdehnung des Prinzips der politischen Gleichheit findet aber nirgendwo statt. Politische Gleichheit ist mit der zunehmend problematischen Einschränkung durch das Staatsbürgerrecht das Prinzip der aufgeklärten Republik und der modernen Demokratie, nicht aber der öffentlichen Wohlfahrt. Mit dem eugenischen und rassenhygienischen Diskurs bindet der moderne Wohlfahrtsstaat seine Benefizien an die Arbeits- und Steuerleistung der Person und an den vermeintlich erwartbaren »Wert«, »Minderwert« oder »Unwert« ihrer Nachkommen. Genau hier bricht die westliche Moderne mit ihren eigenen Prinzipien und die Bruchstelle wird von faschistischen und autoritären Regimen beträchtlich ausgeweitet, bis hin zur Zwangsterilisation von Frauen und zu medizinischem Mord an »minderwertigen« Kindern und alten und kranken Menschen.

Noch unter der christlichsozialen Regie Seipels werden in Wien die ersten beiden »Fürsorgeämter« knapp vor dem Ersten Weltkrieg gegründet. In ihrem Fokus stehen die schwangere Frau, der Säugling, die Wöchnerin, das Kleinkind und die Mutter. Nach Ende des Weltkriegs und am Beginn der Ersten Republik richtet die erste sozialdemokratische Stadtregierung weitere Fürsorgeämter, Kinderheime, Gebärdstationen, heilpädagogische Abteilungen und andere Anstalten ein. Sie kommunizieren und bilden ein bürokratisches System, das von seinem Erfinder, dem Anatomie-Professor und Konstitutionsforscher Julius Tandler, das »Wiener System« der »Familienfürsorge« genannt wird.

Die Israelitische Kultusgemeinde eröffnet ein Erziehungsheim für die Nacherziehung von Buben und Mädchen jüdischer Herkunft. Der den Sozialdemokraten nahestehende Arbeiterverein Kinderfreunde gründet 1920 eine Schule für »sozialistische« Erzieher und Erzieherinnen. Die Kinderpsychologin Charlotte Bühler und ihre Assistentinnen beobachten und testen auf Einladung Tandlers Säuglinge und Kleinkinder an der

29 Isolde Charim, Die tribale Demokratie. In: Falter 45/2024, 9. Vgl. Pierre Rosanvallon, Die Gegen-Demokratie. Politik im Zeitalter des Misstrauens, Hamburg 2017.

Kinderübernahmestelle der Stadt Wien. Städtische und private Kindergärten folgen der Idee Maria Montessoris, das »perfekte Kind« zu erziehen.³⁰ Das »Jahrhundert des Kindes« beginnt mit der Abwertung des behinderten, vernachlässigten und benachteiligten Kindes und mit der pädiatrischen, psychiatrischen, gynäkologischen und pädagogischen Beobachtung von Mutter und Kind. Alleinstehende Mütter würden ihre Kinder weder hinreichend pflegen noch zum regelmäßigen Besuch von Kindergärten, Horten und Schulen anhalten und sie dem Einfluss »der Straße« überlassen. Die in den Kriegsjahren steigende Zahl der Anzeigen gegen Kinder und Jugendliche, die an Protesten gegen zu hohe Preise für Brot und Schmalz etc. teilnehmen oder Eigentumsdelikte begehen, gilt dafür als vermeintlich sichere Evidenz (s. Kapitel 3.1). Verfallsängste löst die kriegsbedingte Abwesenheit und der Tod von Tausenden jungen Vätern auf den Schlachtfeldern aus. Für die staatliche und wirtschaftliche Ordnung sei dies gefährlich. Eine Phalanx von Humanwissenschaften und Professionen kampanisiert gegen die reale und metaphorische »Vaterlosigkeit« und den Verlust väterlicher Erziehung. Der konstitutionell monarchische und nicht weniger der ihm nachfolgende republikanische und demokratische Staat fordern die rasche Restaurierung der patriarchalen Herrschaft des Mannes.

2.5 Exkurs: Biopolitik und Schulpolitik

Wie schon in der Einführung erwähnt, berührt und verändert Biopolitik benachbarte Felder der Kommunalpolitik. Unter anderem betrifft sie auch die Schul- und Bildungspolitik. Die Schulreform unter Otto Glöckel (1922–1934) beschränkt sich zunächst in der kurzen Zeit Glöckels als Unterstaatssekretär der Bundesregierung (von Mai 1919 bis Mai 1920) auf eine allgemeine Schulreform, die weitgehend mit der deutschen Schulreformdebatte übereinstimmt. Eine genuin sozialdemokratische Politik ist noch nicht zu erkennen und wird von Glöckel nicht gewünscht. Die Ziele der allgemeinen Schulreformdebatte werden auch von anderen politischen Parteien geteilt. Der Sozialdemokrat Viktor Fadrus, engster Mitarbeiter Glöckels, resümiert 1929 aus Anlass von »10 Jahre(n) Schulreform in Österreich« in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Schulreform* die enge Anlehnung an die von allen Parteien getragene reformpädagogische Debatte.³¹ Im Sommer 1920 zerbricht die Regierungskoalition der Sozialdemokraten und der Christlichsozialen in der Bundesregierung und Glöckel wird nach der Trennung Wiens von Niederösterreich ab 1. Jänner 1922 Geschäftsführender Präsident des Stadtschulrats von Wien.

30 Vgl. Sabine Seichter, *Der lange Schatten Maria Montessoris. Der Traum vom perfekten Kind*, Weinheim/Basel 2024.

31 Viktor Fadrus, *Zehn Jahre Schulreform und Schulpolitik in Österreich. Rückblick und Ausblick*. In: *Schulreform* 8 (1929), 193–243. Vgl. Wilfried Göttlicher, »Forträumung des Revolutionsschuttes auch im Unterrichtsministerium«: die Aufhebung des Glöckel-Erlasses. In: Bernhard Hachleitner, Alfred Pfoser, Katharina Prager, Werner Michael Schwarz, Hg., *Die Zerstörung der Demokratie. Österreich: März 1933 bis Februar 1934*. Salzburg 2023, 106–109; Wilfried Göttlicher, *Wiener Schulreform? Österreichische Schulreform? Die Schulreform Otto Glöckels, das Rote Wien und der schulpolitische Dualismus*. In: *Österreich Geschichte Literatur Geographie* 65 (2021) 310–324; ders., *Das Rote Wien – eine »Musterschulstadt«*. In: Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal, Hg., *Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis*, Basel 2019, 96–103.

(Präsident ist Bürgermeister Karl Seitz.) Glöckel beginnt eine Reform der Wiener Pflichtschulen von der ersten bis zur achten Schulstufe.

Die Pflichtschule soll im Bereich der Stadt und des neuen Bundeslandes Wien reorganisiert werden. Auf die Volksschule soll eine »allgemeine Mittelschule« der Zehn- bis Vierzehnjährigen folgen. Sie wird nicht als sozial integrativ oder inklusiv, sondern in jeweils zwei Klassenzügen geplant. Lernschwache und behinderte Kinder werden in Hilfs- und Sonderschulen unterrichtet. Die starke Betonung der Leistung soll es ermöglichen, begabten und leistungsfähigen Schüler*innen um das 14. Lebensjahr den Übertritt in eine Höhere Schule zu ermöglichen. Dies entspricht der bis heute gültigen Forderung der Sozialdemokratie, aber auch liberaler Gruppierungen, »eine definitive Entscheidung über die zukünftige Schul- und Berufslaufbahn nicht zu früh zu fällen.«³²

Umgesetzt wird dieser Plan Otto Glöckels und seines engsten Mitarbeiters Viktor Fadrus nur in einer Reihe von Versuchsschulen und Versuchsklassen in Wien, und auch dies nur bis zur bundesweiten Einrichtung der Hauptschule 1927.

Herausragende schul- und gesellschaftspolitische Themen der Wiener Schulreform sind die Trennung von öffentlicher Schule und katholischer Kirche und die Entpflichtung von Schüler*innen und Lehrer*innen, an religiösen Übungen teilzunehmen (Glöckel-Erlass vom 10. April 1919).³³ Durch praktische Elemente, den örtlichen Bezug des Heimatkunde-Unterrichts und durch Selbsttätigkeit der Schüler*innen (»Arbeitsprinzip«) soll die alte »Drillschule« überwunden werden. Ausgangspunkt des Volksschulunterrichts soll »die Lebenswelt« der Kinder sein, vor allem der elterliche Haushalt und die nächste Umgebung der Schule und des Wohnviertels.³⁴ Die Schülerhöchstzahl pro Klasse wird mit 29 begrenzt, ein Züchtigungsverbot für die öffentlichen Pflichtschulen erlassen. Die Gründung von Elternvereinen soll die Eltern in die schulpädagogische Arbeit einbeziehen, doch gelingt dies offenbar nur in geringem Maß. Die Gründung eines Pädagogischen Instituts (PI) der Stadt Wien³⁵ soll die Aus- und Fortbildung von Lehrer*innen reformieren und die Ideen der Schulreform an Lehrer*innen herantragen. Bei Studierenden am PI und bei neu eingestellten Lehrer*innen findet die Wiener Schulreform über sozialdemokratische Lehrer*innen hinaus großes Interesse, bei älteren Lehrer*innen trifft sie auf Widerstand.

Ab September 1922 und bis 1927 wird an sechs Wiener Bürgerschulen (drei für Knaben, drei für Mädchen) in je vier ersten Klassen nach dem Lehrplan der *Allgemeinen Mittelschule* unterrichtet. Im Rahmen von Schulversuchen gelingt es immerhin, an 18 Wiener Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und Hauptschulen einen gemeinsamen Unterricht für 11- bis 14jährige Schülerinnen und Schüler durchzuführen. In den Versuchsschulen unterrichten Bürgerschullehrer gemeinsam mit Mittelschullehrern. Der auf Bundesebene 1926 erzielte »Bildungskompromiss« führt österreichweit zur

32 Ebd. 99.

33 Otto Glöckel, *Schule und Klerikalismus*, Wien 1911.

34 Vgl. Wilfried Göttlicher, *Das Rote Wien – eine »Musterschulstadt«*, 97.

35 Das Pädagogische Institut (PI) der Stadt in Wien 7, Burggasse 14–16 ist die Nachfolgeinstitution der ehemaligen Lehrera Akademie (»Lehrerpädagogium«) bzw. Landeslehrera Akademie. Das PI wird am 13. Jänner 1923 durch Otto Glöckel eröffnet. Glöckels langjähriger Mitarbeiter Viktor Fadrus wird Direktor und bleibt es bis 1934.

Abschaffung der »Bürgerschule« und zur Einführung einer vierklassigen Hauptschule. Er beendet aber auch die Wiener Schulversuche zu einer gemeinsamen Mittelschule. Die Hauptschule erfüllt den Grundsatz der gemeinsamen Mittelschule nicht, denn sie besteht neben den Unterstufen der Gymnasien mit eigenen Lehrplänen. Die von Glöckel u. a. geforderte Durchlässigkeit des Schulsystems wird damit nicht erreicht. Christlich-soziale und konservative Parteien und die katholische Kirche sehen die Eigenständigkeit und Abschottung des Gymnasiums als höhere Schule der oberen Mittelklasse und der Oberklasse gerettet. Die gemeinsame Schule der Zehn- bis Vierzehnjährigen bleibt bis heute ein unerfüllter Wunsch sozialdemokratischer und liberaler Bildungspolitiker. Eines der potenziell nachhaltigsten Experimente des Roten Wien scheitert am Widerstand der katholischen Kirche und der christlichsozialen Partei.

Eine thematische Verbindung der Schulreform mit Themen der kommunalen Biopolitik besteht darin, dass 50 Schulärzte und 210 Schulfürsorgerinnen eingestellt werden und Zahnambulatorien u. a. an der neuen KÜSt eingerichtet werden (s. Abb. 29). Schulärzte und Fürsorgerinnen haben den Auftrag, gefährdete Kinder an das jeweilige Bezirksjugendamt zu melden. An einzelnen Schulen werden *Schulbäder* eingerichtet, um den Schülerinnen und Schülern Praktiken der Körperpflege und Körperhygiene beizubringen. Dass diese Bemühungen an Tandlers Biopolitik andocken, ist offensichtlich.

2.6 Die Medikalisierung der Biopolitik

Die nicht praktizierenden Mediziner Ploetz³⁶ und Schallmayer³⁷ verstehen sich als Sozialisten. In ihren biopolitisch relevanten Ideen und in den Forderungen an staatliche Biopolitik unterscheiden sie sich kaum von den britischen *Eugenics*. Der österreichisch-tschechische Sozialist Karl Kautsky³⁸ spricht bedeutungsgleich von »sozialistischer Eugenik«. Im letzten Kapitel seines 1910 erschienenen Buches *Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft* befasst sich Kautsky ausführlich mit den Forderungen der Rassenhygiene. Auch hier sind die Unterschiede zu Ploetz und Schallmayer gering. Kautsky fordert eine »künstliche Zuchtwahl«. Kränkliche Menschen sollen daran gehindert werden, sich fortzupflanzen. Oda Olberg, die für die Wiener *Arbeiter Zeitung* schreibt und die der Parteigründer Victor Adler für die beste Journalistin ihrer Zeit hält, bezeichnet den Kampf gegen die »Entartung« als Teil des Kampfes der Sozialdemokratie um die Macht.³⁹ Es ist also klar, dass »sozialistische Eugenik« ein Synonym für Rassenhygiene ist, und die Wiener Sozialdemokratie in ihr den programmatischen Kern ihrer Biopolitik sieht. Das bleibt so, bis um 1930 deutsche Rassenhygieniker, die der NSDAP nahestehen oder

36 Alfred Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Grundlinien einer Rassen-Hygiene*, 1. Theil, Berlin 1895.

37 Wilhelm Schallmayer, *Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung: preisgekrönte Studie über Volkseutartung und Volkseugenik*, XVIII, 2. Auflage Jena 1910.

38 Karl Kautsky (1854–1938) ist ein österreichisch-tschechischer Philosoph, marxistischer Theoretiker und sozialdemokratischer Politiker. 1875 schließt er sich der österreichischen SDAP an. Vgl. Karl Kautsky, *Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft*, Stuttgart 1910.

39 Oda Olberg, *Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit*, München 1926.

Parteimitglieder sind, die rassenpolitischen Maximen der Rassenhygiene erheblich zuspitzen, ihre eigene Rassenlehre entwickeln und mit antisemitischer und antislawischer Rassenpolitik verbinden.

2.6.1 Bénédict Augustin Morels biblische Erzählung

Der streng gläubige Katholik Morel schreibt das Buch *Genesis neu*. Er erzählt eine Geschichte der Menschheit.⁴⁰ Nach dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies können sich die Nachkommen von Adam und Eva den Klima- und Wetterkatastrophen, Dürre und Ernteausfall und der Erblichkeit von Schwächen und Mängeln nicht entziehen. Die einen bleiben durch Anpassung und Frömmigkeit gesund. Andere vererben mindere Eigenschaften und schlechte Lebensweisen an ihre Kinder. Man erkenne sie an Stigmata der ›Entartung‹. Sie beträfen den Körper, den Geist, den »Geschlechtssinn« und sexuelle Perversionen. Sie schädigten Keimzellen und würden erst im Phänotyp (Erscheinungsbild) der Folgegeneration sichtbar.⁴¹

Ein halbes Jahrhundert vor der Entdeckung des Gens erklärt Morel Krankheiten, Missbildungen und psychische Probleme aus der Weitergabe von negativen Eigenschaften zwischen Generationen. Renommierete Psychiater folgen ihm darin und verstehen sexuelle Abweichungen, Delinquenz, Persönlichkeitsstörungen, Angststörungen und Psychosen als Ausdruck oder Ergebnis »progressiver Degeneration«: Valentin Magnan in Frankreich, Cesare Lombroso in Italien, Julius Möbius, Richard von Krafft-Ebing, bedingt auch Emil Krepelin in Deutschland, um nur die einflussreichsten Psychiater zu nennen.⁴²

2.6.2 Biopolitik im späten Habsburger Reich

Für die Habsburger Monarchie und ihre Residenzstadt Wien kann von einer medizinisch fundierten Biopolitik ab dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gesprochen werden. Am Neuen haften freilich Spuren des Alten und künftige Entwicklungen kündigen sich an. Wie in anderen großen Städten besteht auch in Wien über lange Zeit ein Findelhaus.⁴³ Ledige Mütter, die ein »Armutszeugnis« vorweisen können, werden mit ihren Säuglingen aufgenommen und unter üblen hygienischen Verhältnissen versorgt. Die überlebenden Kinder werden von ihren Müttern getrennt und zu Pflegeeltern in der Umgebung Wiens und in die entlegenen Bezirke Jennersdorf (Burgenland) und Radkersburg (Steiermark) gebracht. Das Wiener Findelhaus ist die administrative Drehscheibe zur Verteilung von überlebenden Kleinkindern an Pflegeeltern. Wegen der sehr hohen

40 Bénédict Augustin Morel, *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades*, Paris 1857.

41 Bénédict Augustin Morel, *Traité des maladies mentales*, Paris 1860, III.

42 Vgl. Paul Hoff, *Psychiatrie. Ein Blick von innen. Geschichte. Theorien. Fälle*, Zürich 2011.

43 Vgl. Verena Pawlowsky, *Das Aussetzen überlästiger und nachtheiliger Kinder. Die Wiener Findelanstalt 1784–1910*. In: Michaela Ralsler, Reinhard Sieder, Hg., *Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 25 (2014) 1+2, 18–40.

Sterblichkeit der von Ammen und mit nicht pasteurisierter Kuhmilch ernährten Säuglinge wird das Wiener Findelhaus 1910 geschlossen.⁴⁴

Ähnlich sucht das *Niederösterreichische Zentralkinderheim* in der Bastiengasse 36–38 (Wien 18) »Pflegeplätze« und »Pflegeeltern« für Kleinkinder. In Vorbereitung der Verwaltungstrennung von Niederösterreich und Wien wird es 1920 zum *Zentralkinderheim* der Stadt Wien. Die Verschickung von Kleinkindern in Dörfer der Umgebung Wiens und der Grenzbezirke Jennersdorf und Radkersburg wird beibehalten. Ab dem Alter von vier oder fünf Jahren werden Pflegekinder von den Pflegeeltern zu Hilfsdiensten im Haushalt und in der Landwirtschaft herangezogen. Der Vertrag, den das Jugendamt mit den Pflegeeltern abschließt, endet mit dem sechsten Lebensjahr und der Schulpflicht des Kindes. Es wird nach Wien zurückgeholt und entweder seinen Eltern übergeben oder an ein Kinderheim »überstellt«.

Obwohl Unterbringung, Verpflegung und Erziehung der Pflegekinder den Ansprüchen des Mediziners und amtsführenden Stadtrats Julius Tandler in keiner Weise entsprechen, hält er aus Kostengründen daran fest. Für Tausende Pflegekinder verschlechtern sich Entwicklungschancen in schulischer und beruflicher Hinsicht. Nach Jahren mangelnder emotionaler Zuwendung bleiben viele in ihrer sprachlichen und kognitiven Entwicklung zurück. Wenn Pflegekinder mit sechs Jahren nach Wien zurückkehren, finden sich viele weder mit dem städtischen Wohnen noch mit Spielen und Routinen in der Schule und »auf der Gasse« zurecht. Manche landen auf Wunsch der Mutter, die nie eine Bindung an das Kind aufgebaut hat – in einem städtischen oder kirchlichen Kinderheim.⁴⁵

Um 1912 setzt eine Medikalisierungswelle ein, die rasch an Dynamik gewinnt und im Roten Wien unter Tandler zum Ausbau des kommunalen Gesundheits- und Fürsorgesystems führt. Mediziner fordern den Staat und die Stadt dazu auf, die Fürsorge für Schwangere, Wöchnerinnen, Säuglinge und Kleinkinder an pädiatrischem, psychiatrischem und gynäkologischem Wissen auszurichten. Auf ein erstes »Fürsorgeamt« im Bezirk Ottakring im Jahr 1912 folgt ein zweites im Bezirk Rudolfsheim im darauf folgenden Jahr. Beide Bezirke haben einen hohen Anteil an ledigen Müttern, die im Ruf stehen, ihre Kinder unzulänglich zu pflegen, zu ernähren und zu erziehen. Berufspflegerinnen beraten Mütter in Fragen des Stillens, wiegen das Körpergewicht und messen die Körpergröße des Kindes. Die Bewerberinnen für den neuen Beruf müssen zwischen 18 und 40 Jahren alt und unbescholten sein, die Bürgerschule absolviert haben und körperlich und geistig gesund sein. Sie stehen im Taglohn und sind gegen Arbeitslosigkeit nicht versichert. Sie gelten als Hilfskräfte der Ärzte.⁴⁶ Ein Arzt untersucht den Gesundheits- und Pflegezustand der Neugeborenen, der Säuglinge und Kleinkinder. Ein Berufsvormund

44 Ebd.

45 Gudrun Wolfgruber, Elisabeth Raab-Steiner, In fremdem Haus. Zur Unterbringung von Wiener Pflegekindern in Kleinbauernfamilien (1955–1970). In: Michaela Ralsler, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 25 (2014), 1+2, 276–296.

46 Gabriele Ziering, 90 Jahre Jugendamt Ottakring 1913 bis 2003. Von der Berufsvormundschaft zur Jugendwohlfahrt der MAG ELF, Wien 2002, 10.

trifft rechtsrelevante Entscheidungen. Er ersetzt den abwesenden oder unbekanntem Vater des Kindes. 1922 wird die »Berufsvormundschaft« mit Beschluss des Gemeinderats auf alle Bezirke Wiens ausgedehnt. 1925 sollen 6.000 Kinder – vorwiegend Kinder alleinstehender, lediger oder verlassener Mütter – einen »Berufsvormund« haben. Ausschließlich Männer ersetzen als Berufsvormünder fehlende Väter in familien- und erziehungsrechtlichen Fragen.⁴⁷ Die oberste Aufsicht über die beiden ersten Fürsorgeämter übernimmt das kaiserliche Ministerium für öffentliche Arbeit und soziale Fürsorge unter dem katholischen Moraltheologen und Prälaten Ignaz Seipel.⁴⁸ Noch ehe die Sozialdemokratie Wiens das weite Feld der Biopolitik für sich entdeckt, ist die katholische Kirche zur Stelle. Sie bleibt auch in der Zeit des Roten Wien als Trägerin von Kinderheimen und mit ihrem eigenen Erzieherpersonal ein bedeutender Teil des Fürsorgesystems. Ländern und Gemeinden erspart das Engagement der christlichen Kirchen Investitionen in Heimgebäude und Lohnkosten für Erzieher*innen. Das zentrale Wiener Jugendamt nimmt keinen Einfluss auf die Praxis in den von christlichen Kongregationen, katholischer Caritas und evangelischer Diakonie finanzierten Heimen. Selbst die städtischen Heime unterliegen nicht der Aufsicht des Jugendamtes, sondern des Anstaltenamtes, das auch die öffentlichen Krankenhäuser und Altenheime verwaltet. Misshandlungen von Zöglingen bleiben lange Zeit unentdeckt, obgleich heimliches Wissen darüber besteht.

2.6.3 Krieg und Bevölkerung

Im März 1916 hält Julius Tandler vor der *Gesellschaft der Ärzte in Wien* einen Vortrag mit dem Titel *Krieg und Bevölkerung*. Nach Ende des Krieges sei eine medizinwissenschaftlich instruierte »Bevölkerungs-, Gesundheits- und Fürsorgepolitik« einzurichten.⁴⁹ Entgegen seiner Aussage, einzig als Biologe zu sprechen und politische Aspekte auszuklamern, spricht der Professor bereits in der Planungsperspektive des führenden Biopolitikers des Staates und der Stadt Wien.

Der Entwicklungsbiologe Jean Baptiste de Lamarck (1744–1829) studiert um 1800 die Anpassung von Lebewesen an ihre Umwelt.⁵⁰ Alle Organismen – auch der Mensch? – würden sich organisch an wechselnde Umweltbedingungen anpassen, denn sie folgten einem inneren Antrieb zur Vervollkommnung. Der Gebrauch von Organen führe zu ihrer Perfektionierung, der Nichtgebrauch zu ihrer Verkümmern. Die erworbenen Merkmale und Eigenschaften (Modifikationen) würden auf biologischem Weg an die Nachkommen vererbt.⁵¹ Obwohl Lamarcks These vor der Entdeckung des Gens nicht nachgewiesen werden kann, hält sie Tandler als Konstitutionsforscher und Biopolitiker für plau-

47 Vgl. Gudrun Exner, *Bevölkerungswissenschaft in Österreich in der Zwischenkriegszeit (1918–1938)*. Personen, Institutionen, Diskurse, Wien 2004.

48 Ignaz Seipel (1869–1936), Universitätsprofessor für Moraltheologie in Salzburg (1909–1917), Minister für öffentliche Arbeit und soziale Fürsorge in der letzten kaiserlichen Regierung Lammasch.

49 Julius Tandler, *Krieg und Bevölkerung*. In: *Wiener medizinische Wochenschrift* 29 (1916), 445–452.

50 Vgl. Wolfgang Lefèvre, Jean Baptiste Lamarck. In: Ilse Jahn, Michael Schmitt, Darwin & Co. *Eine Geschichte der Biologie in Portraits*, Band 1, München 2001, 176–201.

51 Vgl. Klaus Taschwer, *Der Fall Paul Kammerer: Das abenteuerliche Leben des umstrittensten Biologen seiner Zeit*, München 2016.

sibel. Die durch die Umwelt bestimmte leibliche und psychische ›Kondition‹ verwandelt sich mutmaßlich in eine biologisch vererbte ›Konstitution‹. Mit dieser Annahme rücken neben dem »Erbgut« auch die Praktiken der Eltern in den Fokus der Biopolitik. Der am Wiener Vivarium arbeitende Biologe Paul Kammerer versucht an Feuersalamandern und Geburtshelferkroten den Nachweis für die Vererbung von erworbenen Merkmalen zu erbringen. Es scheint ihm zu gelingen. Für kurze Zeit gilt er weltweit als der berühmteste Biologe nach Darwin. Nach dem bis heute ungeklärten Vorwurf von Konkurrenten, er habe den Nachweis der Vererbung von erworbenen Merkmalen mit Tinte an den Füßen der Tiere manipuliert, begeht er 1926 auf dem Schneeberg Suizid.⁵²

Als Tandler 1916 über »Krieg und Bevölkerung« spricht, ist die Anpassung der kapitalistischen Wirtschaft an die Erfordernisse des Krieg führenden Staates in vollem Gange. Söhne und Väter ziehen als Soldaten und Offiziere in den Krieg. Frauen und männliche und weibliche Jugendliche aus der Unter- und Mittelklasse ersetzen sie in Fabriken, in Gewerben und Bürokratien, auch in den Verkehrsbetrieben der Stadt. Der Impact des Krieges auf das Alltagsleben in Wien ist immens. An schulfreien Nachmittagen halten sich Kinder in den Vorstädten und Vororten im Freien auf. Größere Kinder ziehen mit ihren kleinen Geschwistern in den Wiener Wald, an die Ufer des Wien-Flusses, in die Lobau oder an den Donaukanal und anderswohin. Sie sammeln Brennholz oder weggeworfenes Gemüse auf den Märkten. Die meisten verwarlosen dabei nicht. Im Gegenteil. Die überlebensnotwendige Arbeit verlangt hohe Disziplin und wechselseitige Fürsorge der Familienmitglieder, auch der Geschwister füreinander. Für überlastete und alleinstehende Mütter sind Kinder und Jugendliche oft die einzige Hilfe. Dennoch halten Kinderärzte, Psychiater und Pädagogen beharrlich an ihrer *Verfallserzählung* fest. Die Abwesenheit der Väter, für die doch allein der kriegführende Staat verantwortlich ist, zerstört die sittliche Ordnung. Sexuelle Promiskuität und Geschlechtskrankheiten würden sich noch stärker verbreiten. Die *biologische Qualität* der Mutterschaft und des Säuglings gehe durch die Erwerbsarbeit der Frauen stark zurück. Biologischer Minderwert pflanze sich in die folgenden Generationen fort und sei eine Hypothek für den Staat.

Im Jänner 1917 gelingt es Professor Tandler, Kaiser Karl in einer Unterredung von der Notwendigkeit eines »Sanitätsministeriums« zu überzeugen. Der junge Kaiser zeigt sich aufgeschlossen und ordnet die Gründung eines Ministeriums für soziale Fürsorge und eines für Volksgesundheit an. Letzteres ist weltweit das erste Ministerium für Volksgesundheit, bewährt sich jedoch in der Pandemie der »Spanischen Grippe« nicht. Es benötigt mehr als einen Monat, um Isolierstationen einzurichten.⁵³ Das neue Ministerium wird zu einer Abteilung des Ministeriums für soziale Fürsorge herabgestuft. Der Ausbau der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge wird geplant, Schwangeren- und Gebärd- (Entbindungs-)anstalten, Wöchnerinnenheime, Anstalten für Mutter- und Säuglingsfürsorge, Mutterberatungs- und Säuglingsfürsorgestellen, Krippen, Kleinkinderheime

52 Vgl. Richard Cockett, Vienna: How the City of Ideas Created the Modern World, New Haven/London 2023, paperback 2024, 196ff.

53 Vgl. Maureen Healy, Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I, Cambridge 2004, 307. Vgl. auch Manfred Vasold, Die Spanische Grippe. Die Seuche und der Erste Weltkrieg, Darmstadt 2009.

und Kinderbewahranstalten sollen eingerichtet werden. Dieser Plan kann in den Kriegsjahren nur in ersten Ansätzen realisiert werden. 1917 wird die Wiener »Akademie für soziale Verwaltung« als Ausbildungsstätte für soziale Berufe gegründet.⁵⁴ Sie befindet sich in der Rathausstraße 9, dem Sitz des Wohlfahrtsamtes. Mit Gemeinderatsbeschluss vom 27. April 1917 werden 160 Dienstposten für Fürsorgerinnen geschaffen, von denen jedoch zunächst nur rund 90 besetzt werden können. Aus »Berufspflegerinnen« werden »Fürsorgerinnen«. Nach Kriegsende steigt ihre Zahl rasch an. 1931 sind 278 Fürsorgerinnen bei der Gemeinde Wien angestellt. Sie bilden nach den Kindergärtnerinnen die größte Gruppe im Personal des Wiener Jugendamtes.⁵⁵ Nach Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich wird der Sozialdemokrat Ferdinand Hanusch Staatssekretär (Minister) für soziale Fürsorge. Die bedeutendsten sozialpolitischen Gesetze verabschiedet das Parlament in den ersten zwei Jahren der Republik. Tandler wird am 9. Mai 1919 zum Unterstaatssekretär für Wohlfahrts- und Gesundheitspolitik unter Hanusch bestellt.⁵⁶ Im Oktober 1920 übernimmt er das Amt eines regierenden (»amtsführenden«) Stadtrats für das Gesundheits- und Wohlfahrtswesen in Wien.

2.6.4 Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmayer

Schon als Gymnasiast gründet Ploetz den Geheimbund »Ertüchtigung der Rasse«. Nach dem Abitur studiert er Nationalökonomie in Breslau. Der junge Gerhart Hauptmann⁵⁷ ist ein enger Freund. In seinem Drama *Vor Sonnenaufgang* stellt er eine »degenerierte Familie« dar, in der körperliche und psychische Krankheiten vererbt werden. Die Figur des Sozialdemokraten Alfred Loth ist Alfred Ploetz nachempfunden. Sie repräsentiert den naturwissenschaftlich und medizinisch gebildeten Sozialisten. Obgleich seine Geliebte als einziges Familienmitglied dem Alkohol entsagt, trennt sich Loth von ihr. Er fürchtet die Vererbung schlechter Merkmale ihrer Großeltern und Eltern an seine Kinder. Die Sozialdemokratie steht in Hauptmanns Drama für die Lösung der durch Industrialisierung und Kohlebergbau ausgelösten sozialen und wirtschaftlichen Missstände in der Region.

Alfred Ploetz versteht sich, wie ihn auch Gerhart Hauptmann in der Figur des Loth beschreibt, als Sozialist mit utopistischen Zügen. Er liest Ernst Haeckel, Charles Darwin und Francis Galton. Vor den Sozialistengesetzen Bismarcks flüchtet er nach Zürich, um Nationalökonomie zu studieren. Erneut schließt er Freundschaften mit Sozialisten und Sozialdemokraten. Ein sozialutopischer Verein *Pacific* schickt ihn in die USA, um in einer utopisch-sozialistischen Kolonie in Iowa die »Zuchtwahl« (die Wahl der Zeugungspartner nach rassistischen Kriterien) zu studieren. Ploetz ist enttäuscht. Er kehrt nach Europa zurück und beginnt in Zürich ein Medizin-Studium. 1895 erscheint sein Hauptwerk *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Grundlinien einer Rassen-Hy-*

54 Vgl. Franz Bräunlich, Wiener Wohlfahrtskataster 1927. Ein Handbuch der Wiener öffentlichen und privaten Fürsorge-Einrichtungen (Wien o.J.), 24.

55 Gemeinde Wien, Magistratsabteilung 7, Hg., Das Jugendamt der Stadt Wien, Wien 1933, 30.

56 Ebd.

57 Gerhart Hauptmann, *Vor Sonnenaufgang*. Soziales Drama, 1889, Stuttgart 2017.

giene.⁵⁸ Vier Jahre lebt er nochmals in einer utopisch-sozialistischen Kommune in den USA. Dann kehrt er nach Europa zurück und gründet 1904 das *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*, 1905 die *Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene*.

In den frühen 1930er Jahren schließt sich Ploetz nationalsozialistischen Rassenetheoretikern an. Sein um 1900 noch bekundeter Respekt vor Gelehrten und Künstlern jüdischer Herkunft – Ploetz spricht zu dieser Zeit von »den Juden« als einer »hochstehenden Culturrasse«, die er zu den »Ariern« zählt – weicht dem Bekenntnis zur nationalsozialistischen Rassenetheorie und -politik, die sich gegen »Juden«, »Zigeuner«, »Ostslawen« und alle »Minderwertigen«, »Asozialen« und »Kriminellen« richtet. Die Machtübergabe an Adolf Hitler begrüßt er 1933 aus rassenpolitischen Gründen. Er wird Mitglied der »Arbeitsgemeinschaft für Rassenhygiene und Rassenpolitik«, die sich zur Aufgabe macht, alle Gesetze des NS-Staates vor Beschlussfassung auf ihre Auswirkungen auf die »Rassenverhältnisse« zu prüfen. Entgegen einer früheren Position, in der sich Ploetz für die Mischung der jüdischen und der arischen Rasse ausspricht, hebt er nun in Übereinstimmung mit antisemitischen Stereotypen das Gewinnstreben, den Individualismus und die mangelnde Liebe »der Juden« zu Militär, Staat und Nation hervor.⁵⁹ Er wendet sich entschieden gegen das Postulat der Gleichheit aller Menschen und befürwortet die weltweite Dominanz der arischen Rasse.

In Würdigung seiner Leistungen wird Ploetz 1936 von Hitler zum Professor ernannt. 1937 tritt er in die NSDAP ein.⁶⁰ Nach seinem Tod (1940) schreibt der Rassenhygieniker Otmar Freiherr von Verschuer, Ploetz habe mit »innerer Anteilnahme und Begeisterung [...] die nationalsozialistische Bewegung miterlebt und das Werk des Führers bewundert«. ⁶¹

Wilhelm Schallmayer, wie Ploetz nicht praktizierender Mediziner, teilt viele Ideen mit Ploetz. Wie dieser fühlt er sich als Sozialist, steht aber als Schüler Ernst Haeckels allen Kriegslüsten und Chauvinismen ablehnend gegenüber.⁶² Er zöge »Rassehygiene« (Rasse im Singular) vor, schreibt er an Ploetz, und erwäge den von Galton geprägten Begriff *Eugenics* ins Deutsche zu übertragen. Als einer der ersten warnt er vor der Verbindung der deutschen Rassenhygiene mit einer »Germanen- und Ariertheorie«, die in der Regel antisemitisch sei. Schallmayer stirbt 1919 an einem Herzinfarkt. Ploetz überlebt ihn lange, passt sich der Rassenpolitik der Nationalsozialisten widerspruchlos an und wird ihr ein nützlicher Diener.

2.6.5 Tandler liest Ploetz und vermisst die Schädel von Habsburgs Offizieren

Für Julius Tandler, der sein Medizinstudium 1895 abschließt, wird die im selben Jahr erscheinende Gründungsschrift des jungen Ploetz zu einer Herausforderung. Über »wert-

58 Alfred Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Grundlinien einer Rassen-Hygiene*, 1.Theil, Berlin 1895,144.

59 Vgl. Julia Schäfer, *Vermessen – gezeichnet – verlacht. Judenbilder in populären Zeitschriften 1918–1933*, Frankfurt a.M./New York, 2005.

60 Mitgliedsnummer 4.457.957; Bundesarchiv Zehlendorf Parteiakte.

61 Otmar von Verschuer, Alfred Ploetz. In: *Der Erbarzt*, 8 (1940), 69–72, hier 71.

62 Wilhelm Schallmayer, *Rassenhygiene und Sozialismus*. In: *Die Neue Zeit*, 1907, 25, 731–740.

volle« und »minderwertige« Kinder und zur Aufgabe der Ärzte, über das Lebensrecht behinderter Kinder zu entscheiden, liest er bei Ploetz den folgenden Absatz:

»Die Erzeugung guter Kinder [...] wird nicht irgendeinem Zufall einer angeheiterten Stunde überlassen, sondern geregelt nach Grundsätzen, die die Wissenschaft [...] aufgestellt hat. [...] Stellt es sich trotzdem heraus, dass das Neugeborene ein schwächliches oder missgestaltetes Kind ist, so wird ihm von dem Ärzte-Collegium, das über den Bürgerbrief der Gesellschaft entscheidet, ein sanfter Tod bereitet, sagen wir durch eine kleine Dose Morphium.«⁶³

Inwieweit Tandler dieser Konsequenz zustimmt, ist heute nicht mehr vollends zu klären. Im Oktober 1910 auf die I. Lehrkanzel für Anatomie seines Lehrers Emil Zuckerkanndl berufen, arbeitet er nach Kriegsbeginn für wenige Wochen als Militärarzt unweit vom Institut für Anatomie in einem Kriegslazarett und ist dort für Hautkrankheiten zuständig. Nach Vorsprache im Kriegsministerium darf er das Lazarett schon nach wenigen Monaten wieder verlassen und an das Anatomische Institut zurückkehren. Mit den Auswirkungen des Krieges hat er als Konstitutionsforscher noch mehrmals zu tun. Zusammen mit dem Psychiater Julius Wagner von Jauregg unternimmt er zwei Studienreisen an die Isonzo-Front, um Soldaten und Offiziere vor und nach einem Kampfeinsatz darauf zu untersuchen, welcher »Schädeltypus« dem »feindlichen Feuer« länger standhalte. Tandler schließt von der Schädelform auf das Volumen des Gehirns und auf den Charakter des Mannes. Tandler und Wagner-Jauregg beginnen die Schädel der (lebenden) Soldaten und Offiziere zu vermessen und lassen sie fotografieren. Für eine Fortführung dieser »vielversprechenden«, rassenanthropologischen Forschung fehlt, wie Tandler klagt, der Wiener Medizinischen Fakultät das Geld.⁶⁴

Tandler trägt seine Interpretation der neolamarckistischen These 1913 der deutschen *Gesellschaft für Rassenhygiene* vor und veröffentlicht seinen Vortrag in der von ihm gegründeten und bis 1934 geleiteten *Zeitschrift für angewandte Anatomie und Konstitutionslehre*.⁶⁵ Max von Gruber, ein Österreicher, leitet die *Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene* und unterstützt seinen Landsmann Tandler tatkräftig. Ähnlich wie Kretschmer bemüht sich Tandler um eine Typologie des menschlichen Körpers. Als ein sich vererbendes starkes Merkmal hebt er den Muskeltonus hervor. Er entwickelt einen Apparat zur Messung des Muskeltonus und unterscheidet hypertonische, normaltonische und hypotonische Menschen. An der Form des Schädels glaubt er Größe und Leistungsfähigkeit des Gehirns abschätzen zu können.

Über die programmatische Rede über eine künftige Bevölkerungs- und Familienpolitik vor der *Gesellschaft der Ärzte in Wien* im Kriegsjahr 1917 habe ich schon berichtet. Im selben Jahr spricht Tandler auch vor der eben gegründeten *Österreichischen Gesellschaft für*

63 Alfred Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen, 144.

64 Vgl. Karl Sablik, Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer. Geleitwort der Wiener Gesundheits- und Sozialstadträtin Mag.a Sonja Wehsely, 2. Auflage, Frankfurt a.M.u.a. 2010.

65 Julius Tandler, Konstitution und Rassenhygiene. Vortrag gehalten am 7. März 1913 vor der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. In: *Zeitschrift für angewandte Anatomie und Konstitutionslehre* 1 (1914) 13f.

Bevölkerungspolitik über »Aufzuchtungs politik«. Unter *Aufzuchtungs* versteht er die qualitative Verbesserung der eigenen Rasse. Der Professor gibt einen Überblick über Maßnahmen zur »Aufzuchtungs«. Die Form des Staates, der diese Aufgabe übernehmen soll, bleibt unbestimmt. 1917 rechnet Tandler wohl noch mit dem Fortbestand der Habsburger Monarchie nach Kriegsende. Die Maßnahmen, die er für notwendig hält, reichen von der »Hebung des durchschnittlichen Existenzniveaus«, der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, dem Kampf gegen »Alkoholismus«, die Aufklärung im Schulunterricht bis zur »Ernährungs- und Konsumpolitik«. Die um 1920 einsetzende Wohnungspolitik des Roten Wien ist 1917 noch nicht abzusehen. Auch sie wird mit biopolitischen Argumenten begründet werden. Ein hygienisch geführter Haushalt und die Verantwortung der Frau für die »Aufzucht« der Kinder und alle Hausarbeiten werden ab etwa 1921 in das kommunale Wohnbauprogramm eingeschrieben (s. Kapitel 8).

Ab Ende Oktober 1920 ist Tandler amtsführender Stadtrat für das Gesundheits- und Wohlfahrtswesen in Wien. Auch in dieser Funktion folgt er der Unterscheidung von wertvollem, minderwertigem und wertlosem Leben und fordert mit Nachdruck die *Produktivität* aller gesundheits- und fürsorgepolitischen Maßnahmen. Mit seiner Entlassung 1934 und dem Verlust der Professur an der Medizinischen Fakultät kommt seine Karriere in Wien abrupt an ein Ende. Seine Tätigkeit als gesundheitspolitischer Berater in China und in der Sowjetunion erleichtert ihm die Emigration über Peking nach Moskau, wo er beratend am Aufbau eines Fürsorgesystems in Moskau nach dem Wiener Vorbild beteiligt ist. Am 25. August 1936 stirbt er an einem Herzinfarkt.

2.6.6 Die Kosten für minderwertiges und wertloses Leben

Schon zur Studienzeit Tandlers und noch mehr zur Zeit seiner Berufung auf den I. Lehrstuhl für Anatomie an der Medizinischen Fakultät (1910) ist der rassenhygienische Diskurs an den Medizinischen Fakultäten Deutschlands und Österreichs ein Thema. Als Medizinwissenschaftler, als Unterstaatssekretär der jungen Republik Österreich und ab Ende 1920 als amtsführender Stadtrat in Wien, dem das Gesundheits- und Fürsorgewesen untersteht, ist Tandler keineswegs nur Rezipient rassenhygienischer bzw. eugenischer und menschenökonomischer Ideen. Er macht sie sich teilweise zu eigen und vertritt sie in seinen Reden und Schriften. Er bedauert, dass Grundsätze der Rassenhygiene in Österreich und in Wien nicht vollständig umgesetzt werden könnten. »Ethische« und »humanitäre oder fälschlich humanitäre Gründe« sprächen dagegen. Doch die Zeit werde kommen, in der die Tötung »lebensunwerten« Lebens im »Volksbewusstsein« durchzusetzen sei. Am Ende des folgenden Zitats verknüpft er die von ihm gewünschten biopolitischen Eingriffe mit dem archaischen Motiv der *Opferung* von Leben.

»Welchen Aufwand übrigens die Staaten für völlig lebensunwertes Leben leisten müssen, ist zum Beispiel daraus zu ersehen, daß die 30.000 Vollidioten Deutschlands diesem Staat zwei Milliarden Friedensmark kosten. Bei der Kenntnis solcher Zahlen gewinnt das Problem der *Vernichtung lebensunwerten Lebens* an Aktualität und Bedeutung. Gewiß, es sind ethische, es sind humanitäre oder *fälschlich humanitäre* Gründe, welche dagegen sprechen, aber schließlich und endlich wird auch die Idee, daß man *lebensun-*

wertes Leben opfern müsse, um lebenswertes zu erhalten, immer mehr und mehr ins Volksbewußtsein dringen.«⁶⁶

Dass Professor Tandler zugleich an die humanistischen und neokantianischen Ideale der kleinen »austromarxistischen« Gruppe um Max Adler glaubt, scheint unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich. Eher nimmt er eine lavierende Position *zwischen* Humanismus und Rassenhygiene bzw. sozialistischer Eugenik ein.⁶⁷ In der Wiener Sozialdemokratie und in den Humanwissenschaften findet er damit viele Mitstreiter*innen. Vor der Tötung »unwerten Lebens« schreckt er zurück, hält sie aber auch gar nicht für vorrangig, denn die schwersten Fälle würden ohnehin nicht lange leben. Bis heute ist nicht belegt, dass in Wien von Ende 1920 bis Februar 1934 ein als »lebensunwert« eingestuftes, krankes oder behindertes Kind oder ein alter oder kranker Mensch in einer städtischen Fürsorge- oder Krankenanstalt mit Tandlers Wissen und Billigung getötet worden wäre. Die Frage, ob er mit seiner Politik dennoch den Boden für die NS-Medizin und für die Kindereuthanasie in Wien *aufbereitet*, ist gleichwohl zu stellen. Die personalen, ideologischen und institutionellen Kontinuitäten im Bereich des Wiener Gesundheits- und Fürsorgewesens über die Regimegrenzen von 1918, 1934, 1938 und 1945 hinaus sind verblüffend.⁶⁸

2.6.7 Goldscheids Menschenökonomie

Österreich-Ungarn verzeichnet in den Kriegsjahren einen starken Geburtenrückgang und hohe Verluste an Menschenleben an den Fronten. Umso mehr betont Tandler die Notwendigkeit, den Staat biopolitisch zu stärken. Mit Hilfe der Medizinwissenschaften werde er künftig sein organisches Kapital besser verwalten. Der Term »organisches Kapital« stammt von dem Soziologen Rudolf Goldscheid. Ein Jahr nach Tandlers Berufung auf die erste Lehrkanzel für Anatomie erscheint Goldscheids Buch *Höherentwicklung und Menschenökonomie*.⁶⁹ Die »planbewusste Gestaltung« der biologischen Zukunft der Menschheit werde künftig mit der genetischen Vererbung zu verbinden sein. Das ist *hochmodernes* Planungsdenken par excellence, das Tandler fasziniert. Wie der Biologe Lamarck um 1900 oder der unglückliche Zeitgenosse Tandlers, Paul Kammerer, setzt auch Goldscheid die organische Anpassung aller Lebewesen, auch des Menschen, an ihre Umweltbedingungen voraus.

66 Julius Tandler, *Ehe und Bevölkerungspolitik*, Wien, Leipzig 1924, 17. Meine Kursivierung.

67 Vgl. Peter Schwarz, *Julius Tandler. Zwischen Humanismus und Eugenik*, Wien 2017.

68 Vgl. Herwig Czech, *Der Spiegelgrund-Komplex. Kinderheilkunde, Heilpädagogik, Psychiatrie und Jugendfürsorge im Nationalsozialismus*. In: Michaela Ralsler, Reinhard Sieder, Hg., *Die Kinder des Staates*, OeZG 25 (2014) 1+2, Innsbruck u.a. 2014, 194–219. Vgl. auch Reinhard Sieder, *Wissenschaftliche Diskurse, Kinder- und Jugendfürsorge, Heimerziehung: Wien im 20. Jahrhundert*. In: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin*, Band 7: Schwerpunkt: Medikalisierte Kindheiten. Die neue Sorge um das Kind vom ausgehenden 19. bis ins späte 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralsler und Elisabeth Lobenwein, Leipzig 2018, 29–56, besonders 45ff.

69 Rudolf Goldscheid, *Höherentwicklung und Menschenökonomie*, Leipzig 1911.

»Die künftige Umgestaltung der Welt ist die geistige Veränderungslinie unseres *organischen Anpassungsvermögens* [...] Ausnahmslos alles ist weitaus variabler, als wir je geahnt.«⁷⁰

Goldscheid spricht von einer *Menschenproduktion*, deren Gütekriterien keine anderen sein werden als jene der kapitalistischen Warenproduktion: »Der teure, der solid gearbeitete Mensch hat andere Qualitäten als der billige Mensch.«⁷¹ Den Sozialdarwinismus hingegen bezeichnet Goldscheid als ökonomisch unsinnig, denn

»Die im Kampf unterlegenen Völker werden ja keineswegs ausgemerzt, sondern bleiben vielmehr bestehen und schaffen bloß einen *Sumpfboden*, der der Ausbreitung der (höherwertigen, RS) Kultur ein beinahe unüberwindliches Hindernis entgegenstellt.«⁷²

Dass schon der Begriff ›Sumpfboden‹ mit kantianischen Grundwerten und dem Menschenrecht nicht zu vereinbaren ist, muss ich nicht betonen. Sozialdemokratische Sozialhygiene und Sozialpolitik und die Familien- und Fürsorgepolitik Tandlers sind für Goldscheid ohnehin nur der Vorschein einer künftigen, weitaus radikaleren Menschenökonomie.

»Sozialpolitik, Sozialhygiene und Sozialversicherung sind *die Anfänge* einer Menschenökonomie, die dereinst unser ganzes Wirtschafts- und Kultursystem tragen wird [...]. Der bloße Papierrechtsstaat wandelt sich somit in einen Entwicklungsrechtsstaat, wo der Mensch vom bloßen Verkäufer seiner Arbeitskraft zum Teilhaber des organischen Kapitals [...] aufsteigt.«⁷³

Welcher Staat wird das dereinst sein? Eine parlamentarische Demokratie mit politisch gleichberechtigten Bürger*innen und unteilbaren Menschenrechten wohl kaum. Der Finanzsoziologe Goldscheid spricht von einer künftigen »Versicherungsgesellschaft«, in der die biologische Güte des Menschen seinen jeweiligen »Wirtschaftswert« und damit auch sein Ansehen und seine Rechte bestimmen wird.

»In der Versicherungsgesellschaft stellt nicht nur der lebende und arbeitende Mensch einen Wirtschaftswert dar, sondern auch der leidende und sterbende wird als Verlustposten für das gesamte Ertragsbudget verbucht, wie das kranke und das sterbende Vieh in der Bilanz des Landwirtes als Passivposten fungiert [...].«⁷⁴

Goldscheid betreibt die *Kommodifizierung* des Menschen zu Gunsten eines streng ökonomisch kalkulierenden Staates. Er denkt Körper und Geist, die erworbenen und die ererbten Fähigkeiten, Schwächen und Unfähigkeiten, Krankheiten und den erwartbaren

70 Ebd.

71 Ebd., 495.

72 Ebd., 576.

73 Ebd., 474.

74 Ebd., 575.

Tod als indexikalische Werte im Staatshaushalt. Mit dem Screening der Bevölkerung werde die Zahl der Disqualifizierten erheblich steigen. Schon vor ihrem physischen Ende seien sie in der Buchhaltung des Staates rechtzeitig abzuschreiben und aus der kostspieligen Fürsorge *auszuschneiden*. Der relative Wert oder Unwert schlägt in der bioökonomischen Bilanz des Staates zu Buche. Über die Frage, ob minderwertiges Leben zu töten sei, oder wie sonst es ausgeschieden werden könnte, trifft Goldscheid keine Aussage.

2.6.8 Nationalsozialistische Biopolitik

1932 spricht der leitende Statistiker des Reichsamtes in Berlin, Friedrich Burgdörfer (1890–1967), über *Biopolitik*. In skandinavischen Ländern wird der Begriff schon um 1900 gebraucht. Ab den frühen 1930er Jahren erhält er erstmals einen unverwechselbar nationalistischen und imperialistischen Beigeschmack. Nationalsozialistische Biopolitik unterstütze nicht mehr nur die qualitative »Aufzucht« der eigenen Rasse, sondern auch den Kampf gegen andere, konkurrierende und minderwertige Rassen. In Polen, so Burgdörfer, entstehe ein »Bevölkerungsüberdruck« und Deutschland werde einen »*biopolitischen Grenzkampf*« gegen die »*slawische Flut*« zu führen haben.⁷⁵ Rassenhygiene wird von der Pflege der eigenen Rasse zu einer angewandten Herrschaftstheorie im faschistischen und imperialistischen Staat.

Ob Rassenhygiene und Eugenik genau dasselbe meinen, erläutert im Kriegsjahr 1915 Fritz Lenz.⁷⁶ Seine Antwort ist klar: Es handle sich um Synonyme. Er ziehe den Begriff »Rassenhygiene« dem Begriff »Eugenik« vor, benutze aber Eugenik weiterhin als Unterbegriff (!) der Rassenhygiene. So tritt er für eine »negative Eugenik« durch Schwangerschaftsabbruch und Sterilisation als Aufgaben der Rassenhygiene ein. Nicht wissenschaftliche, sondern politische Gesichtspunkte und die »rassische« Herkunft der Autoren würden darüber bestimmen, welchen der beiden Begriffe sie vorziehen.

»So wie die Dinge liegen, wirkt zurzeit das Wort Rassenhygiene in völkischen Kreisen stärker werbend, das Wort Eugenik dagegen in jüdischen, sozialdemokratischen und katholischen Kreisen.«⁷⁷

Lenz ist promovierter Mediziner und Schüler des Alfred Ploetz, von dem er 1913 die Herausgabe der Zeitschrift *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie* übernimmt. 1923 (!) wird er auf den ersten *Lehrstuhl für Rassenhygiene* an der Universität München berufen. 1921 und 1932 veröffentlicht er zusammen mit Erwin Baur und Eugen Fischer ein zweibändiges Werk, das nach der Ploetzschen Gründungsschrift von 1895 und Schallmayers preisgekrönter Schrift von 1910 zum wichtigsten Lehrbuch der deutschen Rassenhygiene

75 Vgl. Friedrich Burgdörfer, Volk ohne Jugend. Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers. Ein Problem der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik, der nationalen Zukunft, Berlin 1932.

76 Vgl. Fritz Lenz, Zum Begriff der Rassenhygiene und seine Benennung. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie*, Bd.11, 1914–1915, 445–448. Vgl. Christoph Kaspari, Der Eugeniker Alfred Grotjahn (1869–1931) und die »Münchener Rassenhygieniker«. Der Streit um »Rassenhygiene oder Eugenik?« In: *Medizinhistorisches Journal* Bd. 24, (1989) H. 3/4, 306.

77 Fritz Lenz, *Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik)*, 4. Auflage, München 1932, 254.

wird.⁷⁸ Der erste Band erscheint in der vierten Auflage 1936 unter dem Titel *Menschliche Erblehre*. Darin formuliert Lenz in Bezug auf die Juden: »Ein Lebewesen gedeiht besser ohne Parasiten.« Das »untüchtigste Drittel der Bevölkerung« Deutschlands sei zu sterilisieren. 1933 übernimmt Lenz in Berlin den vom Sozialisten Alfred Grotjahn begründeten Lehrstuhl für Sozialhygiene. 1946 (!) wird Lenz Professor für *Menschliche Erblehre* an der Universität Göttingen. 1949 erklärt ihn ein »Entnazifizierungsbescheid« als »entlastet«. Seine Professur in Göttingen behält er bis zu seiner Emeritierung 1955.

2.7 Die Erfindung der »Familienfürsorge« im Roten Wien

Julius Tandler ist von der Notwendigkeit überzeugt, öffentliche Mittel nur zum volkswirtschaftlichen Nutzen zu investieren und Ausgaben der Fürsorge einzusparen oder zu reduzieren, deren volkswirtschaftlicher Nutzen für ihn in Frage steht: bei Kriegsinvaliden, die Körperteile oder ihre psychische Gesundheit verloren haben, bei alten Menschen, die nicht mehr arbeiten können, bei körperlich und geistig Behinderten, bei schwer oder vermeintlich nicht erziehbaren Kindern. In einem künftigen Wohlfahrtsstaat werde es nicht mehr darum gehen, *Almosen* an Arme, Kranke, Alte und Schwache zu verteilen. Allen Familien mit Kindern sei Beratung und Hilfe anzubieten und ihre Leistungen in der Pflege und Erziehung der Kinder seien zu kontrollieren. Jede Bürgerin und jeder Bürger in Not habe das Recht, Hilfe vom Staat zu begehren. Doch dieses Recht verpflichte sie dazu, sich selbst und die eigenen Kinder von Ärzten und Amtsträgern der kommunalen Gesundheitsdienste und Fürsorgeämter beobachten und untersuchen zu lassen und ihren Anweisungen zu folgen.

Am 27. April 1917 beschließt der Wiener Gemeinderat den Ausbau der städtischen Säuglings- und Kinderfürsorge. Zu den *Fürsorgeämtern* in Ottakring und Rudolfsheim sollen zehn weitere hinzukommen. Zur Realisierung des Beschlusses kommt es jedoch erst nach Kriegsende durch die von Sozialdemokraten gebildete Stadtregierung. Mit Beschluss des Gemeinderats werden das Gesundheitswesen, die Säuglings- und Kinderfürsorge, die Armenpflege und einige weitere Agenden organisatorisch im *Wohlfahrtsamt* zusammengefasst. Von hier aus dirigiert Julius Tandler ab Ende 1920 als amtsführender Stadtrat den weiteren Ausbau der Gesundheits- und Familienfürsorge.

Da durch die Errichtung neuer Bezirksjugendämter und die funktionale Ausdifferenzierung des Fürsorgesystems immer mehr Fürsorgerinnen benötigt werden, greift Tandler in die Personalpolitik der Gemeinde ein. Er stellt den Antrag, auch junge Frauen ohne Matura an den Bezirksjugendämtern und parallel dazu an der städtischen *Akademie für soziale Verwaltung* auszubilden. Drei Jahre Bürgerschule, eine anschließende Berufslehre oder eine einjährige Handelsschule sollen als Vorbildung genügen. Bevorzugt werden Bewerberinnen mit Erfahrungen als Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Heim-erzieherinnen, Altenpflegerinnen und Krankenschwestern.⁷⁹ Der Gemeinderat geneh-

78 Erwin Baur, Eugen Fischer, Fritz Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Band 1, *Menschliche Erblichkeitslehre*, 1. Auflage München 1921, 2. Auflage München 1923; in späteren Auflagen bis 1936: *Menschliche Erblehre und Rassenhygiene*.

79 Vgl. Personalangelegenheiten. In: *Blätter für das Wohlfahrtswesen*, 29 (1930), Nr. 279, 135.

migt Tandlers Antrag unter der Voraussetzung, dass die neuen Fürsorgerinnen ein niedrigeres Gehalt beziehen als die schon im Dienst stehenden.

Dass nur Frauen den Beruf der Fürsorgerin wählen können, begründet Tandler mit ihrer natürlichen Disposition zur Sorge für Kinder. Sie tragen, argumentiert er, hohe Verantwortung für den Nachwuchs der Gesellschaft, oder in den Worten Goldscheids, für die »Bewirtschaftung organischen Kapitals«. Es ist quasi eine Verdoppelung des »Pflichtenbuches« der Frauen: Als Verheiratete sollen Frauen gesunde Kinder gebären und aufziehen und die Hilfsangebote der Familienfürsorge annehmen. Als ledige Fürsorgerinnen sollen sie Mütter, Väter und Großeltern in ihrer Pflege- und Erziehungsleistung observieren und beraten, die Sauberkeit im Haushalt prüfen und den Pflegezustand von Säuglingen und Kleinkindern beurteilen. 1929 formuliert Tandler den Grundsatz der *wissenschaftlichen Methode in sozialer Wohlfahrtsarbeit*. Im folgenden Zitat sind begriffliche und theoretische Anleihen bei Rudolf Goldscheid leicht erkennbar.

»Der moderne Kollektivismus als eine Erscheinung der heutigen Gesellschaft hat die Hilfsbereitschaft gesetzlich gefaßt, die Hilfeleistung unter gesellschaftliche und wissenschaftliche Normen gebracht. Aus der Freiwilligkeit ist Verpflichtung, aus dem Gutdünken des Einzelnen ist wissenschaftlich begründete Praxis geworden. [...] Unser ganzes Helfertum im modernen Staat und in der modernen Wirtschaft (sic!) ist zur *Exekutive der Bevölkerungspolitik* geworden. Ziel und Aufgabe [...] ist die *Bewirtschaftung organischen Kapitals*, das durch die in einem Gemeinwesen lebenden Menschen dargestellt ist. Soll also dieses Kapital verwaltet werden, soll es erhalten, unter Umständen vermehrt, *in seiner Qualität gesteigert* werden, so ist dazu Wirtschaftlichkeit, Ökonomie, also *Menschenökonomie* notwendig.«⁸⁰

Mit der Umsetzung dieses Vorhabens verbreitert und diversifiziert sich die Arbeit der Fürsorgerinnen. 1918 sind 91 Fürsorgerinnen bei der Stadt Wien angestellt, 1927 sind es 135. Im selben Jahr werden auf Betreiben Tandlers erstmals 32 Hilfsfürsorgerinnen aufgenommen. 1931 stehen schon 278 Fürsorgerinnen im Dienst der Gemeinde Wien. Im Jahr 1934 werden in Wien 760 und 1961 938 Fürsorgerinnen gezählt.⁸¹ Sie bilden die größte Gruppe im Personal des Wohlfahrtsamtes.⁸² Die allermeisten sind in der Familienfürsorge und oft zugleich in der Schulfürsorge tätig. Tbc-Fürsorgerinnen stellen nur ein Viertel aller Fürsorgerinnen.⁸³

Die Fürsorgerinnen, die Tandler bei seinem Amtsantritt als regierender Stadtrat Ende 1920 vorfindet, haben verschiedene Schulen und Ausbildungen hinter sich. Einige sind Absolventinnen der 1912 gegründeten »Vereinigten Fachkurse für Volkspflege« von

80 Julius Tandler, *Die wissenschaftliche Methode in sozialer Wohlfahrtsarbeit*. In: Österreichische Blätter für Krankenpflege, 5 (1929), Heft 9, 129–137, hier 129.

81 Statistisches Amt der Stadt Wien, Hg., *Die Häuser-, Wohnungs- und Volkszählung in Wien vom 1. Juni 1951*. Mitteilungen aus Statistik und Verwaltung der Stadt Wien Jg. 1953 Sonderheft 3, Wien 1953, 77; Österreichisches Statistisches Zentralamt, Hg., *Ergebnisse der Volkszählung vom 21. März 1961*. Wien 1964, 61.

82 Gemeinde Wien, Magistratsabteilung 7, Hg., *Das Jugendamt der Stadt Wien*, Wien 1933, 30.

83 Marie Köstler, *Die Fürsorgerin*. In: *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich*, herausgegeben von der Arbeiterkammer in Wien, Wien 1930, 281–294, hier 289.

Ilse Arlt, andere sind Absolventinnen der 1916 gegründeten »Fachkurse des Wiener Jugendamtes«. ⁸⁴ 1918 beginnt die Städtische Akademie für soziale Verwaltung« Fürsorgefrauen auszubilden. ⁸⁵ Einige werden an der »Reichsanstalt für Mutterschutz und Säuglingsfürsorge« ausgebildet. Andere kommen aus Lehrerbildungsanstalten, die einführende Vorträge über Kinder- und Jugendfürsorge anbieten. ⁸⁶ Fürsorgerinnen, die einen Fachkurs der Moll-Schule ⁸⁷ besuchen, sind auf Säuglingsfürsorge und Mutterberatung spezialisiert. Sie arbeiten an 16 privaten Mutterberatungs- und neun Schwangerenfürsorgeeinrichtungen, die eine Zeit lang *neben* den städtischen Fürsorgeeinrichtungen bestehen. ⁸⁸ Alle diese Institutionen forcieren die berufliche Ausbildung von jungen Frauen mit mittlerer und höherer Schulbildung. Etwa 60 % der jungen Frauen haben Matura, acht Prozent ein Hochschul-Studium. Wohl die meisten kommen aus christlichsozialen Beamtenfamilien. ⁸⁹

Hingegen sind die von Tandler ab 1927 eingestellten Hilfsfürsorgerinnen Töchter von Facharbeitern und Meistern, Beamten, Geschäftsleuten und Offizieren. Vom ersten Tag an leisten sie Dienst an einem der Bezirksjugendämter. Ab 15 Uhr sind sie für einen zweijährigen Ausbildungskurs an der Städtischen Akademie für soziale Verwaltung vom Dienst freigestellt. Sie werden zunächst Hilfsfürsorgerinnen genannt, als C-Beamtinnen eingestuft und schlechter bezahlt als die Hauptfürsorgerinnen. Tandler argumentiert den neuen Typus der Fürsorgerin sinngemäß so: Junge Frauen aus der unteren Mittelklasse würden Probleme der Fürsorge-Klientel genauer kennen, deren Sprache sprechen und sich weniger leicht »an der Nase herumführen« lassen als Frauen aus gutbürgerlichen Häusern. Nach dem Ende der zweijährigen Ausbildung in Praxis und Theorie rücken Hilfsfürsorgerinnen in den Status von Fürsorgerinnen auf. Die Standesvertretung der Fürsorgerinnen protestiert scharf gegen die Personalreform Tandlers. Sie befürchtet die Abwertung des Berufsstandes. ⁹⁰

Zu den Hilfsfürsorgerinnen zählen in den ersten Jahren ihrer Berufslaufbahn meine Interviewpartnerinnen Olga Ocenasek und Dora Hostovsky. Ihre Ausbildung beginnen sie nach einigen Jahren als Angestellte in Schulen, im elterlichen Gewerbebetrieb, in Verlagen und Wirtschaftsunternehmen. Wie alle Kandidatinnen bewerben sie sich am städtischen Wohlfahrtsamt. Sozialdemokratische Netzwerke der Eltern sind nützlich. Die neuen Fürsorgerinnen verehren ihren »Herrn Professor«. Eingesessene Fürsorgerinnen

84 Vgl. Ausbau der städtischen Jugendfürsorge. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen, 16 (1917), 101–110, hier 108.

85 Vgl. Unterweisungen über Jugendfürsorge. In: Zeitschrift für Kinderschutz, 11 (1919), Nr. 12, 172, 281

86 Vgl. Fürsorgeschoolen in Österreich. In: Zeitschrift für Kinderschutz, 19 (1927), 7/8, 120–121.

87 Vgl. Leopold Moll, Die Säuglingsfürsorgerin. In: Zeitschrift für Kinderschutz 10 (1918), 8/9, 208–2014.

88 Leopold Moll, Vier Jahre ärztliche Fürsorgearbeit in der Kriegspatenschaft nebst kurzen Bemerkungen zu meinem Vorschlage der Mutterräte. In: Wiener klinische Wochenschrift 69 (1919), 9–18.

89 Susanne Birgit Mittermeier, Die Jugendfürsorgerin. Zur Professionalisierung der sozialen Kinder- und Jugendarbeit in der Wiener städtischen Fürsorge von den Anfängen bis zur Konstituierung des Berufsbildes Ende der 1920er Jahre. In: L'Homme 5/2 (1994), 102–120, hier 116, 119.

90 WStLA, M.Abt. 207 A 28 3 (Personalvertretung der Hauptfürsorgerinnen). Konzept eines Schreibens der Personalvertretung der städtischen Fürsorgerinnen an den Verband der Angestellten der Stadt Wien vom 10. 3. 1929. Zit. n. Andreas Weigl, »Fürsorgliche Belagerer«. Bürgerliche Fürsorgerinnen im »Roten Wien«. In: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 66 (2010), 319–335.

sehen es mit Argwohn. Tandler ist sich dessen bewusst und bezeichnet die Hauptfürsorgerinnen ironisch als »Hofratstöchter«, eine Metapher für ihre Herkunft, vielleicht auch für ihre politische Einstellung.⁹¹ Die neuen Hilfsfürsorgerinnen spüren deutlich, dass sie in den Bezirksjugendämtern nicht willkommen sind.

Wie Tandler sagt, bilden die Sprengelfürsorgerinnen »die Exekutive« in seinem biopolitischen Projekt. Wie und warum die Fürsorgerinnen eine vorläufige *Kindesabnahme* beantragen, geht im Detail aus autobiographischen Erzählungen hervor. In den folgenden zwei Fallstudien schenke ich dem Werdegang von Frau Ocenasek und Frau Hostovsky bis zu ihrer Anstellung am städtischen Jugendamt besondere Aufmerksamkeit. Anschließend kommen ihre Einsätze als Hilfsfürsorgerinnen bzw. als Fürsorgerinnen an verschiedenen Bezirksjugendämtern zur Sprache.

2.7.1 »Unter dem Glassturz«

1901 wird Olga Ocenasek als zweites Kind einer jüdischen Mutter geboren. Mit einem katholischen Vater bleibt sie zunächst »konfessionslos«, wird aber nach Eintritt in die Volksschule 1907 katholisch getauft, um erwartbaren Nachteilen vorzubeugen. In unserem ersten Gespräch sagt Frau Ocenasek, sie sei »in allen Religionen aufgewachsen«.

»Ich wurde erst getauft, kurz nachdem ich in die Schule kam. Da musste ich eine Religion haben und das hat bewirkt, dass ich die erste Schulwoche in drei Religionsstunden gehen musste, in die evangelische, in die katholische und in die jüdische. Aber ich war in allen Sparten zuhause, denn bei uns zuhause sind alle (religiösen) Feste gefeiert worden. Meine Mutter hatte eine Freundin, die war evangelisch, und da wurde beschlossen, dass die Kinder meiner Eltern evangelisch erzogen werden sollten. Mein Großvater mütterlicherseits war ein frommer Jude. [...] Solange er noch seine eigene Wohnung gehabt hat, haben wir die jüdischen Feste beim Großvater gefeiert und die katholischen Feste wurden zu Hause gefeiert. Also ich bin sozusagen in allen Religionen aufgewachsen.«⁹²

Die folgende Geschichte bildet den Höhepunkt in einer längeren Erzählung über Großeltern und Eltern. Es geht um eine religiös und antisemitisch begründete Gewalthandlung der ledigen, katholischen Mutter von Olgas Vater.

»Meine Eltern waren Arbeiter, denn dass meine Mutter sich später selbständig gemacht hat, ändert nichts am *Grundstock*. Mein Vater war ein uneheliches Kind. Seine Mutter war eine Köchin und sie war eine sehr sehr fromme Katholikin. So fromm, dass sie die Heirat ihres Sohnes mit einer Jüdin *absolut abgelehnt* hat und meine Mutter

91 Vgl. Gabriele Ziering, 90 Jahre Jugendamt Ottakring 1913 bis 2003. Von der Berufsvormundschaft zur Jugendwohlfahrt der MAG ELF (Wien 2002).

92 Interview 5 mit Olga Ocenasek, geboren 1901 in Landstraße, Wien 3. Kursivierungen notieren hier und in allen folgenden Zitaten aus Interviews die Hervorhebung eines Satzteils oder Wortes durch die Sprecher*innen. Ich hebe hervor, was die Erzähler*innen stimmlich betonen und offenbar für wichtig halten. Erläuterungen, Informationen und Auslassungen [...] setze ich in runde Klammern. Abbrüche eines Satzes markiere ich mit / oder mit //, wenn keine Fortführung des Gedankens erfolgt.

mit *Steinwürfen* bedacht hat, sodass mein Vater, wie sie gemeinsam gegangen sind, bitteschön das wurde mir erzählt, damals hat man Havelock⁹³ getragen, das war ein Mantel mit einer Pelerine rundherum, und da hat er meine Mutter *eingehüllt*, um sie vor (den Steinen) seiner Mutter zu schützen. Er hat auch ganz *gebrochen* mit seiner Mutter [...].«

Frau Ocenasek bezeichnet ihre leiblichen Eltern als »kleinbürgerlich«. Als Beleg führt sie den Aufstieg des Vaters zum Teilhaber einer Firma und die Gründung eines Miedergeschäfts durch die Mutter sowie die Bildungsambitionen beider Eltern und regelmäßige Stunden bei einer Klavierlehrerin an. In der folgenden Sequenz tritt ein durchgehendes Thema von Frau Ocenasek in den Blick.

»Wir haben einen kleinbürgerlichen Status gehabt, also es war *keine* Arbeiterfamilie. Meine Eltern waren geistig sehr rege, kurzum, ich hab Klavier spielen gelernt. Und da kam ich zuerst zu einer Klavierlehrerin, die hat Hühner und Hasen in der Parterre-Wohnung gehalten. Dort hat es gestunken, dass es ein Graus war. Und *sie* hat gestunken und alles war so *unsauber* und ich hab, *das ist mir angeboren*, eine Abneigung gegen Dreck, gegen Dreck in naturalistischer Hinsicht, aber auch in geistiger Hinsicht. Da hat es einen Roman von (Jakob) Wassermann gegeben, und da steht ein weibliches Wesen wie unter einem *Glassturz*. Und so ist es mir auch vorgekommen. *Es kommt der Dreck nicht an mich heran*.«

Olgas Vater, Robert Ocesanek, wird stiller Teilhaber jenes Lacke produzierenden Unternehmens, in das er nach Abschluss der Lehre als Lichtdrucker eingetreten ist. In der Erinnerung seiner Tochter und auf einer stark inszenierten Aufnahme eines Wanderfotographen mit zwei Kollegen zeigt er im Alter von etwa 50 Jahren alle Merkmale eines selbstbewussten leitenden Angestellten. Vermutlich sind die beiden Männer, die mit ihm posieren, aus derselben Branche.

Von Kollegen in der Fachgewerkschaft wird der Einstieg als Teilhaber der Firma als Wechsel auf die Unternehmenseite wahrgenommen. Sie setzen Robert Ocenasek auf eine schwarze Liste der Gewerkschaft und kein Unternehmen der Branche darf ihn mehr einstellen.

»Meine Mutti hat den Braten schon gerochen, denn die Firma hat finanzielle Schwierigkeiten gehabt. [...] Das dicke Ende dieser Geschichte war, dass der große Sozialist, der mein Vater von Haus aus war und in der Gewerkschaft ein bekannter Mann gewesen sein muss, plötzlich von der Gewerkschaft abgelehnt wurde, und es hat keiner (kein Unternehmen seines Faches) in Wien mehr mit ihm arbeiten wollen. Und mein Vater musste nach Prag gehen, wo er wieder in einer leitenden Position war, aber Prag war weit weg. Kollegen aus Prag sind zu meiner Mutter gekommen und haben ihr gesagt, sie muss schauen, dass sie ihn wieder herbringt, denn er versauft sich dort *total*, er geht

93 Der Havelock-Mantel wird im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert von Männern getragen. Er ist nach Henry Havelock, einem britischen Generalmajor benannt. Der Mantel hat Ärmelöcher, aber keine Ärmel. Unter dem Kragen ist eine bis zum Ellbogen reichende Pelerine, ähnlich einem Cape, angenäht. Sie bedeckt Schultern und Oberarme.

zu Grund. Und da hat sich meine Mutter zamgepackt und ist zur Gewerkschaft gegangen. [...] Kurzum, es ist ihr gelungen, dass mein Vater wieder in Wien arbeiten durfte – von der Gewerkschaft aus, so stark war die Gewerkschaft.«

Abb. 1: Robert Ocenasek (vorne) und Kollegen.



Olgas Mutter führt in Wien Landstraße ein Mieder-Geschäft, in dem sie aus industrieller Rohware Mieder nach Maß für ihre Kundinnen herstellt. Um 1920 gerät der Vater mit dem Firmeninhaber in Streit und scheidet aus dem Unternehmen aus. Er findet keine Anstellung mehr, die seinem Status entsprechen würde und bleibt erwerbsarbeitslos,

doch unter Anleitung seiner resoluten Ehefrau arbeitet er jeden Tag. Er kauft im Großhandel Zubehör für das Miedergeschäft ein und betreut den Haushalt, kocht, wäscht Geschirr und räumt die Wohnung auf. »Nur einmal in der Woche« – betont seine Tochter – kommt eine Putzfrau in die Wohnung. Die Umkehrung der herkömmlichen Arbeitsteilung bleibt Olga Ocenasek im Gedächtnis. Als Fürsorgerin vertritt sie die Meinung, erwerbsarbeitslos gewordene Männer sollten Arbeit im Haushalt übernehmen.

Frau Ocenasek beschreibt sich als kompetente und selbstbewusste Managerin ihres Lebens. In einer Reihe von locker assoziierten Geschichten zeigt sie einen sich schon früh verfestigenden Habitus. Sie zählt sich nirgendwo unzweifelhaft dazu, denn sie lasse sich von keiner Instanz – und sei es Professor Tandler oder einer der berühmten Lehrer an der Arbeiterhochschule (s.u.) – ihren Eigensinn nehmen. Den Wechselfällen des kapitalistischen Wirtschaftslebens ist sie freilich wehrlos ausgesetzt.

2.7.1.1 Schulbildung und Berufserfahrung

Volksschule und Bürgerschule absolviert Olga im Wohnbezirk der Familie, in Wien Landstraße. Sie möchte Lehrerin werden. Obwohl sie die Aufnahmsprüfung an einer Lehrerbildungsanstalt besteht, wird sie nicht aufgenommen. Frau Ocenasek führt dies auf den christlichsozialen Bürgermeister Karl Lueger zurück. Dass er Sozialisten und Sozialdemokraten vom Lehrberuf fernhält oder aus Schulen entfernen lässt, ist bekannt. Der prominenteste Fall ist Otto Glöckel, später Minister und ab 1922 Geschäftsführender Präsident des Stadtschulrats von Wien. Er ist ausgebildeter Volksschullehrer und muss aufgrund seiner sozialdemokratischen Gesinnung den Schuldienst verlassen. Im Fall von Frau Ocenasek ist die Begründung aber nicht schlüssig, denn weder ist sie zu dieser Zeit eine bekannte Sozialdemokratin, noch stimmt die Timeline. Sie bewirbt sich für die Lehrerinnenausbildung 1915, fünf Jahre nach Luegers Tod. Möglicherweise wird die Tochter eines Sozialisten an der christlichsozial dominierten Lehrerbildungsanstalt aus einer Art Familienhaftung abgelehnt. Nicht nur dies zerstört ihre Hoffnung. Auch die sich rasch verschlechternde wirtschaftliche Lage der Eltern verhindert ein Studium, als der Vater zwei Tage nach der Ermordung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Frau zum Militär eingezogen wird.

Ein älterer Lehrer in der Handelsschule schätzt Olga sehr und empfiehlt sie einer privaten Mittelschule als Sekretärin. Nach Absolvierung des Kurses wird sie an der Privatschule als Sekretärin des Direktors aufgenommen. Die Schule bietet Abendkurse für Burschen, die den Regelschulbetrieb nicht bewältigt haben. Olga darf abends in einer Klasse sitzen und »mitlernen«. Energisch tritt sie für Ordnung ein. Ich wähle nur eine Episode aus. Als eines Abends der Mathematiklehrer in die Direktion kommt und mitteilt, er habe keine Schüler in der Klasse, weil die »Herren Buam« wohl wieder einmal im nahen Grand Café Casapiccola⁹⁴ sitzen, geht sie schnurstracks dorthin. Dem Kellner, der sie nicht vorlassen will, droht sie mit der Polizei. Sie findet die Burschen im Hinterzimmer und fordert sie auf, sofort in die Klasse zurückzukehren.

94 Grand Café Casapiccola, Wien 7, Mariahilferstraße 1B/Ecke Rahlgasse, vgl. Das Wiener Kaffeehaus. Von den Anfängen bis zur Zwischenkriegszeit. Katalog zur 66. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1980, 74, 90.

1917 wechselt Olga in die Verwaltung einer Flugzeugfabrik, der ein Verwandter des Vaters als Direktor vorsteht. Nachdem sie erlebt, wie Arbeiter und Angestellte gegen verdorbenes Essen in der Kantine protestieren, lässt sie sich, gerade 18 Jahre alt, in die Sozialdemokratische Partei einschreiben: »Von dem Tag an bin ich Sozialdemokratin geworden!« Mit Kriegsende stellt die Flugzeugfabrik die Produktion ein. Olga hilft nun der Mutter im Miedergeschäft. Es kommt zu nicht näher ausgeführten Konflikten zwischen Mutter und Tochter. Wir hören nur das Resümee von Frau Ocenasek, das einmal mehr ihr hohes Selbstbewusstsein zeigt: »Und dann hat sich herausgestellt, dass ein so kleines Geschäft zwei *Inhaberinnen* nicht verträgt!« Olga nutzt das Netzwerk der Mutter und wechselt in einen Textilbetrieb, der Heimarbeiterinnen beschäftigt. Olga ist die jüngste Mitarbeiterin im Büro und übernimmt dennoch die Aufgaben einer Manipulantin, die die Materialien an die Heimarbeiterinnen ausfolgt und ihre Löhne berechnet. Anfang der 1920er Jahre wird sie entlassen. Einmal in der Woche stellt sie sich vor dem Nordbahnhof in die lange Reihe von arbeitslosen Frauen und Männern, die sich mit einem Stempel im *Arbeitsbuch* bestätigen lassen, dass sie Arbeitslosenunterstützung beziehen. Der Wiener Volksmund bezeichnet den Vorgang bis heute als »Stempeln gehen«. Nach zwanzig Wochen erhält Olga keine staatliche Unterstützung mehr. Die nächsten Jahre kann sie »nichts« kaufen, vor allem keine neuen Kleider, die ihr wichtig sind. Auch das Geschäft der Mutter geht immer schlechter. Olga wohnt weiterhin bei den Eltern. An eine »eigene« Mietwohnung ist nicht zu denken. Ein Gelegenheitsjob führt sie als Verkäuferin mit einem Bauchladen auf die Wiener Messe. Der Verkaufserlös soll Kriegsinvaliden zu Gute kommen. Einen Mann, der sich als Beamter der Schweizer Botschaft ausgibt und ihr den Hof macht, hält sie für einen Hochstapler und droht ihm mit der Polizei. Sie schließt die Geschichte mit einer Evaluation, in der sie mir ihre »innere Stärke« erläutert.

»Sehen Sie, und da hab ich mir gedacht, schauen Sie, ich hab ja ein Zuhause gehabt, ich hab eine gewisse Stärke in mir gehabt. Und jetzt stellen Sie sich so ein kleines Mädchen vor, das Hunger hat, nichts anzuziehen hat und der (Mann) macht ihr solche Anträge. Na, die fällt um, man darf sie gar nicht verurteilen.«

Der Wiener Heilpädagoge Hans Asperger spricht in seinem Lehrbuch von Mädchen, die Männer anlocken. Er bezeichnet sie als »abartig« und als gefährlich für die Gesundheit des Volkes.⁹⁵ Ich halte es für wahrscheinlich, dass Frau Ocenasek diesen Diskurs irgendwann in ihrem Berufsleben kennenlernt. Ohne eine exakte *timeline* – wie im Traum – assoziiert sie weitere Erlebnisse, die belegen, dass sie eine nicht in Ehe und Familie domestizierte Sexualität mit »Schmutz« und »Verfall« assoziiert. Trotz ihrer Selbstermahnung, Verständnis für arme oder für »gefallene« Mädchen aufzubringen, wird deutlich, dass sie ein verführtes oder ein verführendes Mädchen mit *Schuld* verbindet, genau so wie Psychiater, medizinische Heilpädagogen, Heimleiter und Heimerzieher im Fürsorgesystem.

Erste Erfahrungen in Sozialberufen macht Olga Ocenasek, als sie jeweils nur für wenige Wochen als Aushilfserzieherin in einem städtischen Kinderheim und als Aushilfs-

95 Vgl. Hans Asperger, Heilpädagogik. Einführung in die Psychopathologie des Kindes für Ärzte, Lehrer, Psychologen und Fürsorgerinnen, Wien 1952 und spätere Auflagen.

pflegerin in einem Pflegeheim arbeitet. Die hier anfallenden Arbeiten findet sie nicht interessant. Auch irritiert sie, dass sie einem kleinen Mädchen, das nicht essen will, beinahe ins Gesicht schlägt. Sie spürt, dass das Kinderheim körperliche Gewalt generiert. Ohnehin will sie »höher hinaus«. Der Hausmeister des Miethauses, in dem die Mutter ihr Niedergeschäft betreibt, ist Fürsorgerat. Das ist der offizielle Titel eines im Bezirk angesehenen Bürgers, der ehrenamtliche Aufgaben der Erwachsenenfürsorge übernimmt. Zu seinen Aufgaben zählt die Verteilung geringer Geldaushilfen und die Ausstellung eines »Armutszuzeugnisses«, das ledige Mütter zum Bezug von Ausspeisungen und zur Aufnahme von Mutter und Kind in das Zentralkinderheim berechtigt. Von seiner Tochter hört der Fürsorgerat von Olgas Wunsch, Fürsorgerin zu werden. Er vermittelt ihr ein Gespräch mit dem Amtsleiter des Bezirksjugendamtes Landstraße.

»Anfangs war er einigermaßen zugeknöpft. Aber nachdem wir eine Zeit lang miteinander gesprochen haben, hat er mir tatsächlich eine Empfehlung gegeben für den Professor (Tandler). Und dann bekam ich eine Vorladung. [...] Ich war ohne Hut. Die Damen, die sich auch dort vorgestellt haben, die waren alle mit Hut und haben gefunden, ich könnte doch nicht ohne Hut zum Professor hineingehen. (siehe die Abb. 2, in der eine sehr junge Fürsorgerin mit hellem Hut einer kinderreichen Familie einen Hausbesuch abstattet.) Das hat mich furchtbar unterhalten (belustigt). Und grad wie ich so im Lachen war, kommt der Professor und ruft mich und sagt, Was lachst Du denn so? (Tandler duzt alle jungen Frauen und auch seine jungen Angestellten.) Sag ich, Herr Professor, bitteschön, darf ich mich jetzt nicht vorstellen, weil ich keinen Hut auf habe? [...] Nun, das was ich wollte, Fürsorgerin (Hilfsfürsorgerin) werden, so weit war er in seiner Vorarbeit noch nicht. Und er hat gemeint, ob ich nicht Krankenpflegerin werden möchte, (das sei doch auch ein) Sozialberuf. [...] Ich war einverstanden. Ich wurde zur Frau Dr. Stein geschickt, die hat mir etwas Gedrucktes in die Hand gegeben, was man alles tun und nicht tun darf und muss, wenn man in die Pflegerinnenschule aufgenommen werden will. Dann hab ich mir das durchgelesen. Da war ich *entsetzt*, denn ich hab zu der Zeit schon mehr politisch gearbeitet und zwar in der sogenannten Unterrichtsorganisation der Landstraße (Bezirk Wien Landstraße) der sozialistischen Partei. Nein, das wäre ja *wie im Kloster* gewesen, diese Pflegerinnenschule, das hat mir gar nicht gepasst. Jetzt hab ich den Sekretär vom Herrn Professor Tandler angerufen und hab gesagt, das mag ich nicht. Hat mich der Professor Tandler nocheinmal zu sich kommen lassen, hat mir schön zugeredet und gesagt: Du willst doch was verdienen? Sag ich, ja, aber ich will eine *Fürsorgerin* werden. Da ist ihm die gute Idee gekommen, ich soll halt wenigstens derweil als Aushilfspflegerin gehen (bis die Aufnahme in die städtische Akademie möglich ist). Damit war ich einverstanden. Also er war mir sehr gewogen, der liebe Tandler.«

Doch Olga Ocenasek tritt die ihr von Tandler angebotene Stelle als Aushilfspflegerin nicht an. Die sozialdemokratische Partei ihres Bezirks empfiehlt sie für einen halbjährigen Kurs an der *Arbeiterhochschule*, »wo man nur Politik lernt«, wie Frau Ocenasek sagt. Dort geht sie hin.

»Da hat der (Otto) Bauer vorgetragen und der (Karl) Renner und der (Zsigmond) Kunfi aus Ungarn⁹⁶ und der Major Eifler (vom Republikanischen Schutzbund), den ich gar nicht mögen hab. (An anderer Stelle erzählt Frau Ocenasek, schon als Kind Bertha von Suttners *Die Waffen nieder!* gelesen zu haben. Möglicherweise ist ihr Eifler, der den Schutzbund militärisch führen will und darüber mit General a.D. Theodor Körner einen Streit führt, auch deshalb suspekt). Also im Kurs von mir war der nachmalige Präsident Jonas (Bundespräsident der Zweiten Republik), von den Journalisten der Karl-Heinz Seiler und der Ernst Winkler von Niederösterreich. Ich bin ja eine Niete gewesen, weil ich mich in einen so strikt geführten Lehrbetrieb nicht einfügen konnte. Ich hab eine eigene Meinung gehabt, die hab ich auch der Partei zuliebe nicht aufgegeben. I bin a guade Fürsorgerin, i bin ein sozialer Mensch geworden, *alles aber kein Bonze*.«

Tandler betont mehrmals, dass die von ihm aufgebaute Familienfürsorge allein wissenschaftlichen Erkenntnissen zu folgen und mit Parteipolitik nichts zu tun habe. Als er von Olgas Eintritt in die Arbeiterhochschule erfährt, fühlt er sich angeblich hintergangen. Jedenfalls lehnt er wenig später ein erneutes Ansuchen Olgas um Aufnahme in die Akademie für soziale Verwaltung ab. Daraufhin wartet Olga eines Abends vor seinem Büro in der Rathausstraße. Tandler fragt sie, was sie hier mache, sie sei doch jetzt Arbeiterhochschülerin.

»Sag ich, davon kann ich aber nicht runterbeißen (davon kann ich nicht leben). Warum sind sie denn so böse auf mich, deswegen muss ich noch lang keine Bonze (Parteifunktionärin) werden! Vierzehn Tage später hab ich die *Einberufung* gehabt, und so wurde ich Fürsorgerin. So lang der Tandler war, wars ein *herrliches* Arbeiten im Jugendamt, wirklich. [...] Denn was nach ihm gekommen ist, hat nicht die Größe gehabt.«

2.7.1.2 Olga Ocenasek wird Hilfsfürsorgerin

Im Dezember 1927 wird Olga Ocenasek als Hilfsfürsorgerin der Gemeinde Wien eingestellt. Vormittags arbeitet sie am Bezirksjugendamt Simmering und nachmittags ist sie Schülerin an der Akademie für soziale Verwaltung. An Lehrende oder Unterrichts-Gegenstände kann sie sich kaum erinnern. An den Vormittagen am Jugendamt wird sie mit der Missgunst der etablierten Fürsorgerinnen konfrontiert. Tandler erhält die Erlaubnis des Gemeinderats, neue Fürsorgerinnen einzustellen, nur unter der Bedingung, dass sie billiger sein müssten als jene, die er bei seinem Amtsantritt 1920 vorfindet. Frau Ocenasek: »Wir waren ja Lohndruckerinnen am Anfang«. Ein Boykott der Hauptfürsorgerinnen am Bezirksjugendamt Simmering zwingt die junge Hilfsfürsorgerin einige Vormittage zur Untätigkeit.

»Und da bin ich ein paar Tage lang Roman lesend im Amt gesessen. Und die erste, die dann gefunden hat, na so geht das nicht weiter, war bezeichnenderweise eine nachmalige Nazisse, eine *mords* Nazisse (Nationalsozialistin). Die hat mich erstmalig mit-

96 Zsigmond Kunfi steht 1919 mit Georg Lukács an der Spitze des Volkskommissariats für Bildung der Ungarischen Räterepublik, einer kurzlebigen und frühen Form der »Gegen-Demokratie« im Sinn von Pierre Rosanvallon. Vgl. ders. *Die Gegen-Demokratie. Politik im Zeitalter des Misstrauens*, Hamburg 2017.

genommen auf Hausbesuche. Und da ist mir das erste Mal passiert, dass mir eine wütende Mutter eine brennende Petroleumlampe nachgeschmissen hat, weil man ihr ein Kind weggenommen hat, ein *vollkommen verdrehtes* Kind. Bittschön die Abnahme war nicht zu Unrecht, aber da war ich zum ersten Mal konfrontiert mit der *Aufwallung* der gekränkten Mutter [...]. Wie weit der Fall (die Abnahme des Kindes) berechtigt war, konnte ich ja noch nicht beurteilen. [...] Der Professor Tandler wurde von den schon vorhandenen Fürsorgerinnen nicht sehr geliebt (dafür), dass er ihnen da eine andere Fürsorgerin, die keine Mittelschule haben durfte//er hat darauf bestanden, dass jetzt Leute in die Fürsorge aufgenommen werden, die keine Matura haben, weil er sich davon versprochen hat, dass die mehr Verbindung zum Volk hätten. Meiner Meinung nach hat er nur zum Teil Recht gehabt, denn nicht jeder, der von klein (von unten) kommt, bleibt klein. Man vergisst leicht, wie es einem selber ergangen ist. Ja, und da war also ein gewerkschaftlicher Kampf. Die angestammten Fürsorgerinnen wollten die neuen Fürsorgerinnen nicht aufkommen lassen. [...] Naja, insofern wurde das dann geregelt, als die Fürsorgerinnen, die schon da waren, die teilweise Lehrerinnenausbildung hatten, die wurden *Hauptfürsorgerinnen* genannt, und wir waren die *Hilfsfürsorgerinnen*. Und Hilfsfürsorgerinnen haben sich im Lauf der Jahre hinaufgearbeitet bis zur voll anerkannten Fürsorgerin.«

Bei ihren Hausbesuchen nimmt Olga Ocenasek zu allererst Ordnung und Unordnung im Haushalt wahr. Bei Hinweisen auf Konflikte in der Familie, die ein Kind schädigen könnten, neigt sie dazu, ein Kind oder mehrere Kinder »auf Verdacht« abzunehmen. Das ist auch in Tandlers Sinn. Die Klärung der Frage, ob das Kind gefährdet ist oder bereits Anzeichen der Verwahrlosung zeigt, überlässt die Fürsorgerin den Expertinnen und Experten. Wenn Frau Ocenasek darüber erzählt, schwankt sie zwischen der sonst oft sarkastischen Kommentierung der Kindesabnahme und leisen Zweifeln an dem von ihr erwarteten Vorgehen auf Verdacht. Die Nachrichten über Verdachtsmomente kommen aus der Mutterberatung und aus der Schulfürsorge, von Nachbarinnen und Nachbarn oder von einem sich benachteiligt fühlenden Elternteil.

»Also zu meiner Zeit war alles auf Hausbesuch aufgebaut [...] und auf dem intensiven persönlichen Kontakt/aufs Plauschen. Das war nicht schlecht. Und dann war ja/rein gesetzlich hatten wir ja unsere Pflichtbesuche. [...] bei den ganz kleinen (Kindern), die nicht bei ihren Eltern waren, Pflegekinder, da waren die Pflichtbesuche [...] alle Monate [...] also da haben wir ja unsere Listen gehabt. Und wenn man in die Gegend gegangen ist, hat man sich vorher die Namen herausgeschrieben, bevor man weggegangen ist aus dem Amt. [...] Welches Kind ist da in der Nähe, und das besucht man dann. Wir haben ja auch nachweisen müssen, [...] wann wir wen besucht haben auf einer Liste. Das wurde ja kontrolliert. Und dann hatten wir [...] diese *Kinderkarten*. Das waren Karten mit Name, Adresse, Geburt, Geschwister, Eltern, kurzum die ganzen Personalien waren vorne am Kopf (des Formulars). Und die Besuche mussten eingetragen werden. Und was wir bei dem Besuch erlebt haben. Vormittags (nach Abschluss der Ausbildung an der Sozialakademie) haben wir die Besuche gemacht und dann haben wir die Schreibarbeit (im Jugendamt) gehabt. Und dann haben wir (auch) Mutterberatungs-Dienst gemacht. Aber das Wesentliche war ja doch der *Hausbesuch*.«

Auf meine Nachfrage, wie sie eine Misshandlung, eine Gefährdung oder Verwahrlosung eines Säuglings oder eines Kleinkindes entdecken kann, antwortet Frau Ocenasek mit der Geschichte einer Kindesabnahme, die sie als bereits erfahrene Fürsorgerin vornimmt:

»Es gibt ja *Misshandlungen*, die man zunächst gar nicht merkt. Ich werde Ihnen einen (solchen) Fall erzählen. Ich war schon länger bei der Gemeinde (im Fürsorgedienst), da hatten wir über ein Kind ständig *Schulklagen*. Dieses Kind war aber *ein braves Kind*, aber es konnte (in der ersten Klasse Volksschule) nicht mit. Jetzt ist vermutet worden – da war man ja schon weiter in der Psychologie, dass es vielleicht krank sei. Das Kind wurde (vom Schularzt) untersucht [...] dem Kind hat organisch gar nichts gefehlt. Was ist los mit dem Kind? Und der Zufall hat mir geholfen. Wenn in einer Familie *ein Streit ausbricht*, ist es für die Fürsorge immer sehr günstig, denn da tratscht einer über den andern. So wie in der Schule oder bei Verbrechern, wenn einer verpiffen wird [...] Und ein Verwandter dieses Kindes, ein Erwachsener, ist ins Jugendamt gekommen und hat gesagt, dass die Kleine *schlecht behandelt* wird. Das war eine Stiefmutter.«

Zur Erläuterung: Der Vater des Kindes lebt in zweiter Ehe und bringt ein Mädchen in den Haushalt mit. In zeitgenössischer Terminologie gilt die Familie somit als »Stieffamilie« und das Kind als »Stiefkind« der zweiten Ehefrau des Vaters. Die Information der Volksschule an das Jugendamt über eine Lernschwäche des Mädchens, sowie ein Verwandter der leiblichen Mutter des Kindes, der vielleicht im Auftrag der leiblichen Mutter am Jugendamt vorspricht und behauptet, das Kind werde in der »Stieffamilie« schlecht behandelt, ergeben für die Fürsorgerin einen Anfangsverdacht.

»Ich bin in das Haus hingegangen. Die Situation war folgendermaßen: Im Halbstock am Fenster sitzt ein junger Mann lesend (wohl ein Halbbruder des kleinen Mädchens), oben bei der Tür stand ein kleines Mädel und klopft. Es rührt sich aber nix, es macht niemand auf. Sag ich, warte, jetzt werden wir stärker klopfen, ich werd dir helfen. Haben wir beide geklopft. Kein Mensch hat aufgemacht. Auf einmal sagt der junge Mann, da könnens lang klopfen, da is niemand daham. – Und da lassens das Kind so nutzlos klopfen? Da bin ich *hellhörig* geworden. Naja, also dann sind sie heimgekommen, die Mutter und der Vater und noch ein paar Kinder. Dann waren wir sozusagen vollzählig. Und da hab ich denen *an den Kopf geworfen*, dass ich gehört habe, dass das Kind misshandelt wird, und zwar von der Frau. Die kriegt einen hysterischen Anfall, haut sich auf den Boden hin, schreit wie am Spieß. Und jetzt kommt ein *Merkmal*: die ganzen Familienangehörigen haben sich um sie bemüht, nur mein kleines Mädel ist im Eck gestanden, versteinert und hart und teilnahmslos. Und da hab ich eingehakt, ich hab gesagt: Nachdem sich alle so aufregen, die Kleine *kann nicht normal sein!* Hab sie gleich mitgenommen. Denn das Jugendamt hat im Verdacht der Misshandlung, im *begründeten* Verdacht, das muss schon sein, eine *Sofortabnahme* machen können. Ich habs also riskiert, ich hab die Kleine gleich mitgenommen. Und dort (in der KÜSt? In einem Kinderheim?) wurde sie zu einer *Lachtaube*.«

Auch wenn die Beobachtungen des Kindes an der Kinderübernahmestelle oder an der heilpädagogischen Ambulanz der Universitäts-Kinderklinik zu dem Ergebnis gelangen sollten, das Kind sei »ganz normal«, würden der Fürsorgerin aus der präventiven Abnah-

me keine Schwierigkeiten entstehen. Beim Hausbesuch der Fürsorgerin zeigt das Mädchen offenbar keine Verhaltensauffälligkeiten. Geduldig wartet es an der Wohnungstür, als sich Eltern und Geschwister etwas verspäten. Frau Ocenasek bemerkt dazu: »Also wie soll das jemand sehen. Es war ja nur ein Glück, dass die gestritten haben.« Was sie nicht sagt ist, dass sie mit ihrer Behauptung, die »Stiefmutter« misshandle das Kind, eine heftige Reaktion der Frau provoziert. Was die Fürsorgerin in der kurzen Szene sehen kann, ist einzig eine wütende Frau und ein vom Geschehen verständlicherweise eingeschüchternes sechsjähriges Mädchen. Ob es sich selber »an den Rand« stellt oder an den Rand gedrängt oder gar misshandelt wird, kann auch die erfahrenste Fürsorgerin nicht erkennen. Dass Mitglieder der Familie gewalttätig wären, deutet Frau Ocenasek mit keiner Silbe an, und sie würde es gewiss erwähnen, hätte sie irgendeinen Beleg. Die Aussage eines Verwandten der leiblichen Mutter am Jugendamt, das Mädchen werde schlecht behandelt, kann verschiedenes bedeuten. Wir wissen nicht, ob und warum offenbar ein Pflegschaftsgericht das Kind dem Vater, und nicht der Mutter zugesprochen hat. Es ist zu vermuten, dass die leibliche Mutter das Mädchen zurückhaben will und die »Stiefmutter« beim Jugendamt von einem Bekannten oder ihrem aktuellen Lebenspartner anschwärzen lässt.

Auf meine Frage, wie es mit dem Kind nach seiner Abnahme weitergeht, weiß Frau Ocenasek nur zu sagen, »das Kind war längere Zeit in Gemeindepflege«. Auf die Frage, ob sie weitere Erhebungen gemacht oder die Familie nochmals besucht habe, antwortet sie ausweichend:

»Bitte man hat natürlich in der Umgebung herumgefragt. Wenn so beim ersten Fall (beim ersten Hausbesuch) die Spuren//da brauchst nicht mehr viel erheben. Da brauchst du *nur untersuchen lassen*. Und bei dem Kind, das (was?) ist in der *Kinderübernahmestelle* festgestellt worden. Da brauchst du dann nicht mehr sehr sehr viel dazu.«

Auf die Methoden der psychologischen Testung und Beobachtung der Kinder an der Kinderübernahmestelle (KÜSt) gehe ich später ein. Hier nur so viel: Die Psychologinnen an der KÜSt können eine Misshandlung, die keine sichtbaren Spuren hinterlässt, nicht entdecken. Sie messen die Intelligenz (IQ) und den Entwicklungsgrad (EQ) des Kindes. Für eine Abnahme des Kindes wäre ein Entwicklungsrückstand aus heutiger Sicht gar kein Grund.⁹⁷ Unklar bleibt, woher Frau Ocenasek wissen will, dass das Mädchen während des Aufenthalts an der Kinderübernahmestelle und während eines nicht ausgeführten Aufenthalts in einem Kinderheim oder bei Pflegeeltern »eine Lachtaube« geworden sei.

Ein weiterer Fall betrifft eine von Frau Ocenasek erwogene, aber dann unterlassene Kindesabnahme. Wieder erhalten wir Einblick in ihren eher autoritären Umgang mit einer Fürsorgepartei, in diesem Fall einem Witwer und seinem Kind. Neuerlich zeigt sich der große Deutungs- und Handlungsspielraum der Fürsorgerin.

97 Vgl. Reinhard Sieder, Patchwork. Das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Mit einem Vorwort von Helm Stierlin, Stuttgart 2008.

»Bei einem Vater, das war auf der Landstraße, dem war die Frau gestorben, er war mit dem Kind allein und das war auch *nahe dran* an einer Abnahme. Und der hat sich dann eine Frau gefunden. Das hat er mir mitgeteilt, damit er sein Kind nicht *weggeben* muss. Nachdem ich gewusst hab, *wie die Wohnung ausschaut*, bin ich hingegangen in die Wohnung, hab mit ihm die Wohnung gesäubert, damit die Frau, die neue, nicht in den *Dreck* hineinkommt. Damit sie nicht glaubt, so kann das gehen.«

Abb. 2: Besuch der Fürsorgerin.



Ein alleinerziehender, verlassener oder verwitweter Vater ist in den 1920er Jahren ein Alarmzeichen für die Fürsorgerin. Wie eine alleinerziehende Mutter steht auch er unter Verdacht, sein Kind oder seine Kinder zu vernachlässigen oder gar zu misshandeln. Die Fürsorgerin könnte das Kind gleich nach dem Tod der Mutter abnehmen (»das war auch nahe dran an einer Abnahme«). Unter diesem Druck sucht der Witwer eine neue Partnerin. Als er sie gefunden hat, teilt er dies der Fürsorgerin sofort mit. Frau Ocenasek hilft dem Mann, oder, was ich für wahrscheinlicher halte, fordert ihn auf, die Wohnung »in Ordnung« zu bringen.

Gegen Ende des ersten Gesprächs berichtet Frau Ocenasek, wie sie als erfahrene Fürsorgerin in eine Wohnung nicht eingelassen wird, in der es besonders unordentlich sein soll. Sie schließt die Sequenz mit einer Aussage über das Misstrauen vieler Mütter und Väter gegenüber der Fürsorgerin.

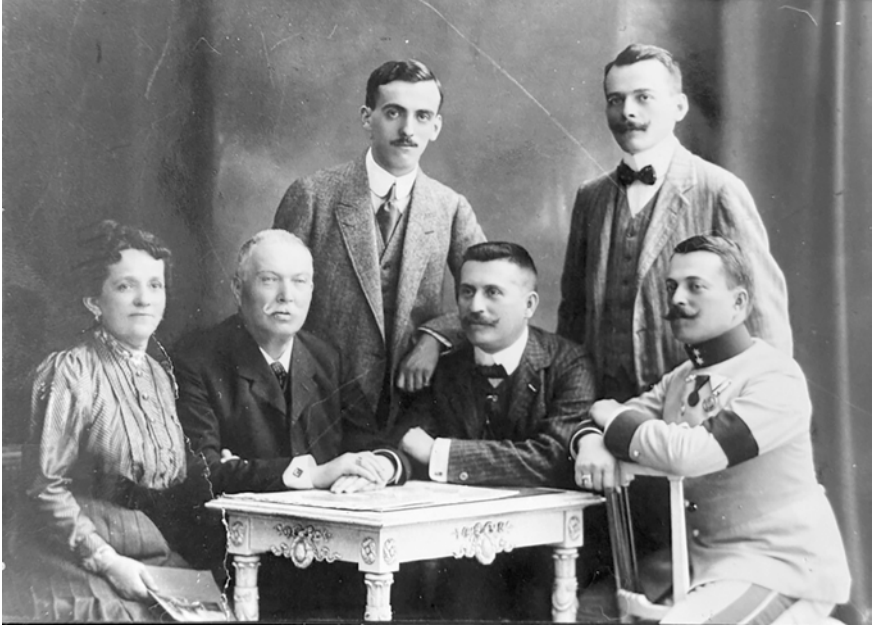
»Nein, nein schauen Sie, besonders diese Leute, die sich so verfehmt fühlen, für die ist man (als Fürsorgerin) ja wirklich ein *Feind*.«

Vermutlich gibt es auch Fälle, in denen Fürsorgerinnen freundlich empfangen werden, vielleicht weil Eltern Rat und Hilfe oder eine finanzielle Unterstützung erhoffen. Eine Möglichkeit, den Besuch der Fürsorgerin zu idealisieren, bietet gewiss die Fotografie im Auftrag des Wohlfahrtsamtes. Ein freundlicher Empfang, wie er in Abbildung 2 zu erkennen ist, dürfte nur möglich sein, wenn der Fotograf zusammen mit der Fürsorgerin eine Familie auswählt, die nichts zu befürchten hat. Im Bild steht das Elternpaar hinter den Kindern und eine Person, wohl eine Großmutter, hält Zwillinge in weißen Steckpolstern in den Armen.

2.7.2 Die Tochter eines »roten« Offiziers wird Fürsorgerin

Dora Hostovsky wird 1907 in Budweis geboren, zufällig, wie sie sagt. Ihr Vater ist ein österreichischer Offizier und zur Zeit ihrer Geburt in der Garnison Budweis stationiert. Die Familie ist deutschsprachig, aber mit den böhmischen Dienstmädchen und einer tschechischen Großmutter wird Tschechisch gesprochen. Als junger Mann ist der Großvater längerdienender Unteroffizier und kämpft 1866 in der Schlacht bei Königgrätz. Zum Dank wird ihm eine Staatsanstellung angeboten. Er wird Stationsvorstand bei der neu errichteten k.k. privilegierten *Kaiser Ferdinands-Nordbahn*. Doras Vater und dessen Brüder werden in einem Bahnhofsgebäude geboren.

Abb. 3: Doras Großeltern, 3 Onkel, der Vater in Uniform, nach dem Tod der Ehefrau mit Trauerflor am Oberarm, 1909.



Dora ist zwei Jahre alt, als ihre Mutter stirbt. Die Eltern der Mutter ziehen das Mädchen in Budweis auf. Nach fünf Klassen Volksschule besucht Dora eine deutschsprachige Realschule für Mädchen. Die Schule hat nur sechs Klassen, ein Abschluss im Rang einer Matura bleibt dem Mädchen verwehrt. Bis 1929 arbeitet Dora Hostovsky in der Inseratenteilung des deutschsprachigen Verlags Moldavia, dann wird sie entlassen.

Da der Vater fürchtet, zu wenig Tschechisch zu können und deshalb in der neuen tschechischen Armee benachteiligt zu werden, optiert er für die Rückkehr nach Österreich und tritt in das Bundesheer der Ersten Republik Österreich ein. Mit seiner zweiten Ehefrau erhält er eine Wohnung im Arsenal. Er stellt einen Antrag beim Wohnungsamt und erhält eine Gemeindewohnung zugewiesen. Als Sozialdemokrat und ehrenamtlicher Fürsorgerat seines Wohnbezirks wird er unter dem weit rechts stehenden Heeresminister Carl Vaugoin benachteiligt und nicht mehr befördert. »Er hätte als General in Pension gehen müssen, ist aber als Oberst in Pension gegangen. [...] Das war er schon mit fünfzig Jahren. Die Politik war immer irgendwie ein Hemmschuh.«⁹⁸

98 Interview 21 mit Dora Hostovsky, geboren 1907 in Budweis.

Abb. 4: Dora im sechsten Lebensjahr, 1913.



Nach ihrer Entlassung aus dem Budweiser Verlag Moldavia zieht Dora Hostovsky 1929 zu ihrem Vater nach Wien. Sie würde gern studieren, »Geschichte oder Germanistik oder so was«. Doch erstens fehlt ihr dafür die Matura und zweitens ist es der ausdrückliche Wunsch des Vaters, dass sie sich für die Ausbildung zur Fürsorgerin bewirbt. Mit 22 Jahren wird Dora 1929 nach Intervention ihres Vaters als Hilfsfürsorgerin aufgenommen und arbeitet vormittags am Bezirksjugendamt Meidling. Nachmittags besucht sie den Ausbildungskurs an der Städtischen Akademie für soziale Verwaltung. Wie Frau Ocenassek kommt auch Frau Hostovsky sogleich auf den Konflikt mit den Hauptfürsorgerinnen zu sprechen.

»Mädchen, die nicht die (in Österreich anerkannte) Matura hatten, mussten schon eine abgeschlossene Berufsausbildung haben. Also waren eine Menge Schneiderinnen, Niederebacherinnen und so halt alles Mögliche dabei. [...] Aber ehrlich gesagt, ich hab (zu den »Hofratstöchter«) wenig Bindung gehabt, ich hab mich viel mehr mit den anderen verstanden. Aber das hat nichts mit Politik zu tun gehabt. Vielleicht waren wir auch die Jüngeren oder die Lustigeren, kurz und gut, ich weiß es nicht.«

Von der Ausbildung an der Akademie für soziale Verwaltung erinnert Frau Hostovsky »theoretische Gegenstände«, die sie nicht mag, namentlich Zivil- und Strafrecht, Soma- tologie und Gesundheitslehre, sowie Haushaltspraktiken wie Nähen und Kochen, die sie gar nicht interessieren. Von den Lehrenden erinnert sie einen »Jugendanwalt« namens Faschank, »ein bekannter Jurist«, und einen Ober-Stadtphysikus. Frau Dr. Stein »hat diese anatomischen Sachen« unterrichtet, »das war eine »besonders Tüchtige«. Auf meine Frage nach Unterricht in Psychologie erinnert Frau Hostovsky den Psychologen Winkel- mayer, mit dem sie sofort den Heilpädagogen Professor Lazar assoziiert (s. Kapitel 2.7 und 2.10.5). »Den haben wir ein oder zwei Stunden gehabt. Professor Lazar, ein sehr be- kannter Mann.«

Auf meine Nachfrage, wie denn ihr erster Eindruck von der Praxis in den Fürsorge- sprengeln des Bezirks Meidling und danach in Simmering gewesen sei, antwortet Frau Hostovsky:

»Wissen Sie, ein bisschen *geschockt*, nicht wahr, war ich schon. Wir sind doch so mitten ohne jede Vorbereitung // so mitten hineingestellt zu werden, das ist nicht einfach, [...] dass man so mitten in die Familien hineingekommen ist. Noch dazu, angefangen hab ich in Meidling, und das war auch ein ziemlich mieses Gebiet dort (gemeint ist ein Fürsorgesprengel im Bezirk Meidling), da waren auch ziemlich *dreckige Leute* und so. Und das ist schon schockierend gewesen. Aber das ist rasch vergangen, an das hab ich mich rasch gewöhnt. Nach fünf Monaten bin ich nach Simmering, und da war wieder ein etwas anderes Publikum. [...] Ich hab eigentlich auf diese Weise, lang dauernd, also einmal acht Jahre und einmal zwölf Jahre noch zwei weitere Jugendämter kennenge- lernt. Ich war ja nur die fünf Monate sozusagen als Springerin (sie hilft in verschiede- nen Sprengeln aus) in Meidling. Und dann kam ich gleich nach Simmering. Dort war ich bis zum Achtunddreißiger Jahr (bis zum Anschluss Österreichs an das Dritte Reich im März 1938).«

2.7.2.1 Hausbesuche und Wäschepakete

Um die Hausbesuche auf möglichst viele Haushalte auszudehnen, in denen Wöchnerin- nen leben, erfindet das Wohlfahrtsamt 1927 das Wäschepaket.⁹⁹ Es enthält Windeln, Ba- bypuder und Seife und wird der Wöchnerin von einer Fürsorgerin mit den besten Grüßen des Herrn Bürgermeisters überreicht. Dies aber nur, wenn die Mutter mit einer Bezugs- karte nachweisen kann, vor dem Ende des dritten Schwangerschaftsmonats die Wasser- mannprobe (s.u.) gemacht zu haben. Als Dora Hostovsky am Bezirksjugendamt Meidling ihre praktische Ausbildung beginnt, ist die Verteilung der Wäschepakete an die Wöch- nerinnen eine ihrer Aufgaben.

»Wir bekamen von den Entbindungsanstalten die Geburtsanzeigen und waren ver- pflichtet, *jede Familie* aufzusuchen. [...] Wir bekamen die Liste von der Hebamme ausgefüllt. [...] Am Anfang mussten wir die (Wäschepakete) immer hintragen. Aller- dings es bekamen ja nicht alle, sondern nur die (Mütter), die sich bis zum Ende des

99 Vgl. Die Säuglingswäscheaktion der Stadt Wien. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen 26 (1927) Nr. 260, 38; Hans Paradoiser, Die Säuglingswäscheaktion der Stadt Wien. In: Statistische Mitteilungen 1–3, 1927.

dritten Monats (der Schwangerschaft) die *Wassermannprobe* haben machen lassen. [...] Es hat damals noch ziemlich viele Geschlechtskrankheiten gegeben und man hat die Leute *erziehen* wollen, dass sie sich rechtzeitig schützen, in dem sie sich vor dem dritten Schwangerschaftsmonat (einer Probe auf Syphilis) unterziehen. [...] Wenn eine (Frau) eine positive Wassermann war, musste sie sich behandeln lassen, sonst hat sie das Pakl (das Wäschepaket) nicht bekommen. [...] Natürlich waren andere Methoden als heute, da hat es ja noch kein Penicillin gegeben. Das war noch die Methode Ehrlich, hauptsächlich Salvarsan und diese Dinge.«

Zur Erläuterung: Die Wassermann-Probe kann in den 1920er Jahren und später in jedem Wiener Spital vor dem Ende des dritten Monats der Schwangerschaft genommen werden. Zu dieser Zeit besteht die Hoffnung, dass das Kind einer an Syphilis erkrankten Mutter nach einer Behandlung der Mutter gesund geboren wird. Ein Effekt der Verteilung des Wäschepakets sei es, sagt Frau Hostovsky, dass Fürsorgerinnen in fast alle Haushalte vorgelassen werden, »ganz unabhängig vom Einkommen«. Frau Ocenasek erinnert sich in diesem Punkt an anderes: Wohlhabende Parteien hätten die Annahme des Wäschepakets schon an der Tür verweigert und den Hausbesuch der Fürsorgerin mehr oder weniger entschieden abgelehnt.

Die Berufsvormundschaft soll den Anspruch des Staates auf Kontrolle über alle außerehelichen oder von einem Elternteil verlassenen Kinder durchsetzen. Die ledige Mutter muss das Bezirksjugendamt aufsuchen, um den Berufsvormund zu sprechen. Frau Hostovsky erzählt, die meist jungen Frauen seien oft »sehr ungeschickt gewesen«, ihren Anspruch an den Kindesvater durchzusetzen. Das Bezirksjugendamt übernimmt die »Vaterschaftsfeststellung«, erhebt den Namen und die Adresse des Vaters und lädt ihn an das Jugendamt vor, um Vorleistungen des Jugendamtes an Mutter und Kind »im Regress« von ihm zurückzufordern.

»Das sind eigene Beamte gewesen in den Jugendämtern, die (Berufs)Vormünder. Die hatten bestimmte Buchstaben [...] und da wurde eben der Kindesvater vorgeladen zur Anerkennung der Vaterschaft.[...] Der Vormund hat eine gewisse Autorität ausgeübt, das waren auch hauptsächlich Männer.«

Ein unsauberer Haushalt und »renitentes« oder gar »listiges« Verhalten der Eltern erregen die besondere Aufmerksamkeit der Fürsorgerin Hostovsky und sind ihr genauer in Erinnerung als der jeweilige Pflegezustand des Kindes.

»Also da haben wir ja tolle Sachen erlebt. Wenn ich zurückdenke, da in diesen Simmeringer Baracken, wenn die Fürsorgerin gekommen ist, ist da oftmals schon herumposaunt worden: *Gebts Acht, die Fürsorgerin kommt!* Also haben die Leute schon irgendwie aufgepasst. Ist nicht *einmal* passiert. Die haben dort Fleisch gekauft auf der sogenannten Freibank. Also das war dieses Fleisch, das nicht genehmigt (vom Tierarzt nicht zum Verkauf freigegeben), aber nicht gesundheitsschädlich war. Und da haben die Leute Faschirtes gemacht und dann habens die faschierten Laberln (vor den Fürsorgerinnen) versteckt. [...] Also die haben offenbar geglaubt, sie müssten recht arm dastehen, bestimmte (Parteien) zumindest. [...] Sie haben geglaubt, sie kriegen keine Unterstützung, wenn sie was zu essen haben.«

Schon in der Ausbildung hören Fürsorgerinnen, dass leibliche und andere Mängel von Eltern auf Kinder vererbt werden und als Zeichen der Degeneration sichtbar seien. Für medizinische Heilpädagogen zeigen sich solche Zeichen unter anderem in der Schwächigkeit des Säuglings (»Zwutschgerling« s.u.), oder im »koboldhaften« Aussehen eines Kleinkindes, in einem schlaffen Bauch, einem Spalt zwischen den Vorderzähnen und so weiter. Ob die folgende Begebenheit von Frau Hostovsky beobachtet wird oder als spektakulärer Fall am Jugendamt erzählt wird, bleibt unklar.

»Es war da eine Familie mit einigen Kindern, und er (der Vater) war glaub ich auch nicht nur arbeitslos, vielleicht war er auch nicht besonders arbeitswillig. Er war aber auch körperlich ein ziemlich *armseliges Manderl*. Also kam wieder ein Kind zur Welt. Sie haben das Kind nicht gleich aus dem Spital nach Haus bekommen nach der Geburt. Es war irgendwas, dass das Kind ein paar Tage im Spital bleiben musste, der *Zwutschkerling*, und sie haben es einfach nicht geholt. Die Eltern haben gedacht, wenn sie das Kind nicht holen, die Gemeinde wird es schon irgendwie (versorgen). Da ist sie (eine Fürsorgerin) im Taxi vorgefahren und hat ihnen das Kind in die Wohnung gebracht. Mehr kann man ja gar nicht mehr verlangen. Also das Kind wird ihnen abgeliefert, und die (Fürsorgerin) macht kehrt und steigt wieder in den Wagen. Und was geschieht? Der Vater packt den Säugling, schmeißt ihn in das Auto rein. Jawohl, sowas hats gegeben.«

2.8 Heilpädagogische Ärzte im Fürsorge-System

Heilpädagogische Ärztinnen und Ärzte arbeiten ab 1911 an der Heilpädagogischen Abteilung der Universitäts-Kinderklinik und an kleinen heilpädagogischen Beobachtungsstationen, die Kinderheimen angeschlossen sind, so der Kinderherberge für schulpflichtige Kinder Am Tivoli und ab 1928 dem neu eröffneten Kinderheim am Wilhelminenberg, das die Kinderherberge Am Tivoli ersetzt. Sie unterziehen Kinder einer pädiatrischen und psychiatrischen (»heilpädagogischen«) Anamnese und Diagnose. In ihren Gutachten treffen sie häufig abwertende, rassistische Aussagen über Leib und Charakter des Kindes und der Eltern, manchmal auch der Großeltern. Der heilpädagogische Arzt sieht ein Kind, das seinen Eltern von einer Fürsorgerin »auf Verdacht« abgenommen worden ist. Aber auch Schuldirektor*innen und Kinderheime schicken Kinder an die Heilpädagogische Abteilung der Universitäts-Kinderklinik, manchmal auch nur in der Hoffnung, ein für sie schwieriges Kind an ein Kinderheim loszuwerden.

Die Psychologin Hermine Koller steht ab 1983 dem Psychologischen Dienst am zentralen Jugendamt Wiens vor. 1987 wird sie beauftragt, eine Festschrift »70 Jahre Wiener Jugendamt« zu verfassen. Darin beschreibt sie unter anderem die offizielle Funktion der heilpädagogischen Ärzte im System der Kinder- und Jugendfürsorge. Die Heilpädagogen hätten

»[...] jene Faktoren der Konstitution, der Umwelt und der Entwicklung in ihrem spezifischen Zusammenwirken herauszuarbeiten, die zu dem gerade vorliegenden Charakter und eventuellen dissozialen Symptomen geführt haben. Neben seiner persönlichen Beobachtung ist es vor allem die Einzelaussprache mit den Zöglingen, die sowohl die Art der Erziehungsmängel, wie bestehende seelische *Entwicklungsstörungen*, *psychopathische*

Züge, nervöse Reaktionen und andere *abwegige* Entwicklungen und Einstellungen *in ihren Wurzeln und Auswirkungen* aufzudecken [...]. *Ausgesprochen psychotische und schwere psychopathische* Fälle werden der heilpädagogischen Begutachtung überwiesen.«¹⁰⁰

Aufgrund von inhaltlichen und sprachlichen Übereinstimmungen nehme ich an, dass Lazar, der erste ärztliche Leiter der heilpädagogischen Abteilung an der Kinderklinik, der eigentliche Autor dieser Zeilen ist. Das Lazar-Zitat soll offenbar die wissenschaftliche Überprüfung der Kindesabnahmen noch fünfzig Jahre später in einer Festschrift des Jugendamtes legitimieren. Doch die heilpädagogischen Leistungen, von denen Frau Koller in den Worten Lazars spricht, werden nicht erbracht. Das heilpädagogische Gutachten gibt, wenn überhaupt, nur eine sehr grobe Orientierung für die weitere Verfahrensweise. Es rechtfertigt die Abnahme des Kindes und empfiehlt die Zuweisung des Kindes in ein Kinderheim ohne Spezifikationen, oder an ein spezialisiertes Heim für psychopathische Kinder, oder zu Pflegeeltern, selten die Rückstellung des Kindes an seine Eltern, sofern die zuständige Sprengelfürsorgerin eine Verbesserung der häuslichen Lage bestätigt. Empfehlungen zur »Nacherziehung« im Kinderheim oder zu medizinischen oder psychotherapeutischen Hilfen geben die gutachtenden Ärzte nicht, wie man doch erwarten könnte.

Der von 1911 bis zu einer schweren Erkrankung 1930 leitende Arzt der heilpädagogischen Abteilung ist Erwin Lazar. Ab 1907 ist er ehrenamtlicher Hilfsschularzt und beginnt sich für »minderbegabte« Kinder zu interessieren. Er entwickelt Testmethoden, um Formen »kindlichen Schwachsinn« zu differenzieren. Um 1910 ist er ehrenamtlich im *Pestalozzi-Verein zur Förderung des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge* tätig, ein privater Verein, der in Wien kleine Kinderheime betreibt. Lazar absolviert die Ausbildung zum Kinderfacharzt am St. Anna Kinderspital bei Theodor Escherich und eine psychiatrische Ausbildung bei Julius Wagner von Jauregg. Aus diesen Fächern und einigen Anleihen aus Psychologie und Pädagogik bildet er ab 1911 das hybride Arbeitsprogramm der medizinischen Heilpädagogik. Seine Habilitationsschrift trägt den Titel: »Über die endogenen und exogenen Wurzeln der Dissozialität Jugendlicher«. Der im Verfahren obligate Probevortrag hat das Thema: »Beziehungen der kindlichen Dissozialität zur Dissozialität der Erwachsenen«. Die Habilitationsschrift ist mit 1913 datiert, aber das Verfahren wird kriegsbedingt erst 1916 durchgeführt und 1917 zum Abschluss gebracht, zu einem Zeitpunkt also, als Tandler bereits vor der *Gesellschaft der Ärzte in Wien* sein biopolitisches Programm umrissen hat. Es ist zu vermuten, dass er sich daran orientiert.

Vom zuständigen kaiserlichen Ministerium erhält Lazar um 1911 den Auftrag, die Landeserziehungsanstalten, Besserungsanstalten und Kinderheime nach pädiatrischen und psychiatrischen Gesichtspunkten zu reorganisieren. Dieser Auftrag des Ministeriums bleibt auch in der Republik aufrecht. Lazar hält die Reorganisation nach Art der »Störung« oder »Krankheit« von Kindern für den naheliegenden Weg. Doch kommt er damit nicht weit. Obwohl ein großer Teil der abgenommenen Kinder gar nicht krank ist, halten

100 Hermine Koller, Von der Erziehungsberatung zum Psychologischen Dienst, Typoskript o.J., Bibliothek des Jugendamtes der Stadt Wien, 13f. 1964 tritt Koller in den Psychologischen Dienst am Jugendamt ein, der aus der Erziehungsberatung des Jugendamtes hervorgeht. 1983 wird sie Leiterin des Dezernates Psychologischer Dienst im Jugendamt.

Lazar und seine Nachfolger daran fest, die abgenommenen Kinder als Patient*innen zu betrachten und nach einem von Lazar ausgearbeiteten nosologischen System zu pathologisieren (s.u.).

Lazar ist keineswegs unkritisch gegenüber den herrschenden Verhältnissen. Schon als junger Kinderarzt setzt er sich für die Abschaffung der Prügelstrafe und der »strengen militärischen Zucht« in Besserungsanstalten ein. Er beklagt die monotone manuelle Arbeit von Heimkindern für Wirtschaftsunternehmen in der Nähe der Heime und tritt für ein »werktätiges Schaffen« ein, das den Kindern und Jugendlichen »Freude bereitet«. Dies berichtet seine Mitarbeiterin und unmittelbare Nachfolgerin an der heilpädagogischen Abteilung, Valerie Bruck, nach seinem Tod 1932.¹⁰¹ Wie der Tiroler Historiker Horst Schreiber hervorhebt, steht die Verwendung von Heimkindern als billige Arbeitskräfte in der Tradition des Arbeitshauses und des Waisenhauses. So geht eine Mädchen-erziehungsanstalt unter geistlicher Führung in Schwaz in Tirol aus einem Arbeits- und Zuchthaus hervor und behält viele Merkmale des Arbeitshauses.¹⁰²

1925 wird Erwin Lazar Titularprofessor mit Lehrverpflichtung an der Medizinischen Fakultät. Ab diesem Jahr hält er eine Vorlesung mit dem Titel »Diagnostik der *konstitutionellen Abnormitäten* bei Kindern« und seine Einführung »Medizinische Grundlagen der Heilpädagogik für Erzieher, Lehrer, Richter und Fürsorgerinnen« erscheint. Die Zielgruppe ist sehr weit gefasst, was der Funktion der Heilpädagogik in Tandlers System der Familienfürsorge auch entspricht. Lazars Nachfolger Hans Asperger wird für sein Lehrbuch »Heilpädagogik«, das 1952 erstmals erscheint, einen ähnlich breiten Untertitel wählen. Lazar publiziert auch Aufsätze wie »Die nosologische und kriminologische Bedeutung des Elternkonflikts« (1914), »Berufsberatung für psychisch defekte Jugendliche« (1924) und ähnliches.¹⁰³

Als »fliegender Heilpädagoge« schaut Lazar regelmäßig an der seit 1910 bestehenden KÜSt und ab 1925 an der neuen KÜSt in der Lustkandlgasse vorbei (s. Kapitel 2.8). Er erscheint dort immer dann, wenn ihm »ausgesprochen psychotische und schwere psychopathische Fälle« gemeldet werden. Ihnen gilt sein besonderes Interesse. Solche Kinder werden an die heilpädagogische Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik in Wien 9, Lazarettgasse 18 gebracht, um sie »vom medizinopsychiatrischen Gesichtspunkte zu per-lustrieren« (Lazar). Der Medizinhistoriker Herwig Czech merkt dazu an:

»Lazar betrachtete die Heilpädagogik als direkten Abkömmling der Psychiatrie, obwohl die klassischen psychiatrischen Krankheiten wie Psychosen kaum unter den von ihm behandelten Kindern vorkamen. Stattdessen schrieb er der großen Mehrheit seiner Patient:innen eine Psychopathie beziehungsweise soziale und psychische »Gleichgewichtsstörungen« zu.«¹⁰⁴

101 Vgl. Valerie Bruck, Frankl Georg, Viktorine Zak, Erwin Lazar und sein Wirken. In: Zeitschrift für Kinderforschung, 40 (1932), 211–21, hier 2011ff.

102 Vgl. Horst Schreiber, Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Mit Beiträgen von Steffen Arora, Sascha Plangger, Oliver Seifert, Hannes Schlosser und Volker Schönwiese, Innsbruck u.a. 2010.

103 Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Band 5, 1972, 56.

104 Herwig Czech, Der Spiegelgrund-Komplex. Kinderheilkunde, Heilpädagogik, Psychiatrie und Jugendfürsorge im Nationalsozialismus. In: Michaela Ralsler, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des

Die meisten Kinder und Jugendlichen – 1925 erwähnt Lazar eine enorme Zahl von jährlich 5.000 – kommen zunächst in die heilpädagogische Ambulanz, wo sie kurz besichtigt, betastet und befundet werden. Nur eine relativ kleine Zahl der Kinder – komplizierte oder klinisch besonders interessant scheinende Fälle – wird stationär aufgenommen.

Nach einer schweren Erkrankung Lazars im Jahr 1930 übernimmt die Kinderärztin Valerie Bruck die provisorische Leitung der Abteilung für Heilpädagogik an der Kinderklinik. 1930 begehrt der Leiter der Kinderklinik, Clemens Pirquet, zusammen mit seiner Frau Suizid. Zu seinem Nachfolger wird 1930 der überzeugte Nationalsozialist Franz Hamburger berufen.¹⁰⁵

Franz Hamburger (1874–1954) ist der Sohn des Papierfabrikanten Wilhelm Hamburger in der niederösterreichischen Marktgemeinde Pitten. Nach dem Studium an den Universitäten Heidelberg, München und Graz und der Promotion zum Dr. med. univ. im Jahr 1898 wird er Assistent an der Universitätskinderklinik in Graz bei Theodor von Escherich, mit dessen Berufung nach Wien auch Hamburger an die Universität Wien wechselt. 1906 habilitiert er hier mit der Arbeit »Arteigenheit und Assimilation«. Ab 1917 ist Hamburger Ordinarius für Kinderheilkunde an der Universität Graz, ehe er 1930 als Nachfolger von Clemens Piquet an die Medizinische Fakultät der Universität Wien berufen wird. Ab 1934 ist Franz Hamburger Mitglied der illegalen NSDAP. Er fordert die Sterilisierung kranker und »schwachsinniger« Kinder. 1944 wird er emeritiert. Die Kooperation der Universitäts-Kinderklinik unter Franz Hamburger mit der Jugendfürsorgeanstalt bzw. der in unmittelbarer Nähe eingerichteten »Wiener städtische Nervenlinik für Kinder« Am Spiegelgrund führt unter anderem zu Impf-Experimenten an Kindern unter Leitung von Dozent Elmar Türk.¹⁰⁶ Pavillon 15 im Gebäudekomplex Am Spiegelgrund ist ab 1942 für Säuglinge und Kleinkinder bestimmt. Hier stirbt die große Mehrheit der 789 dokumentierten Kinder und Jugendlichen. Leiter der Tötungsanstalt ist von ihrer Gründung im Juli 1940 bis Ende 1941 der von Hamburger bestellte Hilfsarzt der Wiener Universitäts-Kinderklinik Erwin Jekelius.¹⁰⁷ Eine der Zulieferstellen von Säuglingen und Kleinkindern ist die städtische Kinderübernahmestelle (KÜSt). 29 Prozent der im Pavillon 15 getöteten Kinder kommen nach entsprechenden Gutachten von heilpädagogischen Ärzten von der KÜSt (s.u.).¹⁰⁸

1935 bestellt Hamburger den jungen Kinderarzt Hans Asperger zum neuen Leiter der Heilpädagogischen Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik. Seit 1932 arbeitet Asper-

Staates/Children of the state. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften/Austrian Journal of Historical Studies, OeZG 24 (2014), 1+2, 194–219.

105 Vgl. Franz Hamburger, Nationalsozialismus und Medizin. In: Wiener Medizinische Wochenschrift 89, 1939, 141–146. Der Medizinhistoriker Michael Hubensdorf nennt Hamburger einen glühenden NS-Anhänger. Vgl. Michael Hubensdorf, Pädiatrische Emigration und die »Hamburger-Klinik« 1930–1945. In: K. Widhalm, A. Pollak, Hg., 90 Jahre Universitäts-Kinderklinik am AKH in Wien. Umfassende Geschichte der Wiener Pädiatrie, 69–220, hier 93, Wien 2005.

106 Vgl. Hubensdorf, Pädiatrische Emigration und die »Hamburger-Klinik«. Vgl. auch Herwig Czech, der Spiegelgrund-Komplex. Vgl. auch ders., Hans Asperger und der Nationalsozialismus, Gießen 1924.

107 Vgl. Herwig Czech, Der Spiegelgrund-Komplex. 201.

108 Vgl. Matthias Dahl, Endstation Spiegelgrund. Die Tötung behinderter Kinder während des Nationalsozialismus am Beispiel einer Kinderfachabteilung in Wien, Wien 1998, 97.

ger als Hilfsarzt an dieser Abteilung. Als er im Mai 1935 die Leitung der Abteilung übertragen erhält,¹⁰⁹ hat er erst einen einzigen Aufsatz zur Heilpädagogik veröffentlicht.¹¹⁰ Erst fast zwanzig Jahre später erscheint sein Lehrbuch der Heilpädagogik.¹¹¹ Damit und über seine Schüler*innen wird er das medizinische Fach Heilpädagogik in Österreich bis in die 1970er Jahre prägen.

Schüler*innen Aspergers übernehmen heilpädagogische Abteilungen in Salzburg (Dr. Ingeborg Judtmann) und am Landeskrankenhaus Klagenfurt (Dr. Franz Wurst).¹¹² Nachdem Asperger 1957 an die Universität Innsbruck berufen ist, wird dort auf sein Betreiben eine Stelle für Heilpädagogik ausgeschrieben, die Dr. Maria Novak-Vogl erhält. Sie ist die Tochter eines ehemaligen NS-Jugendrichters an einem Sondergericht in Bozen.¹¹³ Auf Wunsch Aspergers wird sie im Fach Heilpädagogik habilitiert. Ihre Habilitationsschrift trägt den Titel »Eine Studie über die Gemeinschaftsunfähigkeit«. Novak-Vogl leitet in Innsbruck eine zur Kinderklinik gehörende Kinderbeobachtungsstation. Die hier an Kindern und Jugendlichen ausgeübten Grausamkeiten werden von Horst Schreiber entdeckt¹¹⁴ und seither von ihm und anderen Kolleg*innen sukzessive aufgearbeitet. Die Leitung der heilpädagogischen Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik in Wien übernimmt nach der Berufung Aspergers nach Innsbruck Oberarzt Dr. Paul

109 Wiener Stadt- und Landesarchiv 1.3.202, Personalakt Hans Asperger, zit.n. Hewig Czech, Hans Asperger und der Nationalsozialismus, Gießen 2024, 34, dort Anm. 15.

110 Hans Asperger, J. Siegl, Zur Behandlung der Enuresis. In: Archiv für Kinderheilkunde, 1934 88–102.

111 Hans Asperger, Heilpädagogik. Einführung in die Psychopathologie des Kindes für Ärzte, Lehrer, Psychologen, Richter und Fürsorgerinnen, 1. Auflage 1952, dritte neubearbeitete und erweiterte Auflage, Wien 1961.

112 Zu Dr. Ingeborg Judtmann vgl. Die Heilpädagogische Station unter der Leitung von Dr. Ingeborg Judtmann – Eine Schaltstelle der Salzburger Jugendwohlfahrt. In: Ingrid Bauer, Robert Hoffmann, Christine Kubek, Abgestempelt und ausgeliefert. Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945. Mit einem Ausblick auf die Wende hin zur Sozialen Kinder- und Jugendarbeit von heute, Innsbruck u.a. 2013, 445f. – Dr. Franz Wurst werden schwere Misshandlungen von Kindern am Landeskrankenhaus Klagenfurt und an heilpädagogischen Institutionen Kärntens vorgeworfen, vgl. Ulrike Loch, Elvira Imsirovic, Judith Arzmann, Ingrid Lippitz, Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl. Gewalt an Kindern und Jugendlichen der Jugendwohlfahrt und des Gesundheitswesens in Kärnten zwischen 1950 und 2000, Innsbruck u.a. 2021.

113 Zu Dr. Maria Novak-Vogl (1922–1998) vgl. Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralsler, Kinder zwischen Psychiatrie und Fürsorgeerziehung. Das Beispiel der Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation 1954–1987. In: Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin 17 (2018), 11–129.

114 Horst Schreiber, Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Mit Beiträgen von Steffen Arora, Sascha Plangger, Oliver Seifert, Hannes Schlosser und Volker Schönwiese, Innsbruck u.a. 2010.

Kuszen.¹¹⁵ Nach fünf Jahren in Innsbruck (1957–1962) erhält Asperger einen Ruf an die Universitäts-Kinderklinik in Wien.¹¹⁶

2.8.1 Heilpädagogische Gutachten

Unter den im Archiv der Stadt Wien abgelegten heilpädagogischen Gutachten sind jene von Erwin Lazar, seiner interimistischen Nachfolgerin Valerie Bruck und des Heilpädagogen Georg Frankl sowie des Oberarztes Paul Kuszen die häufigsten. Ina Friedmann untersucht heilpädagogische Gutachten der Wiener Heilpädagogen im Archiv der Stadt Wien.¹¹⁷ In einigen Gutachten findet sie Kinder mit diskriminierenden, rassistischen Begriffen bezeichnet. Friedmann fragt, ob dies Teil des ärztlichen Befundes wird, der an die Auftraggeber – ein Bezirksjugendamt, eine Schuldirektion, ein Kinderheim – weitergegeben wird. Sie gelangt zu dem Eindruck, dass der diskriminierende Jargon »nur« der »institutsinternen Charakterisierung« diene. Ich gebe ein Beispiel. In einem Gutachten aus dem Jahr 1931 wird ein acht Jahre altes Mädchen

»[...] typenmäßig charakterisiert ohne psychopathische Züge. Degenerativ-anachronistischer Typus aus niederem Milieu, lebensstüchtig, Soldatenweib, Zureicherin bei Maurerarbeiten.«¹¹⁸

In der gekürzten Version des Gutachtens, die an den Auftraggeber geschickt wird, heißt es dann laut Friedmann nur noch: »Konstitutionell-degenerativer Zustand mit Wesensauffälligkeiten ohne hochgradige Dissozialität.«¹¹⁹ Aber selbst wenn rassistische Bezeichnungen wie »koboldhaft«, »Soldatenweib« und ähnliche nur intern gebraucht werden, sagen sie doch einiges über das rasseologische Denken der gutachtenden Ärzte aus. Ein von ihnen erfundener Mädchen-Typus sei noch erwähnt: der Locktypus. Friedmann findet den Locktypus ein erstes Mal in einem heilpädagogischen Gutachten aus dem Jahr 1922. In den folgenden zwei Jahren findet sie ihn in fünfzehn weiteren

115 Zu Paul Kuszen finde ich verschiedene Lebensdaten. Die Parte verzeichnet ein Geburtsdatum von 1919 und ein Sterbedatum von 2018. Nach seiner Pensionierung von der Universitäts-Kinderklinik geht er jahrelang im »Heilpädagogischen Kinderheim« Hütteldorf ein und aus. Er ist ein langjähriger Freund des dortigen Heimgründers und Heimleiters Häusler, der das Heim mit Unterstützung eines Vereins für Heilpädagogik betreibt. Kuszen ist der inoffizielle Kinderarzt des Heimes und vergibt nach Wunsch des Heimleiters sedierende Medikamente an die Kinder. Vgl. Reinhard Sieder, Andrea Smioski, *Der Kindheit beraubt*, 460–494.

116 Zur Verwicklung Aspergers in die Kindereuthanasie in Wien vgl. Herwig Czech, Hans Asperger und der Nationalsozialismus, *Geschichte einer Verstrickung*. Mit einem Vorwort von Peter Rödler, Gießen 2024.

117 Ina Friedmann, *Die Gutachten der Heilpädagogischen Abteilung der Wiener Universitäts-Kinderklinik – Funktionen, Inhalte und Auswirkungen im 20. Jahrhundert*. In: *Gutachten/Begutachtete*, herausgegeben von Maria Heidegger u.a., *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 31 (2020), 3, 102–123. Dies., *Abnormalität (de-)konstruiert. Die Heilpädagogische Abteilung der Wiener Universitäts-Kinderklinik und ihre Patient*innen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Wien/Köln 2022.

118 Friedmann, *Die Gutachten*, 117.

119 Ebd.

heilpädagogischen Gutachten, fünfmal mit der Spezifikation »passiver Locktypus«. Sie vermutet Hans Asperger als Erfinder des Begriffs. Doch Asperger ist 1906 geboren und kommt erst 1931 als Hilfsarzt und noch nicht fertiger Kinderarzt an die Kinderklinik. Wer auch immer die Begriffe Locktypus und passiver Locktypus vor ihm geprägt hat, Asperger benutzt sie jedenfalls in seinem Lehrbuch und hält sie damit bis in die 1970er Jahre im heilpädagogischen Fachdiskurs. Nicht nur für Fürsorgerinnen liegt es nahe, die sexuelle Verführung von Männern durch Mädchen und Frauen aus dem Zeitgeist zu erklären, der sexuell »verdorbenen« Mädchen und Frauen vorwirft, den »Vollkörper« zu schädigen. In meinen Gesprächen mit ehemaligen Fürsorgerinnen wird deutlich, dass sie seit ihrer Kindheit und Jugend um ihre eigene sexuelle »Reinheit« sehr besorgt sind und diese Sorge auf Mädchen der Fürsorge-Klientel übertragen (s.o.). Friedmann liest Aspergers Erläuterung des Typus treffend als Schuldumkehr. Hier die Darstellung des passiven Locktypus im Lehrbuch Aspergers.

»Ein [...] günstiger Verlauf kindlicher Sexualerlebnisse hat freilich eine wichtige Voraussetzung: daß das Erlebnis wirklich nur »von außen« kommt und nicht etwa von einer von vornherein abnormen Persönlichkeit »angezogen« wird. In nicht so seltenen Fällen freilich müssen wir von einer *endogenen* Erlebnisbereitschaft gerade auf diesem Gebiet sprechen, besonders bei Mädchen, die einer Schändung zum Opfer fallen. Diese gehören in der Mehrzahl einem *deutlich umschriebenen Typus* (sic!) an: nicht dass sie alle besonders sexuell aktiv gewesen wären (bei manchen von ihnen trifft auch das zu, und diese wirken dann von sich aus verführend), sie haben meistens nur das *Gehaben*, die *Geste des Kokettierens* an sich, sind »*passive Locktypen*«, denen vor allem der natürliche Schutzmechanismus der Scham fehlt. [...] Gerade weil sie *innerlich leer* sind, suchen sie »anhabig«, wie man in Wien sagt, einen oberflächlichen Kontakt, ja die Sensation.«¹²⁰

Dass alleinstehende und geschiedene Eltern typischer Weise eine biologisch vererbte, *konstitutionelle Psychopathologie* aufweisen und mit hoher Wahrscheinlichkeit psychopathische Kinder hervorbringen, ist bis in die 1970er Jahre die Lehrmeinung Aspergers und der Wiener Heilpädagogik. Dazu Asperger in seinem Lehrbuch:

»Immer wieder sehen wir, daß in solchen Fällen *minderwertige* Erbanlagen und Ungenügen der menschlichen Beziehungen und ungünstige materielle und Bildungsfaktoren zusammentreffen [...] sind wir doch klar darüber, was es für ein Kind bedeuten muß, wenn ihm zu seiner Entwicklung nicht der gesunde Boden einer intakten Familie gegeben ist: wenn es also aufwachsen muß unter den entsetzlichen Belastungen und Kämpfen einer geschiedenen, oder, bei noch zusammenlebenden Eltern, einer innerlich zerbrochenen Ehe (auch da muß man sich hüten, Fehler in der Entwicklung eines Kindes nur als Milieuschäden zu deuten; man muß sich vielmehr fragen, ob es nicht in hohem Grade auch *Ausfluß* einer *konstitutionellen Psychopathie* der Eltern ist, daß sie nicht imstande sind, eine harmonische Ehe zu führen).«¹²¹

120 Hans Asperger, Heilpädagogik, 1. Auflage Wien 1952, 262. Meine Kursivierungen im Zitat.

121 Ebd., 49.

Wie alle medizinischen Gutachten im Auftrag von Gerichten, Ämtern und Behörden ist auch das heilpädagogische Gutachten kein wissenschaftlicher Text. Geisthövel und Hess stellen in ihrer Untersuchung über medizinische Gutachten fest: Das Gutachten transportiere das Wissen von der medizinischen Beobachtung und nosologischen Einordnung oder Kategorisierung des Falles in der Klinik zu den Institutionen des Staates. Es schaffe und ergänze somit das Wissen einer Behörde über den Fall, der auch ein Klient der Behörde und der staatlichen oder kommunalen Bürokratie ist. In Form und Sprache passe sich das Gutachten an jene Behörde an, die das Gutachten in Auftrag gab und für die es nun handlungsorientierend und legitimierend werden soll.¹²² Erstaunlich genau trifft dies auf die Gutachten der heilpädagogischen Ärzte und ihr Auftragsverhältnis zum Wiener Jugendamt, zum Pflugschaftsgericht, zu Heimleitern und Schuldirektoren zu.

2.9 Die Kinderübernahmsstelle (KÜSt)

Von 1910 bis 1925 werden die ihren Müttern abgenommenen Säuglinge, Kleinkinder und Großkinder bis zum sechsten Lebensjahr in die Kinderübernahmsstelle in der Siebenbrunnengasse 78 im fünften Bezirk gebracht, ein ehemaliges Frauenkloster. Nach Aufnahme der Daten in der Registratur werden die Kinder gebadet und entlaust, von einem Arzt auf ihren allgemeinen Gesundheitszustand untersucht und noch am selben Tag in die angeschlossene *Städtische Kinderpflegeanstalt* überstellt. Schulpflichtige Kinder kommen in die *Kinderherberge am Tivoli*, an der sich auch eine heilpädagogische Station befindet.

Die Kinderübernahmsstelle und das ihr angeschlossene Übergangsheim sind heillos überfüllt. Im Lauf des Jahres 1913 werden 4.282 Kinder aufgenommen, 1917 sind es 5.005, 1922 bereits 6.929 Kinder. Die exorbitante Steigerung ist vor allem ein Effekt des Ausbaus der Familienfürsorge und der immer häufigeren Hausbesuche von immer mehr Fürsorgerinnen. Stadtrat Tandler beantragt im Wiener Gemeinderat die finanziellen Mittel zur Errichtung einer neuen, größeren und wissenschaftlich unterstützten Kinderübernahmsstelle. Als Standort wird ein Grundstück an der Ecke Lustkandlgasse/Ayrenhoffgasse im neunten Gemeindebezirk in unmittelbarer Nähe zum städtischen Karolinen-Kinderspital ausgewählt. Nach dreijähriger Bauzeit wird das dreistöckige Gebäude der neuen KÜSt im Heimatstil (Architekt Adolf Stöckl) am 18. Juli 1925 von Bundespräsident Michael Hainisch und Julius Tandler eröffnet. In offiziellen Texten wird es als »Juwel der modernen Kinderfürsorge«, ja als das »eigentliche Prunkstück des ganzen sozialdemokratischen Reformwerks« gepriesen. Die Treppenhäuser und der große Hof sind mit Plastiken und Reliefs von Bildhauern versehen. Am Eingang findet sich eine Tafel mit einem allzu pathetischen Text Julius Tandlers: »Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder.«

122 Alexa Geisthövel, Volker Hess, Handelndes Wissen. Die Praxis des Gutachtens. In: dies., Hg., Medizinisches Gutachten. Geschichte einer neuzeitlichen Praxis, Göttingen 2017, 9–39, 27.

Abb. 5: Hof der neuen KÜSt und Brunnenplastik »Mutter Gemeinde« von Anton Hanak, Aufnahme Sommer 1925.



2.9.1 Anton Hanaks Brunnenplastik »Mutter Gemeinde«

Auf einer Photographie aus dem Jahr 1926 recken sich vom Beckenrand bronzenne, Wasser speiende Schlangen bedrohlich gegen die Kinder. Auf der Photographie aus dem Sommer 1925 (Abb. 5) sind sie noch nicht zu sehen. Sie werden vom Bildhauer Anton Hanak¹²³ offenbar erst nach Eröffnung der neuen KÜSt hinzugefügt. Katrin Pilz meint, die Schlangen symbolisierten die Infektionskrankheiten, die die Kinder der Großstadt bedrohen.¹²⁴ Im Zuge einer Renovierung des Hauses im Jahr 1964 wird die Brunnenfigur abgebaut und vor einer Schule für körperbehinderte Kinder neben der Pfarrkirche in Mauer (Wien 23) aufgestellt. Die Gründe dafür sind mir nicht bekannt.

Im an Metaphern überreichen Diskurs der Biopolitik und der sozialistischen Eugenik stehen dem abwesenden, untauglichen, gewalttätigen oder alkoholsüchtigen Vater sozial schwache Frauen gegenüber: ledige, alleinstehende, verlassene Mütter. Sie gelten

123 Anton Hanak (1857–1934), expressionistischer Bildhauer, Freund von Gustav Klimt und Josef Hoffmann, gefördert von Emil Zuckerkandl, dem Vorgänger Julius Tandler am I. Lehrstuhl für Anatomie der Medizinischen Fakultät, und von der Bankiers- und Industriellen-Familie Otto Primavesi, der neben Gustav Klimt auch Anton Hanak zahlreiche Aufträge verdankt.

124 Vgl. Katrin Pilz, *Mutter (Rotes) Wien. Fürsorgepolitik als Erziehungs- und Kontrollinstanz im »Neuen Wien«*, in: *Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis. Herausgegeben von Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal*, Basel 2019, 74–79, hier 74.

als Opfer ihrer Männer, die den Kindern den Vater nicht ersetzen können. Im System der Familienfürsorge amtiert, wie gesagt, ab 1919 für jedes unehelich geborene Kind ein Berufsvormund am zuständigen Bezirksjugendamt: ein juristisch gebildeter Mann, ein Mann des Gesetzes. Im fürsorgerechtlichen Sinn ersetzt er den Vater. Wieso ist dann aber die von Anton Hanak geschaffene Brunnenfigur kein *Vater Staat*, sondern eine *Mutter Gemeinde*, oder wie sie auch genannt wird, eine *Magna Mater*, die ihre Arme schützend über Kinder hält?

Wie im Traum, der die reale Welt auflöst und Teile neu zusammenfügt, könnte hier etwas offiziell nicht Sagbares zur Darstellung kommen. Nur Frauen können nach Tandler Fürsorgerinnen sein. Sie sind keine Mütter und sie sind auch nicht wie Mütter. In ihrer Ausbildung an der Städtischen Akademie für soziale Verwaltung und an den Bezirksjugendämtern werden sie angewiesen, keine mütterlichen Gefühle zu entwickeln, vielmehr streng und unbestechlich zu handeln. Es wird ihnen Distanz zu den Kindern abverlangt, die mütterlichem Handeln jedenfalls widerspricht. Eher folgen Fürsorgerinnen dem Tandler'schen Wort, »die Exekutive der Familienfürsorge« zu sein.

So gelange ich zu einer vorsichtigen Deutung, die ich aus dem Wissen über die experimentelle Familienfürsorge gewinne und mit den Intentionen des Bildhauers Hanak nicht übereinstimmen muss. Im Verständnis der Autoritäten der Familienfürsorge schützt Mutter Gemeinde (*Magna Mater*) vaterlose Kinder im Interesse des Staates, der Kommune und der Wirtschaft. Die faktische oder metaphorische Vaterlosigkeit vermag Mutter Gemeinde nur aufzuheben, indem Fürsorgerinnen die Strenge von Vätern an den Tag legen. Was die Brunnenfigur also symbolisiert und doch unsichtbar macht ist, dass Mutter Gemeinde, die große Mutter, Aufgaben von Vater und Mutter zugleich übernimmt. Die im seichten Wasser des Brunnens spielenden Kinder sind kahl geschoren und tragen alle dieselbe spärliche Bekleidung. Aus hygienischen Gründen haben sie ihr Haar und ihre Kleider gelassen. Dass sie im Wasser um die Brunnenfigur plantschen dürfen, ein Ereignis, das sich während ihres Aufenthalts an der KÜSt wohl nicht mehr wiederholt, ist gewiss die Idee des von der Gemeinde beauftragten Photographen Martin Gerlach.

2.9.2 Die Kinderpsychologische Forschungsstelle an der KÜSt

Säuglinge, Kleinkinder und »Großkinder« bis zum sechsten Lebensjahr werden von jener Fürsorgerin, die den Antrag auf Abnahme gestellt hat, mit einem Bus, einem Dienstwagen oder der Straßenbahn an die neue KÜSt gebracht. Wie schon in der alten KÜSt werden die Kinder auf der »unreinen Seite« aufgenommen, geduscht oder gebadet und wegen der möglichen Übertragung von Läusen geschoren. Ihre Kleidung wird desinfiziert, in einem Lager verstaut und durch Anstaltskleidung ersetzt. Kinderschwestern bringen die Säuglinge in das zweite Geschöß, Kleinkinder (»Großkinder«) in das dritte. Im zweiten befinden sich Glasboxen für Säuglinge und Kriechlinge. Kleinkinder schlafen in einem Schlafsaal im dritten Geschöß.

Die meisten Kinder bleiben etwa drei Wochen zur Beobachtung. Während ihres Aufenthalts an der KÜSt ist jeder Kontakt zu Eltern, Großeltern und Geschwistern strikt untersagt. Warum das? Wären nicht relevante Informationen aus der Interaktion von Eltern und Kindern zu gewinnen? Eine mögliche Erklärung ist, dass Eltern unter Ver-

dacht stehen, an der vermuteten Störung oder Vernachlässigung ihres Kindes ›schuld‹ zu sein. Daher soll jeder als negativ eingeschätzte Einfluss von Eltern und Geschwistern auf das Kind unterbunden werden. Eine zweite Erklärung, die mit der ersten durchaus zu vereinbaren ist, sehe ich in der experimentellen Versuchsanordnung: In einem objektivistischen Sinn soll das Kind als das Produkt verfehlter oder fehlender Sorge beobachtet und beschrieben werden (s.u.).

Folgen wir mit dem Vorbehalt baulicher Veränderungen oder abweichender Nutzung im Lauf der Jahre dem Grundriss des Architekten Stöckl, befinden sich im ersten Stockwerk der KÜSt acht Boxen mit jeweils fünf Gitterbetten für Säuglinge und Kriechlinge, die von einer Säuglings- oder Kinderschwester betreut werden. Demnach ist hier insgesamt Platz für vierzig Kinder. Ein Gang führt an einer Seite der Glasboxen vorbei. Von ihm aus ist jedes Kind zu jeder Tages- und Nachtzeit zu beobachten. Das Boxsystem übernimmt der Architekt von der Universitäts- Kinderklinik. Deren Leiter Clemens Pirquet erklärt, die Box solle eine Ansteckung durch neu aufgenommene Kinder mit noch nicht erkannten Krankheiten vermeiden. In der neuen KÜSt hingegen dient die Box vor allem der Beobachtung der Kinder durch Psychologinnen und Studierende der Psychologie unter der Leitung von Charlotte Bühler.¹²⁵ Sie fertigen Protokolle über das Verhalten der Säuglinge und Kriechlinge während ihres Aufenthalts an. Charlotte Bühler und ihre erste Assistentin Hildegard Hetzer betreiben hier mit weiteren Mitarbeiter*innen und Studierenden kinderpsychologische Grundlagenforschung, die bis heute als innovativ gilt. Ob diese Forschung allerdings für Zwecke der KÜSt oder für die betroffenen Kinder in irgendeiner Weise nützlich ist, darf gefragt werden. Meine Rede vom Roten Wien als Labor der Hohen Moderne erhält hier einen bedrückenden Beigeschmack. Ein mehrwöchiger Aufenthalt des Säuglings oder des Kriechlings in der Box wirft Fragen nach den psychischen Belastungen auf. Das Vorgehen der Forscher*innen gilt, wie schon gesagt, in einem naturwissenschaftlichen Sinn als experimentell. Mögliche psychische und psychosomatische Kollateralschäden werden entweder gar nicht erkannt oder in Kauf genommen.

Am Institut für Psychologie der Universität Wien arbeiten Karl und Charlotte Bühler. Karl Bühler ist Ordinarius für Psychologie. Seine Ehefrau lässt ihre in Dresden erworbene Habilitation in Kinder- und Jugendpsychologie von der Universität Wien anerkennen und führt kinderpsychologische Beobachtungen an privaten und öffentlichen Einrichtungen durch. Tandler lädt sie ein, auch die neue KÜSt dafür zu nutzen. Die junge Horterzieherin Hildegard Hetzer wird aus dem Personalstand der Gemeinde Wien der Forschungsstelle zugewiesen und weiterhin von der Stadtgemeinde bezahlt. Sie übernimmt die Aufgaben einer wissenschaftlichen Assistentin, wird eine von Charlotte Bühlers Doktorandinnen, promoviert und wird eine anerkannte Kinderpsychologin.¹²⁶ Der Wissenschaftshistoriker Gerhard Benetka merkt dazu an:

»Charlotte Bühler wußte die kommunalen Wohlfahrtsbehörden in dieser Hinsicht gut zu bedienen. Gemeinsam mit Hildegard Hetzer konstruierte sie aus den Resultaten

125 Magistrat der Stadt Wien, Hg., Die Kinderübernahmestelle der Gemeinde Wien, Wien 1927, 24.

126 Hildegard Hetzer, Eine Psychologie, die dem Menschen nützt. Mein Weg von Wien nach Gießen, Göttingen 1988.

ihrer kinderpsychologischen Forschungsarbeit an der Kinderübernahmestelle ein Testverfahren zur Prüfung des psychischen Entwicklungsstandes von Kleinkindern, das in der Anstalt selbst geeicht, ausprobiert und schließlich als Grundlage für die Gutach-
tenerstellung bei ›Problemkindern‹ in Verwendung genommen werden konnte.«¹²⁷

Ob alle Säuglinge und Kleinkinder, die hier beobachtet werden, ›Problemkinder‹ sind, und was darunter zu verstehen wäre, bleibt offen. Wohl deshalb setzt Benetka den Term Problemkinder in Anführungszeichen. Über Form und Zweck der Beobachtung der Säuglinge und Kleinkinder in den Glasboxen schreibt er:

»Des Nachts ging man nach draußen und beobachtete vom Gang aus durch die Glaswand. Die Kinder durften nicht gestört werden vom Licht der Taschenlampe, das zur Protokollführung im Dunklen benötigt wurde. Alles sollte so sein, als ob – außer dem Pflegepersonal – gar niemand anderer da wäre. Nicht das durch die Setzung von Reizen provozierte Verhalten interessierte, sondern das Verhalten in ›natürlichen Situationen‹.«¹²⁸

Ich rufe in Erinnerung: Säuglinge und Kleinkinder werden von der Sprengelfürsorgerin aus der Herkunftsfamilie genommen und, sofern sie unter sechs Jahre alt sind, umgehend an die KÜSt gebracht. Die Fürsorgerin gibt den Eltern keine Zeit, sich vom Kind zu verabschieden, wohl um emotionale ›Ausbrüche‹ der Mutter zu vermeiden. Zuhause schlafen Säuglinge, Kleinkinder und Großkinder mit ihren Müttern und Geschwistern im selben Raum. Säuglinge liegen in einem Korb, in einer Wiege oder in einem Kinderwagen unmittelbar neben dem Bett der Mutter, und oft liegen sie auch bei der Mutter im Ehebett (s. Kapitel 9.9). Demgegenüber ist das Boxsystem an der KÜSt freilich keine »natürliche«, sondern eine höchst *künstliche* und *szientistische* Situation. Vielleicht wirkt sie traumatisierend auf den Säugling oder das Kleinkind. In der Auswertung der Protokolle, die Verhaltensweisen des Kindes beschreiben, wird auf diese Möglichkeit kein Bezug genommen.

127 Gerhard Benetka, *Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922–1938*, Wien 1995, 138.

128 Ebd., 139f.

Abb. 6: KÜSt, Glasbox für Säuglinge und Kriechlinge.



Neben oder nach der Erstellung des »Inventars der Verhaltensweisen des ersten Lebensjahres«¹²⁹ arbeiten Charlotte Bühler und ihre Mitarbeiterinnen an »Kleinkindertests«. Sie sollen den aktuellen Entwicklungsgrad des Kindes vom ersten bis zum sechsten Lebensjahr bestimmen. Als Gegenleistung dafür, dass die Forschungsgruppe ein laufend umgeschlagenes Sample von Säuglingen und Kleinkindern bis zum Volksschulalter zur Verfügung hat und Studierende das kinderpsychologische Praktikum an der KÜSt absolvieren dürfen, liegt es nahe, Tests zu entwickeln, die dem Jugendamt und im weiteren auch anderen Institutionen der Stadt und des Staates nützlich sein sollen. Nach offizieller Darstellung sollen die Testergebnisse nach etwa drei Wochen vorliegen und über die Unterbringung des Kindes in einem Kinderheim, bei Pflegeeltern oder über die Rückgabe des Kindes an die Eltern mitentscheiden. Dazu nochmals Gerhard Benetka:

»Bei der Entwicklungsprüfung wurden einem Kind die seinem Lebensalter entsprechende Testreihe und die beiden vorangehenden oder nachfolgenden Teststufen vorgelegt. Aus der Anzahl der gelösten bzw. nicht gelösten Aufgaben konnte nun ein »Entwicklungsalter« (EA) berechnet und dieses nach dem von Stern vorgeschlagenen Verfahren zum Lebensalter (LA) in Beziehung gesetzt werden. Analog zum »Intelligenzquotienten« ermittelte man also einen »Entwicklungsquotienten« (EQ), indem man EA durch LA dividierte. War das Ergebnis größer 1, so wurde dies als ein Hinweis auf Akzeleration, bei kleiner 1 als Anzeichen von Retardation gewertet. [...] konnten schließ-

129 Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer, Inventar der Verhaltensweisen des ersten Lebensjahres. In: Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer, Beatrix Tudor-Hart, Hg., Soziologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr, Jena 1927, 125–250; dieselben, Kleinkindertests. Entwicklungstests für das erste bis sechste Lebensjahr, Leipzig 1932.

lich individuelle Entwicklungsprofile erstellt und daraus Anhaltspunkte für die Bestimmung der möglichen Ursachen der Entwicklungsrückstände abgeleitet werden. Man sieht, *wie sehr dieses Prüfverfahren den Bedürfnissen der öffentlichen Fürsorge angepaßt war*. Es ging letztlich darum, *Entwicklungsstörungen mit ihren Ursachen* möglichst früh zu erkennen, um zu deren Beseitigung rasch die notwendigen heilpädagogischen bzw. *therapeutischen* Schritte einleiten zu können. [...] Zur breiten Anwendung der Wiener Entwicklungstests im deutschen Sprachraum kam es übrigens gegen Ende der dreißiger Jahre eben im Rahmen des innerhalb der ›Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt‹ aufgebauten Systems von Erziehungsberatungsstellen. [...] Die in die Testbatterie aufgenommene Reihe für das sechste Lebensjahr wurde von Lotte Danziger als eine neue Art von Schulreife-Test vorgestellt.«¹³⁰

Werden an der KÜSt tatsächlich »heilpädagogische bzw. therapeutische Schritte« nach Maßgabe von IQ und EQ eingeleitet? Im Fürsorgeakt, der jedes Fürsorgekind bis zu seiner Großjährigkeit wie sein fürsorgebürokratischer Schatten begleitet, tauchen die gemessenen Werte wieder auf. Aber welche Entscheidungen hängen von ihnen ab? Passt ein relativ hoher IQ nicht zum geplanten Vorgehen, wird er kleiner geredet, etwa zu einer »durchschnittlichen Intelligenz«. Die Spezialisierung der Kinderheime ist viel zu gering, um die Auswahl eines passenden Heimes an IQ und EQ zu binden. Einen praktischen Zweck scheinen die Messdaten für die Unterbringung des Kindes in Heimen oder die Auswahl einer Schule oder eines Berufs nur in Fällen extrem geringer oder hoher Intelligenz zu haben. Als Begründung für die Abnahme eines Säuglings, dessen Intelligenz noch nicht gemessen werden kann, kommt nur ein weitgehender physischer und/oder psychischer Ausfall der Mutter oder eine besondere Verschmutzung der Wohnung in Frage. Die Beobachtung des Säuglings hat also keine Relevanz für die Entscheidung, was mit ihm weiter geschieht.

Offiziell entscheidet an der KÜSt ein Konsilium aus einem heilpädagogischen Arzt (Konsulent), einem Psychologen, einer Psychologin und dem Verwaltungsdirektor über das weitere Vorgehen. In der Praxis entscheidet der administrative Leiter nach pragmatischen Gesichtspunkten: In welchem Kinderheim ist gerade ein Platz frei? Finden sich Pflegeeltern? Bis diese Recherche abgeschlossen und eine Wahl getroffen ist, können auch mehr als drei Wochen vergehen. Für eine Rückstellung des Kindes an die Eltern muss die zuständige Sprengelfürsorgerin wenigstens einen weiteren Hausbesuch durchführen und deutliche Verbesserungen im Haushalt feststellen.

Dem Wohlfahrtsamt ist freilich bekannt, dass die Abnahme von Kindern bei betroffenen Eltern Misstrauen, Empörung und Wut und sogar Widersetzlichkeit auslösen kann. Daher erscheint die Fürsorgerin dort, wo sie mit Gegenwehr rechnet, in Begleitung eines Polizisten. Das erinnert freilich an das Wort Tandlers, die Fürsorgerinnen seien die Exekutive im System der Familienfürsorge. Ob man den Zweck oder den Sinn der Untersuchungen an Säuglingen und Kleinkindern, und sei es nur eine (vorgeblich?) zweckfreie Grundlagenforschung, den betroffenen Eltern in einem demokratisch-republikanischen Staat erläutern müsste, wird offenbar nicht erwogen. Von Eltern- und Kinderrechten ist

130 Gerhard Benetka, *Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922—1938*, Wien 1995, 196.

noch keine Rede. Und es kommt noch viel schlimmer. Wie schon bemerkt, werden Säuglinge und Kleinkinder ab 1942 von heilpädagogischen Ärzten aus verschiedenen Motiven zur Tötung freigegeben und von der KÜSt in den Pavillon 15 Am Spiegelgrund überstellt.¹³¹ Ohne Zweifel ist dies die Klimax der rassenhygienischen Heilpädagogik in Wien.

2.10 Kinderheime – ein Archipel der Gewalt

In den Heimen der Stadt Wien, katholischer Kongregationen, der Caritas, der Evangelischen Diakonie in Wien und in anderen Bundesländern, die von der KÜSt mit Kindern »beschiedet« werden, arbeiten Ordensschwwestern und Ordensbrüder ohne pädagogische Ausbildung, pensionierte Unteroffiziere und Berufswechsler aus verschiedenen Berufen, ab 1926 auch Maturantinnen und Maturanten ohne fachliche Ausbildung. Erst 1960 wird im Schloss Braiten in Baden bei Wien ein *Bundesinstitut für Heimerziehung*, später *Bundesinstitut für Sozialpädagogik*, eingerichtet. Maturantinnen und Maturanten erhalten hier eine einjährige Ausbildung. Für Bewerberinnen und Bewerberinnen mit Hauptschulabschluss dauert die Ausbildung zwei Jahre. 1962 gründet auch die Stadt Wien ein *Institut für Heimerziehung*. Doch dauert es Jahrzehnte, bis Erzieherinnen und Erzieher ohne Ausbildung nur noch eine Minderheit unter den Erzieher*innen bilden.

Wie viele Bürgerinnen und Bürger sind auch Erzieher*innen der Ansicht, Heimkinder und ihre Eltern hätten *Schuld* auf sich geladen. In ihren Augen beweisen kleinste Vergehen gegen die hypertrophe Hausordnung des Heimes erworbene oder angeborene Schuld. Ein Fluchtversuch genügt, um das Kind als delinquent einzustufen. Körperstrafen, Arrest, Nahrungsentzug und Demütigungen sind zum Teil illegale Maßnahmen der Heimerzieher*innen. Viele Elemente des Umgangs mit den Kindern und Jugendlichen werden aus Waisenhäusern und Arbeitshäusern, aus den Landeserziehungs- und Besserungsanstalten, aus militärischen Kadettenanstalten und Zuchthäusern übernommen.¹³² Die Verregelung des Tagesablaufs in der Anstalt vom Aufstehen bis zum Schlafen, peinliche und demütigende Strafen, die Stornierung persönlicher Freiheiten, Zensur und Verbot der Kommunikation mit Angehörigen und Freunden machen das Erziehungsheim zu einer »totalen Institution«.¹³³

Der spätere Erziehungsberater des Jugendamtes und erfahrene Horterzieher August Aichhorn beschreibt die Zustände sachkundig.¹³⁴ Er warnt das städtische Wohlfahrts-

131 Vgl. Erwin Jekelius, Grenzen und Ziele der Heilpädagogik. In: Wiener Klinische Wochenschrift 55 (1942) 385–386.

132 Hannes Stekl, Österreichs Zucht- und Arbeitshäuser 1671–1920. Institutionen zwischen Fürsorge und Strafvollzug, Wien 1978. Vgl. auch Anna Bergmann, Genealogien von Gewaltstrukturen in Kinderheimen. In: Michaela Ralsler, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates/Children of the State. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften OeZG 24 (2014) 1+2, 82–116.

133 Vgl. Erving Goffman, Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a.M. 1973.

134 August Aichhorn, Über Besserungsanstalten (1923). In: Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn. Pionier, 57ff.; August Aichhorn, Von der Fürsorgeerziehungsanstalt. In: ders., Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung mit einem Geleitwort von Sigmund Freud, 9. Auflage, Bern u.a. 1977, 123–143.

amt, eine erfolgreiche »Nacherziehung« sei unter den herrschenden Bedingungen nicht möglich. Gewaltsame Disziplinierung verstärke Angstneurosen oder erzeuge sie erst. Sie mache Kinder misstrauisch und behindere ihre psychodynamische Entwicklung und Bindungsfähigkeit. All dies führe zu lebenslangen Benachteiligungen und Fehlverhalten. Als Folge würden ehemalige Zöglinge nach ihrer Entlassung dem Staat, der Gemeinde und der Gesellschaft erst recht »zur Last fallen«. ¹³⁵ Die Kritik Aichhorns wird weder vom Jugendamt noch von Tandler an der Spitze des Wohlfahrtsamtes ernstgenommen. ¹³⁶ Die Auswirkungen sind nachhaltig und paradox. Bis herauf in die 1970er und 1980er Jahre verstößt die Heimerziehung gegen die erste Maxime des städtischen Wohlfahrtsamtes unter Tandler, der Einsatz öffentlicher Mittel in der Familienfürsorge und Fürsorgeerziehung habe stets *produktiv* zu sein.

2.10.1 Formen und Wirkungen der Gewalt in Kinderheimen

Bis in die 1970er Jahre bilden gewalttätige Erzieher und Erzieherinnen in den Heimen und Anstalten Cliques, die sich vor Kritik, einem Disziplinarverfahren oder vor der Entlassung zu schützen wissen und jene Kolleginnen und Kollegen, die sich gegen leibliche und psychische Gewalt aussprechen, mundtot machen oder aus der Anstalt mobben. Mit ihren verbalen Ausfällen und Herabwürdigungen beschädigen Erzieher*innen die Würde und Selbstachtung der Kinder. Sie greifen nach ihren Körpern, um ihnen Schmerz zuzufügen und den vermeintlich »schlechten Charakter« der Kinder zu brechen. Sie strafen die Gruppe für das einzelne Kind, und das einzelne Kind für die Gruppe – aus Gründen der Abschreckung vor den Augen aller Kinder. Dazu zählen Praktiken, die gar nicht oder nur dürftig als pädagogisch getarnt und mit hoher Gleichförmigkeit unabhängig vom jeweiligen Heimträger und vom Geschlecht der Peiniger ausgeübt werden. Nach einer kalten Dusche am frühen Morgen müssen Zöglinge nackt in der »Stirnreihe« stehen, um sie vorgeblich aus hygienischen Gründen an Genitalien und am After zu prüfen. In bezeugten Fällen werden Burschen mit einem Lineal, einem Rohrstock oder einer Reitgerte auf den von Erziehern mit der Hand angehobenen Penis geschlagen, wenn sie Spuren nächtlichen Onanierens (etwa leichte Rötungen) zu erkennen meinen. Zöglinge, auch kleine Kinder, die das oft zu fette und minderwertige Essen erbrechen, werden gezwungen, das Erbrochene aufzuessen. Im Kinderheim auf dem Wilhelminenberg ist es Kindern verboten, ab Mittag Wasser zu trinken, um das Bettnässen einzudämmen. Bettnässer werden nackt, nur mit ihrem nassen Leintuch umhüllt, stundenlang in der Halle des Schlosses dem Spott der Vorbeikommenden ausgesetzt. Wenn nach dem Abdrehen des Lichts im Schlafsaal noch geflüstert wird, zwingt der Erzieher oder die Erzieherin alle Kinder, auf dem Gang Aufstellung zu nehmen und über Stunden schweigend in einer Reihe zu stehen. Flüchtet ein Kind aus dem Heim, wird es von der Polizei gesucht, aufgrund seiner Heimkleidung meist bald gefunden und in das Heim zurückgebracht. In den Augen der

135 Ebd.

136 Vgl. Reinhard Sieder, Warum das Wiener Jugendamt seinem Erziehungsberater nicht folgte. In: Thomas Aichhorn/Karl Fallend, Hg., August Aichhorn – Vorlesungen. Einführung in die Psychoanalyse für Erziehungsberatung und Soziale Arbeit. Mit einem Essay von Reinhard Sieder. Wien 2015, 201–226.

Erzieher*innen und wohl auch der Heimleitungen hat es durch seinen Fluchtversuch seine ›Delinquenz‹ ein weiteres Mal unter Beweis gestellt. Das ins Heim zurückgebrachte Kind wird geschlagen, oft verletzt und in einem fensterlosen Raum bei Wasser und Brot eingesperrt, bis sichtbare Verletzungen abgeheilt sind. Benötigt ein schwerer verletztes Kind ärztliche Behandlung, stellt der Heimleiter oder die Heimleiterin eine kurze Mitteilung an den behandelnden Arzt aus, Zöglinge hätten einander die Verletzungen beim Sport oder beim Raufen zugefügt.

2.11 Aichhorns Experiment in Oberhollabrunn

August Aichhorn ist einer der wenigen, die sich öffentlich gegen die Praktiken in Erziehungs- und Kinderheimen zu Wort melden. Er ist Volksschullehrer und Horterzieher und beginnt 1918 eine Lehranalyse bei Paul Federn.¹³⁷ Im Mai 1918 scheidet er aus dem Schuldienst und wechselt in das städtische Jugendamt. Im Sommer 1918 leitet er die Erholungsfürsorge. Die Stadt Wien will ein Sommerlager für jeweils Tausend Buben in einem aufgelassenen Flüchtlingslager in Oberhollabrunn, einem Ortsteil der niederösterreichischen Bezirkshauptstadt Hollabrunn, organisieren, ändert aber den Plan. Offenbar unter dem Eindruck der wachsenden Zahl ›delinquenter‹ Kinder in den Kriegsjahren (s. Kapitel 3) soll ein Erziehungsheim für »verwahrloste, kriminelle Kinder und Jugendliche« eingerichtet werden.

Da es bis zum Ende der Ersten Republik trotz mehrerer Gesetzesvorlagen kein Jugendfürsorgeschutz-Gesetz und auch noch kein Jugendgerichtsgesetz gibt, steht die Einweisung von noch nicht strafrechtlich verurteilten Kindern und Jugendlichen in ein Erziehungsheim rechtlich auf dünnen Beinen. Es sollen Kinder und Jugendliche eingewiesen werden, bei denen nach Ermessen des Jugendamtes die Gefahr besteht, kriminell zu werden oder weiter zu verwahrlosen. Eine solche Prognose ist allerdings schwierig, oft unmöglich. Ein Ausweg wird darin gefunden, dass medizinische Heilpädagogen und Psycholog*innen eine mögliche Gefährdung des Kindes oder des Jugendlichen mittels Befunden und Gutachten attestieren. Ihr Gutachten ersetzt das Urteil eines Richters – ein folgenreicher Schritt der *Medikalisierung* der Familienfürsorge Tandlers (s.u.). Ein noch geltendes Gesetz von 1885 sieht die Einweisung von Kindern und Jugendlichen in sogenannte »Besserungsanstalten« der Länder nur unter zwei Voraussetzungen vor: der gerichtlichen Einweisung im Rahmen eines strafgerichtlichen Verfahrens durch einen Richter, oder dem Antrag der Eltern auf Abnahme eines Kindes, das sie auf diese Weise einer strengen Hand unterwerfen wollen. Dass sich manche Eltern und Heimerzieher in der Anwendung von Gewalt gegen Zöglinge einig sind, ist nicht auszuschließen. Das Rechtsproblem des Jugendamtes wird umgangen, indem ein Pflugschaftsgericht nach entsprechenden Gutachten Eltern die Obsorge entzieht und der Berufsvormund des zuständigen Jugendamtes die Einweisung des Kindes in ein Erziehungsheim verfügt.

Diese Praktiken liegen auch der Einweisung von insgesamt 434 Kindern in das Erziehungsheim Oberhollabrunn zu Grunde. Von hundert Kindern werden 32 auf ausdrück-

137 Paul Federn ist Psychoanalytiker und langjähriger Sekretär und Verfasser der Protokolle von Freuds Mittwochsgesellschaft.

lichen Wunsch ihrer Eltern aufgenommen. 70 von 100 Kindern werden eingewiesen, nachdem ihren Eltern die Obsorge entzogen worden ist.

Gertrud Baderle gibt Einblick in den Zustand der Baracken in Oberhollabrunn vor Aichhorns Ankunft.

»Schmucklose Räume, Eisenbetten darin, einfache Betteinrichtung, die jeder Behaglichkeit entbehrt. Dann die Tagesbaracken für Zeiten schlechter Witterung, die außer Tischen, Betten und Wandbrettern, die zur Aufbewahrung dienen, keinerlei andere Einrichtung aufweisen. Nehmen wir unseren Weg weiter in die Küchenbaracke, wo uns mächtige Kessel, überlebensgroße Rührschaufeln und die Speisekübel zum Austragen des Essens in die Speisebaracken nicht nur fremd, sondern wenig verheißungsvoll anmuten.«¹³⁸

Befremdet von diesen Zuständen in einem »Erholungsheim« der Stadt Wien ist auch August Aichhorn. Mit Handwerkern aus der Umgebung beginnt er einige Baracken für die Zwecke eines Erziehungsheims in Stand zu setzen. Im August 1919 treffen die ersten Kinder ein. Sie werden auf drei Baracken aufgeteilt. Jede Baracke hat einen Schlafraum, einen Tagraum (auch Aufenthaltsraum), ein Zimmer für die »Heimführerin«, einen Waschraum und außen liegende Aborte.

Nach Aichhorns Vorstellung soll sich das »Landeserziehungsheim Oberhollabrunn« von den aus der Habsburger Monarchie überkommenen Erziehungs- und Besserungsanstalten unterscheiden: keine Einsperrung, keine Arrestzelle, keine körperliche Gewalt. Wie sich Aichhorn noch konventionell ausdrückt, habe man es in Oberhollabrunn mit »dissozialen«, »kriminellen« und »delinquenten« Kindern und Jugendlichen zu tun, auch mit »schwer erziehbaren« und »neurotischen« Kindern und Jugendlichen »verschiedener Art«.¹³⁹ Die Übergänge seien fließend. Aichhorn will die »Nacherziehung« der Kinder auf der Grundlage pädagogischen und psychoanalytischen Wissens gestalten, ein Vorhaben, das sich im Lauf des Jahres 1919 offenbar annähernd verwirklichen lässt.

Aus einem Bericht Aichhorns für das Jahr 1919¹⁴⁰ geht hervor: In nunmehr neun Gruppen leben in neun Baracken etwas mehr als 200 Kinder ab dem sechsten Lebensjahr. Darunter ist auch eine Gruppe rachitischer Kinder. Acht Gruppen bestehen aus durchwegs männlichen Fürsorgezöglingen ab sechs Jahren. Geplant ist wohl, dass sie bis zum 18. Lebensjahr in der Anstalt bleiben werden. Aber dazu kommt es nicht.

Aichhorn ist sich offenkundig bewusst, dass es sich um ein *work in progress* handelt. Erstmals führt er aus, worin Asozialität in seiner Sicht besteht, wie sie von Dissozialität zu unterscheiden ist, und warum beide Zustände Durchgangsstadien einer normalen oder verzögerten Entwicklung seien, die nicht zwangsläufig, aber unter Umständen

138 Gertrud Baderle, Acht Wochen Erholungsfürsorge der Gemeinde Wien in Oberhollabrunn. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen 18 (1919), 7.

139 August Aichhorn, Verwahrloste Jugend, Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung. Mit einem Geleitwort von Sigmund Freud. Neunte, unveränderte Auflage, Bern/Stuttgart/Wien 1977, Einleitung, 9.

140 August Aichhorn, Tätigkeitsbericht Jänner bis Dezember 1919 (mit 10 Anlagen), unveröffentlicht, zitiert nach Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript o.O., o.J., 104. Ich danke Karl Fallend für die Überlassung des Typoskripts.

in Delinquenz führen können. »Dissozialität« ist für Aichhorn ein natürlicher Zustand jeden normalen Kindes, der bei mangelnder elterlicher Zuwendung und Erziehung länger als gewöhnlich andauere. An die Stelle einer der zeitgenössischen Theorien der Vererbung setzt Aichhorn die »trieb-dynamische« Theorie Freuds und betrachtet das Kind in seiner Entwicklung, an der elterliche Erziehung und gegebenenfalls auch Heimerziehung oder »Nacherziehung« beteiligt sind.

»Wir teilen nicht die Meinung jener, für die mit der Erbmasse allein schon die spätere Entwicklung des Kindes gegeben ist. Wir stehen hier auf dem Boden der Psychoanalyse, die die Art und Stärke der libidinösen Bindungen für das spätere Leben erkennt. [...] Jedes Kind beginnt sein Leben als asoziales Wesen: es besteht auf der Erfüllung der direkten primitiven Wünsche aus seinem Triebleben, ohne dabei die Wünsche und Forderungen seiner Umwelt zu berücksichtigen. Dieses Verhalten, das beim Kleinkind normal ist, gilt (nur dann) als *asozial oder dissozial*, wenn es sich über die frühen Kinderjahre hinaus fortsetzt. Es ist die Aufgabe der Erziehung, das Kind aus dem Zustand der Asozialität in den der sozialen Anpassung hinüberzuführen. [...] Wo bestimmte [...] Störungen in der Libidoentwicklung vorkommen, *bleibt* das Kind *asozial* oder bringt bestenfalls eine nur scheinbare, rein äußerliche Anpassung an die Umwelt zustande [...].«¹⁴¹

Den Zustand einer nur äußerlichen Anpassung bezeichnet Aichhorn als »latente Verwahrlosung«. Geringe Anlässe, ungünstige Umstände und Zufälle würden genügen, um latente in manifeste Verwahrlosung zu überführen. Die therapeutische »Verwandlung« des Kindes könne über »das Bewusstmachen unbewusster Gefühlseinstellungen« gelingen.¹⁴² Aichhorn nutzt das psychoanalytische Konzept der »Übertragung«. Diese soll einen »starken Affekt« im männlichen »Zögling« auslösen, der es ihm ermöglicht, mit dem männlichen Erzieher in Beziehung zu treten.¹⁴³

2.11.1 Oberhollabrunn und die Wiener Heilpädagogik

Viele der für Oberhollabrunn in Frage kommenden Kinder werden in Wien von heilpädagogischen Ärzten untersucht. Aichhorn hat darauf keinen Einfluss. Bereits verurteilte Jugendliche werden in die *Landeserziehungsanstalt* im niederösterreichischen Eggenburg überstellt, die bis 1921 dem Land Niederösterreich und ab Jänner 1922 dem Land Wien gehört. Hier werden die Jugendlichen in Heimuniformen gesteckt und von bewaffnetem Personal überwacht. Kinder und Jugendliche, die der leitende Heilpädagoge Lazar nach seiner Beobachtung und Diagnose für »nicht vollsinnig« hält, schickt er in Heime für »Schwachsinnige«. Nur männliche Kinder ab dem sechsten Lebensjahr werden nach Oberhollabrunn geschickt. Auf diese Weise sind die heilpädagogischen Stationen am Tivoli und ab 1928 am Wilhelminenberg sowie die Heilpädagogische Abteilung an der

141 Aichhorn, Verwahrloste Jugend, Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung, 10, meine Kursivierung.

142 Ebd., 10f.

143 August Aichhorn, Über die Erziehung in Besserungsanstalten (1923). In: Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn. Pionier der Psychoanalytischen Sozialarbeit, 68.

Universitäts-Kinderklinik Verteilungsstellen für Kinder, die ihren Eltern aus verschiedenen Gründen abgenommen werden und älter als sechs Jahre sind. Für die Verteilung von Säuglingen, Kriechlingen und Kleinkindern bis zum sechsten Lebensjahr ist ausschließlich die KÜSt zuständig (s. Kapitel 2.9).

Für die Gruppenbildung und die von Aichhorn gewünschte pädagogische Arbeit in Oberhollabrunn erweisen sich heilpädagogische Diagnosen als wenig brauchbar. Die Unterschiede zwischen einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Psychiatrie, der sich Lazar auch als Konsulent in Oberhollabrunn zurechnet, und einer psychotherapeutisch und pädagogisch orientierten Erziehungs- und Sozialarbeit nach Aichhorn führen in Oberhollabrunn zu einem latenten Dissens der Professionen.

Ehe ich näher darauf eingehe, noch eine kurze Anmerkung zu den einflussreichsten Theorien, die das Feld der »Nacherziehung« in Erziehungsheimen seit dem 19. Jahrhundert anleiten. 1876 erscheint Cesare Lombrosos Buch »Der verbrecherische Mensch« mit seinem Schlüsselbegriff des »geborenen Verbrechers«. Möbius spricht vom »Entartungsirresein«, Morel von »dégénération supérieure«. Begrifflich besonders nachhaltig wirkt der deutsche Gefängnisdirektor Julius Koch. Nach seiner Vorstellung sind Menschen mit schlechten ererbten Eigenschaften für schlechte exogene Einflüsse besonders empfänglich. Die Unschärfe in der Unterscheidung zwischen exogenen, materiellen und sozialkulturellen Einflüssen und endogener, biologischer Vererbung gilt aus heutiger Sicht als große Schwäche der Psychopathologie. Während der Psychiater Karl Birnbaum annimmt, dass sich die »Wesensart« der Psychopathen nicht (oder noch nicht) vom »Körperlichen aus erfassen« und sicher erkennen lasse,¹⁴⁴ schlagen die Wiener Heilpädagogen diesen Einwand in den Wind. Sie schließen von leiblichen Merkmalen auf das Vorliegen einer psychopathischen Störung. Achim Perner bemerkt dazu: »Damit verschloss sich das Konzept der vererbten oder angeborenen psychopathischen Konstitution von vornherein allen therapeutischen oder pädagogischen Ambitionen, denn an den angeborenen Anlagen kann ja keine Therapie etwas ändern.«¹⁴⁵ August Aichhorn ergänzt die endogenen Faktoren der Vererbung um die therapiefähigen psychischen Vorgänge, die im Lauf der Ontogenese, im sozialkulturellen und »trieb-dynamischen« Werden des Menschen, wirksam sind. Damit öffnet er einem pädagogisch-psychotherapeutischen Umgang mit schwierigen und oft mehrfach benachteiligten Kindern allererst den Weg, ohne sie im medizinischen Sinn apriori und pauschal als krank zu erklären.

2.11.2 Aichhorn und die Psychoanalyse

Als junger Lehrer und Horterzieher orientiert sich auch Aichhorn an Julius Kochs Psychopathologie. Es ist offenbar erst die praktische Arbeit in Oberhollabrunn, die ihn stattdessen nach psychoanalytischen Grundlagen suchen lässt. Er beginnt eine Lehranalyse bei Paul Federn. Am 18. Oktober 1922 wird er zum Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung gewählt. In seinem obligatorischen Vortrag vor den Kollegen setzt er

144 Karl Birnbaum, Die psychopathischen Verbrecher, Leipzig 1926, 4.

145 Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä. Typoskript, 124. (Archiv des Autors).

sich für eine psychoanalytisch informierte Nacherziehung in Kinderheimen ein.¹⁴⁶ Er hält freudige Erlebnisse der Zöglinge in einem ihnen zugewandten, freundlichen Heim für unerlässlich. Während er sich in Oberhollabrunn das Erstgespräch mit Neuankömmlingen und weitere Gespräche nach Vorfällen vorbehält, um diese Vorfälle psychotherapeutisch zu nutzen, sind zunächst dreizehn und bald noch mehr männliche Erzieher für die tägliche pädagogische Arbeit verantwortlich. Sie bilden die »Erziehungsabteilung«. Die Versorgung und Pflege der Kinder wird weiblichen Pflegerinnen der »Pflegeabteilung« anvertraut. Mit dieser Trennung von Pflege und Erziehung bzw. psychotherapeutischer Arbeit folgt Aichhorn dem bürgerlichen Familienmodell, das die Frau als Pflegerin, den Mann als Repräsentanten der Gesellschaft und ihrer Normen und Gesetze vorstellt. Die Komplementarität »männlichen« und »weiblichen« Denkens und Fühlens sei ein notwendiges Element der Heimerziehung. Die den einzelnen Gruppen zugeteilten »Heimführerinnen« sorgen für das emotionale und leibliche Wohl der Kinder, für Körperpflege, Kleidung und vieles andere. In den Begriffen Sigmund Freuds repräsentieren sie das Lustprinzip, die männlichen Erzieher das Realitätsprinzip, den notwendigen Verzicht auf die sofortige Befriedigung der Bedürfnisse.¹⁴⁷ So wird die psychodynamische Nacherziehung wie in einer Familie arbeitsteilig organisiert und der Zögling – so hoffen Aichhorn und seine Erzieher – auf ein Leben nach dem Heim vorbereitet.¹⁴⁸

2.11.3 Die praktische Arbeit der Erzieher

In mehreren Baracken wird eine koedukative Volksschule eingerichtet, die nicht der Schulverwaltung der Stadt Wien unterliegt und von der Regelschule abweicht, wo immer es Aichhorn und seinen Erziehern im Sinn der Nacherziehung nützlich scheint. Es gibt keine Klassen nach Jahrgängen, sondern Unterricht in alters-gemischten Gruppen, der bei Bedarf auch ins Freie verlegt werden kann. In kürzester Zeit gelingt es, eine alternative Schule aufzubauen, die noch heute als vorbildlich gelten kann, schreibt Achim Perner. In der Satzung der Schule heißt es, man betreibe »Instrumentalmusik, rhythmische und Heilgymnastik, jugendliche sportliche Übungen, Leichtathletik, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Handfertigkeiten- und Haushaltungsübungen, Garten- und Feldbau, Kleintier- und Bienenzucht usw.«¹⁴⁹

Während die jüngeren Kinder in die heimeigene Schule gehen, absolvieren die älteren eine Lehre in Werkstätten. Nach Aichhorns Bericht für das Jahr 1919 werden 36 Lehrlinge von Meistern ausgebildet, einige sind in Gewerbebetrieben des Ortes untergebracht. In drei Krankenbaracken arbeiten ein nebenberuflich tätiger Arzt und 11 Pflegerinnen. Vier Pflegerinnen sind allein für die Bettnässer zuständig, die in anderen Hei-

146 Vgl. August Aichhorn, Über die Erziehung in Besserungsanstalten (1923). In: Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn. Pionier der psychoanalytischen Sozialarbeit, Wien 2011, 57.

147 Vgl. Ruth Neumeister, Psychoanalyse und Justiz. Über ein Spannungsverhältnis, das Unbewusste, das Dritte und die Gerichtssachverständige. In: Werkblatt 31 (2014) Heft 1, 45–69, hier 63.

148 Vgl. Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Ägid, Typoskript, 106. Archiv des Autors.

149 Satzung der Anstaltsschule, zitiert nach Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript 107.

men der Stadt Wien und der christlichen Kirchen oft das Freiwild aggressiver, unverständiger Erzieher*innen sind.¹⁵⁰

Abb. 7: Aufenthaltsraum im Erziehungsheim Oberhollabrunn 1920.



Aichorns Lehranalyse bei Paul Federn wird für seine Arbeit im Erziehungsheim Oberhollabrunn gewiss bedeutsam, aber durch die frühe Schließung des Heimes im Frühjahr 1921 zum Teil um ihre Früchte gebracht. Aichhorn und seine Erzieher folgen einer klaren Vorstellung von Dissozialität und Asozialität, die sie *nicht* mit Schuld verbinden. Es gehe darum, die von Eltern aus welchen Gründen immer versäumte Erziehung nachzuholen, unterdrückte gute Anlagen zu wecken und schlechte nicht zu provozieren. Aichhorn glaubt zudem – mit einem späteren Begriff gesprochen – an die wechselseitige Re-Sozialisation der Zöglinge, auch und gerade wenn sie unterschiedliche Schwächen und Probleme haben. Deshalb wird die Frage, welcher Gruppe ein Kind zugewiesen wird, zu einem Streitpunkt zwischen dem psychiatrischen Konsulten Lazar, dem Psychologen Winkelmayer und Aichhorn und seinen Erziehern. Die (hybride) Fachsprache der Heilpädagogik passt gar nicht zur sozialpädagogischen und tiefenpsychologischen Denkweise Aichhorns und seiner Erzieher. Wissenschaftliche Paradigmen und Professionen prallen in Oberhollabrunn aufeinander. Ich frage mich, warum sich Lazar und Winkelmayer in Oberhollabrunn unter Aichhorn halten können. Haben sie den besseren Kontakt zum Jugendamt oder zu Tandler im Wohlfahrtsamt? Oder ist Aichhorn derart von der akademischen Hegemonie der Pädiatrie und der

150 Vgl. Reinhard Sieder, Andrea Smioski, *Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien, Innsbruck u.a.* 2012.

Psychiatrie beeindruckt, dass er weiterhin zur Kooperation bereit ist? Ist es die Macht des Wohlfahrtsamtes, der er sich letztlich unterwirft? Achim Perner:

»Über die Zöglinge selbst erfahren wir aus den Befunden von Lazar allerdings nur wenig, denn wir treffen darin auf eine Sprache, die uns umso mehr befremden muß, als sie in einem eklatanten Gegensatz zu allem steht, was wir sonst über Oberhollabrunn wissen: »Neuropathie«, »psychopathische Konstitution« und »moralischer Defekt«, »Degeneration« und »hereditäre Belastung« sind Ausdrücke, denen wir in den (heilpädagogischen) Gutachten regelmäßig begegnen. So wird uns [...] A. von Lazar als »hereditär belastetes Individuum« präsentiert, während er K. eine »neuropathische Veranlagung mit Verwahrlosung und Minderwertigkeitsgefühl attestiert; Begriffe, die uns mehr über den Gutachter zu sagen scheinen als über die Kinder [...].«¹⁵¹

In der Frage der Gruppenbildung setzen sich Aichhorn und seine Erzieher durch und gruppieren die Zöglinge nicht nach vermeintlich krankheitswertigen Gemeinsamkeiten, sondern nach Unterschieden. Die Gruppen sind in Baracken, gleichsam Haushalten unter Aufsicht einer »Heimführerin« untergebracht, teilen aber mit anderen Gruppen die Werkstatt, die Schulbaracke und den Aufenthaltsraum (s. Abb. 7). Die von Aichhorn und seinem leitenden Erzieher Martin Krämer erarbeitete Gruppierung ist ausdrücklich *nicht* mit der von Erwin Lazar ausgearbeiteten medizinisch-nosologischen Systematik identisch. Die von Lazar bevorzugt beachteten schweren Psychosen oder Fälle von Schizophrenie sind in Oberhollabrunn nicht zu finden, wenn auch über einzelne »Grenzfälle zur Neurose und Psychose« oder »abnorme Affektverläufe« berichtet wird.¹⁵²

2.11.4 Winkelmayers Psychologisches Laboratorium

Das heilpädagogische Paradigma Lazars und Winkelmayers – ein Hybrid aus Pädiatrie, Psychiatrie und Psychologie – bleibt dennoch auch in Oberhollabrunn nicht unbeachtet. In dem von Winkelmayer geleiteten Psychologischen Laboratorium werden die Kinder und Jugendlichen in halbjährlichen Abständen untersucht. Dies ist auch in der Satzung des Heimes vorgesehen. Auf den dazu angelegten Fragebögen finden sich die erbliche Belastung des Kindes und Besonderheiten der Eltern und Geschwister eingetragen. In weiteren Rubriken werden ganz im Sinn der Heilpädagogik und auch des Konstitutionsforschers Julius Tandler physiognomische Auffälligkeiten des Schädels, des Gesichts, der Augen, des Knochenbaus, des Fettgewebes und des Genitals festgehalten. Auch »psychophysische Eigenschaften« werden notiert: Seh- und Hörschärfe, Tastsinn, Ausdauer, Ausdrucksvermögen. Die Kinder werden einer Reihe von Entwicklungstests unterzogen. Sie werden auf ihre Merkfähigkeit und ihre Auffassungsgabe geprüft. Weitere Fragen beziehen sich auf den Ausdruck von Affekten im alltäglichen Zusammenleben, auf den Ausdruck von Lust und Unlust, Zorn und Aggression. Wöchentlich haben sowohl die Heimführerinnen, die jeweils einer Gruppe vorstehen, als auch die Erzieher nach einem vorgegebenen Schema ihre Beobachtungen für jeden einzelnen Zögling zu notieren. Das Schema entwickeln Aichhorn und Winkelmayer angeblich gemeinsam und nennen es

151 Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript, 121.

152 Ebd. 143.

»Psychogramm«. Es ist wie die Heilpädagogik als ganze ein Hybrid aus psychiatrischen, pädagogischen und psychologischen Fragen. Achim Perner, der viele der ausgefüllten Psychogramme gesichtet hat, bemerkt dazu Folgendes. Die Akten geben, schreibt er,

»[...] Einblick in den erzieherischen Alltag von Oberhollabrunn, und sie führen uns den pädagogischen Blick vor Augen, durch den die Zöglinge dort wahrgenommen wurden. Oder besser: *die Blicke*, denn die Zöglinge werden in den Akten aus unterschiedlichen Perspektiven gezeigt: Der fürsorgliche Blick der Erhebungen des Jugendamts, der *psychiatrische* Blick in den heilpädagogischen Befunden, der *psychologische* Blick in den diversen Tests, und schließlich der *pädagogische* Blick in den Aufzeichnungen der Erzieher [...]. Einerseits erfahren wir aus den Akten über jeden einzelnen der Zöglinge sehr viel, andererseits *läßt sich keinerlei Zusammenhang zwischen den verschiedenen Aufzeichnungen, Erhebungen und Befunden und dem Erziehungserfolg herstellen*. Das heißt, es gab weder eine allgemeine (für alle Beteiligten gültige) Perspektive, die es erlaubt hätte, diese unterschiedlichen Wissensformen miteinander zu verbinden, noch gab es eine Möglichkeit, ihre pädagogische Relevanz zu beurteilen.«¹⁵³

Im Klartext: Ein Nutzen des Nebeneinanders der so verschiedenen wissenschaftlichen Paradigmen¹⁵⁴ scheint für die pädagogische Praxis der Erzieher nicht gegeben. Das den Paradigmen inhärente Menschenbild, die Leittheorien, Methoden und die gesellschaftlichen Aufträge und Zwecke, denen die beteiligten Professionen in Hollabrunn folgen, sind allzu verschieden, ja zum Teil gegensätzlich. Im Übrigen ist auch dies ein Beleg für eine verfehlt Medikalisation der Fürsorgeerziehung durch das Wohlfahrtsamt. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die praktische Arbeit Aichhorns und seiner Erzieher nutzlos gewesen wäre.

2.11.5 Das Ende des Experiments und Aichhorns Rückkehr nach Wien

Anfang Oktober 1918 eingerichtet, wird das städtische Erziehungsheim in Oberhollabrunn schon im Februar 1921 wieder geschlossen. Die offizielle Erklärung des Wohlfahrtsamtes dafür ist, dass im Zuge der Trennung der Verwaltungen Wiens und Niederösterreichs die niederösterreichische *Landeserziehungs- und Besserungsanstalt* in Eggenburg (»Lindenhof«) an das neue Bundesland Wien fällt und fortan ausschließlich mit Wiener Kindern »zu füllen« sei. Kinder aus dem Erziehungsheim Oberhollabrunn werden entweder vorzeitig aus der Heimerziehung entlassen oder vorübergehend in ein Heim der Stadt Wien in St. Andrä an der Traisen verlegt und von dort wenig später in die inzwischen renovierte Erziehungsanstalt in Eggenburg überstellt.

Wie Aichhorn kurz vor seinem Tod bitter bemerkt, wird sein Ansatz und seine Kritik an der gewaltsamen Heimerziehung »in Wien nicht beachtet«. Nach der Schließung von Oberhollabrunn trägt er sich kurz mit dem Gedanken, sich für die Leitung der Großanstalt in Eggenburg zu bewerben, unterlässt es dann aber, wohl weil er um seine Randstellung in Tandlers Netzwerk weiß. Aichhorn übersiedelt für kurze Zeit mit einem Teil sei-

153 Achim Perner, Oberhollabrunn und St. Andrä, Typoskript, 134 (Archiv des Autors). Meine Kursivierung.

154 Thomas S. Kuhn, (1962) Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a.M. 2003.

ner Erzieher und einer Gruppe von Kindern nach St. Andrä an der Traisen. Anna Freud, die mit Aichhorn eine fruchtbare Arbeitsbeziehung in Briefen und Diskussionen entwickelt, besucht ihn in St. Andrä und berichtet ihrer Freundin Lou Andreas-Salomé:

»Der Ton zwischen Aichhorn und den Buben ist wie der *in einer sehr guten Familie*. Sie sind freundschaftlich und zutraulich gegen ihn, ganz ohne Devotion, befolgen aber gleichzeitig jede seiner kleinen Anordnungen mit einer Schnelligkeit und absoluten Selbstverständlichkeit, die einen bei der Abwesenheit aller Disziplinarmittel immer wieder erstaunt. [...] Daneben gibt es natürlich alle möglichen, nicht immer harmlose Ereignisse und Affären wie Raufhändel, Diebstähle und was sie sonst noch an Gewohnheiten aus ihrem früheren Leben mitbringen. Aichhorn versucht absichtlich nicht, solche Dinge von vornherein zu verhüten und auszuschließen, sondern lässt ruhig die Möglichkeiten dazu offen und versucht dann gerade an das Geschehene anzuknüpfen: und das eben macht er sehr analytisch, übrigens wohl immer erst, wenn ein Zögling schon durch etwas längeren Aufenthalt in der Anstalt an ihn gebunden ist. Er geht auch dann in langen Aussprachen sehr weit in die Kindheits- und Familiengeschichte zurück [...].«¹⁵⁵

Nachdem auch die letzten Kinder St. Andrä an der Traisen verlassen haben und die meisten nach Eggenburg überstellt worden sind, kehrt Aichhorn nach Wien zurück. Von der Schließung des Heimes in Oberhollabrunn sehr enttäuscht, bleibt er aus existenziellen Gründen bis zu seiner Pensionierung 1932 im Personalstand des Jugendamtes und übernimmt die Funktion eines Erziehungsberaters, der jede Woche an einem anderen Bezirksjugendamt eine Sprechstunde hält. Zwei Ärzte werden ihm zur Seite gestellt. Erziehungsberatung sollen sie gleichsam *on the job* lernen. Dass das Wohlfahrtsamt (wohl in der Person Tandlers) diese Aufgabe Ärzten eher zutraut als reformorientierten, erfahrenen Pädagogen, zeigt nochmals die von Tandler energisch vorangetriebene Medikalisierung der Familienfürsorge. Nach seiner Pensionierung im Jahr 1932 berät Aichhorn Eltern und Kinder im Ambulatorium der *Wiener psychoanalytischen Vereinigung* und unterrichtet an deren Lehrinstitut als Lehranalytiker und in seiner Privatpraxis als Kontrollanalytiker. Er stirbt 1949.

Ein privat geführtes Therapieheim Dornbach beruft sich Anfang der 1950er Jahre auf Aichhorn und auf Anna Freud. 1946 wird von der Internationalen Quäkerhilfe ein Heim für Flüchtlings- und Waisenkinder in Dornbach (Wien 17) finanziert und eingerichtet. »Schwierigste, verwahrloste und psychisch gestörte Kinder und Jugendliche« sind hier untergebracht. Es sind wohl die am allerstärksten geschädigten Kriegskinder, darunter Kinder, die den Bombenkrieg in den Luftschutzkellern erleben mussten. Im Sommer 1950 wird dieses Heim »zu einem Therapieheim« umgestaltet, »das der Behandlung neurotischer und neurotisch verwahrloster Kinder dienen und diesen *einen sonst oft jahrelang notwendigen Heimaufenthalt ersparen und die Rückgliederung* in ihre Familien oder in Pflegestellen ermöglichen« soll. Das berichtet der Leiter des Therapieheims, Dr. Heinz Eppel,

155 Brief vom 18. 2. 1922 über drei Tage »bei Aichhorns Dieben, Vagabunden und Messerstechern«, zitiert nach Anna Freud/August Aichhorn, »Die Psychoanalyse kann nur dort gedeihen, wo Freiheit des Gedankens herrscht. Briefwechsel 1921–1949, Herausgegeben und kommentiert von Thomas Aichhorn, Frankfurt a.M. 2012, 35.

1952 den Mitgliedern der kurz zuvor gegründeten *August-Aichhorn-Gesellschaft*.¹⁵⁶ Seine Begründung zeigt, dass die schweren Mängel städtischer und kirchlicher Kinderheime Anfang der 1950er Jahre Insidern durchaus bekannt sind.

2.12 Verblüffende Kontinuitäten

Die berufliche Laufbahn des Psychologen Franz Winkelmayer ist nicht hinreichend erforscht, aber das, was über ihn bekannt ist, scheint mir ein guter Anlass für ein Postskriptum zu diesem Kapitel. An Winkelmayers Karriere zeigt sich die durchgehende Geltung rassenhygienischer Motive über die Wechsel der politischen Regime von 1918, 1933, 1938 und 1945 hinweg. Winkelmayer ist der Sohn eines Gastwirts im niederösterreichischen Zistersdorf und wird am 6. Jänner 1885 in Wien geboren. Nach dem Gymnasium studiert er Psychologie an der philosophischen Fakultät in Wien, wird Psychologe, Erziehungsberater und Heilpädagoge.¹⁵⁷ 1919 wird er Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Seit Mai 1919 wird er von der Gemeinde Wien angestellt, um am Aufbau der Familienfürsorge mitzuarbeiten. 1919 finden wir ihn als Leiter des »Psychologischen Ambulatoriums« in Oberhollabrunn, von 1919 bis 1922 als Erziehungsberater des Jugendamtes in Wien. Bis 1925 arbeitet Winkelmayer als »Heilpädagoge« im Kinderheim am Tivoli und ab 1928 an der heilpädagogischen Beobachtungstation, die dem Kinderheim Am Wilhelminenberg angeschlossen ist. Nach Aichhorns Pensionierung im Jahr 1932 wird Winkelmayer neuerlich Erziehungsberater des Jugendamtes und damit Nachfolger Aichhorns in dieser Funktion. Sein Ansuchen um Aufnahme in die NSDAP wird wegen seiner Mitgliedschaft in einer Freimaurer Loge abgewiesen. 1943 wird er »kommissarischer Leiter« des vom nationalsozialistischen Gaujugendamt betriebenen »Erziehungsheimes Am Spiegelgrund«.¹⁵⁸ In der dem Heim angeschlossenen »Wiener städtische Nervenklinik für Kinder«, die dem Gesundheitsamt unterstellt ist, werden 789 Kinder und Jugendliche ermordet.¹⁵⁹

Karl Fallend und Ulrike Körbitz berichten über ein letztes Treffen mit Aichhorn in dessen Wiener Wohnung anlässlich seines 70. Geburtstags am 24. Juli 1948. Einige seiner ehemaligen Mitarbeiter*innen in Oberhollabrunn sind der Einladung gefolgt, darunter auch Winkelmayer. Aichhorn notiert: »Zwanzig Personen, alle in froher Stimmung, im

156 Heinz Eppel, Ein Jahr Arbeit mit schwierigen Kindern. In: Therapieheim Dornbach. Jahresbericht 1951/52.

157 Wiener Staats- und Landesarchiv, Personalakt Franz Winkelmayer, zit.n. Karl Fallend, Ulrike Körbitz, Graz – Wien – retour. Emmy Miklas – zwischen Sozialismus, Philosophie, Psychoanalyse und sozialer Fürsorge. In: Werkblatt 72, 31. Jg. 2014, Heft 1, 78–127, hier 119, Anmerkung 30.

158 Vgl. Herwig Czech, Der Spiegelgrund-Komplex. Kinderheilkunde, Heilpädagogik, Psychiatrie und Jugendfürsorge im Nationalsozialismus. In: Michaela Ralsler, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 24 (2014), 1+2, 194–219.

159 Ebd.

Schwelgen von Erinnerungen gemeinsamen Erlebens. [...] Auch Winkelmayr war dabei; er ist knapp über 60, ein alter, kränklicher, mit sich und der Welt zerfallener Mann.«¹⁶⁰

Sieht man von der Entlassung und kurzzeitigen Verhaftung Tandlers und seinem Weg ins Moskauer Exil nach den Ereignissen im Februar 1934 ab, herrscht im Wiener Fürsorgesystem verblüffende Kontinuität, personell, institutionell und programmatisch. Um dies nun noch mit drei weiteren, eher willkürlich ausgewählten Beispielen zu belegen: August Reuß, Professor für Pädiatrie in Graz und Wien, Leiter der *Reichsanstalt für Mutterschutz und Säuglingsfürsorge* in Wien-Glanzing, fordert im Oktober 1934 die »gefährdeten Kinder rechtzeitig aus dem gefährlichen Milieu herauszunehmen«. »Minderwertiges Leben« sollte schon während der Schwangerschaft entdeckt werden.¹⁶¹ 1935 präsentieren Hildegard Hetzer und Wilfried Zeller ein weiteres Mal die an der KÜSt entwickelten Kleinkindertests für Kinder vom ersten bis zum sechsten Lebensjahr. In der Zeitschrift für Kinderforschung preisen sie diese Tests als kostengünstig, zeitsparend und sicher an. Sie würden den Staat und die Gemeinde davor bewahren, in unterbegabte Kinder zu investieren. Hetzer und Zeller stehen zu dieser Zeit schon in Konkurrenz mit nationalsozialistischen Ärzten, die sich ab 1930 unter dem neuen Vorstand der Universitäts-Kinderklinik in Wien, Franz Hamburger,¹⁶² etablieren. Wohl deshalb formulieren sie die Dringlichkeit der Selektion »sozial-abnormer Kinder« mittels der Kleinkindertests noch schärfer als in den Jahren zuvor. Das rassenhygienische Hauptargument bleibt dasselbe:

»[...] Die Gesamtheit (soll heißen: Staat, Wirtschaft und Gesellschaft) muß von *sozial-abnormen* Persönlichkeiten möglichst freigehalten werden. [...] Die Öffentlichkeit ist ebenso daran interessiert, dass von vornherein die Frage beantwortet wird, ob die Maßnahmen sich im gegebenen Falle auch lohnen, damit die öffentlichen Mittel nicht für hoffnungsloses Bemühen vertan werden.«¹⁶³

Und noch ein letzter Beleg für Kontinuität. Als 1942 ein »jüdisch« aussehendes Mädchen in einem Wiener Krankenhaus geboren wird, will die Mutter gehört haben, dass sich zwei Stationsschwestern fragen, ob jemand, der derart »nicht-arisch« aussehe, in einem städtischen Krankenhaus entbunden werden dürfe. In der NS-Zeit ist dies nicht der Fall und jüdische Frauen werden abgewiesen. Als das Mädchen nach dem frühen Tod der Mutter und einer Odyssee über mehrere Pflegeplätze mit sechs Jahren 1948 im Kinderheim Am Wilhelminenberg zur heilpädagogischen Beobachtung aufgenommen wird, nimmt

160 August Aichhorn, zitiert nach Thomas Aichhorn, Hg., Anna Freud – August Aichhorn. »Die Psychoanalyse kann nur dort gedeihen, wo Freiheit des Gedankens herrscht«. Briefwechsel 1921–1949, Frankfurt a.M. 2012, 352.

161 August Reuß, Kinderfürsorge im Dienste der Bevölkerungspolitik. In: Neue Freie Presse vom 14.10.1934, 2.

162 Franz Hamburger, Nationalsozialismus und Medizin. In: Wiener Medizinische Wochenschrift 89 (1939), 141–146.

163 Hildegard Hetzer, Wilfried Zeller, Ambulante Beobachtung psychisch auffälliger Kleinkinder. In: Zeitschrift für Kinderforschung 44 (1935), 69–72, hier 71.

es die Heimmutter mit den Worten in Empfang: »Ja was brings ihr denn da? [...] Das wird doch net a vergessener Judenbankert sein? Ausschauen tuat sie danach!«¹⁶⁴

Vierzig Jahre danach bringt ein Symposium des Wiener Jugendamtes Kritik an der Heimerziehung und – zumindest implizit – auch an der Medikalisierung der Familienfürsorge hervor. Der 1986 nach Frankfurt am Main berufene Neuropsychiater Fritz Poustka gibt einen Rückblick auf seine Arbeit als junger Konsiliararzt an der Wiener KÜSt in den Jahren 1971 bis 1986. Es sei eine Zeit »hoher Expertengläubigkeit« und großer Reformpläne gewesen. Die Heimleiterinnen und Heimleiter hätten sich von den Konsiliarärzten eine rasche Begutachtung der Kinder und eine Stärkung durch »wissenschaftliche Autorität« erhofft. »Ärztliche Anweisungen« für die Heimleitungen und die Erzieher*innen seien jedoch gar nicht zustande gekommen.

»Bis heute (1988) ist eine befriedigende [...] Unterteilung auf dem weiten Gebiet der Dissozialitätsdiagnostik nicht gelungen. [...] Ferner gibt es gravierende Auffassungsunterschiede darüber, zu welchem Zeitpunkt und aus welchen Gründen ein Kind (medizinische) Hilfe braucht.«¹⁶⁵

Was der Professor vielleicht nicht so genau weiß oder unerwähnt lässt ist, dass die Familienfürsorge und die Fürsorgeerziehung seit ihren Anfängen unter Tandler auf Psychiatrie, Entwicklungspsychologie und Heilpädagogik setzen und eben dies zu den beschriebenen Fehlentwicklungen führt.

Die ab den späten 1970er Jahren wachsende Einsicht von leitenden Mitarbeiter*innen des zentralen Jugendamtes in das *kollektive Versagen* der beteiligten Wissenschaften und Professionen sollte nicht unterschätzt werden. Eine Gruppe leitender Sozialarbeiter*innen im Jugendamt beginnt einen intensiven Reformdiskurs, der um 2004 vorläufig abgeschlossen ist und zu einer Reihe von Veränderungen führt. Zwar wird 1985 die KÜSt bzw. das ihr angeschlossene Kinderheim in »Julius-Tandler-Familienzentrum« umbenannt und nochmals verstärkt der psychologischen Testung von Kindern gewidmet; doch 1998 wird die KÜSt im Zuge der »Heimreform 2000« aufgelöst.¹⁶⁶ Mit der KÜSt werden auch das Zentralkinderheim (zuletzt »Charlotte Bühler-Heim«) und die heilpädagogische Abteilung an der Universitäts-Kinderklinik sowie die heilpädagogischen Begutachtungsstellen geschlossen. Die Schließung von Kinderheimen der Stadt folgt in mehreren Schritten. Als erstes schließt das Kinderheim Am Wilhelminenberg mit seiner heilpädagogischen Beobachtungsstation. Mit der »Stadt des Kindes« folgt eine re-

164 Vgl. Reinhard Sieder, Andrea Smioski, Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien (1950er bis 1980er Jahre), Innsbruck u.a. 2012, 171f.

165 Fritz Poustka, Heimerziehung und die Utopie der Vergangenheit – ein persönlicher Rückblick. In: Jugendamt der Stadt Wien, Hg., Der Wiener Weg in der Heimerziehung. Vorträge des Symposiums vom 5. Mai 1988, Wien 1988, 18–38, hier 23f.

166 Heim 2000. Projektgruppe. Realisierung und Planung 1.10. 1998; Eveline Eichmann, Wolfgang Seiser, Martina Höglinger, Eva Ramharter, Monika Kolouch, Heim 2000. Sozialpädagogische Einrichtungen: Leitung: Mag.a Eveline Brehm, Mag.a Martina Höglinger, Mag.a Gabriele Perko, Wolfgang Herzog, Lukas Feuerstein, Eva Ramharter, Monika Kolouch, Gabriele Katzenschlager, Reform »Heim 2000«. Abschlussbericht 1995- 2003. MAG ELF – Amt für Jugend und Familie, Rüdengasse 11, 1030 Wien, Wien 2004.

lativ junge Anstalt, auf die zunächst viele Hoffnungen der Reformen gerichtet sind, und die gewiss zu den besseren Heimen zählt. Auch das Heim Hohe Warte schließt. Private und kirchliche Heime bleiben hingegen weiter bestehen und werden vom Jugendamt, das nun *Amt für Jugend und Familie* heißt, weiter mit Wiener Kindern besetzt, wohl aus ökonomischen Gründen. Dennoch leitet die Reform »Heim 2000« eine neue Epoche sozialpädagogischen Arbeitens ein.

2.13 Resümee: Warum dieses Scheitern?

Was führt nach allen Untersuchungen aus heutiger Sicht zum Scheitern des groß angelegten biopolitischen Projekts der Familienfürsorge? Zum einen scheitert es an einer unpassenden und therapeutisch wirkungslosen Form der Medikalisierung. Das Gros der betroffenen Eltern und Kinder hat kein medizinisches Problem, sondern leidet an materiellem Mangel, nicht selten fehlt es Eltern an Wissen und Pflichtbewusstsein. Ich habe gezeigt, dass die Gutachten der medizinischen Heilpädagogik zweifelhaft sind. Der Intelligenzquotient (IQ) und der Entwicklungsgrad (EQ) der Psycholog*innen um Charlotte Bühler nehmen sich wissenschaftlich und hochmodern aus und sind vermutlich exzellente Grundlagenforschung, die international Anerkennung findet. Dies ändert aber nichts an den schweren Mängeln der Familienfürsorge und der Fürsorgeerziehung und hilft keinem Kind. Die medizinischen und psychologischen Leistungen passen nur auf einen kleinen Teil der in Fürsorgeerziehung genommenen Kinder. Es gibt dafür keine zuverlässigen Zahlen, aber Fachleute schätzen, dass höchstens fünf Prozent aller ihren Eltern abgenommenen Kinder ärztliche Hilfe benötigen. Doch auch für sie bestehen in den allermeisten städtischen und kirchlichen Heimen keine Angebote, die ihnen helfen würden. Angstneurosen und »psychische Gleichgewichtsstörungen« (Lazar) werden durch gewaltaffine Heimerziehung nur verstärkt.

Zum anderen ist es ein schweres Versagen des Wohlfahrtsamtes, nichts zu unternehmen, um Erzieher*innen und Heimleiter*innen wenigstens in sozialpädagogischen Grundkenntnissen auszubilden, oder auch nur dem verschwiegenen Wissen über Heimgewalt nachzugehen. An Mahnungen von kompetenter Seite fehlt es schon in den 1920er Jahren nicht.¹⁶⁷ Die Theorien der Rassenhygiene bzw. der »sozialistischen Eugenik«, aber auch das weit verbreitete rassistische Fühlen und Denken und die Tradition der schwarzen Pädagogik verhindern jede wirksame Reform bis in die 1970er Jahre.

Der Preis ist hoch. Es bezahlen ihn viele Kinder und Jugendliche, die an Gewalt und Misshandlung leiden, aber auch der Staat und die Stadt, die die Kosten für eine verfehlte und erfolglose Nacherziehung tragen. Von einer *produktiven* Familienfürsorge kann keine Rede sein. Die offiziell verkündeten Zwecke der sozialen Integration und der Kompensation ungleicher Entwicklungs- und Lebenschancen werden von der Familienfürsorge und Fürsorgeerziehung nicht nur in Einzelfällen, sondern systematisch verfehlt. Noch

167 Vgl. Reinhard Sieder, Warum das Wiener Jugendamt seinem Erziehungsberater nicht folgte. In: Thomas Aichorn, Karl Fallend, Hg., August Aichorn – Vorlesungen. Einführung in die Psychoanalyse für Erziehungsberatung und Soziale Arbeit. Mit einem Essay von Reinhard Sieder, Wien 2015, 201–226.

schwerer wiegt freilich, dass das Leben von Eltern und Kindern gestört und oft nachhaltig zerstört wird. Die großjährig gewordenen Jugendlichen werden aus den Anstalten entlassen, ohne sie auf ein Leben außerhalb der Anstalt vorzubereiten. Viele entlassene Zöglinge sind unfähig, soziale, private und berufliche Bindungen einzugehen und zu halten. Viele bleiben ein Leben lang hilfs- und unterstützungsbedürftig. Nicht wenige begehen Suizid.

Kapitel 3:

Gassenkinder – ein Skandalon der Hohen Moderne

Für norddeutsche, obersächsische und schlesische Gebiete ist der Begriff »Straszenjunge« seit dem 17. Jahrhundert bezeugt. *Trübners Deutsches Wörterbuch* verzeichnet den Term »Gassenjunge« erstmals 1728 für Schlesien. Auch für Mitteldeutschland ist von »Gassenjungen« die Rede. In Bayern, Württemberg, der Schweiz und Österreich ist seit dem späten 18. Jahrhundert »Gassenbub« gebräuchlich.¹ Sofort fällt auf, dass Mädchen in diesem Kontext nie erwähnt werden. »Gassenbuben« halten sich oft noch in der Dämmerung auf der Gasse auf und wecken den Argwohn, Verbotenes zu treiben. Ihre Heimkehr bei Einbruch der Dunkelheit macht allerdings einen bedeutenden Unterschied zu »Straßenkindern« aus, die in Slums und *favelas* Südamerikas, Indiens und Osteuropas in den Schächten der Kanalisation und anderswo übernachteten. Davon sind die Gassenkinder Wiens weit entfernt. Spätestens beim Auftritt des Laternenanzünders in der »eigene Gasse« kehren sie auf Anweisung ihrer Eltern in das Zinshaus und in die Wohnung zurück.

Kinder bürgerlicher und adelige Kinder werden von Müttern, Kindermädchen, Gouvernanten und Hauslehrerinnen nie aus den Augen gelassen. So frei wie ein Gassenkind dürfen sie nicht einmal für eine Stunde sein. 1740 schreibt die *Königsberger Wochenschrift*, wie sich eine Bürgersfrau bemüht, ihre Kinder von den »ungezogenen« Gassenkindern fernzuhalten.

»Den offeren Umgang mit fremder Jugend, insbesondere mit solcher, die frech und *ungezogen* ist, suchet sie (die bürgerliche Mutter) auf alle Weise zu unterbrechen, gleichwohl brauchet sie diese letztere, ihnen (den eigenen Kindern) einen Abscheu vor allem unartigen Wesen einzuflößen.«²

-
- 1 Vgl. Rolf Lindner, *Straße – Straßenjunge – Straßenbande*. Ein zivilisationstheoretischer Streifzug. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 79/2 (1983), 192ff., hier 195.
 - 2 Zitiert nach Jürgen Schlumbohm, *Straße und Familie*. Kollektive und individualisierende Formen der Sozialisation im kleinen und im gehobenen Bürgertum Deutschlands um 1800. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 25 (1979), 697–726, hier 712.

In der modernen Gesellschaft westlicher Städte wird die Rede über die Gassenkinder zunehmend politisch. Eines Tages würden sie die bürgerliche Ordnung bekämpfen. Wie ihre Eltern seien sie *von Natur aus* vergnügungssüchtig und triebhaft, *wild*. Auch hier zeigt sich, was Mary Douglas die Naturalisierung soziokultureller und sozialökonomischer Unterschiede durch die Institutionen nennt.³ Etwa ab dem Ersten Weltkrieg gewinnt das Phänomen unter dem Einfluss der Rassenhygiene bzw. der sozialistischen Eugenik an politischer Relevanz: Wer ›wild‹ bleibt, verstoße gegen die Interessen des Staates, der Wirtschaft und der Gesellschaft. Immer öfter melden sich professionelle und ehrenamtliche Sprecher zu Wort: liberale und sozialdemokratische Kinderärzte, Heilpädagogen, Psychiater, Lehrer*innen, Polizisten, Juristen, Priester, Jugendschützer. Sie alle sind von der Notwendigkeit überzeugt, die Kinder von der Gasse zu holen und in Kindergärten, Schulen und Schülerhorten zu Ordnung und Sauberkeit nach bürgerlicher Vorstellung zu erziehen.

3.1 Vorspiel: Ein Hungerkrawall in Ottakring

Eine Episode aus dem Jahr 1911 zeigt, wie sich schon Kinder mit der Agonalität der kapitalistischen Gesellschaft auseinandersetzen, in der es entweder nicht für alle genug leistbare Lebensmittel gibt oder es an ihrer Verteilung mangelt. Im September des Jahres protestieren Frauen und Männer, Jugendliche und Kinder wieder einmal gegen steigende Preise bei Mehl, Brot, Fleisch und Schmalz. Von den Erzähler*innen, die als Kinder die Proteste aus halbwegs sicherer Entfernung erleben, hören wir Begriffe wie *Kavalkade* und *Massierung*. Militär und Wache kämpfen gegen das »Volk«. Aber wer ist das Volk? Mehr als die Hälfte der Bewohner*innen der Vorstädte und Vororte Wiens kommt aus Böhmen und Mähren, andere aus der Slowakei und Ungarn, aus der Westukraine bzw. Galizien, und so fort. Und auch das gegen sie eingesetzte Militär kommt nicht aus Wien, sondern aus Bosnien und Herzegowina, der 1908 annektierten Grenzkolonie, und aus Ungarn, der anderen Hälfte des Habsburger Doppelstaates. »Das Volk« ist also ebenso wenig wie das Militär eine »reine Rasse«, um es im Jargon der frühen Rassenhygiene ironisch zu sagen. Es setzt sich aus verschiedenen Ethnien zusammen, glaubt an verschiedene Götter oder begreift sich als atheistisch. Gemeinsam aber ist ihm das existenzielle Interesse an hinreichender Nahrung und der Glaube, dass der Staat dafür zu sorgen habe. Über den zweiten Tag der Proteste berichtet die *Neue Wiener Zeitung*:

»Die Polizeidirektion hatte im Einverständnis mit der Statthalterei die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um für Montag nachts jede Wiederholung der *anarchistischen Exzesse* im Keime zu erdrücken. Es wurde eine zahlreiche Militärbereitschaft in den 16. Bezirk geworfen und ebenso war die gesamte verfügbare Mannschaft der Sicherheitswache in Ottakring konzentriert. In den Abendstunden wurden der Richard-Wagner-Platz und der Hofferplatz durch Militär abgesperrt. Um 8 Uhr abends wurden die Haustore über behördliche Weisung geschlossen. Die Wache hatte den Auftrag, jeden Passanten, der sich nicht vollständig legitimieren konnte, aus den Straßen zu weisen. Ei-

3 Vgl. Mary Douglas, *Wie Institutionen denken*, Frankfurt a.M. 1991.

ne große Anzahl von jugendlichen Gestalten, besonders Plattenbrüder und Lehrlinge, wurden, wenn sie der ersten behördlichen Aufforderung nicht folgeleisteten, sofort arretiert.«⁴

Demonstrierende Jugendliche auf der Straße halten die Polizei und die von der Pressestelle der Polizeidirektion mit amtlichen Informationen versorgten und unter Zensur stehenden Zeitungen für besonders gefährlich. Ihren Berichten ist nicht zu trauen. Einen kritischen Zeitungs-Journalismus gibt es noch nicht, sieht man von Schriftstellern wie Karl Kraus oder Max Winter ab. Sieben Jahrzehnte später erzählen Augenzeugen, die damals noch Kinder sind, erstaunlich genau, was sich in den Straßen und Gassen von Ottakring ereignet. Karl Auer, Sohn eines Pflasterers, ist im Oktober 1911 gerade einmal vier Jahre alt und geht an der Hand seiner Großmutter auf den Richard-Wagner-Platz, um den Aufruhr zu sehen. Herr Auer benutzt einen Begriff, der auf die Handwerker früherer Jahrhunderte zurückgeht. Demonstrationen der Handwerksgehlen für gerechte Löhne, Kost und Quartier, die von Schustern angeführt werden, bezeichnet der Volksmund seither als »Schusterkrawalle«. Auch die Hungerrevolte im September 1911 wird so genannt und damit in die lange Reihe sozialer Proteste gestellt.

»Das ist ja überraschend gekommen, wie die Unruhen angegangen sind. Wir sind beim Haustor gestanden, da hab ich mich hinten versteckt. Da war das berittene Militär, *Bosniaken*, die haben das damals in der Monarchie so gemacht: Unsere Soldaten haben sie *dorthin* (nach Bosnien und Herzegowina) geschickt und die zu *uns*, damit wenn was ist, dass die ordentlich dreinhauen können. Und da war alles voller Leut, weil das Brot teurer geworden ist, und *im Volksmund haben sie gesagt, das ist der Schusterkrawall*. [...] Das Militär hat die langen Säbel gehabt und damit auf die Leute eingeschlagen, also es ist ganz wüst zugegangen. Und die Leut haben (aus gassenseitigen Fenstern) Wasser hintergeschüttet auf das Militär und Gegenstände hinuntergeworfen, also das hab ich nicht selber gesehen, aber es wurde mir erzählt, dass sie glühende Stachel von Bügeleisen runtergeschmissen haben auf das Militär.«⁵

»Glühende Stachel« sind im Herdfeuer erhitzte eiserne Kerne der Bügeleisen. Dass sie von straßenseitigen Fenstern auf Wachebeamte und Soldaten geworfen werden, berichtet auch die *Neue Wiener Zeitung*. Ein Polizeirat Frömel sei am Kopf schwer verletzt worden. Ein Foto des Polizeirats mit Kopfverband bezeugt es.⁶

Auch der 1902 geborene Karl Ziak, Sohn eines Goldschlägers aus Ottakring, später Bibliothekar der Volkshochschule und »Volkschriftsteller«, erinnert den Hungerkrawall.

»Ganz Ottakring war auf den Beinen, auf der Straße, denn es hatte sich ja bald herumgesprochen: Jössas, a Demonstration! Mein Vater war ein neugieriger Mann. Am Ring war eine Feier oder sowas, ist er schon dort gewesen, *sind sie dort gestanden im Spalier und haben geschaut, was los ist*. Und da hat er also gehört, da ist eine Demonstration.

4 Neue Wiener Zeitung vom 18. September 1911.

5 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

6 Neue Wiener Zeitung vom 18. September 1911: »Polizeirat Frömel, der durch ein Bügeleisen schwer verletzt wurde«.

Die Leute haben sich auf der Thaliastraße *massiert*. Und da hat das Militär eingegriffen und es sind – naja vielleicht wars zuerst nur die Wache, die war ja beritten, die sind also in einer *Kavalkade* die ganze Thaliastraße vom Gürtel aus hin und her (geritten). Die Leute sind davongerannt, haben sich in die Seitengassen verzogen. Jetzt sind sie darangegangen, die Seitengassen *aufzurollen*. Jetzt sind die *Bosniaken* gekommen [...] und die sind also langsam von der Thaliastraße rein in die Kirchstetterngasse, und das hab ich alles vom Fenster aus beobachtet, mit Bajonett auf, langsam mit *vorgestrecktem Bajonett* sind sie auf die Leute losgegangen, die natürlich zurückgewichen sind.«⁷

Für die sich wiederholenden Fälle solchen Aufruhrs ist ein bosniakisches Regiment Nr. 1 in Wien stationiert, wie Karl Auer im obigen Zitat auch treffend erläutert. Die Herkunft des Militärs ist am roten Fes und orientalischen Kniebundhosen leicht zu erkennen. Halten ungarische und österreichische Soldaten in Bosnien und Herzegowina die Bevölkerung in Schach, werden bosnische und kroatische Soldaten und Offiziere in den Vorstädten und Vororten Wien eingesetzt. Die Arbeiter Zeitung berichtet am 18. September 1911:

»Soeben wurden in der Thaliastraße vier Leute arretiert. Voran ging ein Bosniak mit gefälligem Bajonett, hinter ihm ein Offizier, dann zwei Reihen Bosniaken, dann die Arretierten, jeder von zwei Wachleuten flankiert, zum Schluss zwei Reihen Berittene.«⁸

Kurt Marvan erzählt weitere Details. Es zeigt sich, dass nicht alle Wiener*innen auf der Seite der Protestierenden stehen. Treue Staatsdiener schlagen sich auf die Seite der staatlichen Ordnung.

»Ja ich kann mich erinnern, im Elferjahr, wie das Fleisch und das Fett um einen Heller pro Kilogramm teurer ist worden, hat es die großen Zusammenstöße geben. Die ganze Hubergasse und die Kirchstetterngasse bis zur Gablenzgasse war voll mit den schweren Dragonern, den schweren (Reitern). Und die ham gerufen Rollo runterlassen und die Fenster schließen! weil die Leut ham die Stageln obighaut (s.o.) Und da kann ich mich erinnern, am Hofferplatz war eine Schul, eine Mädchen- und Bubenschule [...] und da hat der Schuldienner mit einem Schlauch vom ersten Stock obigspritzt auf die Demonstranten, weil die ham den Sechsendvierziger (einen Wagen der Straßenbahnlinie 46) umgschmissen.. Und ich hob als klaner Bua, als kleiner Bub hob i zwischen die Sprisseln (eines Fensters oder einer Jalousie) aussegschaut auf die Dragoner.«⁹

3.2 Der Interdiskurs von Experten über Kinder »auf der Gasse«

Seelsorger, Lehrer, Polizisten, Ärzte, sozialdemokratische Kinderfreunde und auch schon die ersten Fürsorgerinnen in Ottakring und Rudolfshaus sind alarmiert. Sie reden von Buben, die sich auf der Gasse »herumtreiben«, und von »gewissenlosen«

7 Interview 33 mit Karl Ziak, geboren 1902 in Neulerchenfeld, Ottakring, Wien 16, gestorben 1987 in Pressbaum bei Wien. Schriftsteller, Verlagslektor, Bibliothekar der Volkshochschule Ottakring, Volksbildner. Siehe Wien Geschichte Wiki.

8 Arbeiter Zeitung vom 18. September 1911.

9 Interview 50 mit Kurt Marvan, geboren 1905 in Ottakring, Wien 16.

Mädchen, die Burschen und Männer verführen. Sie vermischen Argumente der katholischen und evangelischen Pastore mit popularisierten Redeweisen und Begriffen der frühen Rassenhygiene. Alleinstehenden, verwitweten, verlassenen und ledigen Müttern werfen sie vor, ihre Kinder all zu lange auf die Gasse zu lassen und damit Schaden am »Volkkörper« anzurichten. In den Jahren des Ersten Weltkriegs verschärft sich der Ton. Am 1. Juni 1916 erscheint im Blatt der den Sozialdemokraten nahestehenden *Kinderfreunde* ein Artikel, der mit A.A. gezeichnet ist. Ohne Zweifel sind es die Initialen von August Aichhorn. Zu dieser Zeit ist er Direktor eines »Zentralvereins zur Errichtung und Erhaltung von Knabenhorden« und als Lehrer vom Schuldienst beurlaubt. Von 1912 bis 1914 hört er den ersten Wiener Heilpädagogen Erwin Lazar an der Medizinischen Fakultät (s. Kapitel 2). Aichhorns Artikel im *Kinderfreund* trägt den Titel *Der Kampf gegen die Jugendverwahrlosung*. Er beklagt die geltende Rechtslage und fordert Gesetzesreformen; er kritisiert polizeiliche Maßnahmen und bezweifelt die Wirksamkeit von Kerkerstrafen für Kinder und Jugendliche.

»Eine der traurigsten Begleiterscheinungen dieses schrecklichen Krieges ist die sich im Hinterland in immer größerem Umfange zeigende, schreckliche *Verwahrlosung* unserer Jugend. Diese Erscheinung ist eine derart auffällige geworden, dass sich schon seit geraumer Zeit die breiteste Öffentlichkeit damit beschäftigt. Die gesamte Presse weist mit Nachdruck auf die Gefahren hin, die der Gesellschaft dadurch drohen, und die Gesetzgebung, von den Ministerien bis zu den einzelnen Gemeinden herab, suchen diese Gefahr mit allen möglichen Polizeimaßregeln zu bekämpfen, und doch scheinen alle diese Maßnahmen von keinem Erfolge begleitet zu sein, und vergebens fragt man sich, wie ihr wirksam beizukommen sei. Wenn wir die Nützlichkeit und Notwendigkeit vieler solcher Polizeimaßnahmen gewiß nicht verkennen, so glauben wir doch, daß noch vieles versäumt wird, was gemacht werden müßte, um sichtliche Erfolge zu erringen.«¹⁰

Aichhorn bezieht sich auf die gesamte Habsburger Monarchie und fragt, warum es nicht möglich sein sollte, »eine Reichszentrale gegen die drohende Verwahrlosung der Jugend«, oder »Landeszentralstellen«, oder »wenigstens in großen Städten städtische Zentralstellen« zu schaffen, ausgestattet mit den »nötigen Geld- und Machtmitteln«. Zu allererst aber seien die »Ursachen der Verwahrlosung« gründlich zu erforschen. Für Aichhorn wird dies zu einer Lebensaufgabe. Allerdings sei die Hauptursache allen Übels ohnehin klar: »[...] das teilweise oder gänzliche Fehlen der *elterlichen Zucht*«.

»Zucht« ist zunächst ein botanischer Begriff, der im rassenhygienischen Diskurs biopolitische Bedeutung gewinnt: Menschenzucht, Aufzucht, Züchtigung, Zucht und Ordnung, und so fort. Jede Aufzucht von Menschen sei Zucht. Rassenhygiene bzw. »sozialistische Eugenik« definieren Zuchtziele und sprechen von »Aufzuchtung«. Der junge Aichhorn spricht in diesem Artikel noch sehr ungenau von Verwahrlosung und erklärt sie vor allem damit, dass Kinder und Jugendliche die Stadt müßig durchstrolchten. Damit unterliegt er dem verbreiteten Irrtum, dass Kinder und Jugendliche auf der Gasse gänzlich müßig wären und deshalb auf dumme Gedanken kämen. Immerhin klingt seine spätere Kritik an Erziehungsanstalten, Besserungsanstalten und Kinderheimen der

10 Ebd., 41.

Länder und Gemeinden bereits an. Die Verhäuslichung der Gassenkinder scheint aber auch ihm unumgänglich. An seinem Horizont jedoch erscheint eine gewaltlose und psychotherapeutisch angelegte soziale Arbeit mit den Kindern.

»Für Kinder, deren Väter im Feld (Schlachtfeld) stehen, gibt es kein anderes Mittel, als die Unterbringung in Anstalten, in denen sie beaufsichtigt und betreut werden. Und dieses Hortwesen dürfte vor allem nicht so zersplittert sein, wie es heute der Fall ist. Sollen Kinderhorte im Kampfe gegen die *Verwahrlosung* wirklich von Erfolg begleitet sein, dann müssen und dürfen sie nicht so eingerichtet und geführt werden, dass sie von den Kindern als ein *Zwang* gefühlt werden. Kinderhorte in Klassenzimmern, wie sie derzeit (im Kriegsjahr 1916) vielfach errichtet werden, sind von vornherein ein Kampf mit untauglichen Mitteln. [...] Wer den Jungen, der bisher gewohnt war, *tagelang müßig die Stadt zu durchstrolchen*, zu gehen, wohin es ihm beliebt, nun auf einmal den ganzen Tag zwischen vier Wände pferchen will, kennt das Gemütsleben dieser Kinder schlecht. Wie er dem lästigen Zwange des Schulbesuches zu entfliehen sucht und zum notorischen Schulstürzer wird, so wird er auch den Hort nur höchstens einige Tage besuchen, wird er auch zum Hortstürzer werden [...] wenn noch dazu die Hortleitung in den Kindern nicht das Produkt der sozialen Verhältnisse, sondern *fast nur künftige Verbrecher* sieht und sie danach behandelt. [...] Große, schöne, lustige Räume, mit genügend großem Spielraum im Horte selbst und im Freien, müßten für solche Kinder geschaffen werden, mit Liebe zubereitete und kräftige Kost müßte ihnen verabreicht werden, und einsichtsvoll und *liebevoll* müssten sie behandelt werden.«¹¹

Noch fehlt es dem jungen Aichhorn an theoretischem Wissen, um präziser über »Verwahrlosung« zu reden und die Annahmen des Commonsense zurückzuweisen. Wie die meisten Autor*innen, die über »Kriegskinder« sprechen, hebt auch er die kriegsbedingte Abwesenheit von Vätern viel stärker hervor als die Schwierigkeiten von Müttern, außerhäusliche Erwerbsarbeit, Haushalt und Kinderbetreuung zu koordinieren. Der Diskurs um Kriegs- und Gassenkinder ist patriarchalistisch, paternalistisch und rassenhygienisch. Auch der aus christlich-bürgerlichem Milieu kommende Aichhorn kann sich diesen ideologischen Färbungen des Diskurses nicht entziehen. Auch ihn beunruhigt die Abwesenheit der Väter viel mehr als die Überlastung der Mütter. Väter könnten durch »falsche Autoritäten« ersetzt werden. Kino und schlechte Literatur (»Schundliteratur«) wecken seinen Argwohn. Dass Mädchen in den Gassen zur Prostitution und Buben zur Kleinkriminalität verführt werden, ist ein Stereotyp der frühen Rassenhygiene.

»Daß die Kinder nur den halben Tag in die Schule zu gehen brauchen, daß sie durch die schwierige *Lebensmittelbeschaffung* sehr viel auf die Straße gedrängt und recht ungünstig beeinflusst werden, daß sie in ihrer freien Zeit besonders in der Umgebung der Kasernen Verdienstgelegenheit finden, daß viele Kinder in dieser Zeit von ihren Eltern oft genug zum Betteln ja sogar zum Stehlen angehalten werden, daß viele Kinder durch den Verdienst ihrer größeren Geschwister *zu den schlechtesten Dingen* verleitet werden, dass dazu *Kinos und schlechte Bücher* in dieser Zeit einen noch schädlicheren Einfluß ausüben und daß der Alkoholgenuß der Eltern und der älteren Geschwister [...]

11 Ebd. 42.

und ganz besonders der Mangel der *elterlichen Zucht* und auch die Einberufung so vieler tüchtiger Lehrkräfte alle zur *Verwahrlosung* den denkbar größten Teil beitragen, ist selbstverständlich.«¹²

Wie viele Sprecher des Interdiskurses über Gassenkinder ist auch Aichhorn Beamter der Stadtverwaltung. Andere sind Abgeordnete zum Reichstag und ab 1919 zum ersten Parlament der Republik, Offiziere der Polizei, Jugendrichter, Funktionäre der christlichen Kirchen, der politischen Parteien, des Vereins Kinderfreunde und so fort. Auffällig ist, dass sich Männer besonders hervortun. In ihrem Alltagsleben tragen sie gewiss nicht die Hauptlast der Pflege und Versorgung ihrer Kinder. Hier aber blasen sie ins Horn, als stünde ihre eigene Autorität und Macht auf dem Spiel. In der sozialdemokratischen Zeitschrift *Der Kinderfreund* ist zu lesen:

»Daß einem neun-, zehn- und elfjährige Bengels auf Gassen und Straßen die Rauchwolken ihrer Zigaretten *ungestraft* ins Gesicht blasen und damit zeigen wollen, daß sie schon bald Männer sind, findet seine Erklärung darin, daß jetzt in vielen Familien die *strenge Zucht des Vaters* fehlt.«¹³

Die Debatte bleibt nicht folgenlos. Was an den Vorwürfen stimmt oder übertrieben ist, was geflissentlich verschwiegen wird, zeigt die Konfrontation des Interdiskurses mit autobiographischen Erinnerungen. Ehe ich darauf zu sprechen komme, noch wenige Daten, die frappieren. Zwischen 1914 und 1916 verdoppelt sich die Zahl der beim Oberlandesgericht Wien angezeigten und verurteilten Kinder und Jugendlichen im Alter zwischen 10 und 18 Jahren.¹⁴

Tab. 1: Gerichtlich verurteilte Kinder und Jugendliche zwischen 10 und 18 Jahren¹⁵

Jahr	Anzahl
1913	2.173
1914	1.800
1915	2.774
1916	3.388

Die Zunahme der Verurteilungen lese ich zum einen als Indiz für die Häufung von verbotenen Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen. Zum anderen spiegelt sie wie jede

-
- 12 A. A. (August Aichhorn), Der Kampf gegen die Jugendverwahrlosung. In: *Der Kinderfreund* 4. Jg., Nr. 6/7, Graz, 1. Juni 1916, 44. Meine Kursivierungen..
- 13 *Der Kinderfreund*, Organ der Arbeitervereine »Kinderfreunde«, 3. Jg., August 1915, 1, meine Kursivierungen.
- 14 Arnold Eisler, Unser Jugendstrafrecht und unsere Fürsorgeerziehung. Referat, gehalten in der Sitzung des Reichsvorstandes der Arbeitervereine Kinderfreunde Österreichs am 2. Juli 1917 in Wien. In: *Der Kinderfreund*, 1. September 1917, 65ff.
- 15 Ebd.

Kriminalstatistik auch die erhöhte Aufmerksamkeit, mit der Polizei-, Schul- und Fürsorgebehörden auf den öffentlichen Interdiskurs reagieren. Es liegt im Ermessen der Staatsanwälte und Richter, die Anzeigen der Polizei auch zu verfolgen und Kinder im Alter zwischen 14 und 16 Jahren wegen der Teilnahme an einer »Hungerdemonstration« nach dem allgemeinen Strafrecht zu Kerkerstrafen von mehreren Monaten zu verurteilen. »Anlässlich der Lebensmittelkrawalle im Oktober 1916 wurden Kinder im jugendlichen Alter, die ohne Überlegung an den Demonstrationen teilgenommen hatten, mit 4 bis 5 Monaten schweren Kerkers bestraft.«¹⁶

Nur wenige Zeitgenossen üben Kritik an dieser Reaktion auf den Hunger von Kindern und Jugendlichen in den Vororten und Vorstädten Wiens, ein Hunger, den der Habsburger Staat nicht zu verhindern weiß, was ihn spätestens ab 1917 seine Reputation kosten wird. 1908 und 1909 werden im österreichischen Abgeordnetenhaus Entwürfe zur Einführung eines *Jugendstrafrechts* eingebracht, um die Freiheitsstrafen durch gelindere Mittel zu ersetzen. Doch die Verhandlungen scheitern und Cisleithanien bleibt wie dann auch die Erste Republik Österreich ohne Jugendstrafrecht. Erst die Zweite Republik wird 1988 ein *Jugendgerichtsgesetz* erlassen, das Kinder unter vierzehn Jahren straffrei stellt und für Jugendliche weit geringere Strafen als für Erwachsene und einen spezifischen Strafvollzug vorsieht.

Wiederholt ist von »Banden« und gleichbedeutend von »Platten« die Rede. Die amtlichen Berichtersteller tun so, als wären Kinder typischer Weise mit kriminellen Absichten auf der Gasse. Wie ich zeigen werde, sind sie jedoch sehr oft auf der Suche nach Essbarem, nach Brennmaterial (Holz, Kohle, Koks) und Altmetallen (Kupfer, Messing u. a.), die sie an Händler verkaufen. Diese *legale* Praxis findet sich etwa in Ottakring noch 1937, also unter der austrofaschistischen Diktatur.¹⁷ »Banden« oder »Platten« bestehen überwiegend aus schulpflichtigen Kindern, die von etwas älteren Jugendlichen angeführt werden. Sie sind keine Besonderheit der Kriegsjahre. Auch schon vor dem Ersten Weltkrieg kämpfen sie gegeneinander. Oft geht es um einen Park, ein Flussufer, einen Abschnitt der Gasse, eine Wiese (»Gstetten«), meistens zum Fußballspielen (s. Abb. 11). Im Sommer 1914 schlägt die weit verbreitete Kriegseuphorie auch Gassenkinder in ihren Bann. Während Kinder des gehobenen Bürgertums in ihren Kinderzimmern Fähnchen auf Landkarten stecken und Schlachten mit Zinnfiguren nachstellen, spielen die Kinder in den Vorstädten und Vororten auf den Gassen, in Parks und auf den Gstetten. Auch sie spielen Krieg, aber mit anderen Mitteln. Für Buben ist es die Gelegenheit, Mut, Aggressivität, körperliche Kraft und Flinkheit, Kenntnis des Geländes und taktisches Geschick zu beweisen.

»Ich kann mich erinnern, dass dann sehr rasch während des Krieges aufgekommen ist, dass man so gassenweise Kriege geführt hat, aufeinander losgegangen ist. [...] Steine schmeißen, irgendwelche Schnüre, daran waren feste Körper gebunden. Es ist hübsch blutig zugegangen.«¹⁸

16 Ebd., 68.

17 Vgl. Jura Soyfer, Eisen hoch im Kurs. Die Goldgräber von Ottakring, In: ders., Das Gesamtwerk. Prosa. Herausgegeben von Horst Jarka, Wien u. a., 57–60.

18 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Welche Argumente gegen die Kinder »auf der Gasse« sind explizit rassenhygienisch? Während Buben für erziehbar und besserungsfähig gehalten werden, erhalten »sexuell verwahrloste« Mädchen düstere Prognosen. Sie würden charakterlich verderben, körperliche Schäden erleiden, geschlechtskrank werden und schließlich zu Grunde gehen. *Der Kinderfreund*, das Blatt des sozialdemokratischen Vereins *Freie Schule Kinderfreunde*, erzählt Wirkungen der Verwahrlosung in rassenhygienischen Begriffen und in einer geschlechtlichen Polarität, die den rassenhygienischen Diskurs wie den Diskurs über Gassenkinder bestimmt.

»Was bei den Buben noch vielleicht ohne tiefen nachhaltigen Schaden für das ganze Leben gutgemacht werden kann, ist bei Mädchen [...] nicht der Fall. Unentwickelte, frühalt, oft durch und durch kranke, noch spätere Generationen *vergiftende* Frauen werden die Folgen solcher Fehlritte sein. Unwiederbringliche (sic!) Schäden können verursacht werden.«¹⁹

Auch ein »bewährter Jugendrichter« findet die »sexuelle Verwahrlosung« der Mädchen »viel raffinierter und vom sittlichen Standpunkt gefährlicher« als kleine Eigentumsdelikte der Buben. Während er diesen konzediert, bloß ihren Hunger zu stillen, hält er sittlich-sexuelle Verfehlungen von Mädchen für *unentschuldig*. Wenn ein Mädchen »aus den armseligsten Verhältnissen« vorgibt, Krankenschwester zu sein, um einen Offizier zu verführen, untergräbt es das offizielle Geschlechterverhältnis: Der Mann ist Krieger, die Frau gebiert Kinder und pflegt sie. Gegen diese polare Vorstellung zu verstoßen wird als pathologisch erklärt.

»Hier ist es die Arbeitsunlust und der Hang zum Wohlleben, wodurch die von den Eltern vernachlässigten Mädchen auf die Bahn des Lasters geraten. Mädchen aus den armseligsten Verhältnissen verstehen unter allerlei Deckmänteln, sich mit jenen Lebemännern zu »befreunden«, bei denen die klingende Münze lockt. So hat die Sittenpolizei neulich die Tochter eines Schwerarbeiters aufgegriffen, die speziell auf Offiziersbekanntschaften ausging, sich denen gegenüber als Krankenschwester ausgab.«²⁰

3.3 Erziehung in Schülerhorten

Verdichtung und Beschleunigung des Personen- und Warenverkehrs in den Städten machen die Straße und auch manche Gasse für Kinder gefährlich. Philanthropische Vereine wie die in England entstehende *Settlement Bewegung* wollen verhindern, dass Kinder einen guten Teil des Tages auf der Gasse verbringen.²¹ Ihre Lösung fällt zeitgemäß aus. Sie stecken Knaben in Uniformen und überlassen sie pensionierten Unteroffizieren zu paramilitärischem Training. Es entzückt sie, wenn uniformierte Buben in Reih und Glied durch die Gassen marschieren. Auch Pfadfinder-Gruppen verstärken die vormilitärische

19 *Der Kinderfreund*, 1. August 1915, 58; meine Hervorhebung.

20 *Der Kinderfreund*, 1. Oktober 1916, 67.

21 Zum Ottakringer Settlement vgl. Elisabeth Malleier, *Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts*, Wien 2005. Vgl. auch unten, Kapitel 3.6.

Erziehung. Die Armeeführung will männliche Jugendliche spätestens ab dem 16. Lebensjahr vormilitärisch ausbilden. Der bis Ende 1921 auch für Wien zuständige Niederösterreichische Landesschulrat plant im Frühjahr 1915 eine vormilitärische Erziehung für alle Altersstufen und Schultypen.²² Ein Verein *Tagesheimstätten für Kriegerwaisen und -kinder* öffnet Tagesheime für die »aufsichtslosen Kriegerkinder und -waisen« in den Arbeiterbezirken Favoriten und Ottakring. Und so fort.

Nur wenige Lehrer*innen und Horterzieher*innen äußern sich dazu skeptisch oder gar kritisch.²³ August Aichhorn hält die Militarisierung der Knabenerziehung für denkbar falsch. Ab 1909 leitet er einen *Verein für das Hortwesen* in Wien. In dieser Funktion tritt er öffentlich gegen die Militarisierung auf. Therese Schlesinger, Tochter eines freisinnigen Papierfabrikanten und Funktionärin der *Kinderfreunde*, fordert Alternativen.²⁴ Jahre später erinnert sie sich dann aber doch gern an die »Hortknaben«, die uniformiert durch die Straßen marschieren.²⁵ In einem Artikel zum Thema fordert sie »sozialistische« Kinderhorte. Das Ziel müsse die *Erziehung zu Ordnung, Selbstdisziplin und körperlicher Sauberkeit* sein. Statt Soldaten sollen aus den Knaben körperlich fitte und disziplinierte Bürger*innen und tüchtige Arbeitskräfte werden.

Über die Kinderhorte der Stadt Wien informieren Berichte von Horterzieher*innen und Psycholog*innen.²⁶ Aufgabe der Kinderhorte sei es, »das Werk der Schule fortzusetzen und dem Wissen die Erziehung zuzugesellen.«²⁷ Unter Aufsicht von Horterzieher*innen sollen Schulkinder zunächst ihre Schulaufgaben erledigen. Die verbleibenden Stunden seien der »Gemeinschaftserziehung« zu widmen. An der Ordnung der Leiber, an der Sitzordnung, der Waschordnung, der Zweierreihe beim Spaziergang, den sauberen Kinderhänden bei Tisch zeige sich der Erfolg guter Horterziehung.

»Daß der Erziehung zur Pflege des Körpers innerhalb des Hortes Raum gegeben werde, wird heute niemand mehr verneinen. Dieselbe muß sich aus der Notwendigkeit entwickeln lassen, die das Kind zwingt, seine Stellung innerhalb der *Gemeinschaft* zu festigen. Die Pflege des ganzen Körpers, die Reinigung der Hände, die Pflege der Fingernägel, die Schonung der Kleider, die Reinhaltung der Köpfe, den Kindern als Forde-

-
- 22 Henriette Herzfelder, Militärische Jugenderziehung. In: Österreichische Rundschau, Band XLIII, Heft 4, v. 15. Mai 1915.
- 23 Peter Frank, Das sozialistische Erziehungsproblem. In: Die sozialistische Erziehung 4/10 (Oktober 1924), 360ff., hier: 354.
- 24 Therese Schlesinger, geboren in Wien 1863, gestorben 1940, Abgeordnete zum Parlament nach den ersten freien und gleichen Wahlen im Frühjahr 1919. Vgl. Marina Tichy, »Ich hatte immer Angst, unwissend zu sterben«. Therese Schlesinger: Bürgerin und Sozialistin. In: Edith Probst, Hg., »Die Partei hat mich nie enttäuscht...«. Österreichische Sozialdemokratinnen, Wien 1989, 135ff.
- 25 Therese Schlesinger, Partei und Kinderfreunde. In: Die Sozialistische Erziehung. Reichsorgan des Arbeitervereins »Kinderfreunde« für Österreich, 1. Jg. H.1 (Wien, 15. Mai 1921) 8.
- 26 Die ehemalige Horterzieherin und Kinderpsychologin Hildegard Hetzer kommt wiederholt auf ihre Erfahrungen mit Kindern in Horten zurück. Vgl. Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929; auf Horterziehung nimmt auch August Aichhorn Bezug, in: ders., Verwahrloste Jugend, Wien 1925; Horterziehung als Fürsorgeerziehung diskutiert Ilse Arlt, Die Grundlagen der Fürsorge, Wien 1921.
- 27 Hilde Krampflichke, Ein Jahr Erziehungsberatungsstelle. In: Die sozialistische Erziehung 4. Jg. Nr. 8 (August 1924), 307ff.

rung der Gemeinschaft vor Augen geführt, werden bereitwilliger entgegengenommen als die ewigen Ermahnungen. Wenn alle Kinder mit gewaschenen Händen in den Hort, zum Jausentisch kommen, wird das einzelne mit schmutzigen Händen leicht auffallen, wie denn überhaupt die an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnten Kinder ein feines Empfinden für solche Einzelercheinungen haben. Der Erzieher kann nach einer Zeit der Gewöhnung ein solches Kind ruhig der Einwirkung der Gemeinschaft überlassen [...]. Vor jedem unserer Spaziergänge gab es ein eifriges Reinemachen, in das auch der sich Sträubende unwillkürlich hineingezogen wurde. Darauf waren schon unsere *Ordner* bedacht, die sich kein Kind entgehen ließen, und die ein unbenütztes Handtuch mit raschem *Späherauge* erblickten.«²⁸

Doch gibt es auch Kritiker. Junge sozialdemokratische Erzieher bemerken, dass ihre Horte nicht freier sind als bürgerliche oder katholische Kinderhorte. Der Funktionär der Kinderfreunde, Anton Tesarek, Lehrer an der Schönbrunner Schule für sozialistische Erzieher (s. Abb. 8), überlegt, wie die Zwangsmomente abgebaut und mehr Knaben angelockt werden könnten.

»So kommen wir in der Arbeit dazu, eine Reihe von anziehenden Mitteln zu verwenden, die die Kinder an unsere Gruppe fesseln sollen: Ausflüge und größere Reisen, Theatervorstellungen und Spieltage. An manchen von diesen wird selbst das *so verpönte Fußballspiel gestattet*, sonst kommen die größeren Buben nicht.«²⁹

Die Volksschullehrerin und Doktorandin der Psychologie, Margarete Rada, untersucht pädagogische Einrichtungen in einem Industriebezirk und setzt – ähnlich wie die Autor*innen der berühmten Marienthal-Studie³⁰ von 1929 – qualitative Methoden der Beobachtung, Befragung, Schüleraufsätze und Hausbesuche ein. Zur auffallend geringen Anwesenheit der zwölf- bis siebzehnjährigen Mädchen in den Horten schreibt sie:

»Turnverein, Kinderfreundehort und Klosterheimstätte sind wohl von grossem Einfluss auf die Kinder, doch den ganzen inneren Menschen im Jugendalter vermögen sie nicht zu erfassen. Das ist auch der eine Grund, warum die Kinder im Besuch dieser Vereine keine allzugrosse Beständigkeit aufweisen. Eine Erhebung bei Dreizehnjährigen ergab, dass 70 % der Kinder früher in einem Verein waren, aber schon ausgetreten sind, [...] Ein zweiter Grund für die geringere Teilnahme der 12–14jährigen gegenüber den Jüngeren ist darin zu finden, dass unsere grösseren Mädchen durch die Schulstunden am Nachmittag und durch die Heranziehung zu häuslichen Arbeiten sehr in Anspruch genommen sind.«³¹

28 Ebd.153; meine Kursivierungen.

29 Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: Sozialistische Erziehung 5/8-9 (1925).

30 Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Frankfurt a.M. 1975.

31 Margarete Rada, Das reife Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt, Dissertation Universität Wien (Typoskript), Wien o.J., 103f. Im Druck erschienen als: Das reife Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung. Wien/Leipzig 1931.

Auch der spätere Alpinist³² und Diplomat Fritz Kolb bemängelt als Erzieher der Kinderfreunde Anfang 1924 den geringen Erfolg der Horterziehung. »Die fähigsten, intelligentesten Kinder besuchen unsere Horte nicht, wenigstens nicht dauernd. Die meisten Kinder ziehen die Straße vor, weil wir in den Horten nicht kindgemäß arbeiten, weil sie *Zwangshorte* sind.«³³ Anton Tesarek leitet das Kinderheim, das der »sozialistischen« Erziehschule im Schloss Schönbrunn (s. Kapitel 3.4) angeschlossen ist.³⁴ Zwar will er an den Horten festhalten, denn besonders für Kinder, deren Väter und Mütter erwerbstätig sind, sieht er dazu keine Alternative. Doch der Unterschied zur *Freiheit* der Kinder auf der Gasse, besonders der Buben, sei viel zu groß.

»Wir unterscheiden da Kinder, von denen beide Eltern im Betrieb stehen und die den Hort als ein zweites ›Zu Hause‹ betrachten müssen. Hier ist meist auch eine genaue, zwingende Kontrolle des Hortbesuches vorhanden und notwendig. [...] Mädchen und kleinere Buben überwiegen; sie sind ja auch verhältnismäßig leicht zufriedenzustellen. Wenigstens äußerlich scheint es so. Weite Kreise der proletarischen Kinder, besonders die größeren Buben, kommen aber nicht. Die Kritik der Kinder, sichtbar in ihrer Stellung zu unserer Arbeit, und ihr Tun in den Horten zeigt, daß sie – oder ein großer Teil von ihnen – bei uns noch lange nicht ihr ›Kinderland‹ sehen, daß sie sich nur selten [...] mit unserer Bewegung identifizieren: Unsere ›Dispositionen‹, die wir für sie ins Leben rufen, entsprechen noch nicht ganz.«³⁵

Dass erfahrene Lehrer und Erzieher wie Kolb und Tesarek mit ihrer Kritik die Perspektiven der Kinder gut treffen, zeigt ein Zitat aus den autobiographischen Erzählungen des 1911 geborenen Karl Bauer, Sohn eines gelernten Vergolders in Baumgarten, Wien 14. Unaufgefordert zieht er einen Vergleich zwischen »seiner Gasse« und einem Hort der sozialdemokratischen *Kinderfreunde*:

»Bei den Kinderfreunden, da war ich nicht gar lange Monate, weil dann hat es mich wieder hingezogen zu den anderen, [...] zur Schar, zu den anderen Kindern von der Gasse. In den beiden Häusern haben über fünfzig Kinder gewohnt, und da tut sich was! Dort hat es mich hingezogen, weil da (im Hort) waren fremde Kinder, nur drei aus unserer Gasse [...], und dort war ich mit allen bekannt.«³⁶

Sehr oft scheitert der regelmäßige Besuch von Kinderhorten auch an Eltern, die vor allem ihre Töchter in die Hausarbeit, in die Betreuung kleiner Geschwister und Töchter und Söhne in reproduktive und heimindustrielle Arbeiten einbeziehen.

32 Fritz Kolb, Ulrike Schmitzer, Helga Kromp-Kolb, Einzelgänger im Himalaya, Neuauflage, Wien 2025.

33 Fritz Kolb, Klares Wollen. In: Die Sozialistische Erziehung Jg.4, Nr.1 (Jänner 1924), 5f.; meine Hervorhebung.

34 Vgl. Arbeitsgemeinschaft für sozialistische Erziehung in Wien-Schönbrunn, Ein sozialistisches Kinderheim in Österreich. In: Das proletarische Kind 1 (1921), Nr. 3, 11–14, Nr. 4, 10–12, Berlin 1921.

35 Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falcken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: Sozialistische Erziehung 5/8-9 (1925).

36 Interview 52 mit Karl Bauer, geboren 1911 in Baumgarten, Penzing, Wien 14.

3.4 Eine Schule für Erzieher*innen im Schloss Schönbrunn

Im Sommer 1919 organisiert der *Arbeiterverein Kinderfreunde* in funktionslos gewordenen Flüchtlingsbaracken bei Gmünd ein großes Ferienlager für Kinder (Mädchen und Buben), die nach den Kriegsjahren dringend der Erholung bedürfen. Der junge Autodidakt Otto Felix Kanitz³⁷ errichtet für insgesamt etwa 1.400 Kinder eine »Kinderrepublik«. Neben seiner Arbeit bei den Kinderfreunden studiert er Philosophie, Pädagogik und Psychologie an der Universität Wien. Seine Idee ist, in der Ferienkolonie »den Geist der Selbstregierung und Selbstverwaltung in den Kindern zu verankern« und »das Gefühl der Freiheit und Menschenwürde zu entwickeln«. Pro Turnus sind etwa 700 Kinder auf zehn Baracken verteilt. In jeder Baracke wählen etwa 70 Kinder eine Vertrauensperson. Die zehn »Kindervertrauensleute« bilden gemeinsam mit Kanitz den »Kolonieausschuss«, der die Verfassung und die Regeln der Kinderkolonie ausarbeitet. Die Vollversammlung verabschiedet sie.³⁸

Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, Journalist der *Arbeiter-Zeitung* und Autor zahlreicher *Sozialreportagen*, Max Winter,³⁹ kurze Zeit auch Vizebürgermeister von Wien, erhält die Nachricht, obdachlose Kriegsversehrte (»Kriegskrüppel«) schickten sich an, Teile des Schlosses Schönbrunn zu besetzen. Eilig stellt er den Antrag, den Valerie- und den Kavaliertstrakt der ehemaligen kaiserlichen Residenz für Kinder, darunter Kriegswaisen, zur Verfügung zu stellen und den Kriegsversehrten zuzukommen. Der Wiener Gemeinderat, in dem die Christlichsozialen vor den ersten freien und allgemeinen Wahlen im Mai 1919 eine Mehrheit haben, gibt Winters Antrag teilweise statt. Offenbar möchte niemand Kriegskrüppel im Schloss Schönbrunn sehen. Der Valerie-Trakt wird den sozialdemokratischen Kinderfreunden überlassen, der Kavaliertstrakt christlichsozialen Vereinen. Daraufhin lässt Max Winter eine Gruppe von Wiener Kindern mit der Eisenbahn aus der eben erst eingerichteten Ferienkolonie in Gmünd nach Wien holen. Eine zweite Gruppe bedürftiger Kinder findet sich über die Horte der Kinderfreunde in Wien. Im August 1919 beziehen etwa 100 Kinder den Valerie-Trakt. Innerhalb weniger

37 Otto Felix Kanitz (1894–1940) wird in Wien in ein jüdisch-bildungsbürgerliches Elternhaus geboren. Nach der Scheidung seiner Eltern kommt er in ein katholisches Waisenhaus. Während seiner Lehre zum Installateur tritt er dem Zentralverein der kaufmännischen Angestellten und mit 18 Jahren der Sozialdemokratischen Partei bei. In den 1920er und 1930er Jahren ist er im Verein der Kinderfreunde tätig. Nach dem Aufstand des Schutzbundes im Februar 1934 und dem Verbot der Sozialdemokratie flieht er nach Brünn/Brno. Unvorsichtigerweise kehrt er nach Österreich zurück und wird bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Frühjahr 1938 von der Gestapo verhaftet. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft und seiner politischen Arbeit wird er in das KZ Buchenwald verschleppt, wo er 1940 nach offizieller Darstellung an Blutvergiftung stirbt.

38 Vgl. Heinz Weiss, *Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule*, Wien 2008, 21.

39 Max Winter, geboren 1870 in Tarnok bei Budapest, beginnt schon als Zwanzigjähriger eine journalistische Laufbahn in Wien; er tritt in die SDAPÖ und 1895 in die Redaktion der Arbeiter-Zeitung ein; 1911 wird er als Abgeordneter in den Reichsrat gewählt, 1918/1919 ist er Stadtrat und Vizebürgermeister von Wien, später Mitglied im Bundesrat. Obmann der Kinderfreunde, Vorsitzender der »Sozialistischen Erziehungs-Internationale«; Winter gründet 1923 die Zeitschrift *Die Unzufriedene*. Nach den Februar-Ereignissen 1934 geht er ins Exil in die USA. Winter stirbt 1937 in Hollywood. Vgl. Stefan Riesenfellner, *Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich*, Wien 1987.

Tage gelingt es, die Räume aus Beständen der aufgelösten Habsburger Armee zu möblieren. Nach der Demobilisierung ist eine große Zahl an Mannschaftsbetten, Strohsäcken, Strohkopfpolstern und Leintüchern verfügbar. Die *Amerikanische Kinderhilfsaktion 1919* organisiert die Verpflegung der Kinder.⁴⁰

Ich frage mich, ob nicht auch Kriegskrüppel ein Anrecht auf eine ähnliche Versorgung aus den Beständen der habsburgischen Armee hätten. Die Deutung liegt nahe, dass sie im rassenhygienisch geprägten Blick der sozialdemokratischen und christlichsozialen Autoritäten keine tauglichen Männer der Zukunft und der Wirtschaft mehr sind. Ihr Ausschluss aus den Benefizien des Wohlfahrtsstaates und ihre soziale Marginalisierung zeigt deutlich die ideologischen Grenzen der Sozialpolitik: Sie werden nach den Maximen der Rassenhygiene (»Produktivität« und Unterstützung der öffentlichen Hand nur für »wertvolles Leben«) gezogen.

Vermutlich auf Betreiben von Otto Felix Kanitz fasst der Vorstand der Kinderfreunde den Beschluss, dem Kinderheim im Valerie-Trakt eine Schule für »sozialistische« Erzieher*innen hinzuzufügen. Schon während ihrer Ausbildung sollen die Studierenden die Kinder des Kinderheims betreuen. Im Oktober 1919 beginnt die dreijährige Ausbildung des ersten Jahrgangs. Er schließt im Sommer 1923 ab. Aus diesem Anlass werden die Absolvent*innen des ersten Jahrgangs von einem der ihnen, Wilhelm Zvacek, im Park des Schlosses Schönbrunn fotografiert (s. Abb. 8).

Aufgrund der hohen Kosten, die dem Verein *Kinderfreunde* entstehen, wird die Schule 1925 geschlossen. Insgesamt absolvieren 85 Frauen und Männer die vollständige dreijährige Ausbildung; weitere 40 erhalten eine Kurzausbildung in Abendkursen. Die Lehrenden sind prominente Mitglieder der SDAP oder stehen ihr nahe. Dr. Alfred Adler, auch im Wiener Stadtschulrat unter seinem Geschäftsführenden Präsidenten Otto Glöckel sehr einflussreich, unterrichtet das Fach Psychologie. Ich nehme an, dass er vor allem Grundzüge seiner »Individualpsychologie« lehrt.⁴¹ Neben ihm unterrichtet Wilhelm Jerusalem Psychologie.⁴² Die Ärztin Dr. Jenny Adler unterweist wie der Hausarzt Dr. Hein-

40 Arbeitsgemeinschaft für sozialistische Erziehung in Wien-Schönbrunn, Ein sozialistisches Kinderheim in Österreich. In: Das proletarische Kind 1 (1921), Nr. 3, 11–14, Nr. 4, 10–12, Berlin 1921.

41 Alfred Adler (1870–1937), 1895 Promotion zum Dr. med.; ab 1907 Teilnahme an der psychoanalytischen Mittwochsgesellschaft Sigmund Freuds; im gleichen Jahr erscheint Adlers »Studie über Minderwertigkeit von Organen«, die zusammen mit dem Buch »Über den nervösen Charakter« aus 1912 als Gründungstext der Individualpsychologie gilt. Nach inhaltlichen Differenzen mit Freud bildet Alfred Adler 1911 mit neun weiteren Analytikern die Gesellschaft Freier Psychoanalytiker (später Verein für Individualpsychologie). Von 1914–1916 dient Adler als Militärarzt in Krakau, Brünn und Wien; 1920 wird er Direktor der ersten Klinik für Kinderpsychologie in Wien und lehrt am Pädagogium der Stadt Wien; seine Vorträge an Wiener Volkshochschulen werden 1927 unter dem Titel »Menschenkenntnis« veröffentlicht; 1926 Vorlesungen in den USA; 1934 Emigration in die USA; Gastprofessur an der Columbia University, ab 1932 am Long Island College. 1935 erscheint erstmals das englischsprachige *International Journal of Individual Psychology*. Auf einer Vortragsreise in Europa stirbt Alfred Adler im Mai 1937 in Aberdeen, Schottland. Vgl. Alfred Adler, Praxis und Theorie der Individualpsychologie (1920), Frankfurt a.M. 1974. Bernhard Handlbauer, Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers, Wien/Salzburg 1984.

42 Wilhelm Jerusalem gründet 1907 mit Rosa Mayreder, Max Adler, Rudolf Goldscheid, Ludo Hartmann, Karl Renner, Rudolf Eisler, Josef Redlich und Michael Hainisch die »Soziologische Gesellschaft«, die bis in die 1920er Jahre eine rege Vortrags- und Publikationstätigkeit entfaltet. Jerusa-

rich Keller die Studierenden in »Gesundheitslehre«. Der Frauenarzt Dr. Karl Kautsky jun. unterrichtet »Hygiene«, der Philosoph Dr. Max Adler⁴³ führt die Studierenden in Grundzüge der Soziologie und des Historischen Materialismus ein; der Volksschullehrer und Kinderfreunde-Funktionär Anton Tesarek unterrichtet pädagogische Praxis an der Grundschule, Otto Felix Kanitz, zunächst noch Student der Psychologie, lehrt »Lebenskunde«. Grete Haller-Kuhe und Hans Mandl übernehmen »Kunsterziehung«. Mathematik und Naturgeschichte lehrt Ferry Nansen. Marianne Pollak⁴⁴ unterrichtet Englisch, Selma Schein »Schwedisch Turnen«, ein Gegenkonzept zum militarisierten Turnunterricht an öffentlichen Schulen. Ellinor Tordis bringt den Studierenden Kenntnisse in Tanz und Bewegung bei, der junge Pianist Rudolf Serkin⁴⁵ Kenntnisse der Musik. Egon Stuart Willfort leitet den Gesangsunterricht. Geographie unterrichtet zeitweise Professor Hans Slanar. Der Dichter Josef Luitpold Stern⁴⁶ und Hermine Weinreb, eine Funktionärin der *Kinderfreunde*, führen in die Literaturgeschichte ein.⁴⁷

Was wird aus den Absolvent*innen? Wohl die allermeisten arbeiten eine Zeit lang in den Horten und Ferienheimen (»Ferienkolonien«) der *Kinderfreunde* in Wien und in Niederösterreich. Dies ist auch im Sinn des Trägervereins. Doch ist es unmöglich, alle Absolvent*innen anzustellen. Einige arbeiten eine Zeit lang unentgeltlich.

lem befasst sich mit der philosophischen Richtung und Methode des Pragmatismus und übersetzt dessen Hauptwerk, William James, *Der Pragmatismus*, ins Deutsche. Vgl. Jürgen Habermas, *Über Wilhelm Jerusalem*. In: Habermas and Pragmatism, hg. von Mitchell Bookman/Myra Kemp, Cathy Aboulafia, London/New York 2002. Nach dem Ersten Weltkrieg wird Jerusalem a.o. Professor für Philosophie und Pädagogik, 1923 o. Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Wien.

- 43 Max Adler (1873–1937), Jurist, Rechtsanwalt, Abgeordneter zum Landtag von Niederösterreich (1919 bis 1921), ab Sommer 1919 Lehrer an der Schönbrunner Erzieherische Schule; 1920 habilitiert an der Universität Wien; a.o. Univ.-Professor für Soziologie und Sozialphilosophie; »Volksbildner« an Volkshochschulen und an der Arbeiterhochschule; von 1904 bis 1925 mit Rudolf Hilferding Herausgeber der *Marx-Studien*. Vgl. Max Adler, *Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung*, Wien 1924; ders. *Kant und der Marxismus*, Berlin 1925; ders., *Lehrbuch der materialistischen Geschichtsauffassung*, 2 Bände, Berlin 1930/1932. Vgl. auch Alfred Pfabigan, *Max Adler. Eine politische Biographie*, Frankfurt a.M. 1982.
- 44 Marianne Pollak (1891–1963), geborene Springer, ist ausgebildete Sprachlehrerin in Französisch und Englisch. Von 1919 bis 1923 unterrichtet sie in der Schönbrunner Schule Englisch. Ab 1915 ist sie mit Oscar Pollak verheiratet; 1923 zieht Marianne Pollak mit ihrem Mann nach London, wo sie zwei Jahre als Sekretärin Friedrich Adlers arbeitet, der von London aus den Aufbau der *Sozialistischen Arbeiterinternationale* betreibt. 1925 kehren Marianne und Oscar Pollak nach Wien zurück und werden Herausgeber der sozialdemokratischen Zeitschrift *Das kleine Blatt*. Marianne Pollak arbeitet auch für die *Arbeiter-Zeitung*, deren Chefredakteur Oscar Pollak ist. Sie engagiert sich in der Frauenbewegung. Vgl. Michaela Schneider, *Schreiben für den »neuen Menschen«*. Die sozialdemokratische Journalistin und Politikerin Marianne Pollak, 1891–1963, Wien 2000.
- 45 Rudolf Serkin (1903–1991), Schüler von Arnold Schönberg jüdisch-russischer Herkunft; 1933 Emigration in die Schweiz, 1939 in die USA; vgl. Hörner, Serkin Rudolf, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 24, Berlin 2010, 268f.; Lehmann, Faber, *Rudolf Serkin. A Live*, New York 2002.
- 46 Josef Luitpold Stern (1886–1966) stammt aus einer assimilierten jüdischen Wiener Familie. Er studiert Rechtswissenschaften in Wien und Heidelberg. Nach 1918 wird er Leiter der sozialdemokratischen Bildungszentrale.
- 47 Vgl. Heinz Weiss, *Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule*, Wien 2008, 25–27.

*Abb. 8: Absolvent*innen der Schönbrunner Schule für sozialistische Erzieher*innen am Ende ihrer Ausbildung 1923. Sitzend 2.v.l. Anton Tesarek, 2.v.r. Otto Felix Kanitz mit einem kleinen Buben aus dem der Schule angeschlossenen Kinderheim. Photograph ist der Absolvent Willi Zvacek.*



In den von Julius Tandler verantworteten Fürsorgeerziehungsheimen der Stadt Wien (s. Kapitel 2) finde ich keine Absolvent*innen der Schönbrunner Erzieherschule. Einzig der Absolvent Alois Jalkotzy wird in den 1950ern die Leitung der größten Wiener Erziehungsanstalt im niederösterreichischen Eggenburg übernehmen. In einem seiner wenigen Texte ist vom Idealismus des Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner*innen nichts mehr zu bemerken.⁴⁸ Erziehungs- und Kinderheime der Stadt Wien stellen keine Absolvent*innen der Schönbrunner Schule ein, da die Ausbildung von staatlicher Seite nicht anerkannt ist.⁴⁹

3.5 Rote Falken

In der folgenden Skizze der »Dispositionen« älterer Buben, die eine erfolgreiche »sozialistische« Erziehung zu berücksichtigen habe, formuliert der Volksschullehrer und sozialistische Erzieher Anton Tesarek (in Abb. 8 sitzend 2.v.l.) seine Sicht auf die »Gassenjungen«. Auf Mädchen geht er nicht ein. Gassenjungen seien »wild«, »unzivilisiert«,

48 Vgl. Alois Jalkotzy, Verdorbene Jugend? Einige Hinweise auf Pathologie und Therapie der Jugendkriminalität. In: Die öffentliche Fürsorge, hg. vom Wiener Magistrat, Abteilung 12, Erwachsenen- und Familienfürsorge, 1/1953, 17–48.

49 Heinz Weiss, Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule, Wien 2008.

aber »erziehbar«. Ihre Fähigkeiten seien für die sozialdemokratische Bewegung nützlich, sofern auf autoritäre Maßnahmen verzichtet wird. Romantisierend schreibt Tesarek von kleinen Höhlenmenschen, scheinbar »vollgestopft mit asozialen Trieben«. Was er wie so viele wohlmeinende Pädagogen übersieht ist, dass »Gassenjungen« viele Aufgaben für Eltern und Geschwister übernehmen, die Verantwortung und Pflichtgefühl, Mut und Ausdauer erfordern. Tesarek idealisiert ein »wildes Kind« vor aller Erziehung und ohne irgendwelche Pflichten.

»Buben in dem Alter bilden gewöhnlich einen kleinen Kreis, der sich fest zusammenschließt; *nur Buben kommen zusammen*. Wird einmal ein Mädels zugelassen, so ist das für sie die höchste Ehrung, die überhaupt zu vergeben ist. Dann gibt es selbsterfundene Geheimsprachen (Wer von uns alten »Gassenjungen« kennt nicht mehr die »B«-Sprache, die »Erbsen«-Sprache...?), die nur im eigenen Freundeskreis gesprochen werden. Man ist gegen die Erwachsenen und gegen die kleineren Kinder rüpelhaft und egoistisch, gegen die eigenen Kameraden aber voll tiefer Hingabe. [...] Tausend geheimnisvolle Dinge wollen erlebt sein: Eine Nacht im Walde; in einem Zelt schlafen, im dunklen Keller zwei Stunden sitzen und warten [...], im ausgemauerten Kanal des Wienflusses eine Expedition veranstalten... Eben tausend Dinge gibt es und noch mehr und alle locken unendlich. [...] Die Wünsche machen diesen Lebensabschnitt zu einer harten, vielleicht erwünschten *Kampfzeit*. So vieles steht ihnen entgegen: der Park (und was ist auch ein Park gegen einen richtigen Wald...!) gehört den Kleinkindern und den alten Leuten, die Straße dem Verkehr. Beide haben starke und rücksichtslose Hüter: den Parkwächter und den Wachmann. Das sind dann »Feinde«, die mit List und Geschicklichkeit, aber auch mit dem Hohn und Spott eines »Wilden«, eines *Urmenschen*, bekämpft werden. So – und diese Ausführungen sind skizzenhaft dürftig – sieht unser Junge, unser Gassenjunge aus: Daß nun diese Buben, scheinbar vollgepfropft mit *asozialen Trieben* (sie kennen nur ihre kleine »Horde« und sich), mit scheinbar rohen und brutalen Kampfinstinken, sich nicht so leicht »erfassen« und »erziehen« lassen, wird vielleicht klar geworden sein.«⁵⁰

Künftige Erfolge der Erziehungsbewegung hängen nach Tesareks Meinung vor allem an der Erziehung der Gassenbuben. Die Behauptung, Mädchen würden nicht in die Gruppe der Jungen aufgenommen, widerspricht anderen Erzählungen. Die Doktorandin der Pädagogischen Psychologie, Margarete Rada, beobachtet im Schuljahr 1926/27 in einem von ihr namentlich nicht genannten »Wiener Industriebezirk« Mädchen im Alter zwischen elf und dreizehn Jahren. Ihre Erhebung in vier Schulklassen und bei 120 Mädchen ergibt, »dass 42 Prozent der Mädchen »auf der Gasse« ihre Vergnügungen finden.«⁵¹ Allerdings halten sie sich meist in der Nähe des Wohnhauses auf, weil sie jüngere Geschwister behüten: »[...] die großen Mädchen führen oder tragen ihre kleinen Geschwister spazie-

50 Anton Tesarek, *Wege zur Kinderbewegung*. »Rote Falken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: *Sozialistische Erziehung*, 5/8-9 (1925) 222.

51 Margarete Rada, *Das reifende Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt*, Dissertation Universität Wien (Typoskript), Wien o.J. (1929/30), veröffentlicht als: dies., *Das reifende Proletariermädchen*. Ein Beitrag zur Umweltforschung, Wien/Leipzig 1931, 122.

ren.«⁵² Dies zeigt auch die Fotografie einer Kindergruppe in Favoriten (s. Abb. 9 in Kapitel 3.7).

Mag sein, dass Tesarek nur Buben im Sinn hat, weil er Mädchen dem Haushalt und den häuslichen Aufgaben zuordnet. Aber auch Buben sind von der Pflicht, auf jüngere Geschwister zu achten, nicht befreit. Die Geschwister Auer wandern zu einer Wiese und einem Brunnen im Wiener Wald oder sie gehen zum Wien-Fluss, der von der Wohnung etwa einen einstündigen Fußmarsch entfernt ist.⁵³ Buben und Mädchen, die oft noch gar nicht schwimmen können, gehen dort bis zu den Knien ins Wasser. Sie stauen das Wasser mit einem Brett und ein paar Steinen auf. Der Wienfluss-Aufseher kennt keinen Spaß. Immer wieder fischt er das Brett mit einer langen Stange aus dem Wasser oder lässt es davonschwimmen. Offenbar kommt kein städtisches Terrain, und sei es nur seichtes Wasser, ohne eine magistratische Autorität aus. Dass der Zugang zum Wienfluss vor Öffnung der Schleusen und bei Hochwasser gesperrt werden muss, versteht sich hingegen von selbst. Erst im letzten Tageslicht kehren die Auer-Kinder nach Hause zurück. Sie waschen sich und legen sich schlafen. Die Eltern kommen meist erst spät von der Arbeit nach Hause.

Anton Tesarek sucht nach einer geeigneten Form, die Buben in die Organisation der Kinderfreunde einzubeziehen, um sie zu »zivilisieren«. Bürgerlich-liberale und christliche Familien hätten dafür schon eine Lösung gefunden, die Pfadfinder. Tesarek sieht darin ein Modell, die »wilden« Buben einzufangen, ihren Wünschen nach Abenteuern zu entsprechen und sie zugleich in eine Gemeinschaft zu integrieren.

»Da ist die Romantik des Urmenschen; da ist der Führer, den man anerkennt und dessen Rat unbedingt folgt, mit dem man tausend Abenteuer erlebt. (Wo man glücklich ist, einem Führer gehorchen zu dürfen.) Wo die kleine Horde ist, in der man sich unter Gleichen verstanden fühlt, wo man unter Gleichen ein Held sein kann.«⁵⁴

»Was war bis jetzt unser Gassenjunge? Ein kleiner, verfolgter Wilder, der seine Unterdrückung schließlich durch Spott und Hohn vergalt. Auf einmal ist er anerkannt, gewürdigt, hat einen geliebten Aufgabenkreis, den er täglich selbst erweitern, vergrößern möchte. Es ist dann selbstverständlich, daß auf einmal ein Gebot da ist: »Jeden Tag ein gutes Werk«. Und diese Jungen erkennen es an, sind stolz darauf: »Ich gehöre auch dazu!«⁵⁵

Wie die sozialdemokratische Abgeordnete zum Parlament, Therese Schlesinger, distanziert sich auch Tesarek von der im Ersten Weltkrieg boomenden vormilitärischen Er-

52 Ebd., 120.

53 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

54 Anton Tesarek, Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falken«. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: Sozialistische Erziehung, 5/8-9 (1925), 223; meine Hervorhebungen.

55 Ebd.

ziehung.⁵⁶ »Sozialistische Erziehung« forcieren die Auseinandersetzung mit einer nicht näher erläuterten »modernen Umwelt«, die Tesarek die »Welt des Proletariats« nennt.

»Natürlich werden wir vorsichtig sein und selbstverständlich alle Symbole, Spiele, Uniformen, Führereinteilungen usw., die etwa unsere Antikriegspropaganda stören oder irgendeinen der Grundsätze unserer Erziehungsarbeit verletzen, ablehnen. Die Form der seelischen Entwicklung der ›Gassenbuben‹ ist gegeben; von den Pfadfindern richtig gesehen. Den Inhalt werden wir der ›modernen Umwelt‹, der Welt des Proletariats entlehnen.«⁵⁷

Diesen Überlegungen folgend, gründet Anton Tesarek 1925 die *Roten Falken* als Teilorganisation der Kinderfreunde. Offenbar sind zunächst nur Buben zwischen 10 und 15 Jahren bei den Roten Falken. 1928 und in den folgenden Jahren ist allerdings auch von einer Vorguppe für die acht bis zehnjährigen Kinder, von »Nestfalken« oder auch »Jungfalken« die Rede, die auch Mädchen aufnehmen. Nach ein oder zwei Jahren wechseln sie in eine Rote-Falken-Gruppe. Lotte Sontag gehört einer solchen Gruppe an.

»Mit acht Jahren kam ich zu den sogenannten *Nestfalken*. Das waren die Allerkleinsten. So hat sich mein Spiel und meine Tätigkeit mit dem Alter dann auch mehr dorthin verlegt. Erstens einmal in die Gruppe und zweitens am Wochenende nicht mehr nur beim Thury-Hof,⁵⁸ sondern man ist gemeinsam irgendwo hinausgegangen, und zwar zu Fuß. [...] Entweder hinunter in die Kuchelau oder wir haben Ausflüge in den Wienerwald gemacht. Nach Nussdorf, nach Neustift am Walde, Pötzleinsdorf. [...] In der Marktgasse war der Bezirk neun der Roten Falken, wo ich begonnen habe. [...] Unsere Führer waren ja doch um zehn oder fünfzehn Jahre älter. Die haben uns immer sehr schöne Sachen erzählt oder vorgelesen, also kulturell und politisch. Zum Beispiel waren wir wahnsinnig stolz, daß es eine sozialistische Revolution in Rußland gegeben hat. Da haben wir eine Wandzeitung gehabt: Ein Sechstel der Erde ist unser. [...] Die Gruppe hat so zusammengehalten und die Kinder waren so freundschaftlich zueinander. Bei jedem Ausflug [...] haben wir auch gemeinsam gegessen, obwohl einige überhaupt nichts gehabt haben. Das werde ich nie vergessen. Ich finde, das ist eine Solidarität, die sich dann durch mein ganzes Leben weiter verfolgen ließ. Und zwar war das so: Sagen wir fünfzehn Kinder dieser Gruppe haben sich getroffen, sind rausmarschiert und nach ein paar Stunden haben wir gesagt: Also wann machen wir endlich *Proviantur*? Wir haben schon so einen Hunger! Und jeder, der in seinem Rucksack etwas hatte, egal ob das nur trockenes Brot war oder ein Butterbrot oder ein gebackenes Schnitzel oder ein paar Stück Zucker oder eine Gurke – das wurde alles in die Mitte gelegt. Zwei wurden gewählt, die die *Proviantur* gemacht haben. Und aus diesem Essen hat man fünfzehn gleichwertige Portionen (gemacht), wo jeder dasselbe bekam. [...] So dass wirklich je-

56 Zur Geschichte der Boy-Scout-Bewegung vgl. John R. Gillis, *Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Basel 1980.

57 Anton Tesarek, *Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falken«*. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: *Sozialistische Erziehung*, 5/8-9 (1925), 224.

58 Thury-Hof, ein Gemeindebau am Alsergrund, Wien 9, Marktgasse 3–5.

der dasselbe gegessen hat. Das war ein sehr angenehmes und gutes Gefühl, muss ich sagen.«⁵⁹

Was der Philosoph Max Adler neokantianisch formuliert, wird das Credo »sozialistischer Erziehung«: Der neue, sozialistische, gemeinschaftsfähige Mensch sei nur durch Erziehung hervorzubringen.⁶⁰ Dabei sei an das erst aufkeimende Klassenbewusstsein der Kinder anzuknüpfen. Die Führer der *Roten Falken* seien »wohl älter, aber jung genug [...], um ›Gassenjungen‹ ganz zu verstehen.« Das Wappentier der Organisation, der Falke, stehe für die Grundwerte und für die Anlagen, die Tesarek in den männlichen ›Gassenjungen‹ entdeckt haben will: »wild, »edel« und »treu« seien ihre natürlichen, »instinktiven« Anlagen; wenn die Organisation diese Anlagen entsprechend *kultiviere*, könne ein neuer, gemeinschaftsfähiger (»sozialistischer«) Mensch entstehen. In Rousseau'scher Dialektik spricht Tesarek von einer »wilden Natur« der ›Gassenjungen‹, die sich zivilisieren lasse. Von den Mädchengruppen, die ab 1928 bezeugt sind, spricht er nicht. Die Kinder- und Jugendarbeit soll der sozialdemokratischen Bewegung treue Anhänger*innen verschaffen, aber auch – so kann das folgende Zitat aus dem *Rote Falken Buch* interpretiert werden – eine disziplinierte und gesunde Jugend hervorbringen. Trotz aller antimilitaristischen Beteuerungen wird der erwünschte öffentliche Auftritt der Roten Falken dann doch in proto-militärischer Sprache beschrieben. Und vielleicht ist auch das ein Grund, warum Tesarek Mädchen nirgends erwähnt. Es gehe um eine »straffe Zucht« und hellwache Aufmerksamkeit, und um einen ominösen, künftig zu erringenden »Sieg« des Proletariats, das vage Versprechen einer nur kollektiv zu erreichenden Emanzipation aus Armut und Mangel.

»Rote Falken-Art ist es, in allen Dingen *straffe Zucht* zu halten. Ihr wißt, daß das Proletariat nur dann siegen kann, wenn jeder einzelne zur Sache steht und sich *freiwillig unterordnet*. Drum heißt auch ein Gebot von uns: ›Der Rote Falke führt stets die Anordnungen seines selbstgewählten Führers aus.‹ *Zucht und Ordnung* zeigt sich nach außen. Gruppen und Horden marschieren in allen Orten geschlossen. Es gibt einen Ruf: ›Achtung!‹ Wenn dieser gegeben wird, so steht jeder Rote Falke *straff* und aufmerksam da. Jede Bewegung, jedes Sprechen wird dann unterlassen.«⁶¹

In der *straffen Zucht* repräsentiert sich der wehrhafte männliche Teil einer imaginierten, künftigen, sozialistischen Ordnung. Uniformierung und Marschformation sollen die Kraft der Sozialdemokratie demonstrieren, »wilde« Buben in die Ordnung der Gemeinschaft zu integrieren.

59 Interview 70 mit Lotte Sontag (Brainin), geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

60 Max Adler, *Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung*, Berlin 1924.

61 *Rotes Falkenbuch*, zitiert nach Kinderland, 1926, 1129.

3.6 Das Settlement in Ottakring

Marie Lang, eine Vertreterin der (ersten) österreichischen Frauenbewegung, lernt bei einer Konferenz in London die Settlement-Bewegung kennen.⁶² Zurück in Wien, überzeugt sie eine Gruppe junger Leute, Frauen und Kinder in Vororten mit einem hohen Arbeiteranteil in ihrer Haushaltsführung und in der Kinderpflege zu beraten. Anfang 1901 gründet sie mit Marianne Hainisch (1839–1936; Mitbegründerin der ersten bürgerlichen Frauenbewegung in Österreich und Mutter des Bundespräsidenten Michael Hainisch) und Else Federn (1874–1946, Fürsorgerin) das *Wiener Settlement*.⁶³ Ein Heim für Arbeiterkinder soll errichtet werden, um alleinerziehende Frauen zu entlasten. Damit folgt das Wiener Settlement dem Vorbild der *Toynbee Hall* im Londoner Arbeiterviertel Whitechapel.

Von den Formen der Familienfürsorge Tandlers unterscheidet sich das Ottakringer Settlement durch Freiwilligkeit und Freundlichkeit im Umgang mit den besuchten Frauen und Kindern. Den Initiatorinnen gelingt es, junge Bürger*innen für ehrenamtliche Sozialarbeit zu begeistern. Der konservative Sozialdemokrat und erste Staatskanzler der Republik, Karl Renner, wird Präsident des Vereins Settlement, die Fürsorgerin Else Federn wird Direktorin. Karl Kuffner aus der Industriellen-Familie Kuffner⁶⁴ stiftet ein Haus mit Garten und zwei weitere Häuser in Ottakring. Hier richtet der Verein ein Tagesheim für 40 Kinder zwischen sechs und 14 Jahren ein. Viele von ihnen haben ihre Väter im Krieg verloren. Junge Mitglieder des Vereins betreuen sie an Nachmittagen und helfen mit Kleiderspenden und Nahrungsmitteln. Sie unternehmen *Hausbesuche* und veranstalten *Elternabende*. In den Jahren des Ersten Weltkriegs versorgen sie die Kinder mit warmen Mahlzeiten, in den Sommermonaten organisieren sie Ferienlager. Über das internationale Netzwerk der Bewegung organisiert der Verein die Verschickung von mehreren Tausend Wiener Kindern nach Schweden, Dänemark, Holland und in die Schweiz.

62 Arnold Toynbee (1852–1883), britischer Wirtschaftshistoriker, nicht zu verwechseln mit seinem Neffen, dem Universalhistoriker Arnold Joseph Toynbee (1889–1975). Samuel Augustus Barnett und Henrietta Barnett gründen 1884 nach der Idee Toynbees das erste University Settlement, das bald nach Toynbees frühem Tod in Toynbee Hall umbenannt wird; ein Zentrum für soziale Reformen in London, Whitechapel. Studierende aus der Ober- und Mittelklasse ziehen in ein Londoner Arbeiter-Viertel, um Bildungs- und Sozialarbeit zu leisten. Dies regt die Settlement-Bewegung in mehreren Ländern an. 1916 wird das Arnold Toynbee House in New York gegründet, später umbenannt in Grand Street Settlement.

63 Vgl. Else Federn, Settlement in Österreich, in: Dokumente der Frauen 4 (1901) 19, 596–605; dies., Zehn Jahre Settlement-Arbeit in Wien (Selbstverlag der Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge, o.J. (1911?).

64 Jakob bzw. Jacob (1817–1891) und Ignaz Kuffner (1822–1882) übernehmen 1850 in Ottakring, damals ein Vorort im Westen Wiens, die Ottakringer Brauerei und bauen sie zu einer der leistungsstärksten der österreichisch-ungarischen Monarchie aus. Ignaz wird Bürgermeister von Ottakring und gründet mehrere humanitäre Anstalten. 1878 wird er in den österreichischen Adelsstand erhoben. Ignaz' Sohn Moriz von Kuffner (1854–1939) gründet die heute noch bestehende Kuffner-Sternwarte in Wien. Der zweite Sohn Jacobs, Karl Kuffner (1847–1924), zieht nach Ungarn und wird Großindustrieller in der Landwirtschaft. Er betreibt unter anderem eine Zuckerfabrik in Diószeg im Komitat Pressburg und fördert Marie Lang, eine Leitfigur der Wiener Frauenbewegung um die Jahrhundertwende.

Angesichts einer großen Zahl von Witwen nach gefallenen Soldaten und Offizieren setzen sich die Funktionäre des Vereins, vor allem Else Federn, dafür ein, ledigen und verwitweten Müttern die gesetzliche Vormundschaft *zuzusprechen*, wohl der bedeutendste Unterschied zur Fürsorgepolitik Tandlers. Die Mitglieder des Ottakringer Settlement trauen ledigen und verwitweten Frauen durchaus zu, ihre Kinder selber, ohne das Jugendamt und ohne Berufsvormund zu erziehen. Sie wollen die Frauen stärken, und weder kontrollieren noch bevormunden. Heute würde man von *empowering* sprechen.

Vom Settlement gehen auch Anregungen für die Familien- und Fürsorgepolitik der Stadt Wien aus. Das »friendly visiting« von Müttern wird im städtischen Fürsorgesystem zum »Hausbesuch« der Fürsorgerinnen. Die Sprengelfürsorgerinnen des Jugendamtes gehen auf die Suche nach unzulänglich pflegenden Müttern und vernachlässigten Kindern. Bei »begründetem Verdacht« nehmen sie den Eltern ein Kind oder mehrere Kinder ab (s. Kapitel 2.7). Die freiwilligen Mitarbeiter*innen des Settlement hingegen beraten freundlich und ohne jede Drohung, auch ohne polizeiliche Assistenz. Ihr Kinderheim in Ottakring ist ein Tagesheim, in dem erwerbstätige Mütter ihre Kleinkinder und Schulkinder während des Tages gut betreut wissen. Es wäre, meine ich, das weitaus bessere Modell für eine »Familienfürsorge«, die ihren Namen verdient.

Mit dem raschen Ausbau des städtischen Fürsorgesystems ab 1920 erwächst dem Verein Settlement eine Konkurrenz, mit der ein privater Verein unmöglich mithalten kann. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen ziehen sich von den Hausbesuchen zurück und konzentrieren sich auf Bildungs- und Beratungsarbeit. Kurz vor dem Anschluss Österreichs im März 1938 sehen sich der Unternehmer Moritz Kuffner, seine Familie und auch einige Mitarbeiter*innen der Settlement-Bewegung zur Emigration gezwungen. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs und dem Ende des Krieges organisiert sich die Wiener Settlement Bewegung neu und widmet sich neuen Aufgaben.

3.7 Erinnerungen an das Leben auf der Gasse

In der Gruppe der Gassenkinder anerkannt und respektiert zu werden setzt die praktische Beherrschung ungeschriebener Regeln voraus. Was Kinder hier lernen, ist die Ungleichheit nach dem Geschlecht, aber auch nach ethnischer Herkunft und Kultur, die Verschiedenheit der Muttersprachen und der Dialekte, und die Vorstellung von verschiedenen, überlegenen und unterlegenen Rassen. Das Leben auf der Gasse ist also ein Spiegel und eine Schule der patriarchalen Klassen- und Rassengesellschaft, kein romantischer Ort der Freiheit und Gleichheit. Was Kinder hier schon binär konstruiert vorfinden, nehmen sie als bare Münze. Die Naturalisierung der Unterschiede bestimmt auch ihre Welt. Aber schon aus Gründen der Selbsterhaltung lernen Kinder ihre eigenen Formen von Solidarität und Hilfeleistung. Dazu braucht es nicht unbedingt eine politische Organisation. Einiges davon zeigt sich, genau besehen, im Gruppenbild eines Wanderfotographen.

3.7.1 Kinder eines Zinshauses. Fotoanalyse

Fotographische Aufnahmen von autonomen Kindergruppen werden zumeist von professionellen Wanderfotographen hergestellt. Wie sich gleich zeigen wird, ist eine solche Fotografie kein Schnappschuss im heutigen Sinn. Sie ist aufwändig und sorgfältig inszeniert. Das Foto habe ich in einem etwas zerknitterten Zustand aus der Fotoschachtel von Hermine Goldnagl genommen und von ihr geschenkt bekommen.

An einem Nachmittag im Frühling des Jahres 1921 versammeln sich Kinder eines Zinshauses in Favoriten, um für eine Fotoaufnahme zu posieren. Dazu gibt mir Hermine Goldnagl⁶⁵ wichtige Informationen. Sie ist auf dem Bild in der letzten Reihe als dritte von rechts zu sehen. Wie ihre jüngere Schwester Rosi in der Mitte der ersten Reihe hält sie ein Kaninchen auf dem Arm. Vor der ersten Reihe posieren zwei Burschen halb liegend. Vor ihnen sitzt ein Hund. Die Gestalt der Gruppe kommt nicht von ungefähr. Sie folgt unter anderem dem Prinzip, ein Symbol für die Gruppe vor ihr zu platzieren. In diesem Fall sind dies zwei Burschen und ein Hund. Links vom Hund (aus der Sicht des Bildbetrachters) posiert der Sohn des Hausherrn, rechts sein bester Freund. Dies wüsste ich freilich nicht, hätte es mir nicht Frau Goldnagl erzählt.⁶⁶

Abb. 9: Kinder aus dem Zinshaus Knöllgasse 8, Favoriten, 1921.



Als einziger von allen Buben trägt der Sohn des Hausherrn einen Anzug, ein sauberes Hemd mit ausgelegtem Schillerkragen und hohe, lederne, gebundene Schuhe. Sein ungefähr gleichaltriger Freund hingegen ist barfuß und trägt ein helles Hemd und bis zu den Knien reichende Hosen (»Knickerbocker«).

65 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

66 Ebd.

In der ersten, zweiten und dritten Reihe haben Kinder und Jugendliche unterschiedlichen Alters stehend oder auf Stühlen und Hockern Platz genommen. Einige Mädchen fallen durch ihre sehr ähnlichen Frisuren auf; drei von ihnen halten jeweils ein Kaninchen im Arm. Das lange Haar ist bei diesen Mädchen auf die genau gleiche Weise in Zöpfchen geflochten, die am Hinterkopf (vermutlich) zu einem Knoten verflochten und mit Haarnadeln befestigt sind. Drei Buben tragen hoch geschlossene, zu große Jacken. Warum sind ihre Jacken aus dickem Stoff an einem warmen Frühlingstag bis oben zugeknöpft? Ich vermute, sie verdecken das Fehlen sauberer Hemden. Die Buben in den Reihen eins, zwei und drei tragen kurze oder knielange Hosen und Schuhe. Die kleineren Mädchen tragen einfache Sackkleider. In der letzten Reihe stehen am linken und rechten Rand ältere Mädchen, die jeweils ein Kleinkind auf dem Arm tragen, vermutlich ihre kleinen Geschwister. Auffällig sind die sehr ähnlichen Kleider von drei Mädchen in der Mitte der letzten Reihe. Das vielleicht älteste und größte Mädchen trägt eine große Masche im Haar. Links und rechts von ihm stehen zwei jüngere Mädchen in ähnlicher Kleidung. Von Frau Goldnagl weiß ich, dass diese drei Mädchen die Töchter des Hausbesitzers sind.

Dass der Sohn des Hausherrn vor der Gruppe posiert, während seine Schwestern in der letzten Reihe stehen, zeigt, dass sich mindestens drei bestimmende Differenzen in der Komposition des Gruppenbildes überschneiden: die der Geschlechter, der materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilien und des Alters der Kinder. Für den Sohn des Facharbeiters ist die Freundschaft mit dem Sohn des Hausherrn gewiss eine wertvolle und nützliche Beziehung. Wahrscheinlich teilen die Freunde den Hund und geben abwechselnd auf ihn acht.

Die Gestalt der Gruppe ist das Ergebnis einer Inszenierung, die etwas über das Alltagsleben vor und nach der Fotoaufnahme aussagt. In praxeologischer Perspektive ist die Gruppe das für die Augenblicke der Fotoaufnahme stillgestellte sozial-kulturelle System, in dem sich ästhetische, geschlechtliche, materielle und altersbedingte Differenzen und Zugehörigkeiten in unzähligen Begegnungen und Verrichtungen tagtäglich herstellen und bestätigen, gewiss nicht ohne Konflikte, aber auch in solidarischer Weise. Einer Gruppe wie dieser eine Zeit lang anzugehören und dies durch ein Bilddokument zu bezeugen, ist nicht nur für die Erinnerung an die eigene Kindheit von Bedeutung, es ist auch ein Dokument für die nachbarschaftlichen Beziehungen im Haus. Mütter posieren zwar nicht vor der Kamera, aber zusammen mit dem Wanderfotographen tragen sie dazu bei, die Kinder bestmöglich zu kleiden und zu frisieren, die Sessel und Hocker herbeizuschleppen, die Reihen zu ordnen und die Gestalt der Gruppe nach in ihr nicht besprechbaren, oft gar nicht bewussten und doch wirksamen Kriterien zu konfigurieren.

3.8 Das Theater der Gasse

Ein Wachmann streift mit seiner Pickelhaube, einem schwarz-ledernen Helm, dessen metallische Spitze in der Sonne glänzt, durch das Revier. Teils zum Spaß und aus Übermut, teils aus Angst, von ihm abgemahnt oder bestraft zu werden, verstecken sich Kinder vor ihm in Hauseinfahrten und hinter Hausecken. Als ein Wachmann auf der Gasse spielenden Buben ihren aus Stoffresten zusammengenähten Fußball wegnimmt, in seine Uniformjacke steckt und eine große Beule vor seiner Brust zu sehen ist, rufen ihn

die Buben fortan »Fetzenbrust!«. Ihm und anderen magistratischen Autoritäten wie dem »Weanschani« (offiziell: Wienflussaufseher) geben die Buben Schimpfnamen, die die von ihnen empfundene Bedrohung mit dem Mittel der Anrufung oder Appellation (s. Kapitel 4.11) verkleinern. Diese Praxis findet sich auch noch bei erwachsenen Männern, wenn sie berittene Polizisten, die mit gezogenen Säbeln auf sie zureiten, am 15. Juli 1927 als »Schober-Husaren« beschimpfen (Schober ist der Name des Wiener Polizeipräsidenten, Husaren sind ungarische Reitereinheiten, die bis zum Ende der Monarchie in Wien in Garnison sind).

Wenn eine Glocke ertönt, laufen Hausfrauen und Kinder mit dem »Mistkistl« auf die Gasse. Der Mistbauer sammelt auf einem offenen, von zwei Pferden gezogenen Wagen den Hausmüll und bringt ihn auf eine Müllhalde am Rand der Stadt. Im September 1918 beginnen Versuche mit dem Colonia-System. Es wird die Mistbauern nach und nach abgelöst. Die Ausdehnung des Colonia-Systems auf die ganze Stadt dauert bis 1928.⁶⁷

Der Spritzenmann ist eine Attraktion, die sich kein Gassenkind entgehen lässt. Langsam schreitet er dem Pferdefuhrwerk oder auch schon einem Lastkraftwagen hinterher, auf dem ein großer Wassertank montiert ist. Mit einem Schlauch besprüht er die Straßen und Gassen. In den Vororten sind viele Gassen noch nicht gepflastert. Trocknet der gewalzte Schotter (»Makadam«)⁶⁸ in der heißen Jahreszeit aus, wirbelt jeder Windstoß eine Staubwolke auf. Der Spritzenmann sorgt dafür, dass der Staub feucht wird, auf den Boden sinkt und dort durch seine Feuchtigkeit eine Zeit lang gebunden bleibt. In gepflasterten Gassen und Straßen spült er Pferde- und Hundekot, Zigarettenstummel und anderen Unrat in den nächsten »Gully«, einen mit einem Eisengitter abgedeckten Schacht, über den auch das Regenwasser in den Abwasserkanal fließt. Die in der warmen Jahreszeit meist nur mit kurzen schwarzen Hosen aus Kloth (auch Cloth), einem schwarz glänzenden Stoff aus Baumwolle oder Halbwolle bekleideten Buben laufen bloßfüßig neben dem Spritzenmann her und fordern ihn mit kecken Zurufen auf, ihnen ein wenig Abkühlung zu verschaffen. Es gehört zur Berufsauffassung des Spritzenmannes, ihnen hin und wieder mit einem kurzen Schlenker den Gefallen zu tun.

Ein theatralisches Ereignis bilden die *Leichenzüge*. Bis zum Verbot der Aufbahrung im Wohnhaus der Verstorbenen – eine Maßnahme der Stadtverwaltung, die der Hygiene dienen soll – bewegen sich Leichenzüge vom Wohnhaus zum nächsten Friedhof. Für Erwachsene und Kinder ist dies jedenfalls ein Anlass, ans Fenster zu laufen.

»Dieses Schauspiel, das sich so oft wiederholte und so wenig Variationen bot, lockte mich dennoch jedesmal ans Fenster. Kaum hörte ich die ersten Trauermarschklän-

67 Im September 1918 beschließt der Wiener Gemeinderat (das Stadtparlament) einen Probetrieb mit Wohnungsstandgefäßen (35 Liter Inhalt) nach dem deutschen System »Colonia« aufzunehmen, der zunächst nur den zweiten, achten und 16. Bezirk erfasst; danach entschließt sich der Gemeinderat, Müllcontainer für 90 Liter Müll für je fünf bis sieben Wohnungen bereitzustellen und den Abfall mit motorisierten Sammelwagen abzuführen. Vgl. Wien Geschichte Wiki, Stichwort Colonia-System.

68 Makadam oder Macadam ist eine mehrschichtig aufgetragene Schotterung, die bis zur Oberfläche immer feiner wird und Regenwasser einsickern lässt.

ge aus der Ferne, stürzte ich schon ans Fenster: ›Schnell schnell Großmama, a Leich kommt!‹⁶⁹

Die gassenseitig gelegenen Wohnungen sind begehrt als die hofseitigen. Oft steht eine hölzerne Stufe, der *Antritt*, vor dem Fenster, der es auch bei geringer Körpergröße erlaubt, sich in bequemer Haltung aus dem offenen Fenster zu beugen und das Theater der Gasse zu genießen. Den schlichten Leichenzug nennen die Wiener*innen »a Leich«, den prunkvollen mit Blasmusik und Weltkriegsveteranen »a *schöne* Leich«. Erwachsene und Kinder faszinieren vor allem die »*Pompfüneberer*« (vom französischen *pompe funebre*) und die mit schwarzen Straußenfedern geschmückten Pferde, die den Leichenwagen ziehen. Ihnen folgt der Zug der Trauergäste. Wird ein Hausbesitzer, wienersisch ein *Hausherr* zu Grabe getragen, wird das Haustor mit schwarzem Samt oder wenigstens mit schwarzem Krepp ausgekleidet. Ein schwarz gekleideter Portier bewacht ein Kondolenzbuch, das auf einem Tischchen in der Hauseinfahrt liegt. Wird ein Offizier, ein Polizist oder ein Berufsfeuerwehrmann begraben, spielt ihm die uniformierte Musikkapelle seines Berufsstandes den Trauermarsch, gleichmäßig langsam, in Moll. Weltkriegskameraden, Veteranen, marschieren mit der Fahne ihres Regiments vor dem Leichenwagen. Sie halten den langsamen Gleichschritt, soweit sie es vermögen. Gehstöcke und Krücken schlagen Synkopen auf das Straßenpflaster. Leicht bekleidete Kinder laufen neben dem Leichenzug her und genießen das Spektakel. Es sind wohl ausschließlich verstorbene Männer, denen so viel Ehre zu Teil wird. Kindern bleibt dieser Unterschied gewiss nicht verborgen, und bald scheint er ihnen ›normal‹. Auch das Theater der Straße inszeniert und normalisiert den Patriarchalismus Tag für Tag.

Arbeitslose ziehen von Haus zu Haus und spielen »Gassenhauer«. Bewohnerinnen öffnen ein Fenster, wickeln einen Kreuzer (nach der Währungsreform vom 1. März 1925 einen Groschen) in ein Stück Zeitungspapier und werfen es einem der Straßenmusikanten zu. Passanten geben ein paar Groschen in den Hut eines Begleiters der Musikanten.

69 Trude Marzik, Zimmer, Kuchl, Kabinett. Leben in Wien, Wien/Hamburg 1976, 23 (Neuaufgabe 1998).

Abb. 10: Straßenmusikanten um 1930.



Militärmusikkapellen, altwienerisch bzw. italienisch »Bandas« genannt, marschieren bis zum Ende der Habsburger Monarchie immer wieder einmal durch die Vorstädte und geben auf Plätzen ein »Platzkonzert«. Bis in die letzten Tage der Habsburger Monarchie sind uniformierte Deutscheister, Ulanen, Bosniaken und Kroaten, Dragoner und Husaren in den Straßen zu sehen. Vor allem die ungarischen Husaren mit breiten goldenen oder roten Streifen an den Hosen, Borten, Kokarden und blitzenden Säbeln faszinieren die Kinder. Willi Horvath erzählt von einem bedeutenden Geschäft mit den Wachsoldaten am Eingang zur Garnison der ungarischen Husaren.⁷⁰

»Dort wo die Alszeile beginnt, waren die Ungarn einquartiert, die auf ihren Hosen diese Goldverbrämungen hatten. Dort haben wir uns als Buben viel herumgetrieben. Da ist immer ein Wachposten gestanden, und der hat uns immer hingerufen und in die Trafik geschickt. Es ist nie vorgekommen, dass einer von den Buben mit dem Geld weggelaufen wäre, obwohl die Verlockung groß war, aber das wäre ein schlechtes Geschäft gewesen, weil wenn wir mit Zigaretten zurückgekommen sind, haben wir immer Brot gekriegt, einen ganzen oder einen halben viereckigen Kommissbrotwürfel. Die müssen

70 Husaren, abgeleitet vom ungarischen Huszár, Reiter, sind die Nationaltruppe Ungarns. Husarenregimenter sind leichte, rasch bewegliche Kavallerieeinheiten. In Wien sind sie bis zum Ende der Habsburger Monarchie in der Alszeile in einer Garnison stationiert und werden bei politischen und sozialen Unruhen gegen die Wiener Bevölkerung eingesetzt; auch »Bosniaken«, die jedoch entgegen dem populären Namen nicht nur aus Soldaten und Offizieren aus Bosnien und Herzegowina, sondern auch aus Kroaten bestehen.

sehr viel Brot gehabt haben. Also sind wir immer dort gestanden und haben gewartet, ob nicht einer von denen Zigaretten will.«⁷¹

Kommiss bedeutet seit dem 16. Jahrhundert Heeresvorrat. Kommissbrot ist haltbares Brot für Soldaten. Das Brot der Zivilisten wird in den Jahren des Weltkriegs und noch danach oft mit Sägespänen gestreckt. Das Kommiss-Brot hat viel höhere Qualität. Tagesrationen des Militärs für einen Mann (750 Gramm) oder für zwei Mann (1500 Gramm) werden aus Roggen- und Weizenmehl mit Sauerteig und Hefe gebacken. Das »angeschobene« (aneinander liegende) Brot bildet im Backofen nur an der Oberseite eine Kruste und ist deutlich haltbarer als das Brot der Zivilisten.

Obdachlose und Landstreicher frequentieren Ausspeisungen, meist Suppen, an Klostertüren und vor Bahnhöfen. Einige leeren die Reste aus den Bierfässern, die an der Mauer eines Gasthauses lehnen, um vom »Bierkutscher« der Brauerei abgeholt zu werden. Man nennt sie »Fassldippler« oder »Bierdippler«.

»Da sind diese Bierwagen gefahren mit diesen schweren Rädern, und da hats diese Bierdippler gegeben. An die Gasthäuser ist das Bier in Holzfässern geliefert worden, und da sind die Bierdippler gegessen in ihrem desolaten Zustand, zerlumpt, und um den Bauch haben sie ein Spagatgeschirr gehabt, also so ein altes Reindl,⁷² und da sind sie hin und haben die Bierfässer umgedreht, dass das Bier rausrinnt, und haben dann das Bier getrunken. Und natürlich hat es auch Säufertypen gegeben. Da hats Leute gegeben, wo man wusste, die trinken Petroleum; also die waren schon so fertig, die haben dann zum Schluss Petroleum und Spiritus getrunken.«⁷³

3.9 Heimarbeiterinnen und ihre Kinder

Ein in vieler Hinsicht anderes Leben als die Gassenkinder führen die Kinder der Heimarbeiterinnen. Mütter nehmen Aufträge von gewerblichen und industriellen Unternehmen in ihrer Umgebung an, die sie dann in der Mietwohnung mit Hilfe ihrer Kinder ausführen. Wiener Heimarbeiter*innen arbeiten überwiegend im textilen Bereich: Stricken, Nähen, Häkeln, Hutstaffieren, Federnschmuck für Damenhüte, die von Textilfirmen in Auftrag gegeben und in Modegeschäften verkauft werden, Wäsche flicken, Nähen, Wäschewaschen und Bügeln für private Kundinnen. Die Arbeitskraft von Kindern wird genutzt, wenn kleine Kinderhände von Vorteil sind, etwa für das Spulen der Wolle, das Aussortieren der Federn für Damenhüte und ähnliches. Mutter und Kind arbeiten viele Stunden, um eine hohe Stückzahl und einen Stücklohn zu erhalten, mit dem die Miete und der Lebensunterhalt finanziert werden können. Die Mütter untersagen es daher ihren Kindern, länger auf die Gasse zu gehen. Es wäre ein finanzieller Verlust. Leopoldine

71 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

72 Wiederholt wird dieses Geschirr, wienerisch »Reindl«, in den Interviews auch als »Taxameter« bezeichnet, da die ersten Taxameter der Taxi-Chauffeure eine ähnliche runde Form haben, vgl. Schuster, Alt-Wienerisch. Ein Wörterbuch veraltender und veralteter Wiener Ausdrücke und Redensarten, Wien 1984, 164.

73 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

(Poldi) Lintner, Tochter einer Federnschmückerin, wird von ihrer Mutter höchstens »für fünf Minuten« auf die Gasse gelassen. Sie muss Straußenfedern nach Größe und Form sortieren und mit ihnen Damenhüte besetzen. Da sich ihre Mutter nicht scheiden lassen will, bezahlt der Vater keinen Unterhalt. Mutter und Tochter ziehen in die billigste Souterrain-Wohnung, die sie finden können. Frau Lintner erinnert sich an Ratten und Mäuse in der Wohnung. Nach einem Jahr übersiedeln Mutter und Kind im selben Zinshaus in eine Zimmer-Küche-Wohnung im ersten Stock. Um die höhere Miete leisten zu können, vermietet die Mutter ein Bett und zeitweise auch das Zimmer an Bettgeherinnen. Am Küchentisch machen Mutter und Tochter weiterhin Heimarbeit für ein bekanntes Hutgeschäft auf dem Petersplatz der Inneren Stadt. In der folgenden Sequenz ist von einer »verlausten« Bettgeherin die Rede. Die Bereitschaft, sich den jeweiligen Arbeitsverhältnissen gehorsam zu unterwerfen, führt Frau Lintner auf die strenge Erziehung zurück.

»Und meine Mutter hat damals den Klopfer gehabt, ein Bett zu vermieten. Das war damals (vor dem Ersten Weltkrieg!) so Usus, *Bettgeher*. Da haben wir allerhand erlebt. Interviewer: Erzählens! Naja, eine hat zum Beispiel Läuse gehabt, dass es ein Graus war, der hat meine Mutter müssen was zum Anziehen geben, dass sie wieder ausgezogen ist. Einmal hat sie sogar das Zimmer vermietet und wir ham in da Kuchl (in der Küche) auf dem Tisch gschlafen. [...] Wir hätten es ja gar nicht notwendig ghabt! Mein Vater hat zwar nichts gezahlt, weil er an Zorn ghabt hat, dass sich meine Mutter nicht hat scheiden lassen, aber meine Mutter war Federnschmückerin. Des wissen Sie nicht. Früher hat man eventuell einen ganzen Hut aufpickt ghabt mit Federn oder ein Batzen (ein großes) Gesteck auf dem Hut, gellns. [...] Sie hat schön zu tun ghabt und auch schön verdient. Und ich war der Henkel (die Hilfskraft) dabei. Da hamma auf dem Tisch die Federn ghabt, und da hat halt die Polderl müssen ausklauben. Streiferln, Herzerln, Hufeisen, das war meine Arbeit. Meine Mutter hat mich sehr streng gehalten, mehr als streng, und wenn sie mich obegehn (hinuntergehen) hat lassen, da hab i ned derfn so wie die Kinder heut sagen, was willst denn? Na des hätt i machen derfn, da hätt i so eine Fotzn (Ohrfeige) ghabt. Sie hat mich fünf Minuten runtergelassen, und dann hat sie grufn: Polderl! Und die Polderl hat müssen kommen, dann hab ich sagen dürfn: Mutti, was möchtest denn? Na ich hab nur wissen wollen, ob du folgen tust! Wenn dann jemand gsagt hat, jetzt könntn Sie sie wieder runterlassen! Nein, sie soll nur wieder Federn ausklauben! Meine Mutter war nur so klein, aber *energisch* war sie. Wenn ich auch nix glernt hab (keinen Beruf erlernt habe), *folgen* hab ich aufs Wort gelernt. Und das rennt mir das ganze Leben lang nach.«⁷⁴

Franz Potensky ist der Sohn einer Strickerin in Ottakring. Stundenlang steht er am Küchentisch und spult für seine Mutter die Wolle von Strängen auf Knäuel:

»Wir haben in der Brestelgasse gewohnt und im Sommer hat man noch um zwölf Uhr mittags Licht brennen müssen, so eine düstere finstere Gasse war das; und ich bin dort gstanden und hab rausgeschaut; da haben oft die Buben gespielt und ich hab gespult. Ich bin gstanden mit einer festgeschraubten Maschine, wo eine Spule draufgesteckt

74 Interview 31 mit Leopoldine Lintner, geboren 1903 in Alsergrund, Wien 9.

war auf einen Zapfen, und ich hab gedreht. Ich hab spulen müssen, ich war selten auf der Gasse, ich hab immer nur gespult.«⁷⁵

3.10 Rassistische Ausgrenzungen

Es überrascht nicht, dass über rassistische Ausgrenzung vor allem erzählt, wer ihr Opfer geworden ist. Franziska Velecky wird von einer Gruppe spielender Kinder rassistisch beleidigt und vom Spiel ausgeschlossen.

»Wir waren tschechische Kinder. Und da waren wir in so einem großen Haus (Zinshaus), so viele Kinder! Aber wir haben es herrlich ghabt: Wir sind vom Haus raus und wir waren auf einer Wiese. Da waren wir alle unter einander, aber nur: Da ist dann oft – man sollte das Wort gar nicht sagen – ich wollte zu den anderen Kindern dazu, da haben Kinder gerufen: Geh weg, Du böhmische Sau! Verstehen Sie?«⁷⁶

Noch in der Erinnerung wirkt die Erzählerin betroffen. Nur widerwillig formuliert sie die derbe Phrase der »deutschen« Kinder. Der Sohn eines assimilierten Juden, Kurt Hahn, erinnert sich an Feindseligkeiten gegen die Kinder jüdischer Zuwanderer aus Galizien und anderen östlichen Ländern.

»Zum Beispiel die am Hofferplatz (in Ottakring), bei der Plattn, die haben nicht gewusst, dass wir Juden sind. Aber gehört haben wir also auch innerhalb der Platte, dass manchmal auf die Juden geschimpft worden ist, dass von *Saujuden* geredet worden ist. Aber wir haben ja nicht sehr jüdisch ausgesehen, und wir waren ja in unserer Sprache und in unserem Gehaben so *assimiliert*, dass die nicht gewusst haben, dass wir Juden sind. Wir haben einfach mitgetan mit den anderen, und an die große Glocke haben wir das auch nicht gehängt, denn irgendwie hat man ja gespürt, dass man dann ein Außenseiter wäre [...] dass das ein heikles Thema ist. Und eines hab ich auch gespürt, dass es besonders gegen die polnischen (galizischen) Juden gegangen ist. Also das sind die, die später (ab 1914, viele auf der Flucht vor Pogromen) zugereist sind. Und die Wiener Juden haben auf die ja ein bisserl herabgeschaut und haben auch die irgendwie damit identifiziert, dass die daran schuld sind, dass der Antisemitismus größer und stärker wird.«⁷⁷

Nicht allen Kindern jüdischer Herkunft gelingt es, sich auf diese Weise in eine Kindergruppe zu integrieren. Die Eltern der 1920 geborenen Lotte Sontag (verheiratete Brainin) sind im ersten Kriegsjahr 1914 aus dem heute westukrainischen Lemberg (Lwiw) nach Wien zugewandert. Lotte Sontag erinnert sich:

»Als ganz kleines Kind, wenn ich auf der Straße gespielt habe und dann heimgekommen bin zur Mutter, gesagt habe: Hörst, ich will aber gar keine Jüdin sein. Die rufen mir alle was nach. Ich will nicht. Also das ist so aus mir herausgekommen. [...] Zum Beispiel

75 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16..

76 Interview 17 mit Franziska Velecky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

77 Interview 65 mit Kurt Hahn, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

Jud, Jud, spuck in d' Fut, sag der Mama, das ist gut! – an diese blöden Sprüche kann ich mich genau erinnern. Das hat mich schon *sehr empört*. [...] Da haben scheinbar die Kinder dort ganz genau gewusst, aha, das ist eine Jüdin. Das haben sie wahrscheinlich von den Eltern gehört. Und da haben sie mich dann beschimpft.«⁷⁸

Kinder wiederholen die Redeweisen ihrer Eltern und Nachbarn. Doch auch ein intrinsischer Anteil an ihren antisemitischen Redeweisen kann nicht ausgeschlossen werden. Im Zinshaus und auf der Gasse bilden Rassismus und Antisemitismus die hässliche Kehrseite der Suche nach sozialkultureller Zugehörigkeit und Anerkennung. Für die beschimpften Kinder ist die Verweigerung der Zugehörigkeit eine bleibende Erinnerung, für manche ein Trauma.

3.11 Das feine Gespür der Kinder für Legitimes und Kriminelles

Ohne Schulbildung, ohne berufliche Kenntnisse und auf die eigene Clique oder auf nahe Verwandte beschränkt, oft hart an der oder über der Grenze zum Verbotenen, so kann ein Milieu beschrieben werden, das sozialdemokratische Politiker und ihnen nahestehende Journalist*innen in den 1920er Jahren das »Lumpenproletariat« nennen.⁷⁹ Menschen dieses Milieus übernehmen Gelegenheitsarbeiten und werden meist »schwarz« (ohne Anmeldung und ohne Lohnsteuer zu zahlen) beschäftigt. Männer und Frauen, Jugendliche und Kinder betreiben Tauschgeschäfte, Schmuggel und Schwarzhandel, begehen kleine Diebstähle und Hehlerei. Ein nicht diskriminierender Ausdruck für dieses Milieu ist schwer zu finden. Im Diskurs der Rassenhygiene ist pauschal von »Asozialen« und »Kriminellen« die Rede, was freilich nur Aspekte ihrer Lebensweise trifft.

Kinder zeigen ein viel feineres Gespür für den Unterschied zwischen gerade noch legitimen und bereits kriminellen Handlungen. Sie kennen den Unterschied aus eigener Praxis, beispielsweise wenn sie die Besorgung von Nahrung und Brennstoffen an den Rand der Eigentumsordnung bringt. So hält Fritz Weiß kleine Diebereien für entschuldigbar, wenn das Gestohlene seinem Eigentümer nicht fehlt. Er hält es für legitim, den »Überfluss« Anderer »abzuschöpfen«, wenn es das eigene Überleben erfordert.

»Neben unserm Haus (Zinshaus) war ein Feld, das war abgeplankt (eingezäunt). Da hat eine Firma, ein Fuhrwerksunternehmen, ihre Wagen abgestellt. Ich hab leider den Namen schon vergessen, aber das war eine bekannte Transportfirma mit modernen großen Autos. Und da sind wir oft über die Planke rüber aufs Feld hinein. Diese Wagen haben unterhalb so Kisten gehabt, die sind mit Ketten angehängt gewesen an den Wagen. Da haben sie die Glassachen reingegeben, also die gebrechlichen Sachen bei Möbeltransporten; das hat unten geschaukelt, sodass nichts zerbrochen ist. Und da haben die Hühner die Gewohnheit gehabt, die Eier hineinzulegen. Und *die* habe ich dort gestohlen.«⁸⁰

78 Interview 70 mit Lotte Brainin, geborene Sontag, geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

79 Vgl. Oda Olberg, *Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit*, München 1926.

80 Interview 66 mit Fritz Weiß, geboren 1914 in Ottakring, Wien 16.

Die Hühner legen Eier an versteckten Plätzen, wo sie vermutlich niemand fände. Das rechtfertigt es für das ortskundige Kind, über den Zaun zu steigen und die Eier einzusammeln und nach Hause zu bringen. Unmittelbar nach diesem Bericht erzählt Fritz Weiß über zwei oder drei Familien in der Thalhairgasse in Ottakring, die als »asozial« gelten. Den Begriffen ‚asozial‘ und ‚kriminell‘, die notorisch und oft gedankenlos verwendet werden, setzt er eine feinsinnigere Unterscheidung entgegen. Manche Menschen seien rücksichtslos, wenn sie alle bestehlen, auch jene, die das Gestohlene dringend benötigen.

»Es hat auch eine *asoziale* Familie in der Gasse gegeben. Mit den Kindern haben wir gespielt, aber wir waren nicht einverstanden mit den Gepflogenheiten der Eltern. Und zwar hat sich da auch Folgendes abgespielt: Die haben im Schrebergarten die Hühner gestohlen und damit ihr Leben verbessern wollen. Das sind zwei, drei Familien gewesen in der Gasse, nur zwei, drei Familien. Die Väter sind oft eingesperrt gewesen. Da kann ich mich an eine Szene erinnern: Polizei kommt und führt die Leute außer Haus. Die Frauen mit der Schürze, in den Schürzen haben sie die Hühner drinnen ghabt, die geschlachteten, und die Männer hinterher. So sind sie in der Eskorte zur Polizeistube geführt worden.«⁸¹

An das Wohnviertel zwischen der Thaliastraße und der Gablenzgasse, der Thalhairgasse und der Panikengasse in Ottakring grenzt die Schmelz – ein riesiges Gelände, bis zum Ende der Habsburger Monarchie Übungs- und Manöverplatz der k.u.k. Kavallerie. Am Rand der Schmelz verkauft ein Mädchen durstigen Sonntagsausflüglern Trinkwasser. Fritz Weiß hält das für *legitimen* Geschäftsgeist. Dem stellt er in der folgenden Passage einen Fall des Illegitimen gegenüber.

»Auf der Schmelz haben wir uns sehr viel aufgehalten, haben Ball gespielt, haben Zelte gemacht. Sonntags hat die Schwester vom Lesansky Peperl, die Fanny, eine Wasserkanne und drei Krügelgläser genommen und ist auf die Schmelz gegangen Wasser verkaufen. Und sie hat wirklich ein paar Groschen zusammengebracht. – Da fallen mir noch andere Episoden ein. Da sind Leute vom 15. Bezirk über die Schmelz zum Brunnenmarkt einkaufen gegangen. Und auf der Schmelz sind – auch ein paar von unserer Gasse – so Stritzis gewesen, die haben As geworfen. [...] Drei As-Karten, zwei schwarze und ein rotes As, und das rote gewinnt, hat es geheißsen. Der hat die As-Karten so gelegt, und da hat man müssen raten. Und wenn man das Geld auf die rote Karte gelegt hat, hat man gewonnen. Der hat das so geschickt gemacht, dass die allermeisten verloren haben. Wenn eine Frau dann ihr Geld, das sie für den Markteinkauf zur Verfügung gehabt hat, dort verspielt hat, hat sie angefangen zu jammern. Und da ist folgendes Stichwort gefallen: Achtung, Polizei kommt! Die haben das alles geschnappt und sind weg und haben die Frau dort im Stich gelassen. [...] Das waren *die kriminellen Elemente*, die uns *abgestoßen* haben. Auch von unserer Gasse waren einige dabei, die As-Werfer.«⁸²

81 Ebd.

82 Ebd.

In der Not der Kriegsjahre und der ersten Nachkriegsjahre machen Kinder wiederholt die Erfahrung des Hungers. Fritz Tränkler wohnt mit seiner Mutter und seinen Geschwistern an der nordöstlichen Peripherie der Stadt, im damals noch dörflichen Jedlersdorf. Der Vater stirbt früh an den Folgen einer im Ersten Weltkrieg aufgetretenen Lungenerkrankung. Mutter und Kinder bringen sich mit Mühe durch.

»Jedlersdorf war damals noch ein agrarischer Bezirk, rundherum Äcker und Kukuruz, Rüben. Da ist das Nussstraßl gewesen, wie wir gesagt haben, eine Straße von Jedlersdorf nach Jedlsee, wo links und rechts schöne Nussbäume standen. Das war für uns Kinder eine zusätzliche Nahrung. *Stehlen war das praktisch nicht*, es war öffentliches Eigentum, dem Magistrat hat das gehört, obwohl Feldhüter angestellt waren, vor allem bei den Nussbäumen. Wir haben sie (die Feldhüter) auf die eine Seite gelockt und ein anderer Teil (der Kindergruppe) hat auf der anderen Seite gestohlen.«⁸³

3.12 Kinder als Selbstversorger

Der Pflasterer Auer und seine Frau, eine Schirmmacherin, sind an Wochentagen von früh bis spät »in der Arbeit«, wie es heißt. Das jüngste Kind wird von der Mutter zeitig am Morgen auf dem Weg zur Arbeit zur Großmutter gebracht. Kleine Geschwister, die schon laufen können, werden von älteren Kindern betreut. Die folgende Erzählung bezieht sich auf den Sommer 1913. Die Familie Auer wohnt in einem Zinshaus in der Ottakring Erenkelstraße, nahe zum Wilhelminenberg.

»Die Mutter ist spät nach Hause gekommen, denn sie hat das Geld (als Schirmmacherin) nicht unter acht oder zehn Stunden verdient. Sie ist am Morgen zeitig fort, und wir haben uns selber das Frühstück gemacht. Sie ist erst um acht, neun am Abend nach Hause gekommen. Zu Mittag haben wir uns was gekauft. Bei uns in der Erenkelstraße war ein Rossfleischhauer, da haben wir uns um fünf Kreuzer Wurst gekauft, da warn wir noch zu zweit, weil der Kleine, der war – das war im Dreizehnerjahr – der war bei der Großmutter, er war erst ein Jahr alt. Also ich war sechs, und der andere (Bruder) war neun. Da haben wir jeder ein Fünferl gekriegt, fünf Kreuzer, davon haben wir uns das Mittagessen gekauft. Da haben wir uns also so gstaubte Viererlaiberl gekauft, so haben wir gesagt, weil sie vier Kreuzer gekostet haben, und dann jeder um drei Kreuzer Wurst beim Rossfleischhauer. Der hat verschiedene Wurstsorten gehabt. Da haben wir die *Anschnitte* gekauft, weil wenn wer eine Wurst gekauft hat, dann habns immer die *Anschnitte* weggegeben, na und da habn wir so einen Berg gekriegt. Das habn wir gar nicht aufessen können.«⁸⁴

Karl Auer erzählt hier über die Ferien in seiner Pflichtschulzeit. In der folgenden Sequenz zeigt sich, dass auch der Wienfluss für ihn und seine Geschwister ein zwar etwa eine Gehstunde entferntes, aber attraktives Ziel ist. Näher liegen der Wilhelminenberg, auch Gallitzinberg oder Predigtstuhl genannt, mit der Jubiläumswarte und den anschließenden, nach Osten abfallenden Steinhof-Gründen.

83 Interview 54 mit Fritz Tränkler, geboren 1910 in Jedlersdorf, Floridsdorf, Wien 21.

84 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

»Wir haben uns im Wienfluss gebadet damals, da sind wir *so weit* gegangen über den Flötzersteig. In den Ferien sind wir oft auch schon in der Früh in den Wald, da haben wir die Kleinen mitgenommen mit einem Wagerl, einem Kinderwagerl, und da sind wir hinaus auf die Jubiläumswarte [...] und wir waren den ganzen Tag fort. Und am Abend sind wir nach Hause gekommen, da hat niemand gefragt. Wir haben nichts mitgebracht, ein Brot und vielleicht einen Apfel, Wasser hat man eh ghabt beim Bründl (kleiner Brunnen) bei der Johann-Staud-Straße (ab 1959, vorher Steinhofstraße). Und so waren wir den ganzen Tag fort. Na und am Abend ist dann die Mutter gekommen, erst *spät* am Abend, da haben wir oft schon geschlafen.«⁸⁵

Hildegard Hetzer, Charlotte Bühlers erste Assistentin und Doktorandin, würde die sich auf diese und ähnliche Weise selber versorgenden Kinder wohl zu den »Ungepflegten« zählen, da es in ihrer Sicht an elterlicher Sorge, Beaufsichtigung und Erziehung der Kinder fehlt. Aber das trifft hier nur auf den ersten Blick und aus einer bürgerlichen Perspektive zu. Aus den Erzählungen von Karl Auer geht hervor, dass der Fußmarsch der Geschwister in den Wienerwald keineswegs zwecklos und der Aufenthalt auf einer Wiese oder am Wienfluss keineswegs verwahrlosend sind. Die älteren tragen gegenüber jüngeren Geschwistern alle Verantwortung. Während der Schulzeit bleiben den schulpflichtigen Kindern nur die schulfreien Nachmittage, um mit den kleinsten Geschwistern in der Nähe des Zinshauses zu spielen. Dann ist es tatsächlich die Gasse, ein naher Park, eine Wiese, auf der sie spielen, bis die Dämmerung einsetzt.

3.13 Die Gasse als Spielfeld

Ist die Gasse verkehrsarm, wird sie für die Kinder zum Spielfeld. Das in vielen Regionen der Welt bekannte ›Tempelhüpfen‹ gilt in Wien als ein Mädchenspiel. Mit Kreide werden Himmel und Hölle in Quadraten mit Kreide auf das Pflaster gezeichnet oder mit einem Stock in den Sand gekratzt. Buben bevorzugen das Fußballspiel. Neben der Gasse dient auch eine nahe ›Gstetten«, eine ungepflegte Wiese im Weichbild der Zinshäuser und Gemeindebauten, als Fußballfeld.

Bei dem Spiel ›Haifisch und Matrose‹ stehen einander Mädchen und Buben in nach dem Geschlecht durchmischten Gruppen als Matrosen gegenüber. Zwei oder drei Kinder (Mädchen oder Buben) spielen die Haifische in der Mitte der Gasse. Die Matrosen versuchen das rettende Ufer, die andere Seite der Gasse zu erreichen und nicht von einem Haifisch gefangen zu werden. Ein ähnlich raumgreifendes Spiel ist das ›Gassenverdrängen‹. Ein Ball wird so weit wie möglich in die Richtung einer gegnerischen Gruppe geworfen; wo er auffällt, versammelt sich die Gruppe, um den Ball in die Gegenrichtung zu werfen. Das Ziel ist, die andere Gruppe aus der Gasse zu drängen. Kinder verfolgen einander rund um einen Häuserblock, lugen um die Ecke, huschen in die tagsüber offenen stehenden Haustore, um die Verfolger passieren zu lassen, und so fort. Sie nennen es ›Eckenschauen‹. Die Spiele erzeugen – neben der Gewöhnung an die Freund-Feind-

85 Ebd.

Konstellation, s.u. – eine genaue Kenntnis der Häuser und der Besonderheiten im jeweiligen Stadtquartier.

Abb. 11: Fußballspiel auf der Gsetten hinter dem Karl Marx-Hof um 1930.



Zuweilen richtet sich die Spiel- und Abenteuerlust der Kinder gegen Erwachsene, unter deren Verboten, Beschimpfungen und Drohungen sie zu leiden haben. Aus vielen Ländern wird über ein Spiel berichtet, das in Wien die »Glöckerlpartie« genannt wird. Paul Thompson berichtet über englische Städte: »All over Britain the common street games included such tricks as running down a street knocking doors...«. Ernst Toller erinnert sich an dasselbe Spiel in seiner polnischen Heimatstadt Samotschin (Szamocin): »Wir schleichen uns abends an die Häuser heran, reißen die Türen auf, die Klingeln schrillen, wir stürzen davon und freuen uns über die schimpfenden Ladenbesitzer.«⁸⁶ Auch in Wien laufen Kinder verschiedenen Alters durch die Gassen und ziehen an den Torglocken. Andere öffnen kurz die Tür eines Straßenladens, um die Türglocke zum Läuten zu bringen. Sie provozieren es also geradezu, von den Inhabern beschimpft zu werden. Sie üben und verinnerlichen, mit Erik H. Erikson gesprochen,⁸⁷ die Auseinandersetzung reziproker Antagonisten. Offenbar haben sie dabei keine Angst, denn niemand verschwindet so schnell um die nächste Ecke wie sie. Dass solche Spiele auf der Gasse allmählich in protopolitisches und sodann auch in politisches Handeln übergehen können, zeige ich im folgenden Kapitel.

86 Paul Thompson, *The Edwardians*, London 1975, 60. Ernst Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, (Amsterdam 1933), Reinbeck bei Hamburg 1982, 18.

87 Vgl. Erik H. Erikson, *Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität*, Frankfurt a.M. 1978.

Kapitel 4: Ein Hitlerjunge aus dem Gemeindebau¹

Im Rahmen eines Forschungsprojekts über Jugendkulturen im Nationalsozialismus finde ich 1990 seinen Namen. Ich nehme Kontakt mit Herrn Treumann auf und ersuche ihn um ein ausführliches Gespräch. Am Ende bittet er mich, weitere Gespräche zu führen. Er wolle einen großen Bogen schließen und benötige dazu viel mehr Zeit.² Es werden sieben Sitzungen mit einer Dauer von jeweils zwei Stunden.³ Wie viele Erzähler*innen beginnt Herr Treumann gut vorbereitet über seine Herkunft zu erzählen. Ausführlich spricht er eingangs über seine Eltern, Geschwister und Nachbarn im 1924 eröffneten Wachauer Hof,⁴ dem ersten Gemeindebau in der Leopoldstadt. Sein Vater, ein Oberstleutnant der

- 1 Das Kapitel ist die Überarbeitung und Erweiterung von *Ein Hitlerjunge aus gutem Haus*. Narrativer Aufbau und Dekonstruktion einer Lebensgeschichte, erschienen in: Wolfram Fischer-Rosenthal, Peter Alheit, Hg., *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*, Opladen 1995, 330–359. Der Band ist seit langem vergriffen. 2004 habe ich diesen Text erstmals leicht bearbeitet und unter demselben Titel aufgenommen in: Reinhard Sieder, *Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften*, Wien 2004, 127–165. Auch dieser Band ist inzwischen vergriffen. Für dieses Buch habe ich den Text einer gründlichen Überarbeitung unterzogen und den letzten Abschnitt neu geschrieben.
- 2 Peter Treumann ist ein Pseudonym. Alle anderen Personen im Text werden mit ihren Namen benannt, auch Angaben zu Berufen, Orten und Zeiten etc. sind unverändert.
- 3 Die Gespräche werden in der Wohnung von Herrn Treumann in Wien von Oktober 1990 bis Mai 1991 geführt. Der Erzähler schlägt in jeder Sitzung eingangs ein Hauptthema vor. Ich gehe darauf ein und gebe ihm damit mehr Autonomie, als es Fritz Schütze in seinem Modell des narrativen Interviews vorsieht. Das immanente Nachfragen übernehme ich unverändert. Vgl. Fritz Schütze, *Zur Hervorlockung und Analyse thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung*. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Hg., *Kommunikative Sozialforschung*, München 1976, 159–260.
- 4 Der Wachauer Hof befindet sich in der Leopoldstadt (Wien 2) und grenzt an die Wachaustraße (Zugang nur zu Stiege VI), die Jungstraße mit Zugang zum Haupttor und zum Innenhof, die Engerthstraße und die Vorgartenstraße mit Zugang zu Stiege IX. Der Wachauer Hof ist der erste Gemeindebau in der Leopoldstadt und wird 1924 eröffnet. In der Wohnanlage befinden sich nach der Fertigstellung Geschäftslokale, darunter eine Trafik und zwei Werkstätten, ein Kindergarten für die Kinder der Hausbewohner*innen, der nach der Generalsanierung des Hauses in den 1990er Jahren in eine Elternberatungsstelle umgewandelt wird, eine zentrale Badeanlage mit vier Wannen- und

k.u.k. Armee außer Dienst, bedauert das Ende der Habsburger Monarchie. Als er seinen Offiziersrock ausziehen muss, bricht eine Welt, seine Welt, zusammen. Einen rationalen Umgang mit Geld erlernt er nicht mehr. In der Nachkriegsinflation verlieren die Offizierspension und die Ersparnisse rasch an Wert. Frau Treumann streicht altes Öl auf trockenes Brot und bäht es im Backrohr auf. In den Wintermonaten fehlt es an Heizmaterial und die Söhne Peter und Paul gehen bei Kälte und Schnee nicht zur Volksschule. Sie haben keine winterfesten Schuhe.

»Das Jahr 1928/29, der schwere Winter, die Donau zugefroren, Eisstoß, da ist man mit Pferden über die Donau gefahren. In der Offiziersfamilie Treumann gab es nicht ein Stück zum Heizen. Wir lagen acht Tage im Bett. [...] Ich habe bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr keine kniebedeckte Hose gehabt, Sommer und Winter nicht. Ich ging Sommer und Winter in der kurzen Hose, Kniestrümpfe, die Sohlen waren mit Draht zusammengebunden. Das war der Sohn eines gut dekorierten kaiserlichen Offiziers. Und diese Diskrepanz: Es gab nichts, und da musste man am Tisch sitzen, kerkzengerade. Ein potemkinsches Dorf! [...] Ich bin als Kind von meinem Vater absolut militärisch erzogen worden. Für mich waren also Offizier und Armee im Kindesalter ein fester Begriff. Vater sagte: Du bist der Sohn eines Offiziers, du musst Offizier werden. Völlig schizophoren in der damaligen Zeit! Es gab nichts zu fressen, es gab nichts zum Anziehen, und mein Vater hat gesagt, also das erste, das du lernen musst, ist reiten, schießen und fechten.«

Einige Male nimmt der Vater seinen erstgeborenen Sohn in das Offizierskasino im Palais Ludwig Viktor am Schwarzenbergplatz mit. Hier treffen sich die an der Zeitenwende 1918/19 außer Dienst gestellten Offiziere. Sie benutzen ihre militärischen Titel und bewahren ihren Ehrenkodex, als gäbe es keine demokratisch-republikanische Gegenwart. Sie schaffen sich eine monarchisch-militärische Insel in der von ihnen verachteten demokratischen Republik.

»Und der kleine Peter war da perfekt: stand wie eine Eins, saß wie eine Eins, klappte die Hacken zusammen; Dienstgrade kannte ich vom Gefreiten bis zum Feldmarschall-Leutnant und zurück. Ich war für meinen Vater immer eine Art Zinnsoldat, [...] er sagte zu seinen Kriegskameraden: Schaut mal, was für ein herrlicher Soldat das ist!«

Peters Mutter arbeitet als Sekretärin in einer Anwaltskanzlei. Mit ihrem Gehalt versucht sie die materiellen Engpässe »mit einer unendlichen Geduld und Fleiß und Arbeit« auszugleichen: »Meine Mutter hat es versucht, aber sie war zu schwach.« Der Erzähler, den ich fortan »Herr Treumann« nenne und vom Kind bzw. vom adolescenten »Peter T.« unterscheide,⁵ beklagt den fehlenden Zusammenhalt. Als Kind habe er darunter gelitten

vier Brausebädern, sowie zwei begrünte Innenhöfe mit einem Kinderspielplatz. Die Architektur von Hugo Mayer und einige Kunstwerke sind dem konservativen Heimatstil zuzurechnen. Helmut Weihsmann bemerkt dazu, dass das Wohnbauprogramm in keinem Widerspruch zur antiurbanen Architektur der Heimatschützer steht, ja mit ihr eine Symbiose eingeht. Helmut Weihsmann, *Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919–1934*, Wien 2002, 191.

5 Hier wie in allen Kapiteln mit Zitaten aus autobiographischen Interviews unterscheide ich den Erzähler bzw. die Erzählerin von der Person, deren Lebensgeschichte oder auch Lebensphase sie erzählen. Der Erzähler ist mit dem erzählten Ich nicht identisch. Anders gesagt: Das Ich, über das

und Geborgenheit vermisst. Gleichsam als Beleg für seinen Vorsatz, es in seinem Leben anders machen zu wollen als der Vater, erzählt er über sein fürsorgliches Verhältnis zu seinem jüngeren Bruder Paul. Seine Interessen verteidigt er gegenüber dem strengen Vater. Körperliche oder mentale Schwäche hält der Vater nicht aus. Paul stirbt 1929 im siebenten Lebensjahr an Diphtherie. Eine 1919 geborene Schwester erkrankt schon im ersten Lebensjahr an Knochentuberkulose. Ihr kurzes Leben verbringt sie im Streckgips in einer TBC-Station und stirbt im neunten Lebensjahr.

4.1 Der Sohn eines habsburgischen Offiziers spielt auf der Gasse

Den Kindergarten auf Stiege VII,⁶ der vor allem für die Kinder des Wachauer Hofes vorgesehen ist, sieht Peter T. nie von innen. Die Eltern argwöhnen, hier erziehe man Kinder nach sozialistischen Ideen. Die schulfreien Nachmittage und Wochenenden verbringt Peter T. in der nächsten Umgebung des Hauses. Wenn Mädchen unter sich sind, spielen sie wie in allen Vorstädten und Vororten Wiens im Hof und unmittelbar vor dem Haus Puppen, Schnurspringen, Tempelhüpfen und ähnliches. Ältere Buben zieht es auf die Wachau-Straße und auf entferntere Straßen und Plätze. Buben aus dem Wachauer Hof bilden eine Clique, die »Bande vom Wachauer Hof«. Was eine Clique zur »Bande« macht, ist die Gegenseitigkeit der Verpflichtungen, Ortskenntnis und der Anspruch auf die Nutzung eines bestimmten Terrains. Ihre »Kampfkraft« beweist die Bande gegen andere Banden, auf der Straße, in der Lobau, am Donauufer⁷ und am Donaukanal (s. Kapitel 3).

»Unser Feind war die Hillerstraße, die war auf der anderen Seite des Gemeindebaus. Und die waren ganz schön massiv und haben auch zu ziemlich massiven Mitteln gegriffen. Aber in diesen Auseinandersetzungen habe ich gesehen, was eine Leitfigur ausmacht, einer, der sich nicht fürchtet. [...] Einmal hat mir einer mit einem Tomahawk die Wange aufgeschlitzt, oder Ziegelsteine flogen, dann hats einem einen Zahn ausgehauen und so. Ich meine, das war schon massiv, das war nicht akademisch. Mädchen waren nie dabei, *nie, nie*. Das hat es nicht gegeben, das hat es bei uns nicht gegeben, ein Mädchen war überhaupt kein Thema!«

Die emphatische Trennung von den Mädchen (»Nie, nie!«) kündigt ein subtiles Problem des Erzählers an. Seine Behauptung widerspricht zeitgenössischen Studien⁸ und mei-

erzählt wird, ist ein Anderer, vgl. Paul Ricœur, *Das Selbst als ein Anderer*, 2. Auflage München 2005, 174ff.

- 6 Auf einem Lageplan ist auf Stiege VII eine Elternberatungsstelle eingetragen. Ab der Eröffnung des Baus im Jahr 1924 befindet sich an dieser Stelle jedoch ein Kindergarten. Erst im Lauf einer späteren Renovierung wird anstelle des Kindergartens eine Elternberatungsstelle eingerichtet.
- 7 Vgl. Max Winter, *Das Donauufer als Kinderspielplatz*. In: ders., *Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert*, Wien 1982, 109ff.
- 8 Margarete Rada, *Das reisende Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt*, Dissertation im Fach Psychologie, Universität Wien (Kopie ohne Jahr), 1938; Hildegard Hetzer, *Das volkstümliche Kinderspiel*. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie, Heft 6 (1927), 19, Tab. 2; dies., *Dauerbeobachtungen über den Verlauf der negativen Phase am Jugendlichen*. In: *Zeitschrift für*

nen Untersuchungen (s. Kapitel 3). Zwar kämpfen Mädchen nicht in den Banden der Buben. Wohl aber sehen sie kämpfenden Buben zu, was für die Dynamik des Kampfes und die Ausbildung eines spezifischen Selbstverständnisses der Buben als kleine Helden nicht unbedeutend sein kann. Ob Mädchen gemeinsam mit Buben spielen, hängt von der Art des Spiels ab. Wenn Herr Treumann betont, dass Mädchen bei den Bandenkämpfen »nie, nie« dabei waren, ist es ihm offenbar darum zu tun, den »Krieg« der Banden als ureigenstes Handwerk von Buben als den künftigen Soldaten verstanden zu wissen.

Wie ich im dritten Kapitel zeige, werden von gemischten Kinder-Gruppen Spiele bevorzugt, die die Gasse oder die Straße, den Park oder den Platz, ein Flussufer oder die Gstetten (auch Gstätten, wienerisch für eine ungepflegte Wiese, s. Abb. 10) als Spielfläche nutzen. Hier werden reziproke antagonistische Handlungen und Einstellungen⁹ eingeübt. Banden führen »Krieg« um ein bestimmtes Terrain, eine Wiese oder einen Park. Der Anlass zum Kampf ist nicht schlicht gegeben, er wird *rituell provoziert*. Der Habitus des kämpfenden Jungen verfestigt sich im Lauf der Adoleszenz.¹⁰ Die Adoleszenz des Peter T. und seiner Generation dauert von ca. 1933/34 bis um 1945, fällt also in die Jahre der austrofaschistischen und der nationalsozialistischen Diktatur.

Von einer mit allen Bekannten geteilten Lebenswelt im Sinne von Alfred Schütz,¹¹ die sich eines gemeinsamen Orientierungswissens sicher wäre, kann in den 1920ern und später keine Rede sein. Das Orientierungswissen im Umfeld des Peter T. ist politisch agonal. Die Bewohner*innen des Wachauer Hofes sind »zu 90 Prozent Sozialisten«, einige verstehen sich als Kommunisten. Andere bekennen sich als Nationalsozialisten. Wieviele auch in der »Verbotszeit« heimlich mit der NSDAP sympathisieren, weiß niemand. Im Freundeskreis des Vaters von Peter T. ragt eine martialische Figur heraus: Emil Fey. Er bekennt sich offen als Gegner der parlamentarischen Demokratie und unterstützt zuerst als »Frontkämpfer« die Wiederherstellung der Habsburger Monarchie, dann die Errichtung einer austrofaschistischen Diktatur. Wie kann in diesen agonalen Verhältnissen ein unbefragtes, sicheres Orientierungswissen entstehen? Jeder Überzeugung steht eine andere Überzeugung, jeder Autorität steht eine andere gegenüber.

4.2 Peter T. fühlt sich allein und sucht die Gemeinschaft

Als Sohn deklassierter bürgerlicher Eltern kennt Peter T. auch in den 1920er Jahren Hunger. Die Mutter eines Kameraden streicht Schmalzbrote, »da war man schon sehr dank-

pädagogische Psychologie 28 (1927); dies., Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929.

9 Erik H. Erikson, Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität Frankfurt a.M. 1978.

10 Ich benutze das Konzept des Habitus von Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M. 1987, 97 ff: Strukturen, Habitusformen, Praktiken. Bourdieus Formulierung, der Habitus sei »geronnene Arbeit«, soll nicht dazu verleiten, ihn ausschließlich auf erwerbstätige Personen zu beziehen. Nicht nur Erwerbsarbeit ist Arbeit.

11 Alfred Schütz, Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003.

bar«. ¹² Peters Eltern sind sozialkulturell nicht in die Nachbarschaft integriert. Als elitären Absteigern sind ihnen das Organisieren von Fehlendem und Nachbarschaftshilfe nicht vertraut. Da der Wachauer Hof in einer Baulücke zwischen zwei Zinshäusern errichtet ist und mit den anschließenden Zinshäusern einen Innenhof bildet, kennt Peter T. auch einige Mütter seiner Kameraden. Den Zusammenhalt der Frauen und ihre Sorge für alle Kinder in der Nachbarschaft (s. Kapitel 6.8) empfindet er als wohltuenden Gegensatz zum Ständedünkel seiner Eltern. Frau Treumann würde es nicht einfallen, eine Nachbarin um Hilfe zu bitten, wenn wieder einmal etwas im Haushalt fehlt. Nicht nur, aber vielleicht auch aus diesem Grund bleibt Peter T. gegenüber seiner Mutter distanziert. An ein Verlangen nach körperlicher Nähe zu ihr vermag er sich nicht zu erinnern. Er habe es nie vertragen können, wenn seine Mutter ihn küsste.

»Das war mir in der Seele unangenehm. Ich habe meine Mutter immer respektiert, aber ich habe in Wahrheit wahrscheinlich meine Mutter nie geliebt. Es war immer irgendwie ein Extremverhältnis, es war nie ein normales Verhältnis. [...] Ich war bis heute (sic!) meinem Vater eigentlich immer näher als meiner Mutter.«

Hier verbergen sich Geheimnisse einer jungen Seele, die so leicht nicht zu ergründen sind. Im Lauf unserer Gespräche erzählt Herr Treumann eine einzige elaborierte Geschichte ¹³ über seine Mutter. Als sie nach dem frühen Tod ihrer Kinder Monika (1928) und Paul (1929) zu einem vierten Kind schwanger ist und eines Abends die Wehen einsetzen, begleitet sie Peter zur Entbindung in das Allgemeine Krankenhaus. Er vertritt den Vater, der wie so oft bei wichtigen Familienangelegenheiten nicht zu Hause ist.

»Wir sind mit der Straßenbahn gefahren, sie war hochschwanger. Und *da nahm ich sie an der Hand* und ging mit ihr da zur Aufnahme, wo da halt eben schwangere Frauen hingehen. Und da haben wir uns verabschiedet, und dann ging meine Mutter da hinein, und ich stand dann allein da vor dem Allgemeinen Krankenhaus. Und dieses Alleinsein hat mich unheimlich *bedrückt*. Das war/das war eine Größenordnung, mit der ich nicht fertig wurde. Die hat mich unheimlich belastet, lange, *obwohl ich nie darüber gesprochen habe*. Das war so die Situation. Eigentlich hätte mein Vater mitgehen müssen, ich weiß nicht, was mit dem damals war, keine Ahnung, er ging also nicht. Ich gehe.

-
- 12 Das Schmalzbrot kehrt in vielen mündlichen Erzählungen über Kindheit und Jugend wieder; es ist auch eine typische Jause der Schulkinder. Die Lehrerin Margarete Rada berichtet aus ihren Beobachtungen in einem Wiener »Industriebezirk«, vermutlich dem 2. Bezirk: »Vormittag gibt es meist Schmalzbrot oder trockene Semmel. Immer und immer wieder muss man dagegen kämpfen, dass dieses Gabelfrühstück schon um 8 oder 9 Uhr verzehrt werde. Dann haben die Kinder nichts bis gegen 2 Uhr und ich wundere mich oft, dass die Kinder in der fünften Stunde überhaupt noch geistig aufnahmefähig sind.« Margarete Rada, *Das reife Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt*, Dissertation im Fach Psychologie, Universität Wien 1938, 42. Veröffentlicht als: dies., *Das reife Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung*, Wien/Leipzig 1931.
- 13 »Elaboriert« nenne ich eine Geschichte (im Sinn des engl. *story*), die vom Erzähler angekündigt wird, über Ort und Zeit und andere Umstände der folgenden »Handlung« orientiert, eine Verwicklung oder Komplizierung darstellt, den Höhepunkt des Geschehens durch Wechsel ins Präsens und/oder durch das Imitieren von Rede und Gegenrede markiert, und noch die Auflösung der Verwicklung erzählt sowie in der Coda die Bedeutung der »story« evaluiert. Die Abfolge dieser Elemente kann variieren und nicht immer sind alle Elemente gleich stark ausgeprägt.

Und da stehst du als Bub so ganz allein, es ist Abend, *so dunkel, die Frau geht da rein, meine Mutter, und weg ist die*. Und da stehst du allein da draußen.«

Da draußen sind die Kinderbanden, bald die orthodox-jüdischen Jugendlichen und die ›Schlurfs‹, die Hitlerjugend, später die SA, die Offiziere der Wehrmacht, der Krieg, nach 1945 die ersten Berufsjahre als Journalist. Das Gefühl des Verlassenseins könnte sich wiederholen. Der Knabe weiß es noch nicht, aber Ereignisse wie dieses werden sein weiteres Leben prägen.

»Diese vielen vielen kleinen Narben, die man da so bekommen hat, das gabs wahrscheinlich bei manchen anderen auch, diese vielen kleinen Narben, [...] *die haben dann später schon etwas ausgemacht*. Man ist quasi hart geworden, obwohl man vielleicht gar nicht hart war. Es hat sich auch später im Krieg herausgestellt.«

Was der Erzähler hier immerhin andeuten kann, bezeichnet der Soziologe Fritz Schütze als eine *Verlaufskurve*.¹⁴ Sie wird durch Ereignisse im Lebenslauf bestimmt, über die der Akteur zu keiner Zeit volle Kontrolle hat, und deren nachhaltige Bedeutung er zunächst oft gar nicht erkennt. Mit seiner Interpretation des Verlassenwerdens als prägendes Erlebnis begreift Herr Treumann im Rückblick, was die sozialpsychologische Theorie explizit formuliert: Menschen gehen an der Spitze ihrer Geschichten, die sie mehr oder weniger stärken oder schwächen. Die erlebten Geschichten schieben sie in eine Richtung. Die Zukunft ist nicht vollständig offen, sondern im vorliegenden Fall vor allem vom Vater ein Stück weit geplant. Die Auseinandersetzung mit dem Vater bleibt ein Leben lang von hoher Bedeutung. In dieser Auseinandersetzung entwickelt Peter T. schon um das neunte und zehnte Lebensjahr das Selbstideal eines heroischen und elitären Mannes. Er will disziplinierter werden als sein Vater, mehr Verantwortung für Andere übernehmen, sich mit seiner geistigen Kraft und körperlichen Flinkheit auch gegen stärkere Feinde wehren, Leid ertragen. Dass es nicht bei Vorsätzen bleibt, zeige ich nun an einigen Episoden. Ich betone, dass ihre Auswahl allein der Erzähler trifft.

4.3 Eintritt in die Hitlerjugend

Als er zehn Jahre alt ist, also 1931, werben Schulkollegen Peter T. zur Hitlerjugend, zunächst zu den Jüngsten, den Pimpfen. Peters Vater ist strikt dagegen. Peter geht ohne Wissen des Vaters zu den Treffen der Pimpfe. Dass das Alltags- und Familienleben politisch geprägt ist, zeigt sich, als der beste Freund des Vaters, Emil Fey, in eine aktuelle Entscheidung der Familie Treumann einbezogen wird. Er soll Peters Firmpate werden, wohl auch um ihn politisch zu erziehen.

Emil Fey, Major a.D., Bataillonskommandant am Isonzo, gründet im Frühjahr 1920 zusammen mit Oberst a.D. Hermann Hiltl und anderen die Frontkämpfervereinigung.

14 Vgl. Fritz Schütze, Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki, Hg., Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Neuaufgabe Wiesbaden 2006, 205–237.

Anfang 1925 soll sie in Wien etwa 12.000 aktive Mitglieder haben. 1927 gründet Fey die Wiener Heimwehr; 1931 wird er Landesführer der in *Wiener Heimatschutz* umbenannten Wiener Heimwehr. Im Oktober 1932 wird er von Bundeskanzler Dollfuß mit dem Amt des Staatssekretärs für das Sicherheitswesen betraut. In dieser Funktion verbietet er am 19. Juni 1933 alle Versammlungen und Aufmärsche der Sozialdemokraten, Kommunisten und Nationalsozialisten. Ab Jänner 1934 ist er Minister für Verteidigung und öffentliche Sicherheit im Kabinett Dollfuß. Nach dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich und einer ersten Vernehmung durch die Staatspolizei begeht Fey im März 1938 in seiner Wohnung erweiterten Selbstmord. Er erschießt zuerst seine Ehefrau und schießt dann auch auf seinen Sohn Herbert, einen zwanzig Jahre alten Kadetten der Wiener Neustädter Militärakademie, der sich zuvor schon selber einen tödlichen Kopfschuss durch die Mundhöhle zugefügt hat. Dann tötet sich Fey.¹⁵

Die Freundschaft zwischen Emil Fey und Peters Vater entsteht in den Jahren des Ersten Weltkriegs, als Fey als Major an den Isonzo-Schlachten beteiligt ist und dort Oberstleutnant Treumann kennenlernt.

»Und diese zwei Offiziere waren ein Herz und eine Seele. [...] Und dann, als der Fey (1927) Heimwehrführer wurde, ging auch mein Vater zur Heimwehr. [...] Ich mochte ihn (Fey) persönlich, als persönliche Erscheinung. Auch aufgrund der ganzen Geschichten, die ich damals hörte, wusste ich, dass er ein hervorragender Offizier war. Aber politisch mochte ich ihn nicht, weil ich diese Heimwehler nicht mochte. Da war also wieder die Hitlerjugend und diese ganze Diskrepanz.«

Aus einer zunächst intuitiven, bald auch als politisch verstandenen Feindschaft zu den Heimwehren und zur katholischen Kirche lehnt Peter T. Emil Fey als Firmpaten ab. Wie er sich ausgerechnet in diesem heiklen Punkt gegen den Vater durchsetzen kann, bleibt unbesprochen. Zu den für ihn wichtigen und einflussreichen Personen im Umfeld des Wachauer Hofes zählen »der Jude Serva von vis-à-vis« und der »alte sozialistische Armenrat Habitzl«, der im Wachauer Hof wohnt. Mit letzterem wird Peter T. nach den Ereignissen des Februar 1934 zwei Schauplätze der Februar-Kämpfe besichtigen (s.u.). Der nationalsozialistische Lehrer Jurenka setzt sich für Peter T. ein, als diesem der Ausschluss aus dem Gymnasium droht. Mit seinem Fahrtenmesser hat er ein Hakenkreuz in sein Pult geschnitzt, just zu dem Zeitpunkt (1933), als Gymnasiasten jede Meinungsbekundung für politische Parteien untersagt ist. Der katholische Pfarrer der Pfarrgemeinde repräsentiert für den jungen Peter T. und noch für den alt gewordenen Erzähler das »klerikale System«.

»Bei jedem Furz, egal was es war, ein Briefel vom Herrn Pfarrer, der also da hineingespielt hat bis zum Geht-nicht-mehr, ja? Bei uns hat also auch *die Frage des Katholizismus am persönlichen Erscheinungsbild (des Pfarrers) Form angenommen*, wo man gesagt hat, der Pfarrer, der redet überall drein, du kannst nichts machen ohne den Pfarrer, ja? Das haben wir nicht nur intuitiv, sondern das haben wir auch politisch abgelehnt!«

15 Vgl. Georg J. E. Mautner Markhof, Major Emil Fey. Heimwehrführer zwischen Bürgerkrieg, Dollfuß-Mord und Anschluss, Graz / Stuttgart 2004.

Die Erziehung zu einem »herrlichen kleinen Soldaten« prädestiniert Peter T. nach seiner Bewährung als »Capo« der Straßenbande auch in der HJ zu einer Führerlaufbahn. Die Erlebnisse in der HJ und der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich sind für Peter T. bei weitem attraktiver als der Wunsch des Vaters, die Habsburger Monarchie wiederherzustellen. Von den Werten des Vaters bleibt allein das Offiziers-Ideal für den Sohn in Geltung. Es wird in die pseudo-egalitäre Kultur der Hitlerjugend und später auch in die Offizierslaufbahn in der Deutschen Wehrmacht transponiert.

»Mir hat das (in der HJ) gefallen, das war militärisch und das war mir von zu Hause alles klar. Und was mir unheimlich imponiert hat, es gab keine Standesunterschiede (in der HJ). Egal ob der Vater Ingenieur oder Hilfsarbeiter im Hafen (im Donauhafen der nahen Donaudampfschiffahrtsgesellschaft) war, *wir waren alle gleich*. Das hat mir sehr imponiert.«

Was der zum Zeitpunkt unserer Gespräche etwa siebzig Jahre alte Erzähler hier rühmt, meint die Gleichheit der Pflichtbewussten, ein Konstrukt aus Sozialdarwinismus, NS-Ideologie und Rassentheorie. Exzellenz dieser Art stellt sich vor allem über gemeinsam ertragenes Leid und Entbehrungen her.

»Wir sind mit dem Rucksack in die Wälder gegangen, haben Geländespiele gemacht und Mutproben abgelegt, haben ein Kilo Brot gegessen und drei Deka Käse, und der war schon nicht mehr frisch, und die letzten fünf Kilometer von den zwanzig Kilometern mussten wir auch noch im Laufschrift zurücklegen et cetera, so nach dem alten Prinzip, gelobt sei, was hart macht. Und das hat uns damals etwas gegeben. [...] Ich habe damals auch Sport betrieben, ich war beim WAC (Wiener Athletik-Club), habe Marathonlauf trainiert und war schon wieder *extrem*. Fußball hat mich überhaupt nie interessiert [...] Mir kam es immer mehr auf die *Einzelleistung* an. Und das war auch dann nachher auf der Gebietsführerschule (der HJ) und anderen Führerschulen, das war immer eine körperliche Beanspruchung bis zum Geht-nicht-mehr.«

Peter T. ist 13 Jahre alt, als der Republikanische Schutzbund im Februar 1934 einen Aufstand gegen das Dollfuß-Regime unternimmt. Er solidarisiert sich mit den erschossenen und verwundeten Arbeitern und ebenso mit den im Juli 1934 hingerichteten Dollfuß-Mördern, aber auch mit sozialistischen Autoritäten im Gemeindebau und pauschal mit »den Arbeitern von Wien«. Wie passt das zusammen und wie ist es zu erklären?

4.4 Vater und Sohn im »Bürgerkrieg«. Februar 1934

Einheiten der Heimwehren bzw. des Heimatschutzes,¹⁶ der Polizei und des Bundesheeres schießen mit Maschinengewehren und Artillerie auf Wohnbauten und »Volksheime« des Roten Wien, in denen sich schlecht bewaffnete Männer und wenige Frauen des Republikanischen Schutzbundes verschanzt halten.¹⁷ Die zentrale Figur auf der Seite der Staatsmacht ist Emil Fey. Als Staatssekretär und ab Mitte Jänner 1934 als Minister für Verteidigung und öffentliche Sicherheit hat er neben der Wiener Heimwehr (1931 in »Heimatschutz« umbenannt) auch Polizei, Gendarmerie und Bundesheer unter seiner Kontrolle.¹⁸ Peter Ts. Vater ist als Bataillonskommandant des »Heimatschutzes« in Favoriten (10. Bezirk) im Einsatz und befehligt dort den Beschuss von Gemeindebauten.

Nach dem Ende der Kämpfe im Februar 1934 begleitet der 13jährige Peter T. den pensionierten E-Werksarbeiter, Sozialdemokraten und Armenrat Habitzl zu einem ersten Lokalauschein. Dass sein Vater mit Emil Fey auf der Seite der Staatsmacht steht, ist für Peter T. ein dramatischer Höhepunkt.

»Ich kochte, ich kochte! Jetzt schießen die auf die Arbeiter! Das Tragische war, der Habitzl hat mich mitgenommen und hat gesagt: Peter, ich weiß, du bist ein Nazi. Aber komm mit mir, ich zeig dir, wie Arbeiter kämpfen! – Da hat er mich zum Schlingerhof geführt, und zum Goethe-Hof,¹⁹ und das war *furchtbar* für mich! Und das Tragische war, – das wäre ja sonst nur ein Lokalauschein gewesen – aber das *Tragische* war,

-
- 16 Die nach Bundesländern organisierten, von Industriellen und von Mussolini mit Geld und Waffen unterstützten Heimwehren bilden eine para-militärische Truppe in der faschistischen Diktatur Dollfuß'. Nach dem Putschversuch der Nationalsozialisten am 25. Juli 1934 und dem Tod Dollfuß' werden sie tendenziell entmachtet und 1936 unter Dollfuß' Nachfolger Kurt Schuschnigg aufgelöst.
- 17 Die hier nur am Rande interessierenden Aspekte des bewaffneten Kampfes sind gut erforscht. Vgl. Kurt Bauer, *Der Februaraufstand. Fakten und Mythen*, Wien u.a. 2019; Irene Etzersdorfer, Hans Schafranek, Hg., *Der Februar 1934 in Wien. Erzählte Geschichte*, Wien 1984; Hans Schafranek, »Die Führung waren wir selber« – Militanz und Resignation im Februar 1934 am Beispiel Kaisermühlen. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaler, Hg., *Neuere Studien zur Arbeitergeschichte. Zum 25-jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung*, 3 Bände, Wien 1984, Band 2, 439–469.
- 18 Vgl. Anson Rabinbach, *Vom Roten Wien zum Bürgerkrieg*, Wien 1989.
- 19 Der Schlingerhof in Floridsdorf ist eine der großen Gemeindewohnanlagen des Roten Wien. Eine große Zahl von Schutzbundkämpfern und nicht kämpfenden Mitgliedern des Schutzbundes wird hier verhaftet und in einer langen Kolonne, von Polizisten eskortiert, zum Kommissariat Floridsdorf geführt. Von verschiedenen Seiten, von Heimwehrverbänden, aber auch vom Republikanischen Schutzbund, werden die Eskorte und die Verhafteten beschossen, wobei Polizisten und Gefangene getötet oder verletzt werden. Vgl. Kurt Bauer, *Der Februaraufstand 1934. Fakten und Mythen*, Wien/Köln/Weimar 2019, bes. 99 ff: *Das Massaker an den Schlingerhof-Gefangenen*. Der Goethe-Hof (Schüttaustraße 1–39) liegt am linken Donauufer, 1934 zählt er zum 2. Bezirk, seit 1946 zum 22. Bezirk. In der sozialdemokratischen Literatur wird er als Brückenkopf bezeichnet, was der Mythenbildung Vorschub leistet, er wäre für den Fall eines Bürgerkriegs schon als Brückenkopf geplant worden. Im Lauf der Kämpfe wird der Goethe-Hof u.a. von der Artillerie des Bundesheeres vom Mexikoplatz am rechten Donauufer beschossen. Kleine Gruppen des Republikanischen Schutzbundes haben hier ihre »letzte Bastion«. Der Goethe-Hof wird erst am 18. Februar von Regierungstruppen eingenommen.

dass mein Vater damals als Bataillonskommandant der Heimwehr im zehnten Bezirk am Wasserturm stand und ebenfalls auf die Arbeiter schoss. Das war diese ganze Fey-Offensive. Da zerbrach in mir so viel, so viel.«

Was zerbricht hier, was nicht schon zerbrochen ist? Ich neige zu der Interpretation, dass die Besichtigung der beschossenen Gemeindebauten mit dem alten Armenrat wie in einem griechischen Drama die Antagonisten erlebbar und fühlbar macht. Der engste Freund des Vaters, Emil Fey, legitimiert die Angriffe auf die Gemeindebauten, ja er fordert sie am Vorabend des 12. Februar mit großer Bestimmtheit.²⁰ Gegenüber Führern der in Kampfbereitschaft versetzten Heimwehrverbände erklärt er: »Wir werden morgen an die Arbeit gehen, und wir werden ganze Arbeit leisten für unser Vaterland, das nur uns Österreichern alleine gehört und das wir uns von niemand nehmen lassen.« Nach dem Ende der Kämpfe behauptet er in einer Pressekonferenz, die Gemeindebauten des Roten Wien seien »ausgesprochene Zwingburgen des sozialdemokratischen Terrors« gewesen.²¹

4.5 Der nationalsozialistische Putschversuch am 25. Juli 1934

Unmittelbar nach seiner sehr persönlichen Geschichte des Februar 1934 erzählt Herr Treumann über den nationalsozialistischen Putschversuch am 25. Juli 1934.²² Beide Geschichten bilden für ihn einen kausalen politischen und autobiographischen Zusammenhang. Peter T. nimmt den Putschversuch der Nationalsozialisten als *legitimen* Schlag gegen die Dollfuß-Diktatur wahr, die nur wenige Monate zuvor Gewehre und Kanonen gegen »das Volk« in den Gemeindebauten des Roten Wien gerichtet hat. Die Angehörigen der illegalen Wiener SS-Standarte 89, die den »Juli-Putsch« vorbereiten, in das Bundeskanzleramt eindringen und auf Dollfuß schießen, erscheinen Herrn Treumann immer noch als »gerechte Rebellen« gegen ein Regime von »Arbeitermördern«.

Im Bundeskanzleramt verblutet Dollfuß an den Schussverletzungen, die ihm die SS-Männer Otto Planetta und Franz Holzweber zugefügt haben. Am 30. Juli 1934 werden sie vor einem Militärgerichtshof des Mordes und des Hochverrats angeklagt, zum Tod durch den Strang verurteilt und am folgenden Morgen im Hof des Wiener Landesgerichts hingerichtet. Im Lebensroman des Peter Treumann folgt eine einprägsame Szene. Am Tag der Hinrichtung hält Peter T. in seinem kleinen Zimmer eine Art Totenwache.

20 Der Begriff ›Fey-Offensive‹ geht darauf zurück, dass Heimwehrführer und Innenminister Emil Fey am 11. Februar systematische Hausdurchsuchungen nach Waffen in Parteigebäuden und Funktionswohnungen anordnet Vgl. Kurt Bauer, Der Februar Aufstand 1934. Fakten und Mythen, Wien/Köln/Weimar 2019.

21 Vgl. Wiener Zeitung vom 19.2.1934, 3.

22 Vgl. Gerhard Jagschitz, Der Putsch. Die Nationalsozialisten 1934 in Österreich, Graz u.a., 1976; aus nationalsozialistischer Perspektive: Die Erhebung der österreichischen Nationalsozialisten im Juli 1934. Akten der Historischen Kommission des Reichsführers SS, Wien 1984; Hans Schafranek, Sommerfest mit Preisschießen. Die unbekannte Geschichte des NS-Putsches im Juli 1934, Wien 2006; Kurt Bauer, Elementar-Ereignis. Die österreichischen Nationalsozialisten und der Juliputsch, Wien 2003.

»Dann kam das Urteil über Planetta und Holzweber. Und in dem kleinen Kabinett, das wir hatten, war ein Tischlerl, und da hab ich eine Kerze hingestellt, und da stand ein Bild, das hab ich mir aus der Zeitung rausgeschnitten, ein Bild vom Planetta und vom Holzweber. Als sie gehenkt wurden, da hab ich damals – naja – eine Art Totenwache oder Gedenkminute gehalten. Und mein Vater hat ein Buch (über den ermordeten Kanzler Dollfuß) geschrieben. Das ging also schon sehr auseinander. Ja, das war also in etwa die Diskrepanz, die die Politik in die Familie brachte, dieses Beharren meines Vaters auf etwas, was es nicht mehr gab, denn für mich gabs die Zukunft, nicht diese alten Geschichten.«

Beachtenswert finde ich die religiösen Symbole der »Totenwache« des Hitlerjungen. Sein junges Leben zwischen politisch verfeindeten Welten führt ihn zur Übernahme kultureller und religiöser Symbole über ideologische Grenzen hinweg. Eine religiöse Tiefengrammatik findet sich in der Totenwache des Hitlerjungen ebenso wie in den Inszenierungen der NSDAP, etwa auf dem Nürnberger Parteitag.²³

4.6 Der Hitlerjunge Peter T. wird illegal

Nach einer Welle nationalsozialistischen Terrors mit Todesopfern und Verletzten werden im Juni 1933 auf Anordnung von Emil Fey die NSDAP und ihre Teilorganisationen, so auch die Hitlerjugend und der BDM in Österreich verboten.²⁴ Nach der Konfiskation ihrer Heime wollen viele in der HJ organisierte Kinder und Jugendliche bis auf weiteres keine politischen Aktivitäten mehr setzen. Nur wenige verabreden sich weiterhin zu Treffen und Aktionen. Peter T. führt eine solche illegale Gruppe an. Das ist nun bereits eine dezidiert politische Stellungnahme für die Nazis und gegen den Vater, gegen Dollfuß und gegen Fey. Es beginnt eine Phase des von der NSDAP in Österreich und auch vom Erzähler Treumann mythisch überhöhten »illegalen Kampfes«. Die Geschehnisse selbst und der Mythos von den »Heldentaten« der eigenen Gruppe prägen das Selbstverständnis des Peter T. Doch was bedeutet es für ihn konkret, ab 1933, also ab seinem 12. Lebensjahr, »illegal« zu sein?

Im Wohnviertel um den Wachauer Hof, wo jeder jeden kennt, wissen viele, wer von den Kindern und Jugendlichen auch nach dem Verbot bei den Nationalsozialisten, bei den Sozialdemokraten oder bei den Kommunisten ist. Für Peter T. weist die Kleinheit »seiner« illegalen HJ-Gruppe deren Exzellenz aus: In seiner Sicht gehört er einer Gruppe an, die unter erschwerten Bedingungen ein Bekenntnis zum Nationalsozialismus ablegt.

»Wir haben in unserem Haus, im Wachauer Hof – also vorne gabs den Treumann, hinten gabs den Leichtfried, der war dann Bannführer (der HJ) in Floridsdorf, dann gabs bei uns den Zwirzina, später ein Hofrat der niederösterreichischen Landesregierung,

23 Vgl. Wolfgang Schieder, *Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland*, Göttingen 2008.

24 Zur Geschichte der HJ in Österreich vgl. Johanna Gehmacher, *Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel in Österreich vor 1938*, Wien 1994.

dann gabs bei uns den Puchter Kurtl, der wurde später ein Ingenieur; das war also unsere HJ-Clique.«

Gerade einmal vier Burschen zwischen etwa 13 und 16 Jahren aus dem Wachauer Hof treffen sich zu Aktionen, die sie als Parteinahme für den Nationalsozialismus verstehen. Wie auch in anderen Vierteln der Leopoldstadt und in anderen Bezirken Wiens sind es typischer Weise ein Hauptschüler, zwei Gymnasiasten und ein Lehrling. Ihre Aktivitäten sollen die politisch, rassistisch und sozial konkurrierenden Jugend-Gruppen provozieren, warnen, in »die Flucht« schlagen, ängstigen: »Die kuschen, wenn wir marschieren!« Dass sie allerdings auch viele erwachsene und auch ältere und alte Menschen in Angst und Schrecken versetzen und sich später an ihrer Beraubung, Deportation und Ermordung beteiligen, ist bekannt. Ich komme darauf zurück.

Die Hitlerjugend (einschließlich des ihr unterstellten BDM) hat in Österreich Uniform-, Versammlungs- und Aufmarschverbot. Im Gegenzug erfinden die illegalisierten Hitlerjungen eine »heimliche Uniform«, die sie bei passenden Gelegenheiten *zur Schau tragen*. Herr Treumann zufolge besteht sie aus kurzen Lederhosen, weißen Hemden mit offenem Ausschlag-Kragen und grauen Stutzen. BDM-Mädchen tragen »Dirndl« und das Haar in Zöpfen. Hätten die Burschen *weiße* Stutzen getragen, wie dies in den Tagen unmittelbar vor und nach dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich auf Photographien zu sehen ist, hätte dies den Regeln der Konspiration widersprochen, behauptet Herr Treumann. Widerspricht aber nicht die gesamte Praxis der illegalisierten HJ den Regeln der Konspiration?

Herr Treumann liefert selber einige Hinweise dafür. Im Viertel um den Wachauer Hof »wusste jeder, wer bei der illegalen HJ war«, betont er. Selbst »der alte Jude«, der Bürstenbinder von vis-à-vis, habe gewusst, dass er weiterhin als Hitlerjunge aktiv ist: »Na das wusste jeder dort in der Gegend.« Auf der Mazzesinsel²⁵ und im nahen Volksprater legen es die Hitlerjungen gar nicht darauf an, *im Geheimen* zu bleiben. Sie wollen erkannt werden und gegnerische Gruppen von öffentlichen Plätzen vertreiben. Mit jeder Tat wächst ihre Zuversicht, einer »schlagkräftigen« und letztlich »siegreichen« Bewegung anzugehören. In sozialpsychologischer Sicht ist es die Fortführung des Probehandelns nach dem Modell der *reziproken Antagonisten* (Erikson), freilich unter gefährlicheren Bedingungen. Wenn sie in ihrer angeblich geheimen Uniform auf Fahrrädern oder zu Fuß durch die Leopoldstadt streifen, suchen sie ihre Gegner und finden sie auch. Von ihren Gegnern werden sie, wie gewünscht, an ihrem Outfit und an ihrem Habitus erkannt. Was also ist hier konspirativ? Zugleich provozieren sie mit ihren Aktionen die Polizei. Das Risiko der Verhaftung und eines Verhörs am Kommissariat Praterstraße nehmen sie in Kauf. Sie kennen die Ausreden, um einer Haftstrafe zu entgehen. Zu bedenken ist auch, dass eine unbekannte Zahl von Polizisten in Wien schon lange vor dem Anschluss mit der NSDAP sympathisiert. Es ist möglich, dass illegale Hitlerjungen auf die heimliche Hilfe solcher Polizisten setzen können.

25 Mazzesinsel: Der Name ist abgeleitet von den Matze-Bäckern, die hier in ihren Backstuben Matze: ungesäuertes Brot als dünne Fladen erzeugen, die von religiösen und ihrer Kultur verbundenen Jüdinnen und Juden während des Pessach-Festes gegessen werden. Vgl. Ruth Beckermann, *Die Mazzesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–1938*, Wien 1992.

4.7 Der Nazi-Professor

Im Gymnasium hat Peter T. einen Lehrer, der sich zu der ab 19. Juni 1933 verbotenen NSDAP weiterhin bekennt. Er ist der einzige Lehrer, der mit Peter T., der sonst gegen Lehrer rebellierte, gut zurechtkommt,

»weil er mir Verantwortung aufpackte, noch und noch und noch und noch. Und je mehr Verantwortung ich hatte, desto ruhiger wurde ich. Der Jurenka, der ist 1945 leider umgekommen in Wien, den haben die Russen erschlagen. Der hat mich so durchschaut, wie mich weder mein Vater noch sonst wer jemals durchschaut hat.«

Während seiner Fieberschübe muss der an Malaria erkrankte Lehrer immer wieder zu Hause bleiben. Dann macht er seinen Schüler Peter Treumann nach dessen vielleicht etwas übertriebener Darstellung quasi zu seinem Stellvertreter, der für Ordnung in der Klasse sorgen soll. Als er ein Hakenkreuz in die Schulbank schnitzt und die Lehrerkonferenz beschließt, er müsse die Schule verlassen, stellt Professor Jurenka dem Direktor ein Ultimatum:

»Wenn der Treumann von der Schule weg muss, dann geh ich auch. Also das hab ich riesig gefunden. Zum ersten Mal hab ich erlebt, dass einer für einen anderen eintritt, also ein Erwachsener, eine honorige Persönlichkeit. Und wir waren lange in Verbindung, das war ein Riesenverhältnis, ähnlich wie dann zu Dr. Drexel von den Nürnberger Nachrichten« (s.u.).

4.8 Die jüdischen Feinde

In den Jahren der illegalisierten politischen Tätigkeit in der Hitlerjugend (von 1933 bis März 1938) werden Peter T. und seine »Kameraden« mehrmals von Polizisten festgenommen und auf das Kommissariat Prater zum Verhör gebracht.

»Und da gab es einen Kommissar, der war ein Halbjude, der zur Abteilung Eins gehörte, zur politischen Polizei, und den/also den hasste ich wie die Pest. Nicht den Polizisten, der mich geschlagen hat, *den* hasste ich. [...] Angenommen, die haben uns irgendwo ausgehoben in einem Keller oder wo auch immer wir waren. Wir kamen also dann wieder einmal auf die Polizei. Und dann begann das alte Spiel. Du bist bei der Hitlerjugend? Worauf ich immer gesagt habe, und die anderen haben das auch gemacht: Wieso denn, die ist doch verboten? Schon provokant, unverkennbar. Und da standen hinter dir zwei so Mistelbacher, die waren damals noch echt, die haben auch solche Hände gehabt.²⁶ Wumm, hast eine (Ohrfeige) von links gefangen [...] und das schlimmste war, als

26 Wiener Ausdruck für Polizisten, von denen viele vom Land kommen und deshalb nach der Bezirkshauptstadt Mistelbach im niederösterreichischen Weinviertel benannt werden. Infolge ihrer Arbeit in der elterlichen Landwirtschaft gelten sie als körperlich kräftig. Die Bezeichnung von Polizisten als Mistelbacher ist nur eine von vielen ironischen Appellationen, mit denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene Autoritäten bezeichnen, um deren Bedrohlichkeit zu verringern. Siehe die Anrufung »Fetzenbrust« für einen Wachmann im Revier der Gassenkinder, Kapitel 3.8.

wir einmal gehört haben, wie im Nebenzimmer BDM-Mädchen geschlagen wurden, die wahnsinnig geschrien haben. Also ich hätte den auf der Stelle umbringen können, nicht den, der schlägt, sondern – wie soll ich sagen – *den Schreibtischtäter*, um das jetzt mit einem anderen Wort zu bezeichnen, den hab ich gehasst.«

Erstmals tauchen in Treumanns Erzählung BDM-Mädchen auf. Ob sie nach dem Verbot aller NS-Organisationen noch politisch tätig sind, ist unklar. Den »Halbjuden« imaginiert Peter T. als den verantwortlichen Täter. Ihn als »Schreibtischtäter« zu bezeichnen fällt auf. Vielleicht kennt Herr Treumann den Begriff aus dem journalistischen Diskurs der Nachkriegszeit über die NS-Prozesse, an denen er bereits als Journalist teilnimmt. Wissend oder unwissentlich zitiert er den antisemitischen Topos, dass Juden arische Mädchen schänden. Der Bericht über das Polizeiverhör kippt in eine antisemitische Phantasmagorie.²⁷

Die Frage ist berechtigt: Wie steht es um die Wahrheit einer solchen Erzählung? Als »gewiss« oder »wahr« gilt im alltagsweltlichen Denken, was man mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört haben will. An dieser Stelle ist aber nicht auszuschließen, dass der Erzähler das »mit seinen eigenen Sinnen« Wahrgenommene mit später Gesehenem und Gelerntem vermischt. In einem positivistischen Verständnis schränkt dies den Quellenwert der auf Erinnerung aufbauenden Erzählung ein. Doch sie liefert Information darüber, wie der Akteur im Lauf seines Lebens mit für ihn heiklen oder belastenden Erlebnissen umgeht. Seine Imagination bestimmt seinen Blick auf das erlebte Reale und noch die Erinnerung daran.

Von den in den 1920er Jahren etwa 190.000 Bewohner*innen jüdischen Glaubens und jüdischer Herkunft in Wien (etwa ein Zehntel aller Stadtbewohner*innen) leben und arbeiten die orthodoxen »Ostjuden« (Zuwanderer aus Galizien und der Bukowina und anderen Ländern der ehemaligen Habsburger Doppelmonarchie) vor allem auf der Mazzesinsel in der Leopoldstadt. Viele halten sich mit Hausier-Handel und Ratengeschäften am Leben. Peter T. durchstreift die Mazzesinsel regelmäßig mit seinen HJ-Kameraden in der Absicht, Angst unter den jüdischen Bewohner*innen zu verbreiten. In der folgenden Passage spricht er erstmals über Aktionen gegen orthodox-jüdische Jugendliche. Das große Verbrechen, zu dieser Zeit noch namenlos, verschweigt er in einer merkwürdig leeren Drohung: »Die sollten wissen, *da ist was*, und die sollten vorsichtig sein.«

»Da hat es auch Eskalationen gegeben. Wir gingen zum Beispiel einmal am Sonntag ins Kino, da gabs immer so Matineen. Wir gingen ins Kino und dann nach Hause – also wieder in Richtung Reichsbrücke – und da waren Juden, junge Juden in unserem Alter. Na und da waren – ich glaub es waren zwei BDM-Mädchen dabei, die Anni Mayreder zum Beispiel, und da haben die Juden gestänkert. Und sie haben also etwas gestänkert, was lustig war. Wenn man es heute // also wir haben das damals generell als Stänkern empfunden und nicht lang darüber nachgedacht. Aber wenn ich heute analysiere, was haben sie denn eigentlich gesagt? Zu uns haben sie gesagt: Die Gois kumman! nicht?

27 Vgl. Johanna Gehmacher, Antisemitismus und die Krise des Geschlechterverhältnisses. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 3 (1992) 4, 425ff.

Jetzt: der Goi ist der Christ.²⁸ Da hätten wir gar nicht so beleidigt sein dürfen, weil so große Christen waren wir nicht. Aber [...] das fiel jetzt wieder zusammen mit dieser Frühform des Antisemitismus durch diesen Religionsunterricht in der Schule [...]. Weil die waren ja die, die den Christus ans Kreuz geschlagen haben und so weiter und so weiter, und Ihr sollt verflucht sein bis in das letzte Glied! und so weiter und so weiter. *Auslösend* war, als die gesagt haben zu diesen zwei Mädchen, die damals im Dirndl gingen und mit Zöpfen: *Nazi-Schicksen!* Also das war schon ein Hartes, nicht, und da ging die Keilerei los – *das ist normal*.«

Schickse bedeutet in der jiddischen Sprache nicht nur Mädchen, sondern auch Flittchen; mit dem Ruf »Nazi-Schicksen!« werden BDM-Mädchen identifiziert und benannt und eine sexuelle Beziehung zwischen ihnen und den sie begleitenden Hitlerjungen wird *unterstellt*. Dies trifft bei Peter T. und seinen Kameraden auf eine psychosexuelle Schwierigkeit. Für sie scheint es beinahe unmöglich, eine legitime leibliche und sexuelle Beziehung zu Mädchen herzustellen, die nationalsozialistischen Organisationen angehören. Zwischen einem Hitlerjugend-Führer und einem in diesem Fall auch prominenten BDM-Mädchen besteht typischerweise eine keusche Verehrung.²⁹ Die Verschiebung sexueller Wünsche in die Zeit »nach dem Krieg« zugunsten aktueller Aufgaben und Herausforderungen ist keine Erfindung der Nationalsozialisten. Sie bestimmt auch die deutsche Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg und wird auch von sozialdemokratischen Jugendeliten wie den Schönbrunner*innen berichtet (s. Kapitel 3.4). Die Unterstellung, die BDM-Mädchen hätten sexuelle und/oder erotische Beziehungen mit den HJ-Jungen, provoziert das schon von der deutschen Jugendbewegung hochgehaltene Ideal der keuschen Kameradschaft, erzürnt die Hitlerjungen und verpflichtet sie zur Verteidigung der BDM-Mädchen, »das ist normal«.

In der folgenden Passage verwendet Herr Treumann nicht zum ersten Mal, aber deutlicher als zuvor die rhetorischen Figuren der Homologisierung und der Parallaxe (s.u. 4.11). Er geht von seinem Stand- und Sehepunkt als Augenzeuge und politischer Akteur aus und benutzt viel später erworbenes Wissen. Das körperlich passive Verhalten orthodox-jüdischer Jugendlicher in der Leopoldstadt setzt er zum Verhalten der Juden in den Vernichtungslagern der SS in Zusammenhang. Bezogen auf zwei verschiedene Zeiten und Orte (die Mazzesinsel in der Leopoldstadt Anfang der 1930er Jahre und Auschwitz in den 1940ern) behauptet er ein zeitloses, an die Rasse gebundenes, also natürliches Schicksal von Menschen jüdischer Herkunft oder jüdischen Glaubens. Die von ihm als weibisch denunzierte Friedfertigkeit der orthodoxen Jugendlichen in der Leopoldstadt wird zu einem anthropologischen Merkmal der jüdischen Rasse und erkläre, warum sich die jüdischen Gefangenen an der Rampe von Auschwitz nicht wehren.

»Wie gesagt, wir haben (in der Leopoldstadt) die orthodoxen Juden gehabt, die für uns immer die Ungefährlichsten waren, weil wir haben gewusst, die gehen in den Tempel und die beten, und man hat sie gesehen, wenn sie spazieren gehen mit ihren Kindern

28 Goi, auch Goj ist ein im Jiddischen gebrauchtes Wort für Nichtjude/n, das auf das hebräische גוי Goj, Plural גוים Gójim zurückgeht.

29 Vgl. Ulrich Linse, »Geschlechtsnot der Jugend«. Über Jugendbewegung und Sexualität. In: Thomas Koebner u.a. Hg., *Mit uns zieht die neue Zeit. Der Mythos Jugend*, Frankfurt a.M. 1985, 245ff.

am Abend, bis der erste Stern aufgeht, das war uns alles geläufig. [...] Die meisten wollten ja gar nicht behelligt werden. Die traten ja politisch nicht in Erscheinung. Und die Konfrontation auf der Straße wollten sie schon dreimal nicht, weil das auch gar nicht ihrer Lebensart entsprochen hat. Und das heißt, *sie wehrten sich nie!* Man weiß auch von später dann: Die marschierten da *geduldig wie die Schlachtopfer* zur Schlachtbank und heulten zwar und wehklagten, aber gemacht hat keiner was. Das war etwas, was wir nie verstanden haben. Also wenn ich schon zur Schlachtbank geführt werde, und ich weiß, da vorne ist Schluss, ja da versuch ich doch noch mindestens zwei (in den Tod) mitzunehmen, die mir dann in der Hölle die Türe aufmachen [...] Also ich habe kaum einen Juden gekannt, der da ein Raufer war oder irgendetwas. Wie gesagt, *die große Konfrontation war das nicht!*«

In der Coda klagt Herr Treumann die Geltung des reziproken politischen und rassistischen Antagonismus geradezu ein: »die große Konfrontation war das nicht!« Hitlerjungen bevorzugen Gegner, die kampffähig und kampfbereit sind, am besten »natürliche« Gegner der eigenen Rasse. Gegner, die sich nicht wehren, bewiesen damit, einer minderen Rasse anzugehören. Sie eignen sich nicht, um dem Hitlerjungen im Kampf Selbstwert zu verschaffen.

Am Tag nach der Annexion und in den folgenden Tagen werden in Wien, vor allem in der Leopoldstadt, Jüdinnen und Juden gezwungen, politische Parolen der austrofaschistischen Diktatur zur abgesagten Volksabstimmung mit Zahnbürsten und Seifenschaum von den Pflastersteinen zu reiben. G.E.R. Gedye, Wien-Korrespondent der Londoner Times und des Daily Express, beschreibt eine dieser sogenannten Reibepartien.

»Die erste Reibepartie sah ich auf dem Praterstern. Sie mußte das Bild Schuschniggs entfernen, das mit einer Schablone auf den Sockel eines Monuments gemalt worden war: SA-Leute schleppten einen bejahrten jüdischen Arbeiter und seine Frau durch die beifallkatschende Menge. Tränen rollten der alten Frau über die Wangen, und während sie starr vor sich hinsah und förmlich durch ihre Peiniger hindurchblickte, konnte ich sehen, wie der alte Mann, dessen Arm sie hielt, versuchte, ihre Hand zu streicheln.«³⁰

Monate später, vom 9. auf den 10. November 1938, findet die »Pogromstimmung«, von SA und NSDAP provoziert und gelenkt, einen neuen Höhepunkt, der das große und finale Feuer ankündigt: Fast alle Wiener Synagogen und Bethäuser werden in Brand gesetzt. Nur die Hauptsynagoge in der Seitenstettengasse 4 (Wien Innere Stadt) kann wegen ihrer Lage im Innenhof des ehemaligen Pempflinger Hofes nicht niedergebrannt werden. Jüdische Geschäfte werden geplündert und behördlich versiegelt, über 6.000 Juden werden allein in dieser Nacht verhaftet und etwa viertausend von ihnen an den folgenden Tagen in das Konzentrationslager Dachau gebracht.

Seine Teilnahme daran will mir Herr Treumann nicht erzählen. Er versucht auch nicht, sich zu rechtfertigen. Wohl aber ist das, was er über die Konfrontationen der Hitlerjugend mit den orthodox-jüdischen Jugendlichen in der Leopoldstadt erzählt, ein Ver-

30 George Eric Rowe Gedye, *Die Bastionen fielen. Wie der Faschismus Wien und Prag überrannte*, Wien 1947, Neuauflage 1981, 295.

such, die Handlungen der HJ-Gruppe vor dem Anschluss als einen Vorschein dessen auszuweisen, »was da kommen wird«. Mit anderen Worten: Herr Treumann wertet seine Aktivitäten in der Hitlerjugend als Beitrag zum Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung, zu ihrer rassistischen Politik und zum Anschluss Österreichs. Ohne Zweifel erlebt er die »Reibepartien« im »allgemeinen Hochgefühl«.

4.9 Natürliche Gegner und die ›eigenen‹ Mädchen

In der folgenden Passage versucht Herr Treumann die sozialkulturellen Unterschiede zwischen den rivalisierenden Jugendkulturen in der Stadt zu bezeichnen und zu begründen, warum nur bestimmte Gruppen ›natürliche‹ Gegner und ›echte‹ politische Antagonisten der Hitlerjungen sind.

»In der Hitlerjugend gabs dann in der Kampfzeit neben Heimabend und Geländespiel und Fahrt und politischer Schulung eine Konfrontation mit den Schlurfs. [...] Dabei kamen wir dann (ab dem Verbot der HJ) im Juni 1933) in einen gewissen Widerspruch zu den Gesetzen der Illegalität. Die Illegalität war ja geheim, war aufgebaut nach gewissen Systemen. Jetzt fuhren wir aber (sic!) mit der Lederhose auf Fahrrädern über die Erste-Mai-Straße im Prater, zu zweit oder zu dritt, und kamen beim Schweizerhaus vorbei. [...] Und das Schweizerhaus war immer ein Konzentrationspunkt der Schlurfs. Hier spielte man immer so amerikanische Musik [...] Und die Schlurfs waren aber nie drinnen im Lokal, weil die hatten ja genausowenig Geld wie wir, die waren draußen. Und da fuhren wir also mit den Fahrrädern vorbei, und ich muss schon ehrlich sagen, es war schon ein bisschen provokant (von uns). Wir sausten da nicht vorbei, sondern wir fuhren (langsam) und warteten eigentlich immer auf etwas, so ähnlich wie bei den Straßenkämpfen (der Bubenbanden, s. Kapitel 3). Und plötzlich kam auch immer: ›Ah, die Nazis!‹ – Wir haben Lederhosen, graue Stutzen, Ausschlaghemd, ganz kurze Haare, ganz im Gegensatz zu den Schlurfs: ›Die Nazis!‹ – und das war für uns das Stichwort. Egal, ob da zwanzig oder fünfundzwanzig waren, das war egal. Wir haben also den Rücktritt reingehauen, gebremst, Beine auseinander, das Rad rutscht drunter weg, wir haben runtergegriffen, die Fahrradpumpe, und waren schon drinnen (in der Gruppe der Schlurfs). Und das war für uns also das Größte, wenn wir da dreißig Schlurfs zu dritt in der ganzen Kriau³¹ versprengt hatten. Na dann wars wieder in Ordnung, Fahrradpumpen wieder rauf und wir sind weitergefahren. Das war also schön. Das war irgendwo ein Kräftemessen auf der einen Seite. Auf der anderen Seite war es – so komisch das vielleicht klingt – die Schlurfs waren die Grenze unserer Möglichkeiten! Sie wurden nicht illegal (sie waren vom Verbot der Parteien und ihren Jugendorganisationen durch die austrofaschistische Diktatur nicht betroffen), sie konspirierten nicht mit uns (im Widerstand gegen die austrofaschistische Diktatur). Und sie hatten eine Lebensauffassung, die unserer total entgegen stand, zum Beispiel puncto Mädchen oder Schule oder Pflicht, Pflicht war ihnen wurscht. [...] Es waren also schon vom Erscheinungsbild her zwei ganz verschiedene Welten. Die tranken Alkohol, wir tranken keinen Alkohol.

31 Die Kriau ist ein damals größtenteils unverbauteiler Teil des 2. Bezirks, der Leopoldstadt, und grenzt an den Prater.

Die hatten Mädchen, bei uns waren Mädchen – also es war fast lächerlich! Du pass auf, ein Mädchen, was tut man denn mit einem Mädchen?»

Peter T. verehrt ein BDM-Mädchen. Es entspricht dem im Dritten Reich kolportierten Schönheitsideal und ist eines jener Mädchen, die von jüdischen Burschen auf der Taborstraße als »Nazi-Schickse« angesprochen werden. Sie zu verehren ist aber für Peter T. nur insgeheim möglich. Er traut sich nicht, persönlichen Kontakt aufzunehmen.

»Sie war BDM-Führerin, eine Ringführerin, die auf der Lassallestraße wohnte. [...] Und sie war auch das typische BDM-Mädchen. Sie war blond und hatte Zöpfe und war wirklich attraktiv. Sie war so attraktiv, dass sie in ein paar deutschen Illustrierten veröffentlicht wurde als BDM-Mädchen. Und die haben wir schon heimlich verehrt. [...] Aber dass wir da hingegangen wären und uns ein Rendezvous ausgemacht hätten – ich glaub, wenn man heute zurückblickt und das genau analysiert: Wir waren glaub ich dafür wirklich viel zu unreif, wir waren gehemmt, wir trauten uns einfach nicht, wir wurden verlegen und *überspielten* das natürlich durch Deftigkeit und Männlichkeit und so weiter. [...] Wir wollten zeigen, wir sind da die Superjungs. Das war das einzige, was mit Mädchen passiert ist, wenn wir ins Kino gingen, also ins Tabor-Kino. Wir waren so eine Gruppe. Da hat man halt gelacht und sich was erzählt. *Aber es ging nicht einer allein mit einem Mädchen!* [...] Es war irgendwo eine ganz geheime Scheu, das war uns etwas Unbekanntes. [...] Das war ein Gebiet, wo wir uns überhaupt nicht auskannten, wo wir also total verunsichert waren. Und jetzt noch dazu mit einem BDM-Mädchen aus unserem Gebiet, – na um Gottes Willen, wenn man sich da blamiert – bis an das Ende der Lebenszeit! Also bis an das Lebensende, nicht! Da war also die Angst, sich zu blamieren. [...] Was uns abgegangen ist, war auch der Sinn der Sache, eine Liaison anzufangen. Ja wo hätte das enden sollen? Was hätte das für einen Sinn gehabt?»

In ähnlicher Weise argumentieren kommunistische und sozialistische Jugendliche. Eine Liebesbeziehung würde sie daran hindern, an der herbeigesehnten »Revolution« teilzunehmen. Es würde das verfrühte Ausscheiden aus der dem politischen Kampf verpflichteten Gruppe bedeuten. Burschen zeigen eine besondere Scheu vor genau jenen Mädchen, die in der Gruppe als verehrungswürdig und später als seriöse Heiratskandidatinnen gelten. Auch Peter T. hält scheue Distanz zu dem verehrten BDM-Mädchen aus der Lassalle-Straße. Die Bereitschaft, für »das Reich« oder für »die Bewegung« jedes befohlene Abenteuer auf sich zu nehmen, erfordert ein sexuelles Moratorium des jungen Kriegers.

Für angesehene Funktionäre der Hitlerjugend, von denen wohl viele in der Perspektive eines kommenden Krieges eine Offizierslaufbahn vor Augen haben, gilt die Regel der sozialen *und* politischen Endogamie. Nach ihrer Vorstellung passen BDM-Führerinnen am besten zu ihnen. Mit ihnen teilen sie die Bereitschaft, für Reich und Führer jedes Opfer zu bringen, und sie teilen auch das rassenhygienische Vererbungsdenken. Dies aber scheint die Angst der Burschen vor sexuellem Versagen noch zu vergrößern. Es wäre nicht nur eine persönliche Niederlage, es würde auch ihre Zugehörigkeit zur rassischen Elite in Frage stellen. Was risikolos bleibt ist der Kauf einer »Liebesstunde« mit einem Mädchen oder einer Frau, die für eine Heirat gar nicht in Frage kommen. Aber auch da zeigt sich Peter T. auffällig scheu.

4.10 Sieben Bordelle in Marseille und keine Lust

»Dann bei der Wehrmacht gab es ein paar Bordelle, das ist ja nix Neues. Nur gehörte ich zu *den ganz wenigen*, die also nie ein Bordell aus dem Grund besuchten, aus dem man ein Bordell besucht. In Frankreich, in Marseille, gab es sieben Bordelle. Und da haben meine Kameraden gesagt, na komm halt mit und sei nicht immer so fad! Und da war unten immer ein Restaurant, und da setzte ich mich hinein und trank halt was. Und meine Kameraden gingen dann mit diesem oder jenem Mädchen einen Stock höher. Und ich wollte aber nicht nein sagen, da hab ich mich irgendwo geniert. Ich war da immer ein bisschen verkantet. Und da hab ich zum Beispiel gesagt, also sie soll mir ein Zentimetermaß bringen. Und da brachte dieses Mädchen ein Zentimetermaß, und da hab ich gesagt, sie soll ihren Oberschenkel messen. Hat die gemessen, und hab ich gesagt: entweder zu dünn oder zu dick, ich habe immer eine Ausrede gehabt.«

Der junge Leutnant will die ihm angebotenen sexuellen Dienste nicht in Anspruch nehmen. Zu seinen Ängsten hat er kaum Zugang, weder in dieser Situation noch in unserem Gespräch. Dass man als deutscher Offizier in Frankreich keine »ostischen« Untermenschen unterdrückt und kontrolliert, sondern eine respektierte »Kulturnation«, mag im erbbiologischen und rassistischen Denken einen Unterschied machen. Der junge Leutnant flüchtet sich in die unfreiwillig komische Pose, mit dem Zentimetermaß Körperteile einer jungen Frau vermessen zu lassen und ihre Maße für ungenügend zu befinden. Ich meine, es ist der Versuch, seine latente Angst vor sexuellem Versagen in eine Geste des Souveräns zu verwandeln. Selbst das Maßband ist kein Zufall. Dass Körperteile von Anthropologen vermessen werden, um Merkmale der Rasse zu definieren, ist dem Leutnant aus dem Unterricht in nationalsozialistischer »Rassenkunde« bekannt.

4.11 Dekonstruktion der Erzählung

Herrn Treumanns Erzählung wird von Meta-Erzählungen gerahmt, an denen viele Personen und Instanzen mitschreiben: das monarchistische Elternhaus, die sozialdemokratische Kultur der Vorstadt und des Gemeindebaus, die Hitlerjugend, die katholische Kirche, das Gymnasium, die NSDAP, die Deutsche Wehrmacht. Es liegt nahe, nach der schon erwähnten *Verlaufskurve* zu fragen, die den Akteur in eine Entwicklungsdynamik hineinzieht. Treumanns Erzählung ist aber auch in den *Wandlungsprozess* von der ungeliebten Republik in die faschistische und klerikale Diktatur von Dollfuß und Schuschnigg und in die nationalsozialistische Diktatur eingelagert. Den Übergang von der Habsburger Monarchie zur demokratischen Republik kennt er vor allem aus Erzählungen des Vaters und Emil Feys. Die dramatischen Entwicklungen von 1927 bis 1945 kennt er aus eigener Anschauung und Teilnahme. Der Wandlungsprozess bestimmt die Verlaufskurve und eröffnet ihm Möglichkeiten zur Selbstentfaltung, konfrontiert ihn aber auch mit Zwang, Gewalt, Leid und Schuld. Muss Peter T. mit der Offiziers-Tradition seines Vaters im Rücken unter neuen Bedingungen Offizier werden? Warum stellt er sich nicht auf die Seite der von ihm als Kind durchaus respektierten Sozialdemokraten? Unterliegt er ei-

ner *force majeure*? Oder sieht er sich auch vor Weggabelungen, an denen er sich zwischen Alternativen entscheiden muss?

Die ersten Geschichten Treumanns über seine Kindheit entsprechen der Stufe 1 in Gregory Batesons universalem Modell der drei Stufen des Lernens.³² In seiner frühen Kindheit ist er an die Lebensweise seiner Eltern alternativlos gebunden. Als sich sein Konflikt mit dem Vater um das zehnte Lebensjahr zunehmend verstetigt und ›politisiert‹, erreicht er mit dem heimlichen Eintritt in die HJ die zweite Stufe des Lernens nach Bateson. Nun tritt er den Autoritäten seiner Um- und Mitwelt zunehmend *kritisch* und *unterscheidend* gegenüber. Nachdem es in der Herkunftsfamilie an Zusammenhalt und Kompetenzen fehlt, nimmt Peter T. Frauen in der Nachbarschaft und die Clique der Kinder in der Umgebung des Hauses als kompetenter und hilfreicher wahr. Der alte sozialdemokratische Armenrat erscheint ihm als gerechter Antagonist des im Frieden versagenden monarchistischen Vaters. Auf der dritten Stufe des Lernens, zu der Bateson allerdings bemerkt, dass sie nicht von allen Menschen erreicht wird, lernt der bereits adoleszente, etwa 16 Jahre alte Peter T., neue Institutionen zu gründen und an die Stelle von bestehenden zu setzen, die er für untauglich hält. Nach dem mit großen Hoffnungen erwarteten Anschluss Österreichs an das Dritte Reich und interner Kritik an der »preußisch«-bürokratischen Staatsjugend-Führung baut er (was ich hier nicht mehr dargestellt habe) mit Kameraden ein subversives Netzwerk innerhalb der HJ auf, eine informelle oder geheime »österreichische HJ« innerhalb der Reichsorganisation. Nachdem dieses Netzwerk sich gegen die Reichsjugendführung aber nicht durchsetzen kann, entschließt sich Peter T., die Hitlerjugend vorzeitig zu verlassen und meldet sich mit siebzehn Jahren (1938) zur Ausbildung an einer Offiziersschule der Deutschen Wehrmacht.

Um auf der zweiten und dritten Stufe des Lernens die Tauglichkeit von Personen, Gruppen und Institutionen zu unterscheiden und zu qualifizieren, setzt der Erzähler drei Denkformen (epistemische Prozeduren) ein.

Erstens *sozialkulturelle Typisierungen*. An Konfessionen, Rassen, Bewegungen, Parteien und an soziokulturellen Systemen wie der eigenen Familie und den Familien in der Nachbarschaft unternimmt Peter T. soziokulturelle Typisierungen und Unterscheidungen. Die Nachbarinnen findet er solidarischer und lebensstüchtiger als die Mutter. Die Straßenbande im zweiten Bezirk scheint ihm »kameradschaftlich«, die »Schlurfs« hält er für »asozial« und pflichtvergessen, die orthodox-jüdischen Jugendlichen für »passiv« und »feige«, die jungen SA-Männer, die Dollfuß tödlich verletzen, empfindet er als »mutig« und heldenhaft, und so fort. Die erzähltechnischen Mittel zur Typisierung sind jeweils Geschichten, Beschreibungen, Argumentationen und Evaluationen.

Zweitens *Homologisierung*, *Parallelsetzung* und *Parallaxe*. Diese verwandten Denkformen übertragen und projizieren Eigenschaften aus der kleinen Sozialwelt des Kindes und des Jugendlichen auf größere und große Welten. An seiner Herkunftsfamilie, seiner Clique und seiner Straßenbande, an der legalen und der illegalisierten HJ-Gruppe, an den orthodox-jüdischen Jugendlichen, an den Schlurfs, an der offiziellen Reichsjugendführung der HJ und so weiter entdeckt Peter T. Eigenschaften, die er auf gesellschaftliche

32 Vgl. Gregory Bateson, Die logischen Kategorien von Lernen und Kommunikation (1964). In: ders., Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Frankfurt a.M. 1985, 362–399.

Verhältnisse in Österreich und im Deutschen Reich, in Frankreich und anderen Ländern überträgt. Die Hitlerjugend erscheint Treumann so solidarisch wie die deutsche Volksgemeinschaft; die orthodox-jüdischen Jugendlichen in der Leopoldstadt verhalten sich bei Angriffen der Hitlerjungen so passiv wie die Juden an der Rampe von Auschwitz. Die Schlurfs erscheinen ihm als Exponenten des kapitalistischen Westens, lasziv, promisk, hedonistisch.

Drittens das *Labelling* (lat. appellatio: Anrufung, Appellation). Es erfolgt erstmals im Leben mit der Anrufung des neugeborenen Kindes: Es ist ein Junge! Es ist ein Mädchen! Und es wiederholt sich immer dann, wenn in einem kritischen Moment aus- und angesprochen wird, wer oder was jemand für einen Anderen ist. Die Anrufung ist pures kommunikatives und performatives Handeln. Sie erfolgt beispielsweise, wenn ein Mädchen mit tschechischen Eltern von anderen Kindern als »böhmische Sau« angesprochen und aus dem Kreis der spielenden Kinder ausgeschlossen wird, oder wenn orthodox-jüdische Jugendliche der Gruppe um Treumann zurufen: »die Gois!«, »Nazi-Schicksen!« und damit einen tätlichen Angriff der Hitlerjungen auslösen.

Das Leben des Kindes und des Jugendlichen geht also als Lernprozess vor sich, in dem reziproke Antagonisten, die für die Gesellschaft in ihrem jeweiligen Zustand typisch sind, Herrschaft und Macht über Andere ausüben. In der Regel folgen die aufeinander-treffenden Akteure mehreren Antagonismen, die sich überschneiden. Die feministische Soziologie hat dafür das Konzept der Intersektionalität erdacht, nach welchem sich Rasse, Klasse und Geschlecht, auch Religion, soziales Ansehen und berufliche Qualifikationen und anderes als Kriterien der Zugehörigkeit und der Ausgrenzung, der sozialen Integration und der Exklusion nutzen lassen.³³

Explizit *politische* Bedeutung gewinnt das Labelling, wenn die personale Identität und Unversehrtheit der Person, in extremis ihr Recht auf Leben auf dem Spiel stehen: in den Kämpfen der Kinder-Cliquen, in den Attacken der Hitlerjungen auf die »Schlurfs« und auf die orthodox-jüdischen Jugendlichen, in der Auseinandersetzung österreichischer HJ-Funktionäre mit der »preußischen« Reichsjugendführung in Wien. Der Ausruf eines *labels* wird zum Zeichen für Angriff und Verteidigung, im wörtlichen und im metaphorischen Sinn.³⁴ Der Leib des Buben, des kleinen Soldaten, erhält dabei früh Kampfgewicht: Aggressivität, Schnelligkeit, Gewandtheit, Ortskenntnis und Kraft. Dem Gewinn an Selbstwert stehen Verluste und Verzichte gegenüber. Früh wendet sich das Kind Peter T. von seiner Mutter ab, hält der Hitlerjunge scheue Distanz zur BDM-Führerin, verweigert der junge Offizier die Dienste einer Hure im Bordell. In den imaginären Beziehungen des Offiziers zu Mädchen und Frauen versagt soldatische Kampfkraft und es entstehen weder Zärtlichkeit noch sexuelles Begehren. Kämpfe erzeugen Leid und Selbst-Erhöhung. In seiner Heldenverehrung folgt der Hitlerjunge und wohl auch noch der junge Wehrmachts-Offizier der todesverliebten NS-Kultur.

33 Vgl. Franziska Rein, Lebensgeschichte intersektional. Empirische Betrachtungen zur subjektiven Sinnbildung. In: Intersektionalität. Perspektiven aus Geschichtswissenschaften und Geschichtsdidaktik, herausgegeben von Heike Krösche, Levke Harders, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 35 (2024) 3, 20–40.

34 Vgl. Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1990/1, 75ff., hier 77.

Kapitel 5:

Die Adoleszenten

5.1 Die Halbstarcken

Ehemalige Gassen- und Kriegskinder verbringen auch als Jugendliche viel Zeit auf Straßen und Gassen, auf Plätzen der Großstadt, in Vergnügungsparks und städtischen Freibädern, am Donauufer, an den Teichen der Lobau und so fort. Sie tragen nun aber modische Kleider und orientieren sich an Vorbildern aus Filmen und Illustrierten. Wenn ich ihre Gruppierungen als »autonome« Jugendkulturen bezeichne, soll nicht übersehen werden, dass auch sie freilich bis zum Ende der Berufslehre oder einer mittleren oder höheren Schule existenziell an ihre Herkunftsfamilien gebunden sind, auch wenn sie die herrschende Mode übernehmen, auch wenn sie sich ästhetisch und ideologisch von Eltern, Großeltern und Verwandten unterscheiden. Wie die autonome Kindergruppe ist auch die Peergroup der Adoleszenten ein Netzwerk im Macht-Dispositiv, das dem Einzelnen Orientierung, Bedeutung, Zugehörigkeit, Gegner, Konkurrenten, Kraftproben und Konflikte verschafft. Die Adoleszenz ist nach der Kindheit eine höhere Schule fürs Leben. Aber was heißt das genau? Und warum wird Jugendlichen von verschiedenen Autoritäten des Staates, der Kommune, der Parteien und der Familien misstraut?

Jugendliche sind weder bindungs- und orientierungslos, noch ziehen sie plan- und zwecklos durch die Straßen der Großstadt. Dennoch imaginieren Fürsorgerinnen, die Schulverwaltung, die Polizei, Funktionäre bürgerlicher, christlicher und sozialdemokratischer Vereine die Gefahren, die den Jugendlichen angeblich drohen. Dass dabei auch Sexualneid und Freiheitsneid einer oft weitaus stärker unterdrückten Elterngeneration im Spiel sind, ist nicht auszuschließen. Rassenhygiene, von Karl Kautsky sozialistische Eugenik genannt, verleiht dem angeblichen progressiven Verfall der städtischen Jugendlichen beider Geschlechter das Gewicht eines biopolitischen Problems, das mit medizinischen, pädagogischen und polizeilichen Mitteln ‚gelöst‘ werden soll.

Neben autonomen Jugendgruppen bilden auch Parteien, Kirchen und Vereine Jugendgruppen aus. Die Pfadfinder und die Roten Falken, die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) und andere folgen in vielem der Deutschen Jugendbewegung vor dem Ersten

Weltkrieg.¹ Im Übergang zu den demokratischen Nachfolgestaaten der Monarchien erscheint ihnen vieles ungewiss. Sozialisten, Sozialdemokraten und Kommunisten setzen auf die Vorbildwirkung der Russischen Revolution von 1917. Während die autonomen Jugendgruppen die Konsumprodukte der Industrie kaufen oder nachahmen, und darüber neue jugendkulturelle Stile ausbilden, ziehen Jugendgruppen politischer Parteien eine asketische Lebensweise vor, aus der sie ihre kulturelle Exzellenz konstruieren. Sie kritisieren den Konsumismus der Eltern und die wachsende Selbstaussbeutung in vielen Berufen. Es wäre unangemessen, von *einer* Jugend der 1920er und 1930er Jahre zu sprechen. Die Jugendgruppen bilden ihre eigene Lebensweise. Einige verfeinden und bekämpfen sich in ihrem eigenen Namen oder stellvertretend für ihren politischen oder religiösen Glauben, für Parteien und Bewegungen.

Dass libertäre und autonome Jugendkulturen von straff organisierten Jugendorganisationen und auch von Amtsträgern des Habsburgischen Staates und der Ersten Republik misstrauisch und oft auch abfällig besprochen werden, kann nicht überraschen. Der Kampf gegen autonome Jugendkulturen wird nicht nur von politischen Regimen, sondern auch von rassenhygienischen Ideen angeleitet. Kirchliche Autoritäten, christlichsoziale, sozialdemokratische, deutschnationale und nationalsozialistische Funktionäre werfen autonomen Jugendgruppen vor allem mangelnde Arbeitsdisziplin und »sittlichen Verfall« vor. Eine erste Vorstellung davon gibt 1912 ein evangelischer Pastor in St. Pauli, einem Stadtteil von Hamburg. In seinem Pamphlet *Die Halbstarcken* spricht Clemens Schultz nicht nur für sich selbst und nicht nur für seine Konfession. Er benutzt unverkennbar Topoi der deutschen Rassenhygiene:

»Diese Halbstarcken [...] bilden den Mob, sind eine furchtbare, grauenerregende Macht, zumal im großstädtischen Leben; ein *Schlamm*, der immer nach unten sinkt, wenn das soziale Leben in ruhigen Gleisen fortfließt, sich am Boden der Gesellschaft festsetzt. Wehe, [...] wenn etwa durch eine Revolution, vielleicht auch nur durch einen Generalstreik oder durch große politische Erregungen das soziale Leben erschüttert wird, dann kommt dieser Schlamm nach oben und ist von furchtbarer Wirkung. Dieser Mob ist viel schlimmer und verderblicher als einzelne sog. schwere Verbrecher. Gegen diesen kann man sich schützen, jene *Mächte der Finsternis* aber wirken vergiftend, verpestend, viel schlimmer, als alle ansteckenden Seuchen.«²

Wenige Jahre später trifft ein Berliner Berufskollege, Günther Dehn, eine noch allgemeinere Aussage über »die städtische Jugend«, ohne sich auch nur im Ansatz um eine Differenzierung der Milieus und der sozialen Klassen, der Geschlechter, der religiösen oder politischen Orientierungen zu bemühen. Die Pastoren führen also einen totalisierenden

1 Vgl. Thomas Koeber, Rolf-Peter Janz, Frank Trommler, Hg., »Mit uns zieht die neue Zeit.« Der Mythos Jugend, Frankfurt a.M. 1985; Johanna Gehmacher, Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel in Österreich vor 1938, Wien 1994; Dieter Baacke, Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung, 2. überarbeitete Auflage, Weinheim/München 1993; Dieter Baacke, Wilfried Ferchhoff, Jugend, Kultur und Freizeit. In: Heinz-Hermann Krüger, Hg., Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1993, 403–445.

2 Ebd., 26.

Diskurs, der die Legitimität jedweder Jugendkultur außerhalb kirchlicher und staatlicher Institutionen in Abrede stellt. Dehn hebt den Konsum von Zigaretten, bestimmte Kleider und Frisuren hervor. Noch viel schwerer wiege, dass Jugendliche zu früh am »anderen Geschlecht« interessiert seien und »sittlich« verfielen. Pastor Dehn bringt es auf den Punkt, auch wenn ihm seine christliche Erziehung nicht erlaubt, das Skandalon auch beim Namen zu nennen: heterosexuelle Beziehungen vor und außerhalb der Ehe, ohne jede Kontrolle der Lehrer, der Eltern und der Priester eine Ungeheuerlichkeit. Der Anspruch der Kirchen auf die Einhegung des Sexus in der christlichen Ehe steht auf dem Spiel.

»Er (der Halbstarke) ist der eigentliche, typische Kinobesucher. Er geht schon mit 17 Jahren in die Kneipen [...] und kann schon mit 16 Jahren eine Braut haben, d.h. ein durchaus nicht jünglingshaft romantisches, sondern ein recht unerfreuliches Verhältnis zu einem Mädchen.«³

Mädchen und Frauen sind für die Pastoren jenes »andere« verführende Geschlecht, das Adam den Apfel hinhält und das Paradies zerstört. Bis in die 1930er Jahre hält sich der Diskurs über die »halbstarke« Großstadtjugend. Dann wird er durch die Erregung über anders bezeichnete und sich anders stilisierende Jugendgruppen wie die kommunistischen »wilden Cliques« in Frankfurt am Main, die bürgerlichen »Swingboys« in Hamburg, die »Stenzen« in München, die Schlurfs und Swings in Wien abgelöst (s.u.). In den späten 1950er Jahren taucht der Begriff »Halbstarke« überraschenderweise noch einmal auf. Nun bezeichnet er allerdings eine Jugendkultur mit ganz anderen und neuen Stilmitteln. In den 1950ern tragen die so bezeichneten Jugendlichen Blue Jeans und kanadische Holzfällerhemden, Lederjacken. Sie leben nicht mehr in der Klangwolke des Swing und Big-Band-Jazz, sondern in der des Rock'n'Roll (*Rocking and Rolling*). Ihre Helden sind Bill Haley & His Comets, Little Richard und Elvis Presley. Filme mit dem jungen Marlon Brando und James Dean machen die Musik, die Mode und die Körperhaltung der neuen Halbstarke in vielen Städten der westlichen Welt und auch in Wien bekannt. Führer*innen der sozialdemokratischen Jugendorganisationen, sozialdemokratische Journalist*innen und lokale Funktionäre stehen den Halbstarke der 1910er Jahre, den Schlurfs und Swings der 1930er und 1940er Jahre und den neuen Halbstarke in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre durchwegs skeptisch, ja oft feindselig gegenüber. Dass sie sich autonom zu Gruppentreffen verabreden und sich der Kontrolle von Erwachsenen weitgehend entziehen, scheint vielen Autoritäten in den Ämtern des Staates und der Kommune und der christlichen Kirchen besorgniserregend.

Neben den genannten Jugendgruppen untersuche ich auch bisher wenig oder gar nicht beachtete Muster der Vergesellschaftung von Burschen und Mädchen. Es geht mir in diesem Kapitel nicht um eine vollständige Soziologie der Jugendkulturen der 1920er und 1930er Jahre. Das wäre ein eigenes Buch. Vielmehr interessiert mich, warum Jugendkulturen unter den Bedingungen der 1920er und 1930er Jahre in ihrer auffälligen Vielfalt entstehen und was sie für die Jugendlichen selbst und in der Stadtgesellschaft bewirken.

3 Günther Dehn, *Großstadtjugend. Beobachtungen und Erfahrungen aus der Welt der großstädtischen Arbeiterjugend*, Berlin 1919, 2. Auflage, 1922.

Lehrlinge der Industrie, des Gewerbes und des Handels bilden innerhalb von Parteien, Kirchen und Gewerkschaften Jugendgruppen. Sie sind nicht autonom, aber auch sie sind kritisch gegenüber den Organisationen, die sie finanzieren und dirigieren. Selbst Dienstmädchen, die weithin für isoliert und unpolitisch gehalten werden, bilden in ihrem Stadtviertel Freundschaften untereinander. In ihrer knappen Freizeit besuchen sie an Sonntag Nachmittagen gemeinsam für wenige Stunden den Wiener Prater oder einen Rummelplatz in ihrer Nähe. Sie tauschen ihr Wissen um Arbeitsplätze und um Möglichkeiten der Resistenz gegen übergriffige Dienstgeber*innen; sie unterstützen einander bei der Suche nach einer besseren Arbeitsstelle in Gewerbe und Industrie oder nach einem bürgerlichen Haushalt, der ihnen bessere Bedingungen bieten kann. Sie bestärken einander in ihrem Vorhaben, ihr geringes Einkommen nicht mehr an ihre Mütter zu schicken und stattdessen für einen künftigen, eigenen Haushalt zu sparen. Sie stellen somit eine oft übersehene Peergroup von Mädchen und jungen Frauen dar. Sie befreien sich ein Stück weit mit dem Rückhalt und Rat der Gruppe aus paternalistischen Zwängen und einige von ihnen werden zu selbstbewussten, auch modebewussten Städterinnen. Diese Erkenntnis widerspricht der sogenannten Dienstboten-Forschung, die allein unterdrückte und ausgebeutete Opfer sehen kann. Dass sie am Ende der Erwerbsarbeit in einer patriarchalen Ehe ihr kleines Glück suchen, ist nicht zu übersehen. Darauf arbeiten sie über Jahre hin. Aber was wäre die Alternative?

Im Übrigen sind auch Jugendliche in der Hitlerjugend, in der SAJ oder in der kommunistische Jugend im soziologischen Sinn zwar keineswegs autonom, aber doch auch kritisch gegenüber erwachsenen Funktionären ihrer Organisationen. Nicht zuletzt übernehmen sie Elemente der Zeit- und Kulturkritik aus der deutschen Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg und wollen in jungven Jahren – wie am Hitlerjugenden Treumann gezeigt – bessere Väter und Bürger werden. Was die Organisation der HJ und der Krieg aus ihnen machen, steht auf einem anderen Blatt.

Was aber haben Jugendgruppen und Jugendkulturen bei allen eminenten Unterschieden gemeinsam? Männliche und weibliche Peers stützen das oft vereinzelt und einsame Subjekt in seiner in vieler Hinsicht unsicheren Adoleszenz und orientieren es. Einige Gruppen benutzen kulturindustrielle Mittel der Hohen Moderne, um sich von den Erwachsenen oder von rivalisierenden Gruppen zu unterscheiden und Jugend-Generation anzugehören, die den Geist der Zeit oder einer politischen Bewegung besser versteht oder aber schärfer kritisiert als ihre längst angepassten oder resignierten Eltern. Bei aller Rebellion und Neigung zu Kritik und Widerspruch gehen Burschen und nicht wenige Mädchen, teils freiwillig, teils gezwungenermaßen am Ausgang oder schon in der Mitte der jugendkulturellen Lebensphase in den Krieg oder in die Kriegsindustrie, weshalb sie berufliche und private Entscheidungen wie die Berufswahl und die Partnerwahl nochmals deutlich hinausschieben müssen. Es ist ein kriegführender Staat, der dies erzwingt. Viele andere treten in die Institution der patriarchalen Ehe und Familie ein und fügen sich als junge Männer und Frauen in ein patriarchales Regime. Was ist dann aber der Effekt ihrer vehementen Bemühungen in ihrer Jugend, sich mit symbolischen Mitteln voneinander und von den Erwachsenen in ihren Familien und in ihren Institutionen und Parteien zu unterscheiden? Hat jugendkulturelle Distinktion, so verschieden sie ideologisch und politisch angelegt ist, individuell und kumulativ eine zivilisatorische Wirkung?

5.2 Differenz und Distinktion

Um mit einer grundlegenden und folgenreichen Differenz zu beginnen: Mädchen haben in den 1910er und 1920er Jahren ungleich geringere Chancen auf berufliche Ausbildung und Qualifikation als Burschen. Wenn sie nach Beendigung der Pflichtschule nicht umgehend ins Verdienen müssen und eine Lehre, gar eine weiterführende Schule absolvieren, stellen sie für den Familienhaushalt objektiv und in der Wahrnehmung der Eltern auch subjektiv eine wirtschaftliche Belastung dar. Nach absolvierter Schulpflicht werden viele Mädchen von ihren Eltern in den häuslichen Dienst, als Hilfsarbeiterinnen oder als Lehrlinge in schlecht zahlende Textilgewerbe oder als landwirtschaftliche Arbeiterinnen auf Gutshöfe im Süden und Osten Wiens »ins Verdienen« geschickt. Der männliche Lehrling verdient nach Abschluss einer dualen Ausbildung (Berufsschule und Betriebslehre) als Facharbeiter, als Lehrgeselle oder als Meister eines Gewerbes oder einer Industrie, als Angestellter eines Handelsbetriebs etc. deutlich mehr als seine zur Schneiderin, Verkäuferin, Lehrerin oder Fürsorgerin etc. ausgebildeten Schwestern. Söhne und Töchter werden von den Eltern und anderen Angehörigen aber nicht nur im Hinblick auf die Erwerbsarbeit, sondern auch im Hinblick auf ihr Geschlecht, ihre Sexualität, ihre häuslichen Pflichten und die Versorgung alter Eltern oder Großeltern kontrolliert und im Sinn der patriarchalen Ordnung benachteiligt und ungleich *gemacht*. Dieses *Doing difference* durch Eltern, Brüder, Lehrherren, Dienstgeberinnen usw. gilt es zu verstehen, wenn die erzeugten Unterschiede nicht naturalisiert werden sollen. In autobiographischen Erzählungen finden sich Hinweise, dass Mädchen und junge Frauen ihre multiple Benachteiligung selber als ungerecht wahrnehmen und gegen sie – wenn auch oft erfolglos – protestieren. Es handelt sich also nicht um eine umkämpfte Ungleichmachung, unabhängig davon, ob eine Partei, eine Religion oder eine Gewerkschaft diesen oft im Privaten verborgenen Kampf der Mädchen und Frauen unterstützt.

Großbetriebe der Industrie und des Handels bilden in den 1910er, 1920er und 1930er Jahren fast nur männliche Lehrlinge aus. Lehrplätze für Mädchen finden sich im kleinen und mittleren Textilgewerbe, im Handel und in öffentlichen und privatwirtschaftlichen Büros. Vor allem innovative Industrieunternehmen sind daran interessiert, Burschen über die Industrielehre zu Fachkräften möglichst umfassend auszubilden. Nach Abschluss der Lehre bleiben sie oft auch im Unternehmen, und die besten rücken nach einer strengen Prüfung in den Status von Lehrgesellen und Meistern auf, werden Leiter einer Werkstätte im Industriebetrieb oder Angestellte im mittleren Management. Sie genießen einen höheren Schutz vor Kündigung – auch in Wirtschaftskrisen. Mädchen hingegen werden von Industriebetrieben meist nur als Hilfsarbeiterinnen oder rasch angelegerte Arbeiterinnen eingestellt. In den wiederkehrenden Wirtschaftskrisen und in saisonalen Absatzflauten werden sie als erste und jedenfalls vor Gesellen und Meistern entlassen. Sie bilden eine »industrielle Reservearmee«, die in der Krise überflüssig wird und in der Hochkonjunktur die Gewinne der Unternehmen erhöht.

Männliche Lehrlinge erhalten entweder nach dem täglichen Arbeitsschluss oder an Wochenenden eine teils allgemeine, teils branchenspezifische Ausbildung in der Fortbildungsschule bzw. Berufsschule (»duales System«). Hier werden sie auch in Deutsch, angewandter Mathematik und Geometrie unterrichtet. Ein gutes Abgangszeugnis aus der Pflichtschule ist Voraussetzung, um als Lehrling von einem angesehenen Industriebe-

trieb aufgenommen zu werden. Lehrlinge werden einem Lehrgesellen oder Meister zugeordnet. In Großbetrieben wie Siemens & Halske (Elektrotechnik) oder Werner & Pfleiderer (Maschinenbau) durchwandern sie im Lauf der Lehrjahre alle produzierenden Abteilungen des Unternehmens. Neue Technologien der Elektroindustrie, im Maschinenbau und in der Chemischen Industrie erfordern nicht nur praktische Fertigkeiten, sondern auch ein sich immer rascher erneuerndes allgemeines und technologisches Wissen.

Im Unterschied dazu sind die in den Büros der Lohnverrechnung und des Expedit (s. Kapitel 5.6) beschäftigten Mädchen und jungen Frauen, selbst wenn sie arbeitsrechtliche und andere Vorteile genießen, auf längere Sicht einem *gegenläufigen* Prozess der *Dequalifizierung* unterworfen. Sie bedienen Mechaniken, die noch der Menschenhand bedürfen wie das Hollerith-System in der Ankerbrot-Fabrik, Rechen- und Buchhaltungsmaschinen, Schreibmaschinen und so weiter. Aber bald werden auch diese Fähigkeiten in einer allgemeinen Schul- und Berufsausbildung vermittelt und geringer bezahlt. Einige der »Bürofräuleins« und nicht zufällig die hübschesten ziehen in die Vorzimmer der Chefs und Abteilungsleiter ein. Dem Wissen und der Handfertigkeit, der Disziplin und dem Fleiß muss also das Aussehen oder präziser gesagt die Ansehnlichkeit im Auge der Männer als Ressource hinzugefügt werden – ein weiterer Hinweis auf die Relevanz des intersektionalen Ansatzes. In industriellen Großbetrieben werden Mädchen und junge Frauen überwiegend als Hilfsarbeiterinnen oder als rasch anzulernende Arbeiterinnen beschäftigt, um durch tayloristische Planung und Automatisierung der Fertigung vereinfachte Arbeiten unter der Anleitung männlicher Facharbeiter und Meister durchzuführen (s. Kapitel 5.7.3).

5.3 Sozialistische Arbeiterjugend. Politische Bildung und die Kontrolle des Sexus

»Es war ja damals nach dem Ersten Weltkrieg eine *Politisierung* der Jugend in weiten Kreisen, wie man sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen kann. Ich hab das alles innenpolitisch miterlebt. Wir haben damals von Rußland gehört, wir haben damals laut immer wieder unsere Parole rausgegeben: Hände weg von Sowjetrußland! – Mein Vater hat allerdings gesagt, das wird keine Diktatur des Proletariats, das wird eine Diktatur über das Proletariat – na überlassen wir das der Geschichte. Jedenfalls haben wir fleißig Ausflüge gemacht und unsere Zusammenkünfte. Nachdem es zunächst noch in der Monarchie war, musste jede Zusammenkunft des Verbandes der jugendlichen Arbeiter bei der Polizei angemeldet werden. Und dann mußten wir immer warten, bis der Zensurbeamte, ein Mann in Uniform mit einem Degen und mit einem hohen Kappel, ein Polizeikommissar, bis der kommt und oben am Tisch des Vorsitzenden Platz nimmt. Rechts und links hingen die beiden Heiligenbilder, auf der einen Seite der Marx, auf der anderen der Lasalle, und in der Mitte sind also der Vorsitzende und sein Stellvertreter gesessen und auf der linken Seite der Zensor, und der hat genau aufgepasst, was da besprochen wird. Aber wir waren immer vorsichtig mit unseren Äußerungen und haben alles in verdeckter Form gebracht, sodass er eigentlich nie einen Anlass gehabt hat einzugreifen. [...] So war das Vereinsleben während der Kriegszeit.

Und natürlich eines Tages war dieser Mann weg, der ist dann auch nicht mehr gekommen, die Zeiten waren schon andere und die Zensur war aufgehoben.

Wir haben damals eine Diskussion gehabt: Es war damals die Russische (Oktober)Revolution, und damals haben wir uns gesagt, jetzt stehn wir unmittelbar vor dem Sozialismus, jetzt kann es nimmer lang dauern, die sozialistische Umgestaltung hat eigentlich schon begonnen. Das haben wir damals geglaubt, aber dieser Weg, glaub ich, zieht sich heute noch. – Es sind dann bei uns auch die *Arbeiterräte*⁴ gebildet worden. Ich kann mich erinnern, im Schönbrunner Stöckl, das ist jenes kleine Gebäude nahe der Kirche in Hietzing, es war glaub ich ein Portierhäuschen, da hat sich der (Wiener) Arbeiterrat konstituiert.«⁵

Willi Zvaceks Vater ist einer jener »Arbeiterräte«, die gemeinsam mit »Soldatenräten« eine Republik der Räte schaffen wollen (s. Kapitel 1.3.2). Dass er sich über Lenins Politik skeptisch geäußert haben soll, ist erstaunlich und könnte eine Rückprojektion von späterem Wissen sein.⁶ Die Ausrufung der Republik Deutschösterreich am 12. November 1918 wird von vielen Jugendlichen bei Siemens & Halske und in der SAJ als Vorspiel einer europäischen sozialistischen Revolution interpretiert, die auch vor dem kleinen Österreich nicht Halt machen werde.

»Wir haben uns ja damals sehr gefühlt, nicht wahr, die Revolution war da, jetzt sind wir wer, wir haben bald eine sozialistische Regierung. Die größte Enttäuschung, die ich erlebt habe, war dann die erste Wahl, wie wir auf einmal bemerkt haben, dass wir ja gar nicht so allein sind, sondern dass die Gegner so stark sind, dass wir dann (bei der zweiten Wahl im Jahr 1920) sogar die Mehrheit verloren haben.⁷ Aber jedenfalls haben wir damals bemerkt, dass es ein langer, ein sehr langer Weg werden wird, bis sich diese Sache (offenbar: die kapitalistische Gesellschaft) ändern wird. Die Rätebewegung ist ja damals schön langsam abgeflaut.«⁸

Tab. 2: Wahlergebnisse

Partei	1919		1920	
	Mandate	%	Mandate	%
Sozialdemokratische Partei	72	40,8	49	36,0
Christlichsoziale Partei	69	35,9	85	41,8
Deutschnationale Parteien	27	20,8	28	17,4

4 Vgl. Hans Hautmann, Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, Wien 1971.

5 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

6 Vgl. Hautmann, Die verlorene Räterepublik.

7 Vgl. Reinar Matthes, Das Ende der Ersten Republik Österreich, Berlin o.J., 49, Tabelle 14.

8 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Das »wir« am Beginn des obigen Zitats meint die Gruppe von Industriehrlingen, der Willi Zvacek angehört, und in der politisches Interesse und Wissen viel eher entstehen als bei Lehrlingen in Kleinbetrieben. Gleich am Beginn seiner Lehrzeit im Herbst 1918 tritt Willi Zvacek in den Verband der jugendlichen Arbeiter ein, der bald in *Sozialistische Arbeiterjugend* (SAJ) umbenannt wird. Sie ist für Jugendliche auch deshalb attraktiv, weil sie Burschen und Mädchen aufnimmt. Die wenig später von Willi Zvacek geleitete Gruppe zieht Jugendliche aus den Zinshäusern und Genossenschaftsbauten des 13. und 14. Bezirks an: »nicht nur aus den Eisenbahnhäusern, sondern auch aus Hackling, Hütteldorf, Baumgarten und Ober-St.Veit.« Die allermeisten Jugendlichen kommen durch persönliche Vermittlung zur SAJ. Die gewählten Obleute versuchen den sozialdemokratischen Idealen und den Forderungen der Mäßigkeitsbewegung zu entsprechen. Der Kampf gegen Alkohol und Nikotin erhält in der SAJ geradezu identitätsstiftende Bedeutung. Bewusst oder unbewusst folgen die Jugendlichen damit Normen der »sozialistischen Eugenik«. Nikotin und Alkohol führen nach sozialistisch-eugenischer Vorstellung zu Verarmung und schädigen das Erbgut. Wer notorisch gegen die Gebote verstößt, riskiert den Ausschluss aus der Gruppe. Diesbezüglich ist die SAJ zwar keinesfalls autonom, aber zweifellos eine Avantgarde, die weiten Teilen der Bevölkerung weit voraus ist.

»Rauchen war verpönt, im Lokal (der SAJ) hat man nicht rauchen dürfen, aber ein paar Unverbesserliche haben sich dann immer rausgestohlen und haben draußen die Zigarette geraucht. Wir haben wütend dagegen gekämpft, und zum Teil mit Erfolg. Es war nur ein Bruchteil, der geraucht hat. Mädchen überhaupt nicht, und von den Burschen auch nur wenige. Genauso war es mit dem Alkohol. Wir waren damals zum größten Teil Mitglieder des *Arbeiterabstinentenbundes* und Alkohol war absolut tabu. Es ist natürlich vorgekommen, dass man auf Ausflügen einmal ein Bier gekauft hat, aber der ist dann sehr scheel und über die Achsel angeschaut worden. Trunkenheitsexzesse waren vollkommen undenkbar.«

Die Jugendgruppen der SAJ treffen sich regelmäßig an Sonntag Nachmittagen in Heimen, die zunächst in Baracken der ehemaligen Heeresverwaltung und später auch in neu eröffneten Gemeindebauten untergebracht sind. Viele Jugendliche gehören mehreren Teilorganisationen der SDAP an. Sie folgen damit auch der Hoffnung, eher Kontakt zum »anderen Geschlecht« zu finden und der Tabuisierung des Sexuellen im Elternhaus zu entkommen. Wochenendausflüge und »Nachtfahrten« sind deshalb besonders attraktiv. Auch hier überkreuzen sich politische, geschlechtliche und sexuelle Unterschiede. Indes versuchen die Obleute der Gruppen, frühe Paarbildungen zu verhindern, da sie die Gruppe schwächen würden. Gegenüber Eltern übernehmen die Obleute Verantwortung für die »Wahrung der Sittlichkeit«. Willi Horvath wird Mitte der 1920er Jahre zum Obmann der SAJ-Gruppe in Wien- Hernals gewählt. Er erinnert sich an die Schwierigkeit, die Eltern der Mädchen von der Ungefährlichkeit mehrtägiger Ausflüge zu überzeugen.

»Während es ein leichtes war, für einen Ausflug, der über Nacht gedauert hat, der weiter gegangen ist, die Burschen – auch wenn sie jünger waren – zusammenzukriegen, war es sehr schwer, auch einige Mädchen dazu zu kriegen. Und das war eine meiner Aufgaben, die mir so zugefallen sind, dass ich da zu den Eltern hab gehen müssen. Wir waren zum Beispiel einmal auf dem Hochschwab, und das hat zwei Nächte gedauert,

drei Tage und zwei Nächte, und da hab ich einige Mädchen müssen *loseisen* von den Eltern. Es waren die Hände der Eltern viel zu fest auf den Mädchen.«⁹

Der Obmann der SAJ Hietzing (Ortsteile Hacking und Ober-Sankt Veit), Willi Zvacek, erinnert ähnliches.

»In Ober-St.Veit, oben an der Tiergartenmauer, die Baracke steht noch, glaub ich, da hat die Jugendorganisation zwei Baracken von der Heeresverwaltung bekommen, und da haben wir damals unser Jugendheim gehabt. Und da sind unsere Mädchen natürlich auch alle hinauf, und das hat sich in Wien bald herumgesprochen, da sind sie aus allen Wiener Bezirken gekommen wegen der feschen Hackinger Mädchen, damit sie dort womöglich a Gspusi anfangen (wienerisches Idiom für die Anbahnung einer erotisch-sexuellen Beziehung), nicht wahr. Und ich bin herumgerannt wie ein Wachhund, hab ringsherum nur geschaut, dass mir keines von meinen Schäfchen etwas Gefehltes macht. Besonders die Leopoldstadt hat sich sehr für unsere *blonden Madln* da oben interessiert.«¹⁰

Wie ich im neunten Kapitel zeige, wachsen die allermeisten Kinder in Familien auf, die das Körperlich-Sexuelle tabuisieren. Der Grund dafür liegt vor allem in den oft überbelegten Wohnungen mit dicht nebeneinander liegenden oder von mehreren Personen geteilten Betten und Schlafplätzen. In der SAJ thematisieren Jugendliche auf ihren Heimabenden und mit prominenten Vortragenden wie Wilhelm Reich die Tabuisierung des Sexuellen und die Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Doch daraus entsteht freilich noch keine emanzipatorische sexuelle Praxis. Maria Cerwenka, die nach einer Lehre im Einzelhandel in die Schönbrunner Schule für sozialistische Erzieher*innen aufgenommen wird und danach in Kinderhorten des Vereins Kinderfreunde als Erzieherin arbeitet, führt zur sexuellen Enthaltensamkeit der Jugendlichen aus:

»Wir waren trotz aller Nacktkultur sehr distanziert. Die Literatur, Frühlings Erwachen, (ein Bezug auf den Roman von Frank Wedekind), es war schon für uns da, aber wir haben uns das noch nicht *anzuwenden* getraut, und wir waren ja noch selber in dieser Erziehung ganz befangen, die man von früher her gehabt hat!«¹¹

Die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Literatur, die die oft »doppelte« Sexualmoral des Bürgertums kritisiert, führt in der SAJ immerhin zur Diskussion von frauenrechtlichen und sexualpolitischen Fragen. Allerdings wird die Debatte vom rassenhygienischen bzw. sozialistisch-eugenischen Diskurs überlagert. Ärzt*innen heben – anders als Wilhelm Reich, der wohl auch deshalb bei den Jugendlichen ein sehr beehrter Vortragender ist – die drohende Schwängerung der Mädchen und die mögliche Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten viel stärker hervor als Wege zu einer angstfreien Sexualität aufzuzeigen. Die Sozialforscherin Marie Jahoda-Lazarsfeld ist in ihrer Jugend Mitglied

9 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

10 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

11 Interview 15, mit Maria Cerwenka, geboren 1905 in Simmering, Wien 11.

einer SAJ-Gruppe. In ihrem Bericht an das *Frankfurter Institut für Sozialforschung* schreibt sie rückblickend:

»Es ist bezeichnend, dass in jeder Gruppe (der SAJ) ungefähr einmal in acht Wochen ein Vortrag über *die Sexualprobleme der Jugend* gehalten wurde, der stets *die allergrößte Anziehungskraft* auf die Mitglieder ausübte. Trotzdem sind wir der Ansicht, dass es sich hier nicht um eine tatsächliche Freizügigkeit in sexuellen Dingen handelte. Mit der theoretischen Anerkennung der größten Freiheit des Sexuallebens verband sich gerade bei den Funktionären dieser Bewegung eine tatsächliche, erstaunlich große Gemehmtheit.«¹²

Während die Sexualisierung der Texte und Bilder in Trivalliteratur und Belletristik, in Tanz- und Nachtlokalen, in der Werbewirtschaft und in der Mode der »goldenen Zwanziger Jahre« eine gewisse Befreiung des Sexus insinuiert, bleiben die in der SAJ organisierten Mädchen und Burschen überwiegend *asketisch und keusch*. Von der bürgerlichen Jugendbewegung und Lebensreform-Bewegung übernehmen sie die Naturmystik und den Gesundheits- und Natürlichkeits-Kult. Ihre Körper trainieren sie durch Wandern, Sport und Gymnastik. Mädchen der Schönbrunner Schule kleiden sich in weite, fließende »Reformkleider« (s. Abb. 8). Sexuelles Begehren wird durch das Gebot der »Kameradschaft« reguliert. Sozialistische Arbeiterjugend, Kinderfreunde oder der Bund Sozialistischer Mittelschüler übernehmen die Stereotypen einer alkohol-, syphilis- und nikotinverseuchten Arbeiterschaft.¹³ Die »sozialistische Eugenik« trägt den Jugendlichen Enthaltsamkeit und eine sorgsame Partnerwahl auf. Mit einigem Pathos verschieben viele die Suche nach Liebe und sexuellem Glück in die Zukunft.

Wie steht es um politische Bildung in der SAJ? Auch davon geben autobiographische Erzählungen ein genaues Bild. Ernst Oberreiter wohnt im Winarsky-Hof in der Brigittenau, Wien 20, Stromstraße 36–38. Zunächst geht er als zehn- bis zwölfjähriger Bub zu den wöchentlichen Treffen der Roten Falken (s. Kapitel 3.5).

»Es war eine große Familie. Wo immer die Zusammenkünfte waren, da sind Lieder gesungen worden. Die Falken waren separat, eine separate Gruppe (getrennt von der SAJ). Wir waren vielleicht dreißig bis fünfzig in der Gruppe. Die Zusammenkünfte waren im Winarsky-Hof, in einem Souterrain-Lokal. Von den Falken sind Wanderungen gemacht worden, also Nachtwanderungen. Es war auch ein Sommerlager, Zeltlager. Da sind auch Spiele gemacht worden und Lehrwanderungen im Wald, aber hauptsächlich Zusammenkünfte. [...] Mehr als das blaue Hemd und die rote Krawatte, das rote Halstuch mit dem Lederknopf, das war meiner Meinung nach der ganze politische Einfluss. [...] In der SAJ war es dann schon anders. In der SAJ war [...] nahezu jeden Monat ein Vortrag, also ein politischer Vortrag. Es waren auch wieder Zusammenkünfte von Burschen und Mädeln wie bei den Falken. Und da waren schon einmal im Monat oder

-
- 12 Marie Jahoda-Lazarsfeld, Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs. In: Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Paris 1936, 721.
- 13 Ernst Fischer, Krise der Jugend (Wien/Leipzig 1931). In: ders., Kultur – Literatur – Politik. Frühe Schriften, Frankfurt a.M. 1984.

zweimal im Monat politische Vorträge über Marxismus-Leninismus. Da ist schon gesprochen worden über sagen wir die Mehrwerttheorie zum Beispiel, in sehr simpler Ausführung, sodass es sehr gut verständlich war [...]«¹⁴

Nicht zuletzt besteht die politische Arbeit in der SAJ darin, die Wahlkämpfe der sozialdemokratischen Partei zu unterstützen. Dazu bilden sich Gesangsgruppen, die sich die »Blauen Blusen« nennen, bei Wahlveranstaltungen auftreten und Couplets über politische Fragen dichten und zur Melodie von bekannten Liedern singen. In jedem Bezirk bestehen zwei oder drei Gesangsgruppen.

»Wenn das Couplet gut war, wurde es dann ausgeschickt an die anderen Gruppen, die Blauen Blusen waren über ganz Österreich verteilt. Wenn einige gut waren, wenn sie ganz aktuell waren über (für) ganz Österreich. Aber es gab auch örtliche Couplets, sehr viele, womit man die Wähler richtig angesprochen hat, wo man den Gegner verulkt hat.«¹⁵

SAJ-Gruppen bestehen keineswegs nur aus Kindern der Arbeiterschaft. Im ersten Bezirk (Innere Stadt) und in einigen Vorstädten nehmen jüdische Jugendliche aus Ärztefamilien, Söhne und Töchter aus Kaufmannsfamilien, Kinder von Rechtsanwälten ebenso wie Hausbesorgerkinder, Kinder von Gemeindebediensteten und Arbeiterkinder teil. Darunter ist auch Anna Breit. Ihre Großeltern väterlicher und mütterlicherseits sind Kaufleute jüdischer Herkunft, Annas Vater wird Privatbeamter der Länderbank und ist antizionistisch und sozialdemokratisch gesinnt. 1909 zieht die Familie von Sievering auf den Alsergrund in die Nähe der Länderbank, an die Ecke Liechtensteinstraße und Berggasse, wo sie bis zu ihrer Flucht und Emigration 1938 nach Südamerika wohnen bleibt. Anna besucht ein Lizeum für Beamtentöchter und will danach Volksschullehrerin werden. Doch der Vater meint, dies sei für ein jüdisches Kind in Wien aufgrund des Antisemitismus ganz unmöglich und schlägt Anna eine Ausbildung zur Kindergärtnerin vor. Eine Knieverletzung in der Kindheit gilt als ausgeheilt, tritt aber in der Adoleszenz wieder auf und stellt sich als Knochentuberkulose heraus. Daraufhin wird es Anna Breit untersagt, als Kindergärtnerin zu arbeiten. Anna entschließt sich, die städtische *Akademie für soziale Verwaltung* zu besuchen und Hilfsfürsorgerin zu werden. Ihren ersten Posten erhält sie 1927 am Bezirksjugendamt Floridsdorf. Ihre gesamte Schulzeit hindurch erlebt sie antisemitische Anfeindungen. Nur an einem Ort fühlt sie sich sicher und zugehörig:

»Ich sag, die einzige Zeit, wo ich mich nicht als Außenseiter gefühlt hab im Lauf der Jahre, Schule und so weiter, war dann in der SAJ in der Innenstadt. [...] Ich bin mit 19 Jahren erst in die SAJ gegangen, also überhaupt in den Bezirk (Innere Stadt) hineingegangen und hab auch in der SAJ mitgearbeitet.«¹⁶

14 Interview 63 mit Ernst Oberreiter, geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

15 Interview 60 mit Anna Breit, geboren 1904 in Sievering, Wien 19.

16 Ebd.

Abb. 12: Eine Gruppe der Sozialistischen Arbeiterjugend.



5.4 Schlurfs und Swings. Verfrühter Konsum?

Eine von den politischen Parteien und den christlichen Kirchen völlig unabhängige, autonome Jugendkultur zieht die Skepsis sozialdemokratischer Jugendlicher und bald auch der Hitlerjungen auf sich: die »Schlurfs« und ihr bürgerliches Pendant, die Swing-Boys oder Swings.¹⁷ Das Phänomen hat eine Vorgeschichte. Schon um 1900 kleiden sich junge Facharbeiter, Meister und Angestellte der Verwaltung und des Handels *modisch elegant*. Facharbeiter und Meister tragen weiße Hemden mit Krawatte oder Mascherl (»Fliege«) und Girardi-Hut¹⁸ sogar auf dem Weg zur Arbeit und wechseln erst vor ihrem Spind in die Arbeitskleidung, entweder einen »Blaumann«, einen dunkelblauen Overall, oder eine blaue Jacke und Hose. Meister wechseln oft nur das Sakko gegen einen Arbeitsmantel, den sie halboffen tragen, damit das weiße Hemd und die Krawatte für alle sichtbar bleiben (s. Abb. 14). Eine andere, sparsamere Möglichkeit ist ein weißer abnehmbarer Kragen, der vor Arbeitsbeginn in den Spind gehängt wird. Auf dem täglichen Weg zur Arbeit und auf dem Heimweg, besonders auch am Feierabend wollen Facharbeiter und Meister an ihrer feinen und modischen Kleidung als ehrbare Bürger erkannt und geachtet werden (s. Abb. 1).

17 Ich folge größtenteils unserer Darstellung in: Christian Gerbel, Alexander Mejstrik, Reinhard Sieder, Die »Schlurfs«. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im »Dritten Reich« in: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder, Hg., NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, zweite und erweiterte Auflage, Wien 2002, 523–548. Die Interviews mit ehemaligen Schlurfs haben Christian Gerbel und Alexander Mejstrik geführt.

18 Benannt nach dem populären Schauspieler Alexander Girardi.

An dieses Konzept, die Würde des beruflich qualifizierten Bürgers durch modische Kleidung, Frisur und Körperhaltung auszudrücken, schließt in den 1920ern und 1930ern eine zunächst namenlose Jugendkultur an.¹⁹ Bald kommt die Bezeichnung ›Schlurfs‹ für sie auf. Neu ist, dass nun auch Lehrlinge und Gesellen, Verkäufer, Gymnasiasten und Studenten die elegante Herrenmode tragen – in einer sorgsam ausgewählten Qualität. Vielen Zeitgenossen scheint das ein allzu frecher Verstoß der Jugendlichen gegen die ästhetische Ordnung der Klassengesellschaft. Der Skandal ist der gleichsam verfrühte Anspruch der Jugendlichen, gesamthaft »in Mode« zu sein und in jeder Hinsicht Modernität zu repräsentieren. Wenn sie zudem auffällig langsam durch eine Geschäftsstraße schlendern oder in Gruppen vor Kinos und Kaffehäusern zusammen stehen, provozieren sie die geschäftig vorbeieilenden Erwachsenen, denen es an Zeit und Muße fehlt.

An Politik sind diese Jugendlichen zunächst kaum interessiert. Erst mit den immer gefährlicher werdenden Angriffen der Hitlerjugend Anfang der 1940er Jahre wird ihr modischer Auftritt auch zu einem politischen Statement und Ausdruck ihrer Resistenz gegen die Zumutungen des Regimes. Die volkstümliche Bezeichnung »Schlurfs« übernehmen HJ und Gestapo und verwandeln sie in eine Punzierung für soziale und kulturelle Devianz.

Jugendliche bürgerlicher Herkunft, überwiegend Gymnasiasten, Realschüler und Studenten, tragen dieselbe Mode und bezeichnen sich selber in Wien als Swings und in Hamburg als Swingboys. Für den NS-Staat sind sie nur ein Randproblem. Adels- und Bürgerkindern wie dem Reichsjugendführer Baldur von Schirach wird ein Faible für Swing-Musik und die aktuelle Herrenmode nachgesagt. Erst als deutlich wird, dass die Vorliebe für elegante Kleidung und Swingmusik oft mit der Ablehnung nationalsozialistischer Askese und Kriegsbegeisterung einhergeht, ändert das NS-Regime seine Haltung. Nun denunziert es den Big-Band-Jazz als wilde »Neger-Musik«. Es ist vor allem die damit assoziierte Lebensweise der Schlurfs und Swings, die zunächst die Hitlerjungen, dann auch Behörden des NS-Staates irritiert (s. Kapitel 4).

Die Unterscheidung der ›Schlurfs‹ von bürgerlichen ›Swings‹ trifft nur die Klassendifferenz. Kulturell teilen beide Gruppierungen dieselben Vorlieben für elegante Kleidung, eine bestimmte, gepflegte Frisur (s.u.), Swing Musik und eine betont lässige Körperhaltung. Freilich haben bürgerliche Jugendliche deutlich mehr Möglichkeiten, sich den Kontrollen von Gestapo und Hitlerjugend zu entziehen. Sie besuchen bestimmte Lokale der Inneren Stadt²⁰ und ziehen sich sonst in die elterlichen Wohnungen und Villen zurück, um gemeinsam Swing zu hören. Hier bleiben sie von Hitlerjugend und Gestapo unbehelligt. Nur bei öffentlichen Konzerten und in Tanzschulen trifft die Gestapo neben den Schlurfs auch bürgerliche Swings an und »perlustriert« sie sozusagen als Beifang. Belegt ist eine Razzia in der Tanzschule Immervoll (Hegelgasse 3, Wien Innere Stadt) im

19 Vgl. Paul E. Willis, *Common Culture. Symbolic Work at Play in the Everyday Cultures of the Young*, Boulder 1990.

20 Etwa die »Steffl-Diele« des Café de l'Europe, Wien 1, Stephansplatz 8 und 8a.

Dezember 1944, bei der die Gestapo 43 Jugendliche vorübergehend festnimmt, darunter auch einige Swings.²¹

Den Schlurfs fehlt es vor allem an geschützten Treffpunkten. Sie verabreden sich an Straßenecken und in Parks, auf Rummelplätzen, vor dem Schweizerhaus und dem Zweiten Kaffee im Volksprater, vor Kinos, im Sommer auch am Ufer der Donau und am Donaukanal. An diesen Orten ist die Konfrontation mit Hitlerjungen fast unausweichlich und zumindest den Hitlerjungen auch ausgesprochen willkommen. Wie Herr Treumann aus der Perspektive eines ehemaligen Hitlerjungen erzählt (s. Kapitel 4.8), kämpfen Hitlerjungen gegen Schlurfs zunächst in Fortführung der noch spielerischen Kämpfe zwischen Kinder- und Jugendbänden. Als für die Gestapo und die Reichsjugendführung in Berlin erkennbar wird, dass sich die Wiener Schlurfs wie andere Jugendgruppen in deutschen Städten gegen die Angriffe der Hitlerjugend zu behaupten vermögen,²² reagieren sie mit polizeilichen, juristischen und terroristischen Mitteln. Erst unter diesem Druck werden auch die Schlurfs zu Gegnern des NS-Staates, der Kriegsindustrie und des Krieges.

Der rassenhygienische Diskurs wirft den Schlurfs Asozialität und Permissivität vor. Warum sich Hitlerjungen davon empört distanzieren, erkläre ich in einer Fallstudie im vierten Kapitel. Zu einer relativ gelinden Strafe zählt der Jugendarrest oder Wochenendkarzer, der ab Herbst 1940 immer öfter über Schlurfs verhängt wird. Schärfere Mittel sind die Verpflichtung zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht, in wenigen bekannten Fällen auch die Einweisung in das »Jugendkonzentrationslager« Moringen in Niedersachsen. Etwa ab 1939 kooperiert die Hitlerjugend auch in Wien offiziell mit der Gestapo. Sie kundschaftet Treffpunkte der Schlurfs aus und gibt die Informationen an die Gestapo weiter. Aus dem »Spiel« der illegalisierten Hitlerjungen, in Lederhosen auf Fahrrädern nach »Schlurfs« Ausschau zu halten, um sie zu verprügeln und zu »zerstreuen«, wird eine hilfspolizeiliche Funktion im NS-Staat.²³

5.4.1 Ästhetik und Ideologie

Wie schon gesagt unterscheiden sich Schlurfs und Swings *nicht* von der Mode der Zwanziger Jahre. Sie erfinden keinen neuen Stil, sondern sie kopieren die elegante Herrenmode. Das Recht dazu wird ihnen nicht zugestanden, auch nicht von Sozialdemokraten, geschweige denn von Nationalsozialisten. Schlurfs und Swings beanspruchen denselben eleganten Stil, übertreiben ihn vielleicht in bestimmten Elementen etwas dandyhaft und provozieren damit vor allem ihre Eltern. Für beide Gruppierungen trifft also zu, was

21 Christian Gerbel, Alexander Mejstrik, Reinhard Sieder, Die »Schlurfs«, in: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder, Hg. NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, Wien 2002, 523–548.

22 Arno Klönne, Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen, Düsseldorf / Köln 1984; Detlev Peukert, Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Köln 1983; Alfons Kenkmann, Wilde Jugend. Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform, Essen 1996.

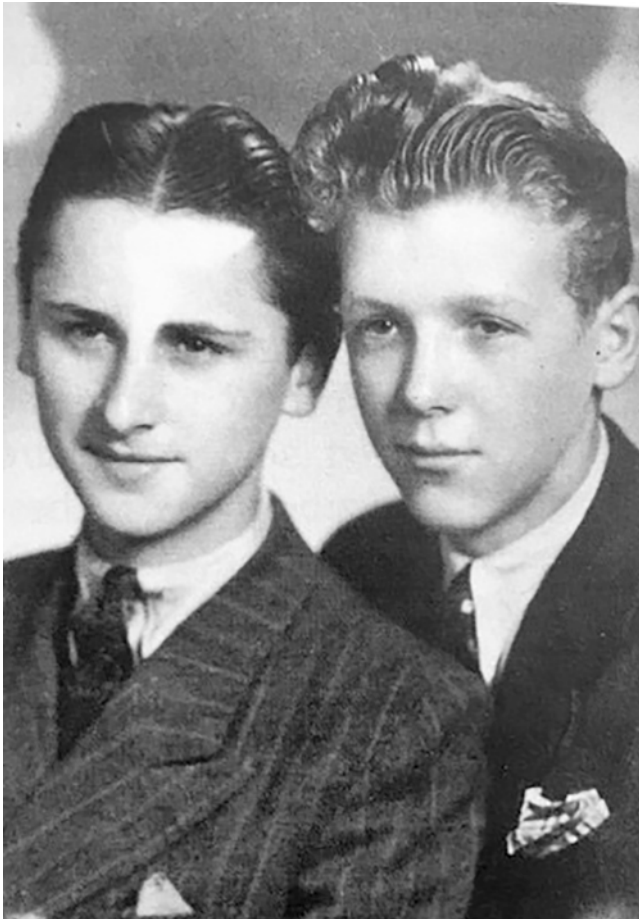
23 Ebd.

Wolfgang Fritz Haug die »kulturelle Unterscheidung« nennt. Während Swings die Mode ihrer bürgerlichen Herkunftskultur ästhetisch gültig ausdrücken, zeigen die Schlurfs wie vor ihnen schon junge Facharbeiter und Meister den Anspruch, sich *wie* bürgerliche Männer zu kleiden und zu frisieren. Sie versuchen also, den Klassen- und Generationsunterschied durch modische Kleidung und Frisur zu eskamotieren. Politische Resistenz entsteht daraus erst dann, als die Schlurfs viel eher als die Swings von der Hitlerjugend und bald auch von der Geheimen Staatspolizei als Gefahr für die öffentliche Ordnung im Dritten Reich wahrgenommen werden. Der ehemalige Hitlerjunge Peter Treumann erinnert sich an keinen Kampf der HJ gegen Swings, obwohl sie genau dieselben Orte im zweiten Bezirk frequentieren wie die Schlurfs. Schlurfs und Swings sind für Treumann an Kleidung, Frisur und Habitus nicht unterscheidbar. Jedenfalls erwähnt er Swings mit keinem Wort (s. Kapitel 4).

Schlurfs und Swings tragen Mittelscheitel, kämmen das Stirnhaar rechts und links vom Mittelscheitel schräg nach hinten und drücken den vorderen Teil der Frisur mit der Handfläche zu zwei leichten Wellen. Das Kopfhaar wird mit Pomade (Brillantine, ersatzweise Zuckerwasser) glänzend gemacht und die Frisur gefestigt. Im Nacken tragen sie das Kopfhaar für die Zeit relativ lang, doch nicht über den Hemdkragen stehend, zu einem »Pack«, auch »Pakl«, »Hack« oder »Schwalbenschwanz« geformt (s. Abb. 13).

Die Frisur ist ebenso identitätsstiftend wie die elegante Kleidung und wird entsprechend gepflegt. Ihre beste Kleidung (»Montur«) tragen Schlurfs meist nur am Samstag Abend und am Sonntag, Swings als Schüler und Studenten und in besserer ökonomischer Lage auch an Wochentagen. Die vollständige »Montur« besteht für beide Gruppierungen aus einem feinen, weißen Hemd bestimmter Marken mit bunter Krawatte oder einem Halstuch und einem Stecktuch und einem »überlangen« Sakko (Doppelreihler) mit breitem Revers. Die Hose ist weit geschnitten und hat breite Stulpen. Das Sakko oder der Anzug sind in der Regel aus dunklem Nadelstreif. Schlurfs tragen gern aufgedoppelte Schuhe (»Doppelbock«) mit einem Zierwulst zwischen Sohle und Schuhleder. Darüber tragen sie nach Möglichkeit einen doppelreihigen beigen Trenchcoat (Marke Burberry) und einen Hut mit breiter Krempe. Während die Swings die Krempe unverändert steif lassen und den Hut weit in den Nacken schieben, ziehen Schlurfs den Hut leicht schräg in die Stirn. Über Nacht biegen sie den aus Filz gefertigten Hut im angefeuchteten Zustand über eine Tischkante, sodass die erwünschte Biegung der Krempe eine Zeit lang hält. Bürgerliche Swings haben bei jedem Wetter einen Regenschirm dabei, der im geschlossenen Zustand wie ein Gehstock benützt wird.

Abb. 13: Schlurfs um 1930.



Bei geringer Kaufkraft sind Schlurfs auf die Schneider-Künste ihrer Mütter und Schwestern angewiesen, die Hosen und Sakkos oder auch Mäntel der Väter für sie abändern. Ein eigenes Grammophon und eine Plattensammlung haben nur die wenigsten. Sie besuchen den nächsten Rummelplatz in der Vorstadt, wo an einem Karussell (wienerisch: Ringelspiel) Swingmusik über Lautsprecher gespielt wird. Ihre Besuche im Zweiten Kaffee oder im Schweizerhaus im Prater sind Höhepunkte ihrer Wochenenden. Im Zweiten Kaffee spielt die Band des Hans Neroth²⁴ Swingmusik. Schlurfs stehen meist vor dem Kaffeehaus in Gruppen und hören, was von der Musik zu ihnen dringt.

24 Hans Neroth, geb. 1914 in Wien, gestorben 1994 in Wien, studiert an der Wiener Musikakademie Klavier, Theorie, Komposition und Dirigieren; 1934 legt er die Kapellmeisterprüfung ab und gründet ein erstes Orchester. Ab Kriegsbeginn 1939 ist er als Musiker für die Deutsche Wehrmacht tätig. Mehrere Auszeichnungen bei Wettbewerben für Jazzkapellen. Im Zweiten Kaffee spielt Neroths Band u. a. den *Tiger Rag*, bzw. den »Schwarzen Panther«. Vgl. Oesterreichisches Musiklexikon online (OeML), Stichwort Hans Neroth.

Auch am *Toboggan*²⁵ legen Schausteller auf Bitten der Jugendlichen Swing-Musik auf. In Tanzschulen, wo einmal in der Woche »Perfektion« ist und kein Eintritt bezahlt werden muss, treffen Schlurfs und bürgerliche Swings aufeinander. Sie beobachten einander genau und registrieren, wie nahe sie dem gewünschten Stil sind und wie gut sie den Swing-Tanz beherrschen.²⁶

5.4.2 Schlurfs und Hitlerjungen

Im NS-Staat und noch danach werden Mädchen, die mit Schlurfs befreundet sind, von Fürsorgerinnen der Prostitution verdächtigt und unter Umständen in ein Erziehungsheim gebracht. Dies mag erklären, warum es meines Wissens bis heute kein einziges Interview mit einer Frau gibt, die sich als ehemalige Begleiterin oder Freundin eines Schlurfs geoutet hätte. Karl Atzler, der in den 1960er Jahren Direktor einer Versicherungsgesellschaft wird und bis ins Alter an seiner Vorliebe für elegante Kleidung festhält, formuliert ironisch:

»Zwanzig Prozent waren Mädchen. Es waren einige Mädchen, die dabei waren, und es waren jene, die die Möglichkeit hatten von Zuhause, sich mit diesen Rowdys abzugeben.«²⁷

Herr Atzler meint wohl, dass diese Mädchen mehr Freiheiten genießen als andere, etwa weil der Vater kriegsbedingt abwesend und die Mutter mit Arbeit überlastet ist. Der vermutlich sexistische Umgang der Burschen mit den sie begleitenden Mädchen, der konsum- und genussorientierte Lebensstil, die Verweigerung des Dienstes in der HJ und kleine Formen der Resistenz in kriegswichtigen Betrieben (wie das Zerbrechen eines Werkzeugs oder eines Werkstücks u.ä.) fordern den NS-Staat heraus. Erst als Schlurfs von der Hitlerjugend und bald auch von der Gestapo verfolgt werden, entwickeln sie eine Kampf-Strategie. Sie verabreden sich zu Dutzenden, um eine HJ-Streife oder ein HJ-Heim zu überfallen. Karl Atzler fährt mit der Straßenbahn von Ottakring bis in den Prater, um mit dutzenden anderen Burschen an solchen Aktionen teilzunehmen. Umgekehrt schleppen HJ-Streifendienste gefangene Schlurfs in das nächste HJ-Heim und scheren ihnen dort die Haare. In einem Gestapo-Akt ist die Rede von einer rituellen Bestrafung. Einem Gefangenen wird ein kahler Streifen, »ein Scheitel« gezogen. Für den betroffenen Jugendlichen ist das demütigend und ein sichtbares Zeichen seiner

25 Toboggan ist der Name für einen 25 Meter hohen Rutschturm in Holzbauweise. Er wird 1913 unter dem Namen *Teufels Rutsch* von einem russischen Schausteller errichtet. Nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wird er 1947 nach Originalplänen neu gebaut und 2008/09 generalsaniert; er steht unter Denkmalschutz.

26 Vgl. Paul Willis, Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule, Frankfurt a.M. 1979; Wolfgang Fritz Haug, Jugendliche Subkulturen und Warenästhetik: eine Verfolgungsjagd. In: ders., Die kulturelle Unterscheidung. Elemente einer Philosophie des Kulturellen, Hamburg 2011, 185ff.

27 Interview 73 mit Karl Atzler, geboren 1926 in Ottakring, Wien 16.

Niederlage.²⁸ Aber auch Schlurfs zielen auf die Zerstörung der Symbole ihrer Gegner.²⁹ Sie zerreißen Hitlerjungen die Uniform-Hemden, rauben ihnen symbolische Gegenstände wie das Halstuch, das Leistungsabzeichen oder das seit 1933 in Deutschland und nach dem Anschluss auch in Österreich eingeführte Fahrtenmesser.

5.5 Lehrlinge in Handel, Gewerbe und Industrie

»Der Lehrling ist dem Lehrherrn zu *Folgsamkeit, Treue* und *Verschwiegenheit*, zu *Fleiß* und *anständigem Betragen* verpflichtet und muß sich nach dessen Anweisung im Gewerbe verwenden. Ein minderjähriger Lehrling ist der *väterlichen Zucht des Lehrherrn* unterworfen, dessen Schutz und Obsorge er genießt.«³⁰

So verlangt es die österreichische *Gewerbeordnung* von 1907. Das noch in zünftiger, patriarchaler und paternalistischer Tradition verfasste Lehrverhältnis soll den Lehrling angeblich schützen, doch in der Praxis werden Lehrlinge, Mädchen noch öfter als Burschen, als billige Lohndrücker benutzt. Statt eines Lohnes ist eine »Lehrlingsentschädigung« vorgesehen, eine merkwürdige Wortschöpfung, die nur Sinn macht, wenn sie aussagen soll, dass die Eltern dafür entschädigt werden, für die Reproduktion des Lehrlings aufzukommen. Eine Entlohnung seiner Arbeit ist offenkundig damit nicht gemeint. In den 1910er und 1920er Jahren wird sie nur bezahlt, wenn der Lehrling nicht vom Lehrherrn »in Kost und Quartier« genommen wird, weiterhin bei seinen Eltern wohnt und von ihnen verköstigt wird. Nur in besser situierten Handwerken und in solchen, die mit der Konkurrenz der Großbetriebe zu kämpfen haben, welche ihnen das beste »Lehrlingsmaterial« entziehen, »wie es bei den Riemern, Lackierern und Kunstschlossern ist«, wird vom Beginn der Lehrzeit an ein bescheidener Wochenlohn von 1 bis 4 Kronen bezahlt.³¹ Zum Vergleich: Ein männlicher Facharbeiter erhält 1902 etwa 20 bis 36 Kronen in der Woche, ein ungelernter, erwachsener männlicher Arbeiter acht bis 14 Kronen.³² Erst ab 1922 erfolgt eine kollektivvertragliche Regelung der Lehrlingsentschädigung nach dem Beschluss eines neuen »Lehrlingsentschädigungsgesetzes«.

Die Nachkriegsinflation mindert auch die Kaufkraft der Lehrlinge.³³ In den ersten Monaten zahlen kleine Handwerksbetriebe gar keine Lehrlingsentschädigung. Meister argumentieren, es handle sich um eine Probezeit. Auch das Lehrlingsentschädigungsgesetz von 1922 legt die Höhe der Entschädigungen nicht in einem Kollektivvertrag fest; sie wird einseitig von den Genossenschaften der Gewerbe bestimmt.³⁴ Erst auf dem Drit-

28 Ebd.

29 Zur Bedeutung der Symbole vgl. Paul E. Willis, *Common Culture. Symbolic Work at Play in the Everyday Cultures of the Young*, Boulder 1990.

30 Vgl. Leo Geller, *Die österreichische Gewerbeordnung*, Wien 1907, 203, meine Hervorhebungen.

31 Johann Pollitzer, *Die Lage der Lehrlinge im Kleingewerbe in Wien*, Tübingen u.a. 1900, 57.

32 Vgl. *Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1902*.

33 Manfred Seiser, *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Wiener Arbeiterjugend zwischen 1918 und 1934*, Wien 1979, 43.

34 Ebd., 68; Max Lederer, *Grundriß des österreichischen Sozialrechtes*, Wien, 2. Auflage 1932, 348; Julius Deutsch, *Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung*, Band 1, Wien 1929, 383.

ten Gewerkschaftskongress im Jahr 1900 befassen sich die Gewerkschaften mit der Frage der Tarifgemeinschaft.³⁵ Zwischen 1922 und 1927 sinkt die Zahl der jugendlichen Hilfsarbeiter von 27.000 auf unter 10.000. Die Zahl der Lehrlinge fällt etwas weniger stark von knapp 60.000 im Jahr 1922 auf ca. 45.000 im Jahr 1927.³⁶

Schlechte und mangelnde Ernährung, lange Arbeitszeiten und hohe Arbeitsbelastung führen in den Kriegsjahren zu einer dramatischen Verschlechterung der Gesundheit von Lehrlingen und anderen Jugendlichen. Die Zahl der an Tuberkulose Erkrankten steigt in den Kriegsjahren und noch im ersten Nachkriegsjahr an. Sterben 1914 unter den 16- bis 20-Jährigen Wiens 478 an Tuberkulose, fallen im Kriegsjahr 1916 bereits 1.367 Jugendliche dieser Mangelkrankheit zum Opfer. Als man im ersten Nachkriegsjahr 4.000 Jugendliche auf ihren Gesundheitszustand untersucht, leiden 42,8 % an schwerer Blutar- mut, 42 % an Lungenerkrankungen, 4,4 % an Herzfehlern, 3 % an Rachitis, 2,2 % an Bron- chitis und 5,6 % an verschiedenen anderen Erkrankungen.³⁷ Im Frühjahr 1920 durchge- führte Messungen ergeben, dass die vierzehnjährigen Schulabgänger in der Körpergrö- ße etwa sechs bis sieben Zentimeter hinter der Normgröße zurückbleiben.³⁸ Eine Kom- mission des *Internationalen Gewerkschaftsbundes* stellt fest, der körperliche Zustand der Kinder und Jugendlichen in Wien gebe zu »größten Besorgnissen« Anlass. Von insge- samt 58.849 Kindern, die im Sommer 1918 untersucht werden, befinden sich nur 4.627 (7,9 %) in einem »befriedigenden Gesundheitszustand«.³⁹

Die Einhaltung der gesetzlich verfügbten Maßnahmen zum Schutz der Jugendlichen wird kaum überwacht. In der Zweimillionen-Stadt Wien gibt es gerade einmal zwei Lehrlingsschutzinspektoren, die freilich nur stichprobenartige Überprüfungen in Be- trieben durchführen können.⁴⁰ Als der Einfluss der Sozialdemokratischen Partei in der Verwaltung des Staates nach dem Bruch der Koalition mit den Christlichsozialen und verlorenen Nationalrats-Wahlen ab Oktober 1920 sinkt, werden die Verordnungen und Gesetze zum Schutz der Jugendlichen noch weniger beachtet. 1926 führt die Regierung zwar mit einer Novelle zur Gewerbeordnung eine dreimonatige *Behaltspflicht* ein, um die Praxis der Lehrherren zu bekämpfen, Jugendliche unmittelbar nach dem Ende der Lehrzeit sofort zu entlassen. Die Lehrlingsorganisationen fordern eine sechsmonatige Behaltspflicht.⁴¹ Drei Monate werden vereinbart. Doch sehr oft verzögert die neue Behaltspflicht die Entlassung bloß. Die Lage verschärft sich, als Gesetzesnovellen und Erlässe der rechtslastigen Staatsregierungen die Arbeitslosenunterstützung aushöhlen und schließlich arbeitslose Jugendliche von jeder Unterstützung ausschließen.⁴² Sie fallen nun wieder vollends ihren Eltern und ihren erwerbstätigen Geschwistern im

35 Ebd.

36 Manfred Seiser, *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Wiener Arbeiterjugend*. 20.

37 Wolfgang Neugebauer, *Die Sozialdemokratische Jugendbewegung in Österreich 1894–1945*, Wien 1969, 229.

38 Clemens Pirquet, *Die amerikanische Hilfsaktion in Österreich*, Wien 1920, 13.

39 Maren Seliger, *Zur sozialdemokratischen Kommunalpolitik in Wien in der Zwischenkriegszeit*, Wien 1979, 272.

40 Manfred Seiser, *Die Wirtschaftliche und soziale Lage der Wiener Arbeiterjugend*, 85.

41 Ebd., 104; Vgl. Max Lederer, *Grundriß des österreichischen Sozialrechtes*, Wien 1932, 200.

42 Vgl. Dieter Stiefel, *Wirtschaftliche Ursachen, politische Auseinandersetzungen und soziale Folgen der Arbeitslosigkeit, Österreich 1918–1938*, Wien 1972, 29f.

Haushalt zur Last. Besonders in wirtschaftlichen Krisen kommt den Herkunftsfamilien der Jugendlichen eine Pufferfunktion im kapitalistischen Arbeitsmarkt zu. Die Eltern tragen fast alle Kosten der Reproduktion ihrer erwerbstätigen Kinder.

Wir sehen: Das kapitalistische Wirtschaftssystem bestimmt nicht nur, aber vor allem auch über die Berufslehre Art und Qualität der Jugendjahre. »Jugend« ist eine gesellschaftliche Erfindung. Anders als viele meinen, ist sie weder ein natürlicher Zustand, noch eine romantische Imagination, noch gar eine Illusion. Sie ist ein passagerer Modus der gesellschaftlichen Produktion von »human power« in der Hohen Moderne. Dies soll nun in einigen Fallstudien genauer belegt und in seinen sozialen und kulturellen Konsequenzen erläutert werden.

5.5.1 Eine Industriellehre bei Siemens & Halske

Im Kriegsjahr 1918 beginnt Willi Zvacek seine Lehre bei Siemens & Halske in der Engerthstraße (Wien 20). Die relativ große Distanz zwischen der Genossenschafts-Siedlung der Eisenbahner im Ortsteil Hacking, damals Wien 13, wo Willi bei seinen Eltern wohnt, und dem Industriebetrieb im 20. Bezirk bewältigt er jeweils mit einer etwa einstündigen Straßenbahn-Fahrt frühmorgens und abends, sofern er abends nicht noch andere Verpflichtungen hat (s.u.). Die begehrte Lehrstelle erhält er über gute Kontakte seines Vaters, der der Eisenbahnergenossenschaft und Ende 1918 kurz auch dem Arbeiterrat von Wien angehört.

»Ich wurde noch während der Kriegszeit Lehrling in einem Rüstungsbetrieb. Wir haben damals eine 54-stündige Wochenarbeitszeit gehabt, das heißt, am Samstag waren wir fertig um zwei Uhr nachmittags. Wenn die Maschine geputzt war, durften wir (jeden Samstag) um zwei Uhr nach Hause gehn. [...] Wir waren insofern ein Rüstungsbetrieb, als einzelne Abteilungen Granaten-Drehereien waren, eine andere Abteilung hat die riesigen Spiegel gemacht für das Heer; riesige Spiegel für die Überwachung des Schlachtfeldes, zur Beobachtung der Flieger und so weiter, sodass jede Abteilung neben der Zivilproduktion auch eine Rüstungsproduktion laufen hatte.«⁴³

Willi Zvacek beginnt seine Lehrzeit zusammen mit dreißig weiteren Lehrlingen seines Jahrgangs. Sie beginnt mit dem Feilen von Metallwürfeln. Nach drei Tagen werden die Lehrlinge jeweils einem Lehrgesellen unterstellt. In der Werkskantine erhalten sie ein warmes Mittagessen – im letzten Kriegsjahr und noch in den ersten Nachkriegsjahren ein großer Vorteil. Der Ausbildungsplan sieht vor, dass jeder Lehrling seine Lehrzeit in verschiedenen Abteilungen des Großbetriebs absolviert. Das erste Lehrjahr verbringt Willi Zvacek in der feinmechanischen Abteilung, das zweite in der Schlosserwerkstatt, das dritte in der Schmiede und das vierte in der elektrotechnischen Abteilung. »Ich habe alle Disziplinen, die man als Mechaniker, Schlosser, Schmied und Dreher etc. können muss, alle diese Disziplinen hab ich in vorbildlicher Weise durchgemacht.« Als Sohn eines Sozialdemokraten und als Funktionär der *Sozialistischen Arbeiterjugend* (SAJ) kennt Willi Zvacek die Lage der Lehrlinge, die in der Zeitschrift *Der jugendliche Arbeiter* und

43 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

in Versammlungen der SAJ diskutiert wird. Er beherrscht und benutzt auch im Interview das Vokabular der gewerkschaftlichen Agitation. Am Ende allgemeiner Aussagen kehrt er, wie es für autobiographisches Erzählen typisch ist, jeweils zu seinen eigenen Erfahrungen und ihrer Bewertung zurück.

»Der Lehrbub war eine Art billiger Hilfsarbeiter. [...] Also zunächst hat einem der Personalchef eine geschmalzene Predigt gehalten. Dann ist man in die *Lehrwerkstätte* gekommen. Da hat der Werkmeister für gewöhnlich einen Eisenwürfel und eine große Feile gebracht, und da hat man einen Vormittag und einen Nachmittag nur gefeilt. Am nächsten Tag hat man eine Schublehre bekommen. Das war so der Eingang: zwei, drei Tage feilen lernen. Und dann ist man einem Arbeiter (einem »Lehrgesellen« in einer der Abteilungen) zugeteilt worden, dem war man sozusagen ein Helfer; es war ihm überlassen, dass er einem dies und jenes zeigt. Es war auch in seinem Interesse – er hat den Lehrbuben ja immerhin fast ein Jahr (in der Abteilung) behalten – dass der Lehrbub ihm bei seiner Tätigkeit hilft und es ihm ermöglicht, mehr zu verdienen.

Natürlich hat man nicht bei der Arbeit bleiben können, denn der Lehrbub war der *Laufknecht*. Da hat es geheißen: Komm her, hol eine Zeichnung aus dem Zeichnungsmagazin! Na dann ist man schön langsam durch alle Werkstätten durchgegangen, auf Umwegen, es war unerhört interessant, weil da waren ja zwanzig oder dreißig Abteilungen mit den verschiedensten Disziplinen. Da war die Pappendeckeltischlerei und die Sicherungsmacher und die Dreher und der Automatenaal und die Werkzeugmacherei, und dann diese großen Drehbänke, wo sich die Turbogeneratoren wie Karusselle gedreht haben mit riesigem Getöse. Du gehst ins Gussmagazin und holst das...! Oder: Geh ins zentrale Werkzeugmagazin und bring mir den Bohrer! Mach das oder mach das, sodass man immer wieder aufgehalten worden ist. Aber im allgemeinen, verglichen mit anderen Werkstätten in Wien, muss man sagen, es war ideal, weil man ist doch zu vielen Arbeiten gekommen, zu denen man woanders nicht gekommen wäre, besonders im letzten Lehrjahr. Im letzten Lehrjahr war man ja praktisch schon fast ein Geselle, man hat also gearbeitet (in der Warenproduktion), und das war ein großer Vorteil. Es ist natürlich auch vom einzelnen Arbeiter (Lehrgesellen oder Meister) abgehängt, ob man was gelernt hat oder nicht, aber man muss zur Ehre meines Lehrgesellen sagen, mein Blihal, der hat mir sehr viel beigebracht.«

Das von Robert Danneberg entworfene Konzept der Staatslehrwerkstätte,⁴⁴ in der Lehrlinge weitgehend von produktiver Arbeit freigestellt sind – wird auch bei Siemens & Halske nicht realisiert. Die Qualität der Ausbildung hängt wesentlich vom Lehrgesellen oder vom Meister ab, dem der Lehrling jeweils für etwa ein Jahr zugeteilt ist. Die Ausbildung im Großbetrieb ist umfassender und gründlicher als in den meisten Mittel- und Kleinbetrieben, von der Phase der Kriegsproduktion abgesehen, in der Lehrlinge, auch Willi Zvacek, eine Zeit lang ausbildungsfremde Massenprodukte herstellen. In der Art, in der sich Willi Zvacek durch die Werkstätten bewegt, zeigt sich seine Neugier, aber auch seine wachsende Sorge um sich selbst. In der kriegswichtigen Produktion erlebt er, wie stupide Arbeit, die mit seiner Ausbildung nichts zu tun hat, seine Gesundheit bedroht.

44 Vgl. Robert Danneberg, *Staatslehrwerkstätten*, Wien 1907.

»Zeitweise ist natürlich eine Arbeit gekommen, wo große Verluste waren. Und da hat es dann geheißen: das muss ein Lehrbub machen, da darf kein Geld (Lohnkosten) mehr drauf sein. So hab ich zum Beispiel einmal zehn- oder zwanzigtausend Kupferstäbchen zu fräsen gehabt. Da ist ein Fräser auf der Drehbank eingespannt worden, und da hab ich immer ein Stäbchen hinein, und das hab ich gleich drei Wochen oder einen Monat lang gemacht. Ich war so verzweifelt, dass ich schon die Hand in den Fräser hineinstecken wollte, um mit einer zerfleischten Hand wegzukommen von dieser Arbeit!«

Neben den Arbeitspausen, die Willi Zvacek mit dreißig Lehrlingen verbringt und zu politischen Diskussionen nutzt, gewinnt auch seine politische Arbeit in der SAJ, bei den *Naturfreunden* und im Verein der *Wiener Kinderfreunde* an Bedeutung. Über dieses Netzwerk kommt er mehrmals in den Genuss von Erholungsaufenthalten.

»Während der Lehrzeit hat man in vorbildlicher Weise für uns gesorgt. Bereits im Jahr 1917 hat man eine Jugenderholungsorganisation aufgebaut. Ein Sektionsrat hat zusammen mit dem Führer des Verbandes der sozialistischen Arbeiterjugend, August Marianek, eine Fürsorgeaktion organisiert. Und zwar haben sie in Mährisch-Trübau ein großes Barackenlager requiriert und dorthin Wiener Lehrlinge für vier Wochen auf Urlaub geschickt. Und wir haben dort *herrliche vier Wochen bei wunderbarer Verpflegung* verbracht. Das war im Jahr 1918. In den Jahren 1919 und 1920 hat man in Gröding (bei Salzburg) ein Lager veranstaltet, das man zuvor von Ostflüchtlingen freigemacht hat. Durch die Lehrlingsfürsorge-Aktion haben wir die Möglichkeit bekommen, dort unsere Sommerurlaube zu verbringen. Theaterspielen, Ausflüge und so weiter.«

Die Begeisterung für darstellende Kunst und Musik bringt Willi Zvacek aus seiner Herkunftsfamilie mit. Über die *Lehrlingsfürsorge-Aktion* öffnet sich für ihn ein weiterer Zugang zur Hochkultur. In der folgenden Passage spricht Herr Zvacek in der ersten Person Mehrzahl (»wir«), womit er ausdrückt, dass er Konzerte, Opern- und Theatervorstellungen in der Regel mit einigen Lehrlingen aus dem Unternehmen oder aus der SAJ besucht. Dies ist bemerkenswert, weil es die Bedeutung der Peers in der Aneignung von Bildung und Hochkultur herausstreicht. In der Wiener Staatsoper machen kleine Scharmützel mit bürgerlichen Jugendlichen um die besten Stehplätze deutlich, dass das Stammpublikum den Zugang zur Oper gern für sich haben möchte. Gegen diese informellen Barrieren richtet sich die Erfindung der Arbeitersymphoniekonzerte, die schon vor dem Ersten Weltkrieg für Lehrlinge und Facharbeiter veranstaltet werden. Sie beginnen im Dezember 1905 auf Initiative von David Josef Bach, Musikkritiker der Arbeiter Zeitung, und finden im Großen Saal des Musikvereins statt. Anton von Webern dirigiert von 1922 bis 1934 die Arbeiter-Symphoniekonzerte und ab 1923 auch den Arbeitersingverein.

»Der Lagerleiter (des Sommerlagers für Lehrlinge) von Gröding hat mir damals zum ersten Mal eine Karte für ein Konzert geschenkt, weil seine Frau nicht gehen wollte. Und da bin ich so sechs Meter vorm Leopold Slezak gesessen, wie er seine wunderbaren Arien im Mozarteum geschmettert hat – das war ein unauslöschliches Erlebnis. Übrigens, weil wir vom künstlerischen Erlebnis sprechen, es hat ja damals die Arbeitersymphoniekonzerte gegeben, und ich hab mich immer wieder bemüht, Karten zu bekommen, und hab auch unter Anton Webern eine Neunte (die Neunte Symphonie

von Beethoven) damals gehört, die ganz groß war, die mich so gepackt hat, ich bin wie in einem Rausch hinausgegangen. Wir haben uns dann natürlich auch in der Oper um Karten angestellt. Wir waren nicht immer begeistert von den Cliquen, die sich dort herumgetrieben haben. Wir haben uns brav angestellt, und dann sind wieder welche gekommen (Herr Zvacek imitiert affektiertes Sprechen im Schönbrunner oder Döblinger Deutsch): Komm her, warum kommst du so spät? Na komm doch herein da! – Und so hat sich einer nach dem anderen von denen hereingeschwindelt, und wir haben wie die Depperten gewartet. Da waren die schönsten Plätze, das Kipferl im Stehparterre war weg.«

Kürzel wie »im Kunsthistorischen« oder eine »Neunte unter Anton Webern« signifizieren das im Lauf der Lehrjahre erworbene Wissen über Kunst. Der Zugang zur Oper und zu Symphoniekonzerten ist wie bei allen knappen Gütern höchst ungleich verteilt.⁴⁵ Herr Zvacek beschreibt sein physisches, sinnliches und psychisches Erleben: »ein unauslöschliches Erlebnis«, »es hat mich gepackt«, »Ich bin wie in einem Rausch hinausgegangen«.

Eben erst als Lehrling bei Siemens & Halske aufgenommen, erlebt Willi Zvacek den Jännerstreik 1918. Mit der gesamten Belegschaft legt er die Arbeit nieder und zieht mit seinen Kollegen in einem langen Fußmarsch in die Innere Stadt:

»Da hats geheißn, Maschinen abstellen und alle hinunter in den Hof! Und dann haben wir uns zu einem Zug formiert und sind dann durch die Engerthstraße und die Praterstraße in die Innere Stadt gezogen. Ich kann mich noch erinnern, wir sind dann irgendwie durch die Herrengasse in Richtung Michaelerplatz gegangen. Es war ein furchtbarer Wirbel und die Leute haben geschrien: Fritz Adler frei, Fritz Adler frei! Einen hab ich sogar gesehen, wie er mit einem riesen Stein eine Auslage eingeschlagen hat. Hab die Scherben klirren gehört. Es war damals eine ziemlich unruhige Zeit.«

Die Streikenden fordern die Entlassung des zum Tod verurteilten Fritz Adler aus dem Gefängnis. Der Sohn Victor Adlers hat 1916 aus Protest gegen die kriegstreibende Politik der Regierung den Ministerpräsidenten Karl Graf von Stürkh nach einem Mittagessen im Hotelrestaurant Meissl & Schadn erschossen. Vor dem Ausnahmegericht hält Friedrich (Fritz) Adler eine Rede, in der er dem Ministerpräsidenten die Ausnahmegeetze und die Unterdrückung bürgerlicher Freiheiten vorwirft. Die von seinem Vater gegründete SDAP und insbesondere den »prinzipienlosen« Karl Renner beschuldigt er, loyal auf der Seite der kaiserlichen Regierung zu stehen und die Prinzipien der sozialistischen Internationale vollends zu missachten.⁴⁶

Durch die Arbeit als Funktionär der *Sozialistischen Arbeiterjugend*, bei den *Kinderfreunden* und die Besuche von Konzerten und Ausstellungen erfährt Willi Zvacek eine sukzessive Intellektualisierung und kulturelle Verfeinerung nach bürgerlichen Idealen. Wenn

45 Vgl. Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel, Hg., Soziale Ungleichheiten, Göttingen 1983, 183–198.

46 Fritz Adler, Vor dem Ausnahmegericht. Das Attentat gegen den Ersten Weltkrieg, herausgegeben von Michaela Maier und Georg Spitaler, Wien 2016. Fritz Adler wird zum Tod verurteilt. Die Todesstrafe wird von Kaiser Karl in eine Gefängnisstrafe verwandelt, die Adler in der Haftanstalt Stein verbringt, bis ihn Kaiser Karl in einer seiner letzten Amtshandlungen Ende 1918 amnestiert und er das Gefängnis als freier Mann verlassen darf.

ich vorhin die Frage stellte, was »Jugend« als gesellschaftliche Institution der Hohen Moderne leistet, finden wir hier eine für unbestimmbar viele Fälle gültige Antwort. Nicht allein die Schule oder das Selbststudium von Literatur nach dem Vorbild des Vaters, auch die Arbeit als Lehrling in den Abteilungen eines Industrieunternehmens, die Auseinandersetzung mit bildender und darstellender Kunst und die politische Arbeit in der SAJ, das dreijährige Studium an der Schule für sozialistische Erzieher, die pädagogische Arbeit als Horterzieher, eine Psychoanalyse und die Arbeit als Fotograf prägen einen jungen Bürger, der die Hoffnungen der austromarxistischen Elite vorzüglich erfüllt.

»Ich hab nämlich sehr viel gelesen und dann am Werkstisch meine Disposition für die Rede, die ich am Abend im Verein halten werde, schon gemacht.«

Willi Zvacek hält Reden vor der Ortsgruppe der SAJ in Ober-St.Veit, zu deren Obmann er mit 16 Jahren gewählt wird. Immer mehr interessiert ihn pädagogische Arbeit. Schließlich fasst er den Entschluss, seine Ausbildung zum Maschinenschlosser abzubrechen und Erzieher zu werden. Mit siebzehn Jahren beginnt er als einer der wenigen männlichen Schüler die Ausbildung der Erzieher*innen-Schule im Schloss Schönbrunn.⁴⁷ Wie Erzählungen und das im Schönbrunner Schlosspark anlässlich des Abschlusses des ersten Jahrgangs von ihm hergestellte Gruppenfoto (s. Abb. 8) zeigen, sind Mädchen und junge Frauen deutlich in der Überzahl. Die meisten werden Horterzieherinnen in Horten des Vereins Kinderfreunde. Dass sie dort nichts oder nur wenig verdienen werden, erklärt wohl, warum Zvaceks Vater, der patriarchale Oberkondukteur, die Idee des Sohnes für verrückt hält: »Bist Du verrückt? Jetzt hab ich dich Mechaniker lernen lassen! Es kommt gar nicht in Frage!«

Tatsächlich rückt der Sohn nach und nach aus der Lebenswelt des Vaters hinaus. Nach Abschluss seiner Ausbildung in der Schönbrunner Schule beginnt er als Horterzieher. Als er wegen eines »schwierigen Falles« – ein junges Mädchen in einem Schülerhort hat sich in ihn verliebt – die Erziehungsberatungsstelle des Jugendamtes in Hietzing aufsucht, trifft er dort auf Wiens einzigen Erziehungsberater des Jugendamtes, August Aichhorn (s. Kapitel 2.11). Nach Herrn Zvacek ergibt sich etwa folgender Dialog:

»Ja sagen Sie, sehen Sie nicht, was da gespielt wird? [...] Wissen Sie was, Sie müssen mehr lernen! sagte er, wissen Sie was, Sie gehören analysiert! Ich werde Ihnen eine Schulanalyse (Lehranalyse) verschaffen! – Und er hat mir tatsächlich eine Schulanalyse verschafft. Ich habe dann eine zweieinhalbjährige, äußerst interessante, äußerst wichtige Schulanalyse mitgemacht; bin leider nicht zum Abschluss gekommen, weil Adolf der Große gekommen ist, und der hat mir meine Analytikerin vertrieben und die Analyse verboten.«

47 Vgl. Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner Kreis. Die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher 1923–1934, Wien 1982. Heinz Weiss, Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule, Wien 2008. Die an dieser Schule entworfenen Konzepte einer »sozialistischen« Erziehung in den Kindergärten, Horten und Tagesheimen, in den Kinder- und Jugendgruppen der *Kinderfreunde*, der *Roten Falken* und der *Sozialistischen Arbeiterjugend* sind vor allem dem Blatt »Die Sozialistische Erziehung. Reichsorgan des Arbeitervereines ›Kinderfreunde‹ für Österreich«, 15. Mai 1921ff., zu entnehmen.

5.5.2 Vom Pflegekind zum Betriebsrat der Optischen Werke in Hernalers

»Du bist jetzt nicht mehr am Land. Komm, ich zeig dir *am Gang das Klosett*, hier der Schlüssel! Da waren zwölf Parteien auf einem Klosett, sagt er, wenn Du musst, gehst da hinaus aufs Klosett, du bist jetzt nicht mehr auf dem Land, dass du nicht einfach hinters Haus gehst!«⁴⁸

Mit Erstaunen nimmt der sechsjährige Franz Potensky das Leben in der Ottakringer Brestlgasse wahr. Eben erst ist er von seinen Pflegeeltern in Traismauer nach Ottakring zurückgekommen. Er soll im Wohnbezirk der Mutter in die Volksschule gehen, so will es das Schulgesetz. Erstmals sieht er auf der Gasse Frauen und Kinder, die wenige Habseligkeiten auf einem Handwagen führen. Der Stiefvater erklärt ihm, dass sie in ein anderes Zinshaus übersiedeln. Abends gehen Männer mit Girardi-Hut und weißem »Vatermörder« (ein hoher und steifer, abnehmbarer Hemdkragen) vorbei. Es sind Facharbeiter und Meister der nahen Maschinenfabrik Werner & Pfeleiderer auf dem Weg nach Hause oder in das nächste Gasthaus. Der kleine Franz möchte einer von ihnen werden. Sie wirken so stolz und können sich etwas leisten. Einen Nachmittags-Hort besucht Franz Potensky in den folgenden Jahren nicht und auch auf der Gasse spielt er nur selten. Seine Mutter hat immer Arbeit für ihn. Sie ist Strickerin in Heimarbeit. Seine Schulaufgaben erledigt Franz in kurzen Arbeitspausen am Küchentisch. Im Juni 1914 verlässt er die Bürgerschule mit einem guten Zeugnis. Seine Mutter stellt ihn dem Personalchef der *Optischen Werken Reichert & Söhne* in der Hernalser Hauptstraße vor. Das Werk beschäftigt zu dieser Zeit etwa 500 Arbeiter und Angestellte. Franz wird als Lehrling aufgenommen.

»Es war Krieg, nicht wahr, und wir haben sogar am Samstag gearbeitet. Vormittags haben wir gearbeitet in der Fabrik und Samstag Nachmittag haben wir die Maschinen putzen müssen. Und ich hab den Haustorschlüssel (des Zinshauses) gehabt, weil die Haustore waren (auf behördliche Anweisung) um acht oder neun Uhr abends schon versperrt. Und wir haben unter der Woche oft länger als bis acht Uhr abends gearbeitet im Kriegseinsatz.«

Die Lehrlingsentschädigung beträgt eine Krone pro Woche. Vielleicht einmal im Monat gönnt sich Franz einen Kinobesuch. In der nahen Schumannngasse ist »ein kleiner Prater« mit einem Ringelspiel, Schaukel und Schießbude. Hier trifft er an Sonntag-Nachmittagen Freunde aus der Firma und aus der Umgebung.

In allen Industriebetrieben gelten die Bestimmungen des schon 1912 (!) verabschiedeten *Kriegsleistungsgesetzes*. Arbeiter*innen und Angestellte dürfen den Arbeitsplatz nicht von sich aus wechseln.⁴⁹ Die tägliche Arbeitszeit kann über 13 Stunden hinaus verlängert werden. Die Produktion ist zum Teil auf Kriegsgerät umgestellt. Eine Werkstätte der Optischen Werke produziert Zielfernrohre für Panzer, eine andere Fliegerpfeile, die von Flugzeugen in Bündeln auf feindliche Infanteristen abgeworfen werden. Sie fügen

48 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

49 Gesetz vom 26. Dezember 1912, RGBl. Nr. 336; vgl. Emmerich Tálos, Staatliche Sozialpolitik in Österreich. Rekonstruktion und Analyse, 2. Auflage, Wien 1981, 118f.

den Soldaten, die zunächst noch keine Stahlhelme tragen, schwere Kopfverletzungen zu. Diese Pfeile zu fräsen ist über Monate die Arbeit des Lehrlings.

»Das waren vierkantige Eisenstäbchen, ungefähr acht mal acht oder zehn mal zehn Millimeter stark, die waren eingefräst hinten, schräg eingeschnitten; vorn war der volle, schwerere Teil. Wenn die Bündel runtergefallen sind, haben sie sich durch die schrägen Schlitzte an den hinteren Enden verteilt, die Schrägschnitte haben wie Ruder gewirkt. Vorn waren die Pfeile spitz zugedreht. Wenn sie durch Kopf und Brust gefahren sind, haben sie ganz schöne Wunden hervorgerufen. Erst dann sind die Stahlhelme aufgekommen.«

Dass der Lehrling Bedenken gegen den Zweck seiner Arbeit hätte, ist nicht zu erkennen. Noch als alter Mann ist Herr Potensky stolz, die Pfeile schon im ersten Lehrjahr exakt hergestellt zu haben. Eine Krone liefert er jeden Freitag an die Mutter ab und erhält ein geringes Taschengeld zurück: »Zwanzig Kreuzer oder ein Zehnerl, die Krone habe ich an die Mutter abgeliefert.« Das Verhältnis des Firmenchefs Carl Reichert sen. zu »seinen« Arbeiter*innen und Angestellten ist paternalistisch. Die Lehrlinge sprechen respektvoll über ihn.

»Zu Weihnachten oder vielmehr zum Neuen Jahr haben wir vom Reichert, vom alten Reichert, eine Krone gekriegt, wenn wir ihm gratulieren gegangen sind. Da waren wir angestellt am Gang in Reih und Glied und sind hineingegangen, und er hat aufgestapelt gehabt die Kronen so nebeneinander, und da haben wir ihm gewünscht: »Ein glückliches Neues Jahr, Herr Chef!« – »Danke«, und er hat uns die Krone gegeben.«

Franz hat Glück. Auf Anordnung des Produktionsleiters wechselt er in die »Werkzeugmacherei« (s. Abb. 14), die weit vielfältigere Arbeitsgänge kennt.

»[...] und bin in die Werkstatt, wo man was gelernt hat, in die Werkzeugmacherei. Und der bin ich treu geblieben bis zu meinem Abtritt. Weil das war die interessanteste Arbeit, denn sie hat alles umfasst: Drehen, Fräsen, Bohren, Hobeln, Schleifen, alles. Also da haben wir mehr Lohn bekommen dann. Dann bin ich *freigesprochen* worden, hab ich ein *Gesellenstück* machen müssen, das hab ich in der Bude (in der Werkstatt) gemacht, dann die Prüfung, dann war ich frei und hab den Gesellenbrief gekriegt.«

In der »Werkzeugmacherei« der Optischen Werke werden Bestandteile für Mikroskope und Fernrohre hergestellt. Im Unterschied zu vielen Handwerks- und Gewerbebetrieben werden die *freigesprochenen* Gesellen nicht umgehend entlassen. Nach dem Gesellenstück rücken einige in die Stammebelegschaft des Unternehmens ein. Ihre umfassende Ausbildung qualifiziert sie für verschiedene Abteilungen des Unternehmens. Ehe die Betriebsleitung einen Facharbeiter kündigt, werden weniger qualifizierte Arbeiter*innen gekündigt. Nach Verabschiedung des Betriebsrätegesetzes 1921 bedarf jede Kündigung der Zustimmung der Betriebsräte. Als die kriegswirtschaftliche Produktion im Frühjahr 1919 wieder auf »Friedensproduktion« umgestellt ist, werden die in den Kriegsjahren rasch angelernten Frauen entlassen, um »Platz zu machen« für die von den Fronten und aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Männer.

»Es wurden die Männer wieder eingestellt, die von der Front gesund zurückgekommen sind. Die Frauen sind ja dann langsam verschwunden. Erstens einmal sind ihre Männer wieder zurückgekommen und der Mann hat wieder so gewissermaßen das Heft in die Hand genommen und hat wieder gesorgt für den Verdienst. Also die Doppelarbeit, dass Männer und Frauen arbeiten, das hat es ja sehr wenig gegeben. [...] Was ich mich erinnern kann, war es sogar so, dass in Betrieben, die Frauen aufgenommen hatten, nach dem Krieg sogar *kurze Streiks* waren, unangemeldet (ohne Beschluss der Gewerkschaft). Weil die Arbeiter haben damals ganz genau geschaut, dass ihr Arbeitsplatz nicht gefährdet wird durch Frauen. Die haben sich geweigert zum Beispiel, neben einer Frau zu arbeiten. Die haben nicht haben wollen, dass Frauen ihre Arbeit machen.«

Abb. 14: In der Werkzeugmacherei. Vorne Mitte der Lehrling Franz Potensky. Im Gang hinten der Meister mit halb offenem Arbeitsmantel, weißem Hemd und Krawatte.



In der Bohrabteilung der Optischen Werke gilt das maschinelle Metallbohren zunächst als ›männliche‹ Arbeit, die nur Facharbeitern anvertraut wird. Erst die Erfindung von Bohrschablonen, die den Bohrer exakt an die Bohrstellen führen und das Fehlerisiko erheblich verringern, macht es möglich, Facharbeiter durch rasch angelernte und geringer entlohnte Frauen zu ersetzen. Facharbeiter justieren dann die Maschinen und greifen bei Materialbrüchen ein. Aber der Einsatz von angelernten Frauen geht nicht ohne den Protest der Männer vor sich.

»Ich kann mich erinnern, in der Bohrerei, wo die Bohrmaschinen waren, Dreispindel- oder Vierspindel-Bohrmaschinen und verschiedene Größenbohrer, und auf einmal

kommt dort eine Frau hin. *Gleich* haben sich die Männer geweigert, haben sich *gewehrt* dagegen, nicht wahr, weil sie um ihren Arbeitsplatz gefürchtet haben.«

Ab 1928 geraten auch die Optischen Werke in finanzielle Turbulenzen. Die Betriebsräte, Franz Potensky ist einer von ihnen, kämpfen mit Parolen wie »eine Familie – ein Verdienner« oder »Kampf dem Doppelverdienertum« um jeden »männlichen« Arbeitsplatz. Auf dem Spiel steht die patriarchale Ordnung im Werk und in den Familien.

»Dann ist überhaupt die große Krise gekommen, dann 1928, 1929, 1930, 1931, da wars *furchtbar*. Das erste war natürlich dann bei den Entlassungen, dass die Frauen drangekommen sind. Speziell und in erster Linie die *Doppelverdiener*, wo der (Ehe)Mann eh verdient hat, da hat die Frau *keine Chance* gehabt durchzukommen, wenn Entlassungen waren. Da haben die (Männer) schon aufgepasst. Da haben die Arbeiter schon aufgepasst, dass nicht *er* entlassen wird, wenn daneben eine *Frau* sitzt mit derselben Arbeit, die er gemacht hat. Obwohl die Frau eine billige Arbeitskraft war, die war billiger, die hat weniger Lohn gekriegt für die gleiche Arbeit.«

Der ehemalige Betriebsrat Potensky argumentiert im Sinn einer patriarchalen Betriebspolitik. In dem von der Gewerkschaft nicht anerkannten Arbeitskampf sieht er keine Möglichkeit, eine »unparteiliche« Stellung zwischen den Geschlechtern einzunehmen.

5.5.3 Das duale System: Industrielehre und Fortbildungsschule

Am Samstag Nachmittag beginnt für die Lehrlinge der Optischen Werke Hernals ein kurzes Wochenende. An dieser kritischen Schwelle stellt der alte Werkmeister Schwarz seine Macht über etwa zwanzig Lehrlinge unter Beweis. Einer von ihnen, Anton Srmcka, erinnert sich:

»Der Werkmeister Schwarz ist am Samstag um zwölf Uhr heim essen gegangen und um zwei ist er nochmals in den Betrieb zurückgekommen. Und ich erzähl Ihnen keinen Schmah, aber der hat eine Hundspeitsche gehabt, die war aus Leder geflochten, und da haben wir müssen alle die Laden der Werkbänke aufmachen, die sind alle offen gewesen, und dann ist er kontrollieren gegangen, hat in jede Lade hineingeschaut. Die Feilen haben müssen geputzt sein und alles ausgekehrt dort liegen. Na und da ist es halt hie und da vorgekommen, dass eine Feile gefehlt hat, und [...] wenn wir dann das Lohnbüchl wieder bekommen haben, ist am Schluss gestanden: drei Kronen Abzug für Abgang an Werkzeug, Verdienst: Null. Das ist öfters vorgekommen. Er (der Meister) hat geprüft, ob die Drehbänke alle schön geputzt waren. Und da ist er immer mit der Taschenlampe und mit der Hundspeitsche gegangen. Er war ein alter Herr. Zum Teil haben wir ein bisserl Angst gehabt, aber zum Teil haben wir über ihn gelächelt. Erst nachdem er alles kontrolliert hat, haben wir nach Haus gehen dürfen. [...] Ich verurteile das mit der Hundspeitsche, aber wir haben dadurch *eine Ordnung gehabt! Dort ist es dir aufgezwungen worden, die Ordnung zu halten*. Wir waren vielleicht zwanzig Lehrbuben, natürlich war es leicht möglich, dass da irgendetwas vertauscht worden ist. Und wenn dann da als Verdienst Null gestanden ist, hab ich meiner Mutter sagen müssen: Ich

hab heut nix gekriegt! Und das war aber notwendig, dass ich etwas (Geld) nach Hause bringe!«⁵⁰

Die Lehrlinge und indirekt auch ihre Angehörigen bezahlen für kleinste Fehler. Andererseits hat der alte Meister Sorge, ob ihn die Lehrlinge noch anerkennen. Wenn der Krieg endet, wird er durch einen jüngeren Kriegsheimkehrer abgelöst werden. Hunger bestimmt den Alltag und schädigt die Gesundheit der Lehrlinge.

»In unserer Werkstätte war nur ein Gehilfe, die anderen waren lauter Lehrlinge, weil die anderen Gehilfen waren alle (zum Militär) eingerückt. Wir waren zwanzig Lehrlinge. Und da haben wir einen Lehrling gehabt, dessen Mutter hat einen Stand gehabt am Brunnenmarkt, und wir haben ihm gesagt: Hör zu, fang was zuhaus und bring es mit, Erdäpfel oder irgendwas! Also gut, er war immer bereit, etwas mitzubringen, hauptsächlich Erdäpfel. Wir haben einen Gasofen gehabt in unserer Werkstätte, und da haben wir die Erdäpfel aufgeschnitten und dort hingelegt und gebraten. Und wir haben einen Meister gehabt, einen Tyrannen, der ist immer gekommen, mhm, hat gerochen, und hat uns die Erdäpfel weggenommen. Wissen Sie, was das für uns bedeutet hat? Wir, mit unserem Alter, fünfzehn sechzehn Jahre alt, uns war das ein Leckerbissen.«

Jedes Jahr im September melden sich die Lehrlinge mit einem Schreiben des Unternehmens zum Unterricht in der Fortbildungsschule (später Berufsschule) in der Mollardgasse 87 in Gumpendorf (Wien 6) an. Die Unternehmensleitung kann für sie den Abendkurs während der Woche oder aber den Kurs an Samstagen und Sonntagen beantragen. Der Eigentümer der Optischen Werke, Herr Carl Reichert sen., entscheidet sich immer für Samstag und Sonntag. Damit gerät er mit den Jugendlichen in Konflikt, die wenigstens an Sonntagen »fesch aussehen und ausgehen« wollen.

»In der Mollardgasse war eine riesige Versammlung, lauter Lehrlinge, die in die Schule gehen. Und einer hat gesprochen, also das war kein Lehrling, sondern das war wahrscheinlich einer von einer politischen Partei, irgendein Abgeordneter, ich kann Ihnen heute nicht sagen, wer das war. Und der hat dort gesprochen gegen diese Sonntagschule. Es war eben auch der Werkstättenunterricht am Sonntag. Und natürlich waren wir alle dafür, dass wenigstens die Sonntagschule abgeschafft wird. Letztendlich sind wir aufgefordert worden, uns zu einem Zug zu formieren und wir sind da hinein in die Mariahilferstraße, so vielleicht fünfhundert Lehrlinge sind wir da hineingezogen. Und auf einmal ist dann die berittene Polizei gekommen und hat das Ganze gesprengt. [...] Wir sind gerannt. Mit ihren Säbeln haben sie zwar nicht hingehaut, aber es hat schon genügt, wenn so ein Wächter mit einem Pferd da mitten unter die jungen Leute hineinreitet.«

Das hier von Herrn Srmcka gezeichnete Bild erinnert mich an die Hungerkrawalle im Herbst 1911 (s. Kapitel 3.1) oder auch an die Proteste während des Jännerstreiks 1917 und gegen Ende des Krieges. Die Ähnlichkeit der Demonstrationen und ihrer Niederschlagung durch Polizei und Militär erzeugt trotz der verschiedenen Anlässe eine *Kongruenz*

50 Interview 8 mit Anton Srmcka, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

der inneren Bilder von den Bedrohungen durch einen Habsburger Staat, der letztlich doch nur die Interessen der kapitalistischen Unternehmen vertritt.

5.6 Zwei Schwestern. Bei Ankerbrot und auf der Avenue de Champs Elysées

Wien Favoriten, zehnter Bezirk, in den 1920er Jahren. Das Ehepaar Goldnagl wohnt mit seinen Töchtern Hermi und Rosi im Zinshaus Knollgasse 8. Der Mann ist Kistentischler und riecht immer nach Holz. Er ist ein »unpolitischer Mann«. Aus dem Ersten Weltkrieg kehrt er mit Malaria zurück. Als er bärtig, abgemagert und verlaust und in Resten seiner Uniform an das Gangküchenfenster klopft, erkennen ihn die aus dem Schlaf gerissenen Töchter zunächst nicht. Fieberanfälle, Gicht und Schüttelfrost plagen ihn für den Rest seines Lebens. Wohl auch deshalb ist er streitsüchtig und wenig belastbar. Ab und zu schlägt er seine Frau und seine ältere Tochter Hermi. Die jüngere Rosi ist sein Liebling. Er nennt sie sein Schneewittchen. Auch grobe und kranke Männer träumen. Dass sich der Traum vom Schneewittchen auf eine ganz andere Weise erfüllen wird, kann Herr Goldnagl nicht ahnen. Seine Frau arbeitet in einem Textilbetrieb, später in der *Druckerei Berthold & Stempel*⁵¹ in Favoriten. Sie ist sehr »an Kultur« interessiert und lässt ihre beiden Töchter Schillers Gedichte auswendig lernen. Nachts näht sie Kleider und Badeanzüge für sich und ihre Töchter.

Die jüngere Tochter Rosi hat eine schwache Lunge und wird über die Amerikanische Hilfsaktion in Österreich⁵² für ein Jahr zu einer holländischen Familie geschickt, dann nach Italien und mehrmals in Erholungsheime der Stadt Wien in Niederösterreich. Sie erholt sich und beginnt auf der Schmelz mit einer Gruppe von Jugendlichen auf dem Seil zu balancieren. Als sie etwa 19 Jahre alt ist, gelingt ihr mit einem jungen französischen Artisten namens René eine Karriere auf dem Trapez. Zirkusunternehmen werden auf das junge Artistenpaar aufmerksam. Bald führen Rose und René ein glamoröses Leben, das sie nach Paris, Berlin, London, New York, Las Vegas und andere Städte führt.

Nach einem Sturz in die Manege, mehreren Knochenbrüchen und einem langen Heilungsprozess versucht Rose Gold die Aufmerksamkeit der Weltpresse nochmals auf sich zu ziehen. Ihren berühmten Sprung in den Fersenhang am Trapez führt sie vor Filmkameras von der Spitze des Eiffelturms aus. Ohne Netz. Der Dokumentarfilm läuft als Vorfilm zur 1951 stattfindenden Premiere von *African Queen* mit Humphrey Bogart und Lauren Bacall an der Avenue des Champs-Èlysées. Ein ehemals lungenschwaches Mädchen aus Favoriten erobert ein zweites Mal die Aufmerksamkeit der Medienwelt.⁵³

51 Vgl. Hermann Hoffmann, *Das Haus Berthold: 1858–1921*. H. Berthold AG, Berlin 1921.

52 Vgl. Clemens Pirquet, *Die amerikanische Hilfsaktion in Österreich*, Wien 1920.

53 Interview 59 mit Rose Gold (Rosa Goldnagl), geboren 1917 in Favoriten, Wien 10. Die vielstündigen Interviews mit Rose Gold haben Gottfried Pirhofer und ich gemeinsam geführt.

Abb. 15: Frau Goldnagl im selbst genähten Badeanzug um 1920.



Abb. 16: Rose Gold (Goldnagl) und René. Artistenpaar um 1936.



Für Roses ältere Schwester Hermi sucht die Mutter unmittelbar nach der Pflichtschule eine Lehrstelle. Hermi hat keinen ungewöhnlichen Wunsch. Sie möchte Schneiderin werden.

»Ich wollte unbedingt Schneiderei lernen, wie ich aus der Schule gekommen bin. Und da kann ich mich erinnern, da ist meine Mamma herumgelaufen, und in der Esterházygasse (Gumpendorf, Mariahilf, Wien 6) hat sie dann endlich etwas gefunden, und da hätt ich können anfangen.«⁵⁴

Die Mehrzahl der Töchter aus Arbeiter- und Angestelltenfamilien will Schneiderin, Modistin oder Friseurin werden, und zwar »aus Neigung«, wie die Sozialwissenschaftlerin Käthe Leichter, Leiterin der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Arbeiterkammer, bemerkt.⁵⁵ Hermines Berufswunsch ist wohl auch aus dem ausgeprägten Interesse der Mutter für modische Kleider zu erklären. Als endlich eine Lehrstelle gefunden ist, stattet

54 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

55 Vgl. Käthe Leichter, *So leben wir. 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben*, Wien o.J. (1932).

die Mutter ihre ältere Tochter mit dem Werkzeug der Schneiderin aus. Fingerhut, weiße Schürze und Schere. Doch es kommt anders, denn da ist der Vater, der über seine Tochter bestimmen will.

»Ich kann anfangen, hat es geheißen. Und wie ich am Montag hätte sollen gehen, hat mich der Vater eingesperrt, hat er mich nicht gehen lassen. Er war so borniert und hat gesagt: Ja, da wirst du blind, und dass du bucklig wirst und blind! Den anderen den Trottel machen, kommt nicht in Frage! – und da hat er mich eingesperrt und hat mich nicht hingehen lassen. Also ich hab Rotz und Wasser geheult natürlich, weil das wollt ich mit Leidenschaft. Na aber da ist nichts draus geworden. – An das denk ich mein ganzes Leben lang!«⁵⁶

Das störrische und patriarchale Verhalten des Vaters lässt sich wohl auch aus seinen physischen und psychischen Verletzungen verstehen. »Er war krank vom Krieg«, sagt seine Tochter Hermi. Einige Wochen danach entschließt sich die Mutter, ihre Arbeit in einer kleinen Wäschefabrik, die Hemden nach Maß und Damenkleider anfertigt, aufzugeben. Sie überredet den Firmeneigentümer, Herrn Lampl, an ihrer Stelle ihre Tochter Hermi als Lehrling aufzunehmen. Sie hat Erfolg. Für Hermine beginnt eine Lehrzeit, die jedoch vom Wäschefabrikanten nicht als Ausbildung, sondern als billige Lohnarbeit angelegt ist.

»Da hab ich müssen Kragen nähen und dann ausliefern und kassieren. Und wenns zum Urlaub (zum gesetzlichen Anspruch auf Urlaub) gekommen ist, bin ich natürlich entlassen worden. Und dann hat er mich wieder frisch aufgenommen. Da hab ich zwanzig Schilling in der Woche verdient, zwanzig Schilling!«

Es ist das Jahr 1931, Weltwirtschaftskrise. Textilfirmen beschäftigen ihr Personal nur noch saisonal. Sobald das Saisongeschäft abgewickelt ist, werden Mädchen und Frauen entlassen, damit ihnen kein Urlaubsanspruch entsteht. Frau Goldnagl muss die »Stehzeiten« der Tochter jeweils finanzieren. Solange sie verdient, liefert Hermi »schön brav«, wie sie sagt, ihren Wochenlohn an die Haushaltskasse ab. Nur einen von zwanzig Schillingen darf sie behalten. Bis 1936 bleibt sie in der Wäschefabrik. Als sie zum wiederholten Mal entlassen wird, beschließt sie, den Arbeitgeber zu wechseln. Die genaue Kenntnis der Gassen und Straßen in Favoriten hilft ihr bei der Suche nach einem geeigneten Arbeitsplatz.

»Ich bin alle Firmen abgegangen. Im zehnten Bezirk sind ja sehr viele Firmen. Da gibts ja, von der Favoritenstraße angefangen, bei der Katharinengasse bis zur Triester Straße, da hats den Heller (eine Süßwarenfabrik, »Zuckerlfabrik« im Volksmund) gegeben, am liebsten hätt ich ja beim Heller gearbeitet, oder beim Schmidt (Viktor Schmidt & Söhne, Schokoladenfabrik), da war noch der Schokoladen-Schmidt auf der Favoritenstraße herunten. Na dann hab ich das alles abgeklappert.«

56 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

Schließlich findet sie – »da war schon der Hitler da« – ein Inserat der Firma *Ankerbrot* in der Zeitung. Ankerbrot wird als einer der ersten Großbetriebe Wiens »arisiert«. Ab 15. März 1938 hat die Firma eine »rein arische Leitung und beschäftigt 1600 arische Mitarbeiter«, meldet die Geschäftsleitung in einer Annonce zwei Tage nach dem Anschluss. Hermine Goldnagl stellt sich vor und wird als Putzfrau aufgenommen. Einem Direktor, dem sie über den Weg läuft, fällt sie auf. Die langen Zöpfe hat sie längst abgeschnitten. Dank der Fähigkeit der Mutter zur Schneiderei ist sie auch bei der Arbeit gut gekleidet. Der Direktor ist irritiert: »Was machen denn Sie da?«, was so viel heißt wie: Sie haben hier wohl nicht die zu Ihnen passende Arbeit! »Melden Sie sich morgen in meinem Büro!« Hermine Goldnagl wechselt in den Expedit (Warenausgang) des Unternehmens. Dort lernt sie eine mechanisierte Form der Datenverwaltung, ein System von Steckkarten (»Hollerith-System«) zu bedienen, mit dem die Lieferung der Backwaren an die zahlreichen Filialen des Unternehmens in Wien und in anderen Städten verwaltet wird. Die Mechanisierung des Expedits, der bald Automatisierungen folgen, reduziert die Chancen der jungen Angestellten auf einen beruflichen Aufstieg. Siegfried Kracauer schreibt ungefähr zu dieser Zeit:

»Kein Geringerer als Emil Lederer⁵⁷ nennt es eine objektive Tatsache, wenn man behauptet, daß die Angestellten das Schicksal des Proletariats teilen. [...] die Proletarisierung der Angestellten ist nicht zu bezweifeln. Jedenfalls gelten für breite, im Angestelltenverhältnis befindliche Schichten ähnliche soziale Bedingungen wie für das eigentliche Proletariat. Es hat sich eine industrielle Reservearmee der Angestellten gebildet. [...] Ferner ist die Existenzunsicherheit gewachsen und die Aussicht auf Unabhängigkeit nahezu völlig geschwunden. Kann danach der Glaube aufrechterhalten werden, daß die Angestelltenschaft so etwas wie ein »neuer Mittelstand« sei?«⁵⁸

Kracauer hat gewiss recht, unterschätzt aber, meine ich, die kleinen Privilegien der vorwiegend weiblichen Büroangestellten und ihre nicht immer unbegründete Hoffnung auf eine »gute Partie«, die Heirat mit einem leitenden Angestellten. Hermine Goldnagl verdankt ihren »Aufstieg« in die Verwaltung der Ankerbrot-Fabrik zu einem guten Teil ihrem Aussehen und ihren Fähigkeiten, sich gut zu kleiden, zu frisieren und zu schminken. Sie verschafft damit auch der Herkunftsfamilie wirtschaftlichen Zugewinn, denn der Großteil ihres nun höheren Gehalts geht an die Haushaltskasse.

Noch eine Bemerkung zur Arbeit im Expedit des Großbetriebs Ankerbrot. Selbst an diesem Ort hoher ökonomischer Rationalität bestimmt ein Direktor über die beruflichen Chancen einer jungen Frau nach ihrem Aussehen. Offenkundig hat seine betriebliche Entscheidung eine erotische Komponente. Mädchen im Büro sind hübsch angezogen

57 Emil Lederer studiert Jus und Nationalökonomie an der Universität Wien bei den Professoren Philippovich, Böhm-Bawerk und Wieser. Im Sommersemester 1910 übersiedelt er nach Heidelberg und wird Redaktionssekretär des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, das er 1921 bis 1933 gemeinsam mit Joseph Schumpeter und Alfred Weber herausgibt.

58 Siegfried Kracauer, *Die Angestellten*. Aus dem neuesten Deutschland, (1929) Frankfurt a.M. 1971, 13. Vgl. Erna Appelt, *Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten. Die weiblichen Angestellten Wiens zwischen 1900 und 1934*, Wien 1984.

und geschminkt, die Fingernägel immer lackiert. Das Ansehen und die Laune des Abteilungsleiters verbessern sich, wenn er attraktive junge Frauen um sich hat. Erotik und Ästhetik bestimmen den Warenwert der weiblichen Arbeitskraft mit. Bei Männern trifft ähnliches zu – etwa im Textilhandel, wo die Verkäufer und Abteilungsleiter die von ihnen angebotene Ware zur Schau tragen. Das bürokratische Instrumentarium (»Hollerith-System«) bei Ankerbrot ist um 1938 technologisch auf dem letzten Stand. Hermies berufliches Glück wird möglich in einer Welle der Tertiärisierung, des Ausbaus der Dienstleistungen in der kapitalistischen Gesellschaft der 1920er und 1930er Jahre. Auch hier bestätigt sich also: ‚Jugend‘ ist vor allem eine Phase der Transition und Zubereitung von geeigneten Arbeitskräften in der Produktionsweise der Hohen Moderne. Ihre systemische Funktionalität ist aber nicht auf die Erwerbsarbeitsleistung beschränkt, wenn Jugendliche die Produkte der Unternehmen kaufen und wie männliche und weibliche Models der Hohen Moderne zur Schau tragen.

5.7 Dienstmädchen

Im frühen 20. Jahrhundert ist der häusliche Dienst nicht mehr, was er über Jahrhunderte war. In europäischen Städten wird er zu einer immer kürzeren *transitorischen Phase* im Erwerbsleben junger Mädchen und Frauen. Die meisten wandern aus der Provinz in Großstädte wie Berlin, Paris oder Wien mit dem durchaus komplexen Ziel, Arbeit zu finden, Vorzüge der Großstadt zu genießen und sich auf ein Leben nach der Erwerbsarbeit als Hausfrauen und Mütter vorzubereiten. Ihre Erwerbsarbeit ist in ökonomischer Hinsicht und in ihrem Lebensentwurf vor allem eine Phase der Akkumulation notwendiger Mittel für die Gründung einer Familie und eines eigenen Haushalts. Sobald sie einen ihnen passend erscheinenden Partner gefunden haben, heiraten sie und werden Hausfrauen und Mütter. Es ist also eine mehrfache Transition: vom Land in die Stadt, vom häuslichen Dienst in die Lohnarbeit in Industrie, Gewerbe und Handel und vom Status der ledigen jungen Frau in den der verheirateten Hausfrau und Mutter. Diesen dreifachen Übergang zu bewältigen ist für Mädchen und junge Frauen herausfordernd. Es ist ein Lernprozess, den sie ohne ihre Freundinnen nicht bewältigen würden. Sie vermitteln einander Wissen und Erfahrung und warnen vor Gefahren. Geteiltes praktisches Wissen und Erfahrung gehen in die künftige Führung des Haushalts und der eigenen Elternschaft ein. Ökonomisch gesprochen mutieren Dienstmädchen zu Lohnarbeiterinnen und schließlich als Hausfrauen und Mütter zu Produzentinnen von künftigen Arbeitskräften. Ohne sie wäre der Zivilisationsprozess nach bürgerlicher und sozialdemokratischer Vorstellung gar nicht möglich. Es lohnt also, diese dreifache Transition auf der Grundlage autobiographischer Erzählungen im Detail zu studieren.

Noch im späten 19. Jahrhundert ist der häusliche Dienst die am häufigsten ausgeübte Erwerbstätigkeit von Mädchen und ledigen Frauen. Im Jahr 1900 arbeiten in Wien ca. 100.000 Mädchen und ledige Frauen als Dienstmädchen, in Berlin sind es 1905 um 148.000. Das entspricht jeweils etwa einem Drittel aller erwerbstätigen Frauen. Liegt der Anteil der Dienstboten (überwiegend Mädchen und Frauen) an der Wiener Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemlich konstant bei 15 %, sinkt er bis 1934 auf 2,6 % der Bevölkerung. Es entsteht, was Adelige und Bürger*innen aus ihrer Sicht

ein »Dienstbotenproblem« nennen. In Wahrheit ist es ein Problem der bürgerlichen und der kleinbürgerlichen Klasse. Die um 1910 einsetzende Automatisierung von Teilen der Hausarbeit kann Dienstbotinnen nur zum Teil ersetzen. 43 % der Dienstmädchen Wiens sind in Haushalten gehobener Beamter und freiberuflich tätiger Bürger beschäftigt.⁵⁹ In den Haushalten der Mittelklasse, der Kaufleute, Kleinhändler und gewerblichen Unternehmer werden umso eher Dienstbotinnen »gehalten«, je kapitalstärker sie sind. Je kleiner das Gewerbe oder das Geschäft, umso eher wird das Mädchen nicht nur im Haushalt, sondern auch im Kaufladen oder in der Wirtsstube eingesetzt.⁶⁰

Die meisten Dienstmädchen kommen aus einem Dorf oder einer Kleinstadt und sind mit dem städtischen Haushalt und seinen Gepflogenheiten nicht vertraut. Sie schlafen in einer kleinen Dienstbotenkammer neben der Küche oder auf einem Notbett, das abends in der Küche aufgeschlagen und frühmorgens wieder weggeräumt wird. Dass sie hier nicht lange bleiben möchten, ist nachzuvollziehen. Kleinbürgerliche Haushalte bieten die schlechtesten Wohn- und Arbeitsbedingungen und die geringste Bezahlung. Kleinbürger*innen sparen als erstes bei der Qualität des Essens für Dienstmädchen. Oft erhalten sie nur kalte Überreste des Mittagstisches.

Etwa ein Viertel aller in Wien beschäftigten Dienstmädchen kommt aus den (ehemaligen) habsburgischen Kronländern Böhmen und Mähren.⁶¹ Viele sind nicht nur auf der Suche nach Arbeit. Sie hoffen auf ein besseres Leben und eine für sie vorteilhafte Eheschließung und sparen Geld im Hinblick auf die Haushaltsgründung. Von ihren Eltern haben nur wenige eine Mitgift (»Heiratsgut« oder »Aussteuer«) zu erwarten. Deshalb verschränkt sich in der Perspektive des Dienstmädchens die Planung für einen künftigen Haushalt und einer »eigenen« Familie früh mit Planungen der sozialdemokratischen »Stadtväter«.

Vorschläge zur Reform der Wiener Gesindeordnung in den 1890er Jahren zielen auf die Regelung der Arbeitszeit der Dienstbot*innen, die Einführung von Lohnтарifen, die Wohnungsinspektion und eine obligatorische Krankenversicherung und Altersversorgung.⁶² Drei Entwürfe werden im Reichstag beraten, aber nicht in geltendes Recht umgesetzt. Die Wiener Gesindeordnung von 1911 hält an einer vierwöchigen Haltepflicht bei erkrankten Dienstbot*innen fest. Neu ist, dass die junge Frau nun auch gegen ihren Willen in eine Krankenanstalt eingewiesen werden kann. In den 1910er Jahren drängt die sozialdemokratische Presse auf die Gleichstellung des Dienstmädchens mit anderen Lohnarbeiterinnen. 1911 gründet sich der sozialdemokratische *Dienstbotenverein Einigkeit*.

Frieda Müller ist das Kind eines Kutschers und einer Hausmeisterin am Rand von Klosterneuburg bei Wien. Sie soll Dienstmädchen werden, hingegen dürfen ihre drei

59 Von den insgesamt 101.364 Dienstboten, die im Jahr 1910 in Wien beschäftigt werden, sind 44.333 Dienstboten (43,7 % aller Dienstboten) in Haushalten beschäftigt, die zur Gruppe »Öffentlicher Dienst und Freie Berufe« zählen. 31.723 Dienstboten (31,3 %) arbeiten in Haushalten von »Handel und Verkehr«, 23.805 Dienstboten (23,5 %) in »Gewerbe und Industrie«, und nur 1.503 Dienstboten (1,5 %) in der Land- und Forstwirtschaft. Vgl. Österreichische Statistik, Neue Folge 3, Heft 2 (1914), 54ff.

60 Vgl. Hugo Morgenstern, *Gesindewesen und Gesinderecht in Österreich*, Wien 1912, 97.

61 Vgl. Monika Glettler, *Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt*, München u.a. 1972, 64.

62 Ebd., 198.

Brüder in die Lehre gehen. Den ersten »Dienstposten« nimmt Frieda 1918 an. Ihre Dienstgeberin ist eine selbständige Milchfrau in Hernals (Wien 17).

»Und wie ich (von Klosterneuburg) nach Wien Hernals in Dienst kommen bin, also da ist es mir eigentlich besser gegangen, weil bei der Milchfrau hab ich ja schon einmal ein Essen gehabt, zwar einen sehr kleinen Lohn, aber trotz alldem hab ich müssen mein Gewand und alles schon allein kaufen, weil die Mutter mir ja nichts hat draufgeben können. Im Gegenteil: Da hätt man müssen noch der Mutter ein bisserl was bringen.«⁶³

»Meine Mutter hat gesagt: *Du gehst in Dienst!* Da war ich in der Canisiusgasse bei einer Gräfin, war ich im Dienst. Da war ich cirka über ein Jahr.«⁶⁴

Die verarmte Gräfin wohnt im zweiten Stock eines bürgerlichen Miethauses im 9. Bezirk. Ein winziger Raum neben der Küche wird Marias Dienstbotenzimmer. Die Gräfin kocht selbst. Maria ist »unglücklich« und fühlt sich über die Maßen kontrolliert. Einsam und verzweifelt schreibt sie der Mutter einen Brief.

»[...] und diese Frau, die alte Frau Gräfin, die war so ekelhaft, die ist überall gegangen und hat (mit der Hand) Staub gewischt. Und ich war, mein Gott, ein junges Madl war ich noch. Ich hab das gemacht, was man angeschafft hat, natürlich, aber wenn man ein paar Mal hin und hergeht, kommt der Staub wieder aus den Fugen (des Holzbodens) raus. Da hab ich der Mutter nach Hause geschrieben, wenn sie mich nicht holt, spring ich vom zweiten Stock runter. Die war gleich da, den Brief hat sie bekommen und sie war schon da und hat mich wieder nach Hause genommen.«⁶⁵

Wieder ist es die Mutter, die einen neuen Arbeitsplatz für die Tochter sucht. Bei *Meindl* in Ottakring findet sie für die Tochter eine Stelle als Hilfsarbeiterin. Maria arbeitet in der Flaschenwäscherei, im Weinkeller und im Warenlager. Hier bleibt sie immerhin zwölf Jahre. In dieser Zeit lernt sie den »feschen Straßenbahner« Anton (Toni) Noiz kennen und heiratet ihn, auch auf Wunsch und Betreiben der Mutter, denn der Mann gilt als eine »gute Partie« und ist fesch. Nach dem Bezug einer Wohnung im eben eröffneten Sandleiten Hof, einem der großen Gemeindebauten des Roten Wien (s. Kapitel 8 und Abb. 17), fordert der Ehemann seine Frau auf, die Hilfsarbeit bei Meindl aufzugeben und sich auf die Führung des eigenen Haushalts zu konzentrieren.

Der aus Tschechien zugewanderte Fassbinder Antonin Velecky hat nach dem Tod seiner ersten Ehefrau vier Kinder zu versorgen und benötigt dringend eine zweite Ehefrau und Haushälterin. Wichtig ist ihm die gemeinsame Muttersprache (Tschechisch), die Geschicklichkeit im Haushalt und eine gute Hand für die Kinder. Eine tschechische Bekannte des Fassbinders, die in Wien als Dienstmädchen arbeitet, bietet sich als Kupplerin an. Sie nimmt mit einer in Brunn lebenden Schwester Kontakt auf. Sie soll für eine Probezeit nach Wien kommen. Nach kurzer Bekanntschaft wird sie die zweite Ehefrau des Fassbinders. Innerhalb von vier Jahren bringt sie drei Kinder zur Welt. Die Familie wohnt auf Zimmer und Küche in einem Zinshaus. Tochter Franziska erinnert sich:

63 Interview 18 mit Frieda Müller, geboren 1905 in Klosterneuburg bei Wien.

64 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1903 in Ottakring, Wien 16.

65 Ebd.

»Die eine Schwester war dann in Stellung, der andere Bruder ist dann auch weg, die dritte ist ja dann auch in Stellung gewesen, nur, wie gesagt, wenn sie keinen Posten gehabt haben, sind sie nach Haus, und da waren wir dann *ziemlich gedrängt*.«⁶⁶

Für entlassene oder auf eigenen Wunsch heimkehrende Töchter ist der Haushalt der Eltern ein Refugium, ein Zufluchtsort auf Zeit. Oft schon im spätadoleszenten Alter, teilen sie die Betten im Zimmer oder im Kabinett mit anderen Geschwistern. Auch aus diesem Grund sehen sie sich rasch nach einem neuen »Dienstposten« oder einer anderen Lohnarbeit um. Auf Wunsch des Vaters geht Franziska Velesky bei einer Schneiderin in die Lehre. Als sie diese Lehrstelle mangels Neigung und Talent aufgibt, sagt der Vater:

»Du paß auf, wenn Du das nicht machen willst, dann mußt Du in den Dienst gehen! – Und ich bin in Dienst gegangen. Bin in Dienst gegangen, da war ich zuerst bei einem Grafen Gudenus als Kindermädchen [...] in Mühlbach im Waldviertel.«

Obwohl Franziska im Schloss der Grafen Gudenus am niederösterreichischen Manhartsberg als Kindermädchen aufgenommen wird, zieht sie die Gräfin nur zum Wäschewaschen und Putzen heran. Die Betreuung der jüngsten Kinder ist Aufgabe einer Kinderschwester. Für die beiden älteren Kinder ist eine Erzieherin im Schloss. Während in bürgerlichen und kleinbürgerlichen Haushalten meist nur ein »Mädchen für alles« gehalten wird, beschäftigt die Adelsfamilie auf ihrem Landsitz verschiedenes Dienstpersonal. Franziska bringt nur geringe Kenntnisse mit. Sie fügt sich »nicht so richtig drein«. Sie will weg. Als die Gräfin sie nicht gehen lässt, läuft sie einfach davon:

»Und ich bin halt abgehauen mit Hilfe der Kinderschwester, die hat mir dann geholfen, dass ich weg kann. Da hab ich dann eine Stelle in Wien bekommen, [...] das war eine gewisse Familie Hoffmann, eine Drogerie-Großhandlung, die haben ein Mädel gehabt und da ist es mir sehr gut gegangen und da hat es mir auch gut gefallen.«

Nach kurzer Zeit wechselt Franziska Velesky über Vermittlung einer Freundin in das Haus eines Bankiers. Erst hier erhält sie die Möglichkeit, nach großbürgerlichem Geschmack kochen zu lernen.

»Da hab ich dann eine Stelle bekommen durch eine Bekannte, auch ein Dienstmädchen, die hat mich dann zum Sowitsch von Wiesenmark gebracht, im vierten Bezirk; er war Präsident der Deutschen Bodenbank, dort war ich dann. Zuerst war ich Stubenmädchen, aber da mein Kaffee so gut gerochen hat, hat der alte Herr gesagt: Franzi, der Kaffee duftet, ich möchte auch einen haben! Der hat sonst immer was anderes getrunken, Tee mit Milch, und dann hab ich ihm immer Kaffee gemacht und dann waren sie mit der Köchin nicht zufrieden und da hat dann die Hausfrau gesagt: Franzi, wenn Sie kochen lernen wollen, wir wären sehr dafür! [...] Sag ich: Jo bitte, net, und war sie vierzehn Tage mit mir in der Küche und hab ich kochen gelernt.«

66 Interview 17 mit Franziska Velesky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

Bemerkenswert scheint mir die patriarchale Güte des alten Hausherrn, ein wiederkehrender Topos in den Erzählungen ehemaliger Dienstmädchen.⁶⁷ Sieht die Hausfrau ihre Aufgabe darin, das Dienstmädchen auszubilden und in jeder Hinsicht zu kontrollieren, sehen ältere Herren in jungen Dienstmädchen entweder eine Tochter oder das Ebenbild einer jungen Geliebten. Dass manches Dienstmädchen sexuell missbraucht wird, kommt in mündlichen Erzählungen nur andeutungsweise zur Sprache. Offenbar verbietet es die Scham, davon zu erzählen. Die sozialdemokratische Abgeordnete Adelheid Popp bringt eine Reihe von Fällen zur Sprache. Werden die Dienstmädchen schwanger, entlässt sie die Herrschaft. Sie gehen wieder in ihre Herkunftsfamilien zurück oder als Prostituierte auf die Straße, wenn sie Glück haben und sich die Mutter um das »ledige Kind« kümmert.⁶⁸ Die *Working Women's Guild von Philadelphia* berichtet um 1900 über die Klage der Dienstmädchen, sie würden darunter leiden, dass »Herren und Söhne des Hauses« »unhöflich« mit ihnen umgingen.⁶⁹

Zurück zu Franziska Velecky. Im Haus des Bankiers Sowitsch von Wiesenmark droht solches Ungemach nicht. Franziska fühlt sich wertgeschätzt und gut behandelt. Im Sommer fährt sie mit der Familie »in die Tschechei auf Erholung« und genießt die Annehmlichkeiten. Als ihr Vater 1925 stirbt und die Mutter erkrankt, wird sie zu ihrem großen Bedauern nach Hause zurückgerufen, um der kranken Mutter und den noch zuhause wohnenden Brüdern den Haushalt zu führen. Dass sie gehorcht, zeigt die Macht der Eltern und der Brüder über das Mädchen. Die Loyalitätsbindung endet oft auch dann nicht, wenn das Mädchen heiratet und in eheliche Pflichten eintritt.

Wie verläuft das Leben jener Mädchen und Frauen, die in einem weiter entfernten Dorf oder einer Kleinstadt in Niederösterreich, Böhmen oder Mähren, in der Slowakei oder in Ungarn aufwachsen und sich entschließen, in die Großstadt zu gehen? Wie nähern sie sich diesem »Moloch«, der in der zeitgenössischen Literatur, aber auch in der mündlichen Kolportage als so attraktiv wie gefährlich beschrieben wird?

5.7.1 Heimkehr und Flucht aus Heiligeneich

Im März 1902 wird im Wiener Brigitta-Spital das erste Kind einer ledigen niederösterreichischen Kleinbauerntochter geboren. Zu dieser Zeit gehört das Entbindungsspital

67 Vgl. Karin Walser, Der Zug in die Stadt. Berliner Dienstmädchen um 1900. In: Sigrid Anselm, Barbara Beck, Hg., Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins, 1987, 75–90, 86; dies., Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900, Frankfurt a.M. 1986.

68 Adelheid Popp, Haussklavinnen. Ein Beitrag zur Lage der Dienstmädchen, Wien 1912, besonders 28ff.

69 Die Umfrage unter 600 Arbeiterinnen aller Branchen ergibt, dass die überwiegende Mehrzahl den Job in Industrie oder Gewerbe dem häuslichen Dienst vorzieht. Sie geben dafür folgende Gründe an: 1. Mangel an Freizeit und unaufhörliche Beaufsichtigung. 2. Verletzung der Selbstachtung durch das häusliche Regime, 3. »endlose« Arbeitszeit, 4. »kränkende Behandlung« durch die Herren und Söhne des Hauses, 5. kein eigenes Zimmer, 6. Verlust der Achtung anderer Arbeiterinnen, 7. keine Möglichkeit, Freude zu empfangen. Vgl. H. Campbell, Prisoners of Poverty, Boston 1900, 240ff., zitiert nach Lilly Braun, Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite, (1901) Berlin/Bonn 1979, 414.

einem privaten Verein. Später wird es von der Stadt renoviert und in das Gesundheitssystem des Roten Wien eingegliedert. Verheiratete, ledige und mittellose Mädchen und Frauen entbinden hier unter ärztlicher Aufsicht, auch wenn sie nicht krankenversichert sind. Das Neugeborene der Kleinbauerntochter aus Heiligeneich wird auf den Namen Josepha getauft und zu einer Tante in die Wiener Hüttelbergstraße (Wien 14) gebracht. Die Tante ist mit einem Fiaker verheiratet und hat keine leiblichen Kinder. Sie behandelt Josepha wie ihr eigenes Kind. Die junge Mutter kehrt nach Heiligeneich zurück. Als weichende Erbin heiratet sie einen Häuslersohn, Josephas Vater, und wohnt mit ihm im Ausgedinge-Haus ihrer Eltern, gleich neben dem Bauernhaus. In den folgenden Jahren bringt sie noch fünf Kinder zur Welt.

Als Josepha im Jahr 1908 sechs Jahre alt geworden ist, erscheint die Mutter wieder in der Wiener Hüttelbergstraße, um die Tochter nach Hause zu holen. Der Abschied von der Pflegemutter ist schmerzvoll und die Szene am Bahnhof verheißt nichts Gutes:

»Wie wir auf die Bahn gegangen sind, da ist mir schon Angst geworden. Beim Einsteigen hab ich dann schon zu weinen angefangen, und dann bin ich zum Fenster hingegangen und hab der Tante gewunken und hab ein bißl zu weinen angefangen. Da hat die Mutter mir gleich eine Ohrfeige gegeben. Das hab ich nicht vergessen.«⁷⁰

Im Kleinhaus der Eltern und Geschwister in Heiligeneich muss Josepha erkennen, dass sie hier eine Außenseiterin ist und wohl auch bleiben wird. Jeden Tag spürt sie, dass die Mutter zu ihren jüngeren Kindern ein besseres Verhältnis hat. Josepha werden beschwerliche Arbeiten zugewiesen. Sie steht eine Stunde vor allen anderen auf, um den Küchenherd einzuheizen und ein Frühstück zuzubereiten. Nach dem Schulunterricht beginnt für sie die Arbeit im Haushalt, dann im Stall und auf den Feldern. Im Sommer 1916 wird Josepha vierzehn Jahre alt und hat die Pflichtschule des Dorfes abgeschlossen. Nun schickt sie die Mutter reihum in die Landwirtschaften der Verwandten als Dienstmagd, damit ein Maul weniger zu füttern ist. Es ist Krieg und es herrscht akuter Arbeitskräftemangel. Knechte und Bauernsöhne sind zum Militär eingerückt; ihre Arbeit müssen Mägde übernehmen.

Die Großeltern lehnen die Beziehung von Josephas Mutter mit dem »Häuslerbua« ab. Sie hoffen, die Hofübergabe bis zu einer standesgemäßen Heirat eines der leiblichen Söhne hinausschieben zu können und schließen Josephas Vater von der Hoffolge aus. Sechzig Jahre später wird Frau Neutor im Gespräch mit mir sagen, er sei »ein guter Kerl« gewesen, aber jeden Sonntag Nachmittag habe er sich in seinem Unglück beim Kartenspiel im Wirtshaus einen Rausch angetrunken, »dann ist er gekommen und hat der Mutter ein Kind gemacht«.

Die vielen Schwangerschaften und die Arbeit am Hof laugen die Mutter aus. Josepha bekommt ihre Wut zu spüren. Als sie eines Morgens verschläft, treibt sie die Mutter mit einem »nassen Fetzen« aus dem Bett. Allmählich reift der Entschluss, dem tristen Elternhaus zu entfliehen und nach Wien zu gehen, wo sie ihre ersten sechs Lebensjahre bei ihrer Ziehmutter verbracht hat. Eine wohlmeinende Nachbarin bestärkt sie darin:

70 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Brigittaspital in Wien, aufgewachsen in Hütteldorf, Wien 14 und im niederösterreichischen Dorf Heiligeneich.

»Pepi, sei nicht so dumm, lass dir das nicht gefallen. Geh nach Wien, da gehts dir zehnmal besser als daheim!« Eine ältere Frau kommt regelmäßig nach Heiligeneich, um bei Bauern Porzellan oder Besteck gegen Speck, Eier und Butter zu tauschen. Im Dorf wird sie »die Jüdin aus Wien« genannt. In einem Gespräch, von dem die Eltern nichts wissen dürfen, bietet sie Josepha an, ihr in Wien eine Stelle als Dienstmädchen zu vermitteln. An einem Sonntag packt Josepha am frühen Morgen heimlich ihre wenigen Habseligkeiten und geht zum Bahnhof. Dort trifft sie »die Jüdin«: »Ich will mit Ihnen fahren heute! – Ah jöh, kommens nur mit! sagt sie. Na bin ich mitgefahren.« Die erste Nacht verbringt Josepha in der Wohnung der »Jüdin«.

»Ich hab die ganze Nacht geweint; da ist mir erst zu Bewusstsein gekommen: Was hast du gemacht? Der Vater daheim, der wird sich kränken. Auf die Mutter hab ich gar nimmer gedacht, weil sie mich immer so abgwatschnd (geohrfeigt) hat.«

Am nächsten Tag führt »die Jüdin« Josepha zu ihrem ersten Dienstposten in der Josefstadt. Es ist ein großbürgerlicher Haushalt. Während die alten Herrschaften – »ausgefressen«, wie Frau Neutor lakonisch bemerkt – das zerfallene Habsburger Reich repräsentieren, empfindet sie das »gnädige Fräulein« und die »Herren Söhne« als Boten einer neuen Zeit. Der ältere Sohn ist Hoch- und Tiefbauingenieur und reist beruflich bis nach Russland; der jüngere wird Radioingenieur, die Tochter studiert Medizin.

Josepha schläft im Dienstbotenzimmer gleich neben der Küche. Zunächst soll sie kochen lernen. Noch nie hat sie gekocht, was in diesem großbürgerlichen Haushalt auf dem Speisezetteln steht: Tafelspitz, Wiener Schnitzel, Bouillon mit Ei, Mehlspeisen und so weiter. Die »gnädige Frau« ist ihre Lehrmeisterin. Nach wenigen Monaten kocht Josepha selbständig. Jeden Morgen geht sie nach der Zubereitung des Frühstücks auf den nahen Brunnenmarkt in Ottakring einkaufen. Von der Tochter des Hauses erhält sie abgelegte Kleider und Hüte geschenkt. Bei den Mahlzeiten serviert sie, dann darf sie sich an den Mittagstisch setzen. Die belastenden Seiten des häuslichen Dienstes spürt sie dennoch. Die Arbeitszeit ist unregelmäßig und wird an die Bedürfnisse der Herrschaften angepasst.

»Wissen Sie, dass ich da oft ganze Nächte Keks gebacken, Körbe voll Keks hab ich oft backen müssen, um vier in der Früh bin ich erst ins Bett kommen; dann hab ich denen ihre Anzüge geputzt und gebügelt, jeden Tag frisch.«

Zwei Jahre bleibt Josepha Neutor auf diesem Dienstposten, dann will sie gehen. Nur ungern lässt man sie weg: »Ein jeder war traurig.« Doch ein höherer Lohn ist ein starkes Motiv, denn Josepha will nicht für immer Dienstmädchen bleiben. Heimlich spart sie Geld für einen künftigen eigenen Haushalt. Sie wechselt in den großbürgerlichen Haushalt eines Getreidehändlers an der Getreidebörse in der Taborstraße Nr.10. Heute befindet sich das Odeon Theater in diesem wunderschönen Gebäude. Der Arbeitstag beginnt zwei Stunden später als gewöhnlich, da die Wohnung mit einem Gasherd und sogar mit einer Gaszentralheizung ausgestattet ist. Daher muss sie den großen Küchenherd nicht schon am frühen Morgen einheizen. Nach der Zubereitung des Frühstücks wäscht Josepha das Geschirr, besorgt den täglichen Einkauf auf dem nahen Karmelitermarkt und

beginnt mit der Vorbereitung des Mittagessens; danach folgt wieder der Abwasch. Bei Schönwetter geht sie nachmittags mit den zwei kleinen Töchtern der Herrschaften spazieren. Am späten Nachmittag bereitet sie Tee und bald darauf das Abendessen. Wieder Abwasch. Dann heißt es stundenlang in der Küche zu warten, ob die Herrschaften oder ihre Gäste noch Wünsche haben. Manche Gäste bleiben oft bis spät in die Nacht und bringen Josepha um ihren Schlaf. Trinkgeld legen sie unter den Platzteller. Der Arbeitstag endet für Josepha, wenn auch das letzte Geschirr abgeräumt und abgewaschen ist. Dann ist es oft schon zwei Uhr nachts. Zu Weihnachten und an ihrem Geburtstag erhält sie ein Kleid oder ein Paar Schuhe geschenkt: »Sie, die Alte, hat das veranstaltet. Sie hat mich gernegehabt. Er war ja auch recht nett zu mir, er hat immer Fräulein zu mir gesagt.«

Von der Hausfrau wird Josepha gedutzt und Fini gerufen. Wie schon auf ihrem ersten Dienstposten fühlt sie sich »fast wie ein Familienmitglied«. Drei Jahre nach ihrer heimlichen Flucht aus Heiligeneich besucht sie ihre Eltern und Geschwister. Sorgfältig bereitet sie sich darauf vor. Ihr elegantestes Kleid und ihr bester Hut sind gerade gut genug. Sie will »sehr städtisch« aussehen. Die Eltern empfangen sie freundlich, bieten ihr Essen und Trinken an, »wie wenn ich ein Gast wäre«, was sie nun ja auch ist. Die Jahre als Dienstmädchen in bürgerlichen Häusern haben aus ihr – entgegen einem negativen Klischee der Literatur – eine *selbstbewusste junge Städterin* gemacht. Von ihrem Besuch im Elternhaus kehrt sie mit der festen Absicht zurück, die in Wien hinzugewonnene Freiheit niemals aufzugeben und sich nach einem passenden Ehepartner umzusehen, der diese Freiheit nicht sogleich wieder zunichte macht. Das ist leichter gesagt als getan, denn wie soll sie ihn finden?

Ausgang ohne die beiden kleinen Kinder der Herrschaft hat sie nur an Sonntag Nachmittagen für zwei oder drei Stunden. Dann besucht sie ihre Tante und geht mit Freundinnen, Dienstmädchen aus der nächsten Umgebung, in den nahen Wurstelprater. Die bunten Lichterketten und die Ausrufer, die ihr Publikum in Spiegelkabinette und Geisterbahnen locken, faszinieren die Mädchen. Aber sie gehen nirgends hinein. Sie geben kaum Geld aus. Höchstens ein Eis gönnen sie sich. Die Freundinnen sind sich einig, dass es klüger und auch notwendig sei, Geld für den künftigen eigenen Haushalt zu sparen. Sie beraten einander, wie eine ihren Vorstellungen entsprechende »Aussteuer« zusammenzustellen sei. Anders als viele Dienstmädchen schickt Josepha kein Geld nach Hause. Sie spart den Großteil des Lohnes und schafft damit nach und nach ihren Hausrat an. »Fünf Bettzeuge hab ich gehabt, Handtücher, Geschirrtücher zwölf, ein rosa, ein lichtblaues und drei weiße Bettzeuge, Frottierhandtücher, die waren damals noch teuer, Tischtücher und Essbesteck«. Sogar »ganz neue Möbel« für ein Schlafzimmer kauft sie schon. Da in ihrem kleinen Dienstbotenzimmer freilich kein Platz dafür ist, stellt sie die Möbel gegen ein Entgelt in einer stillgelegten Fabrikshalle ein.

»Mahagonimöbel, die hab ich heute noch, wissen Sie wie schön die noch sind? Zwei Kästen, eine Psyche, zwei Betten und zwei Nachtkästchen, die Nachtkästchen mit so dicken schönen Glasplatten«.

Einen Bräutigam hat Josepha noch nicht, aber dass sie eines Tages heiraten wird, steht für sie wie für ihre Freundinnen fest. Die Gespräche der Mädchen kreisen häufig um ihre Zukunft als Hausfrauen und Mütter. Was wäre auch die Alternative? Der Sonntagsaus-

flug endet gegen fünf Uhr nachmittags. Dann müssen die Mädchen wieder in die Haushalte ihrer Dienstgeber zurück, um den Nachmittagstee und bald auch das sonntägliche Abendessen vorzubereiten. Fünf Jahre bleibt Josepha im Haus des Getreidehändlers und seiner Ehefrau. Im letzten Jahr lernt sie ihren späteren Ehemann kennen. Er wohnt nur wenige Häuser entfernt und macht »dem Fräulein« »den Hof«. Ich komme darauf zurück.

5.7.2 Die Tochter eines Handwerkers in Müglitz geht nach Wien

Die Tochter eines angesehenen Schustermeisters in der der Stadt Müglitz im östlichen Mähren will nach Absolvierung der Pflichtschule Kindergärtnerin werden. Sie beginnt die Ausbildung, doch da sie an der Lunge erkrankt, scheitert dieser Plan. Als sie 16 Jahre alt georden ist, wird sie von den Eltern nach Wien geschickt. Das ist nicht Amerika, aber auch hier lebt ein »reicher Onkel«, ein Direktor jener *Südbahngesellschaft*, die unter anderem die Strecke Wien-Triest betreibt. Die Ehefrau des Direktors hat gerade ihr einziges Kind verloren und will Maria »an Kindes Statt« aufnehmen.

»Da haben wir in Wien einen reichen Onkel gehabt, der war Direktor bei der Südbahn, ein Bruder meiner Großmutter. Und die Frau hat ein Kind gehabt und das Kind ist gestorben. Sie hat es mit Pomp begraben lassen, in einem Metallsarg, das kleine Kinderl, und am nächsten Tag, wie sie zum Grab kommt, das ist so Usus, war das Grab offen und der Sarg gestohlen, ist das Kind, in die Windeln gewickelt, auf der Erde gelegen. Hat sie dann einen Holzsarg gekauft und das Kind nocheinmal begraben lassen. Und die haben mich wollen, absolut hat der Onkel mich wollen haben! Also bin ich nach der Kindergartenausbildung da hingefahren. Er hat mir das Reisegeld geschickt, der Onkel, der Großonkel wars, und ich bin nach Wien gekommen. Wissen Sie, was die Frau aus mir gemacht hat? Einen Trampel, einen *Dienstboten*! Ich hab müssen um fünf in der Früh aufstehen, ich hab müssen die Küche waschen, den weißen (Küchen)Boden waschen, dass, wenn sie aufgestanden ist, die Küche schön sauber ist. Kurz, es hat nicht geklappt. Mit dieser Frau war nichts anzufangen, nichts, gar nichts! Und dabei hat sie gesagt, sie nimmt mich an Kindesstatt an. Den Hund hat sie im Speisezimmer ins Fauteuil gelegt, hat ihm Wasser hingegeben auf den Sessel und hat ihn in ein Häckeltuch eingewickelt, dass im ja nicht kalt ist, und ich hab müssen die Betten vom Boden (Dachboden) – es war im Jänner, wie ich da hergekommen bin – vom Boden runterholen, ich hab in der Küche so ein Aufklappbett gehabt, ein Tafelbett. Und die Frau hat drei Zimmer gehabt, und hat keinen Platz gehabt für ein Mäd!!«⁷¹

In verzweifelten Selbstgesprächen bittet Maria ihre Mutter, sie aus der misslichen Lage zu befreien. Das mündliche autobiographische Erzählen zeigt seine Vorzüge. Es wird auch erinnert und erzählt, welche Überlegungen und Gefühle einer Handlungsentscheidung vorausgehen oder ihr folgen.

»Mutter, Mutter, wenn du einmal sehen tätest, was ich da mitmach! Die möchte sagen: Pack dich zamm und gemma ham! Und da hab ich mir gedacht, so geht das nicht

71 Interview 1 mit Maria Schauburger, geboren 1897 in Müglitz, Mähren.

weiter, das halte ich nicht aus auf die Dauer. Und die Mutter hat geschrieben: Liebe Ritschi – daheim hab ich Ritschi geheißt – wenn Du nicht aushaltest, komm heim, weil die Frau Nolz wartet auf dich, die wird jetzt bald niederkommen, die wartet auf dich. Das hat sie mir geschrieben. Und da hat es mir dann überhaupt nicht mehr gefallen in Wien. Zum Gabelfrühstück (zweites Frühstück um neun Uhr) hat sie mir gegeben ein Stück Brot und drei Radeln Krakauer. Hab ich müssen sagen: Küß die Hand, vergeltst Gott gnädige Frau! Und in der Früh, wenn sie aufgestanden ist, mußte ich ihr die Hand küssen! Ja am Bett mußte ich ihr die Hand küssen und sagen: Guten Morgen, küß die Hand gnä Frau! Ihm nicht, er war ja lieb, er hat gesagt, mach dir nix draus, Ritschi, mach dir nix draus!«

Die Gattin des Direktors legt großen Wert auf einen herrschaftlichen Lebensstil. Er wird für sie um so wichtiger, als der Gehalt ihres Ehemannes in der hohen Nachkriegsinflation an Kaufkraft verliert. Dienstmädchen sind in der von materiellen Verlusten bedrohten Mittel- und Oberklasse ein lebender Widerspruch. Sie tragen zum bürgerlichen Lebensstil bei, wenn sie sich gegenüber der Herrschaft untertänig und im Wortsinn servil verhalten, zugleich stören sie aber die erwünschte Privatheit, vor allem wenn es an einem geeigneten Raum für das Dienstmädchen fehlt.⁷² Die Aufkündigung des quasi als Adoption dargestellten Dienstverhältnisses ist kompliziert.

»Und dann hat mir eine gute Freundin geschrieben, weißt was, tu ihr einmal die Wäsche schlecht waschen, dann lässt sie dich freiwillig gehen, weil sie hätt mich ja nicht gehen lassen. Und wie wenn mir jemand das eingegeben hätte, hat sie (die Hausherin) ein Kaffeetuch gehabt, ein gelbes, und ich hab mir gedacht, das wird eh nicht ausgehen und steck es mit der weißen Wäsche zusammen und kochs. Natürlich hat die ganze Wäsche gelbe Flecken gehabt. Nächsten Tag sagt sie zu mir: Maria! – hat sie mir die Briefe von meiner Freundin vorgelesen, die ich in einer Schuhschachtel hinter der Kredenz versteckt hab – wenn Du schon nach Haus fahren willst, dann hättest Du mir sagen sollen, aber nicht mir die Wäsche verwaschen, damit ich Dich fahren lasse! Hab ich gesagt: Beim Tischtuch hab ich Pech gehabt, das hab ich Ihnen nicht mit Absicht gemacht. Das war halt ein Pech. Aber wenn Sie mich heimfahren lassen, dann bittschön, ja. In drei Tagen können Sie gehen! Na war ich zu Tode froh, am liebsten hätt ich gleich zusammengepackt. Hab ich gedacht, wenn sie mich nur heut schon fahren ließe, in drei Tagen überlegt sie sichs am Ende wieder. Na bin ich dann heim zur Frau Nolz, hab ich meinen ersten Posten gehabt zu zwei Kindern. Bin ich dann nach Marienbad übersiedelt.«

Nach einigen Jahren als Kindermädchen im böhmischen Kurort Marienbad lernt Maria den Wiener Automechaniker Schauburger kennen, der zu dieser Zeit Chauffeur für bürgerliche Herrschaften in Marienbad ist. Die beiden befreunden sich und Mitte der 1920er Jahre ziehen sie zusammen nach Wien. Zunächst bewohnen sie eine Zimmer-Küche-Wohnung in einem Zinshaus. Mit Hilfe eines Bezirksfunktionärs der SDAP erhalten sie 1929 eine kleine Wohnung im Karl Marx-Hof zugeteilt. Maria Schauburger bleibt kinderlos. Sie nutzt die Zentralwäscherei und lobt ihre großen Vorteile (s. Kapitel 8.4.1). Stun-

72 Vgl. Karin Walser, Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900, Frankfurt a.M. 1985.

denweise geht sie als »Bedienerin« zu »Frau Hofrat Justinian«. In ihrem eigenen Haushalt wendet sie alle Kenntnisse an, die sie als Dienstmädchen in bürgerlichen Häusern erworben hat. Kein Stäubchen soll man in ihrer Wohnung finden. Ein Portrait der »Frau Hofrat Justinian, meine Beschützerin, die hat mir viel Gutes getan« – hängt noch 1985, als wir unsere Gespräche führen, in einem ovalen Rahmen über dem Fernsehapparat.

5.7.3 Vom böhmischen Dorf in die Glühlampen-Fabrik

In einem böhmischen Dorf bei Budweis wird in einer Häuslerfamilie das siebente Kind geboren und auf den Namen Anna getauft. Es ist schwächlich und häufig krank. Bald steht fest, dass es die Arbeit als Magd bei den Bauern in der Umgebung des Dorfes nicht leisten kann. Nach der Pflichtschule wird Anna im Pfarrhof als Dienstmädchen aufgenommen. Doch bald reift in ihr der Entschluss, in die Stadt zu gehen. »Der Stadt gehen sie mit der größten Erwartung entgegen«, weiß Lilly Braun um 1900 aus Befragungen.⁷³ Annas Muttersprache ist Tschechisch, Deutsch lernt sie recht und schlecht nach ihrer Ankunft in Wien. Bis ins hohe Alter spricht sie sehr einfache und kurze Sätze, die ich unverändert wiedergebe.

»Ich war nur für die Stadt. Jetzt hab ich geschaut: wer kommt? Da ist kommen eine Cousine, die is kommen von Wien, die war da bei ihrer Schwester. Na bin ich zu ihr gangen und hab gsagt: du hörst, ich möcht auch fortfahren. Sagt sie: na fahr mit. Na bin ich mitgefahren. Meine Mutter hat gleich rennen müssen ums Büchl, ums Arbeitsbüchl und ums Fabriksbüchl. Zwei hab ich bestellt gleich, weil da hat man haben müssen Büchln.«⁷⁴

Die Mutter besorgt das *Dienstbuch* für Dienstmädchen, das dem Dienstgeber vorgelegt werden muss, und auch gleich das *Arbeitsbuch* für den Fall, dass ihre Tochter Anna später in einer Fabrik oder in einem Gewerbebetrieb eine Stelle finden sollte, obwohl ihr das gar nicht gefallen würde. Frau Klimova plagt wie viele Mütter am Land die Sorge, eine Arbeit in der Fabrik könnte ihre zarte und hübsche Tochter sittlich gefährden.

»Die Mutter hat Angst gehabt, dass ich in schlechte Hände komm. Weil die Leut haben gsagt, was glaubens, lauter *Huren*, Jesus Maria! Die Leute erzählen dort, die was in Wien in die Fabrik gehen, die sind *Huren* da. Sagt sie, die Mutter, Jesus, na so was, geh lieber in *Dienst!*«

Die Pfarrersköchin empfiehlt Anna einem kinderlosen Lehrerpaa in Wien als Dienstmädchen. Die Zinshauswohnung des Lehrerpaares besteht aus einer Wohnküche und einem Schlafzimmer. Volksschulehrer*innen haben ein sehr geringes Einkommen. Dem

73 Vgl. Lilly Braun, *Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite*, (1901) Berlin/Bonn 1979, 407.

74 Interview 3 mit Anna Klimova (Prechtl), geboren 1900 in einem böhmischen Dorf bei Budweis.

Dienstmädchen zahlt das Lehrerpaa zwei Kronen in der Woche, etwa die Hälfte einer Lehrlingsentschädigung in diesem Jahr.⁷⁵

Schon nach wenigen Wochen verlässt Anna Klimova den Lehrer-Haushalt. Über Vermittlung einer Cousine, die für eine Großwäscherei auf einem Pferdefuhrwerk mitfährt, beginnt sie als »MitfahrerIn«. Sie liefert gewaschene Wäsche in Körben in die bürgerlichen Haushalte des 18. und 19. Bezirks und holt von dort schmutzige Wäsche ab. In Wien herrscht 1918 akuter Mangel an Nahrungsmitteln. Anna bettelt dem Hauspersonal der bürgerlichen Kunden oft »ein Stück Brot« ab: Brot aus Kukuruzmehl. Mit ihrer neuen Arbeit muss sie auch eine neue Unterkunft finden. Sie zieht zu ihren Cousinen, die ein Zimmer in Untermiete bewohnen. Anna sagt, sie sei hier »zu Bett«, bezeichnet sich also als »BettgeherIn«. Für das Bett und das von den Cousinen zubereitete Frühstück, Malzkaffee und Brot, zahlt sie ein geringes »Bettgeld«.

Cousine Kathi hat »ein Verhältnis« mit einem Meister der *Elektrische Glühlampenfabrik Watt* in Wien Nussdorf, Heiligenstädter Straße und Grinzinger Straße. Die Watt AG ist die größte Glühlampenfabrik in der Habsburger Monarchie. 1913 beschäftigt sie an die 1.500 Personen.⁷⁶ Der Meister vermittelt Kathi und ihrer Cousine Anna Arbeit als Hilfsarbeiterinnen in der Watt AG. Abermals zeigt sich, dass auch in der Elektroindustrie, die doch als eine der neuen Leitindustrien gilt, Arbeitsplätze über persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen vermittelt werden. Eines Montags erscheinen Anna und Kathi einfach nicht mehr in der Wäscherei und fangen in der Glühlampenfabrik an. Erst Tage später holt Anna ihr *Arbeitsbuch* vom Wäschereibesitzer, um es im Personalbüro der Watt AG vorzulegen.

Es wird in zwei Schichten gearbeitet, von sechs Uhr früh bis vierzehn Uhr und von vierzehn Uhr bis zehn Uhr abends; im Vergleich zum häuslichen Dienst eine berechenbare Arbeitszeit und eine festgelegte Freizeit. Die Arbeit ist eintönig, doch das stört Anna offenbar nicht, es sei doch »eine saubere und leichte Arbeit«. Die Zerlegung der Produktion in eine Reihe von Teilarbeiten führt dazu, dass sie sich Jahrzehnte später nicht mehr an das fertige Produkt, die Glühbirne, erinnert, sondern nur an ein von ihr tausendfach hergestelltes, winziges Teil. Sie spricht darüber, als hinge sie irgendwie noch immer an dieser Arbeit: »In der Watt wars schön. Da hab ich Spiralen gemacht, Spiralen.«

Solange sie noch keinen Freund hat, besucht Anna an Sonntagen mit ihrer Cousine Kathi einen kleinen Rummelplatz in Nussdorf, den sie als »Prater« bezeichnet.

75 Eine um die Jahrhundertwende in den USA von der *Working Women's Guild* von Philadelphia veranstaltete Umfrage unter 600 Arbeiterinnen ergibt, dass die große Mehrzahl den Job in Industrie oder Gewerbe dem häuslichen Dienst vorzieht. Sie geben dafür folgende Gründe an: 1. Mangel an Freizeit und unaufhörliche Beaufsichtigung. 2. Verletzung der Selbstachtung durch das häusliche Regime, 3. »endlose« Arbeitszeit, 4. kränkende Behandlung (sic!) durch die Herren und Söhne des Hauses, 5. kein eigenes Zimmer, 6. Verlust der Achtung anderer Arbeiterinnen, 7. keine Möglichkeit, Freunde zu empfangen. Vgl. H. Campbell, *Prisoners of Poverty*, Boston 1900, 240ff., zitiert nach Lilly Braun, *Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite*, (1901) Berlin/Bonn 1979, 414.

76 Vgl. Franz Mathis, *Big Business in Österreich: Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen*, Wien/München 1987, 348–350.

»Naja, da war Prater da hinten. Der war da bei der Kirche, da war Prater. Ein Ringenspiel war dort, heute ist das nicht mehr. Dort neben der Kapelle war eine Wiese, dort war ein Ringenspiel. Dort sind wir immer hingegangen.«

Auf die Frage, was sie daran anziehend findet, antwortet sie: »Na hutschen!« Seit ihrer Kindheit liebt sie das Schaukeln, das sie ins Tagträumen bringt. Die befreundeten Mädchen gehen gern zu diesem Rummelplatz, weil er nicht weit ist und sie dort kein Geld ausgeben müssen. Auch treffen sie hier andere Mädchen aus der Watt Fabrik, Burschen sieht man hier selten. Es ist Krieg und viele sind eingerückt. So wird der kleine Rummelplatz vor allem ein Treffpunkt der jungen Mädchen. Den größeren Teil ihres Lohnes sparen auch sie für die Ausstattung eines künftigen Haushalts. Ich nehme an, dass sich viele ihrer Gespräche um die von ihnen imaginierte Zukunft als Hausfrauen und Mütter drehen.

»Prater war schön. Wir haben uns zusammengesetzt, haben mit Blumen gespielt. War schön. Und dann hab ich meinen Mann kennengelernt. Und dann wars aus.«

Annas künftige Ehemann ist ein »blonder Deutscher«, ein Österreicher namens Prechtel. Als Streckenarbeiter der Eisenbahn bleibt er von einer Einberufung verschont. Nachdem das Paar schon sieben Monate in einem Bassena-Haus lebt, heiratet es im April 1921. Aus Anna Klimova wird Frau Prechtel. Bis zur Geburt des ersten Kindes bleibt sie in der *Elektrische Glühlampenfabrik Watt*. 1929 bezieht sie mit Mann und Kind eine Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung im Karl Marx-Hof. Herr Prechtel erwartet, dass seine junge Ehefrau die Arbeit in der Glühlampen-Fabrik aufgibt. Sie folgt ihm aufs Wort. Der letzte Satz im obigen Zitat »Und dann wars aus.« bezeichnet das Ende einer kurzen Jugend, die von den weiblichen Peers aus der Wäscherei und danach aus der Watt AG und dem nahe gelegenen Rummelplatz als einem Treffpunkt der Mädchen geprägt ist.

Kapitel 6: Wohnen im Zinshaus

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts treffen Menschen aus allen Ländern der Habsburger Monarchie in Migrations-Wellen in der Haupt- und Residenzstadt ein. Um 1900 wächst die Stadt am schnellsten. Mit 1,9 Millionen Bewohner*innen zählt sie zu den größten Europas. In wenigen Jahrzehnten verdreifacht sich die Wohnbevölkerung. Nur 46 Prozent der in Wien lebenden Menschen sind in der Stadt geboren, die Mehrheit ist zugewandert.¹ Davon kommen etwa 400.000 Menschen aus den böhmischen Ländern. Alle Zuwanderer seien auf der Suche nach Arbeit, heißt es, aber sie suchen noch mehr, ein besseres Leben, einen Ehepartner, eine eigene Wohnung. Wer von der Großstadt spricht, muss also auch von ihren Zuwanderern sprechen.

Der israelische Soziologe Shmuel N. Eisenstadt untersucht die Zuwanderung nach Israel,² ein Einwanderungsland par excellence. Wie andere Migrationsforscher unterscheidet er drei Phasen. In der ersten Phase des Abschieds vom Heimatort und der Ankunft am Zielort leiden Migrant*innen unter dem Verlust des Gewohnten. Eisenstadt nennt dies die liminale Phase. Zweifel, Unsicherheit und Ängste verringern die Migrant*innen am ehesten, wenn sie sich am Zielort der Wanderung in der Nähe von Verwandten oder Landsleuten niederlassen oder sogar bei ihnen Unterschlupf finden.

Die darauffolgende Phase nennt Eisenstadt die der Adaption. Die Zuwanderer lernen das Stadtviertel (wienerisch: Gretzel, auch Grätzl) immer besser kennen, suchen eine passende Wohnung, Erwerbsarbeit, eine Schule für die Kinder. Die häufigen Übersiedlungen erklären sich aus dem Wunsch, den Standard des Wohnens und Haushaltens ein wenig zu verbessern, Kindern ein eigenes Zimmer oder Kabinett zu geben, dem Ehemann und Vater eine ungestörte Nachtruhe zu sichern oder Konflikten mit einem kinderfeindlichen Hausherrn oder Nachbarn aus dem Weg zu gehen. Daraus ergibt sich

-
- 1 Vgl. Michael John, Albert Lichtblau, Schmelztigel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten; Aufsätze, Quellen, Kommentare, 2. Auflage, Wien u.a. 1993. Michael John, Der lange Atem der Migration – die tschechische Zuwanderung nach Wien im 19. und 20. Jahrhundert. In: Regina Wonisch, Hg., Tschechen in Wien, Wien 2010, 31–60.
 - 2 Shmuel N. Eisenstadt, Analysis of Patterns of Immigration and Absorption of Immigrants. In: Population Studies 7 (1953), 167–180.

eine Praxis, die ich »nomadisches Wohnen« nenne. Da Informationen über freie Wohnungen an den Haustoren der Zinshäuser angeschlagen werden, ist die Wohnungssuche überwiegend eine Aufgabe der Frauen auf ihren täglichen Wegen.

Erst nach Monaten oder Jahren der Adaption beginne unter Umständen eine dritte Phase, sagt Shmuel N. Eisenstadt. Er nennt sie die Phase der Absorption und meint damit die vollständige Auflösung des Eigenen in der Kultur des Ziellandes. Das aber ist ein theoretischer Grenzfall, der empirisch kaum zu finden ist, wie Eisenstadt selber einräumt. Ich ziehe deshalb den Begriff der soziokulturellen Selbstintegration vor, der das individuelle Tempo der Teilnahme jedes einzelnen Zuwanderers an Wirtschaft, Kultur und Politik und den Aufbau nützlicher Beziehungen im Zielland und am Wohnort besser begreift und die Erwartung, dass darüber alle Merkmale der Herkunftskultur jemals verschwinden (absorbiert) würden, erst gar nicht aufkommen lässt.

Die Neubürger*innen (in einem soziologischen Sinn, unabhängig von dem in Wien restriktiv gehandhabten »Heimatrecht« und einer allenfalls nach zehn Jahren zu erlangenden Staatsbürgerschaft) bleiben ihrer Herkunftskultur in der alten Heimat ein Leben lang verbunden. Zugleich wächst das Gefühl der Zugehörigkeit zur Kultur des Ankunftslandes. Kinder und Jugendliche betreiben ihre Selbstintegration auf andere Weise als Erwachsene, und Erwachsene anders als alte Menschen. Der Vorsprung der Kinder und Jugendlichen vor Eltern und Großeltern wird durch den Besuch öffentlicher Schulen und das Spiel auf der Gasse, auch durch die Teilnahme an Sport- und Turnvereinen, an Musikgruppen und so weiter beschleunigt. Gegenüber ihren Eltern oder Großeltern übernehmen zugewanderte Kinder und Jugendliche die Funktion von kulturellen Vermittlern. Sie dolmetschen und erklären, was Eltern und Großeltern noch nicht verstehen. Damit wächst ihr Ansehen in der Familie und ihre Selbstsicherheit. Und doch bleiben auch sie *zwischen* zwei oder mehr Kulturen. *Inbetweenness* schwindet nicht.³ Absorption im Sinne Eisenstadts findet nicht statt. Sie ist auch sozialpsychologisch unmöglich. Schon bei dem in Wien geborenen und 1938 vor den Nationalsozialisten geflüchteten Soziologen Alfred Schütz ist in *Der Fremde*⁴ sinngemäß zu lesen: Ein neuer und fremder Ort wird allmählich zu einem bewohnten und vertrauten Ort. Aber der zurückgelassene Ort und seine Kultur werden nie aus dem Bewusstsein verschwinden. Zuwanderinnen und Zuwanderer kreisen in ihren autobiographischen Erzählungen um die Art und die Bedeutung der kulturellen Unterschiede.

Die ab 1919 Wien regierende sozialdemokratische Elite ist mit ihrem Anspruch, das Volk zu zivilisieren, ein Gastgeber besonderer Art. Einerseits macht sie den Ankommen den, die ja überwiegend aus ehemaligen Ländern der Habsburger Monarchie kommen, eine Reihe von sozial integrativen Angeboten. Andererseits betreibt sie eine Biopolitik, die bürgerliche Standards in allen sozialen Klassen, Ethnien und Milieus, und insbesondere bei Zuwanderern durchsetzen will. Binnenkolonisierung erfolgt vor allem in Kern-

3 Vgl. Homi Bhaba, *The location of culture* (1994). Deutsche Ausgabe: *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000, ders. *Über kulturelle Hybridität. Tradition und Übersetzung*, Wien/Berlin 2012.

4 Alfred Schütz, *Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze*, Band 2: *Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag 1972, 53–69; Shmuel N. Eisenstadt, *Analysis of Patterns of Immigration and Absorption of Immigrants*, in: *Population Studies* 7 (1953), 167–180.

fragen der Biopolitik: der Ehe, der Partnerschaft, der Elternschaft, der Erziehung der Kinder, der Sprache und der sozio-biologischen Reproduktion (s. Kapitel 2).

6.1 Quantitative Indikatoren

Eine im Jahr 1890 durchgeführte amtliche »Volkszählung« ergibt, dass gut ein Viertel der Zimmer-Küche-Wohnungen in Ottakring von mehr als sechs Personen bewohnt wird. Für die Bezirke Favoriten, Simmering und Leopoldstadt werden 1890 noch etwas höhere Belagsdichten angegeben. Auch in Meidling leben in Zimmer-Küche-Wohnungen mehr als sechs Personen.⁵ Berechnet man die Schlafstelle für eine Person mit etwa zwei Quadratmetern, müsste ungefähr die halbe Grundfläche der Wohnungen mit Betten und auf- und abbaubaren Schlafstellen belegt sein. Allerdings werden viele Betten und improvisierte Schlafstellen auch von zwei und mehr Personen benützt.

Von 1910 bis 1933 sinkt die Zahl der Personen im Haushalt von 4.11 auf 2.9. Nach 1917 scheiden Aftermieter und Bettgeher immer früher aus und gründen eigene Haushalte. Die Wohnungsstatistik weist dies als Zunahme der Einpersonenhaushalte aus. Die Personenzahl in den Wohnungen geht auch deshalb zurück, weil die Gesamtzahl der verfügbaren Wohnungen ab den frühen 1920er Jahren infolge privaten, genossenschaftlichen und kommunalen Wohnungsbaus ansteigt. Von 1910 bis zum Ende der Ersten Republik (1933/1934) verdoppelt sich der Anteil der Einpersonenhaushalte. Bis zum Jahr 1951 verdoppelt er sich nochmals.

Tab. 3: Wohnbevölkerung, Haushalte, Haushaltsgrößen 1910, 1934, 1951 in Wien

Jahr		1910	1934	1951
Wohnbevölkerung	absolut	1.971.490	1.825.610	1.598.568
	in %, 1910 = 100	100	92,6	81,1
Privathaushalte	absolut	429.339	629.493	671.972
	in %, 1910 = 100	100	131,3	140,3
Einpersonenhaushalte	absolut	28.885	76.249	163.500
	in %, 1910 = 100	100	264,0	566,0
Anteil der Personen in Einpersonenhaushalten in %		1,4	4,2	10,2
Anteil der Einperson-Haushalte in %		6,0	12,1	24,3

Quelle: Albert Kaufmann, Demographische Struktur und Haushalts- und Familienformen der Wiener Bevölkerung, Wien 1971, 213.

5 Vgl. Michael John, Hausherrnmacht und Mieterelend 1890–1923. Wohnverhältnisse und Wohnerfahrung der Unterschichten in Wien 1890–1923, Wien 1982, 5ff.

Tab. 4: »Bettgeher« und »Aftermieter« in den Jahren 1910 und 1934 in Wien

	1910		1934	
	absolut	%	absolut	%
Gesamtbevölkerung	1.971.490	100.0	1.825.618	100.0
»Bettgeher«	75.423	3.8	2.061	0.1
»Aftermieter«	82.838	4.2	81.731	4.5
Wohnparteien mit »Bettgehern« u. »Aftermietern« (1.-10. Bezirk)		26.5		4.6

Quelle: Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien, 1937, Tabelle 10, S. 12.

Die meisten Aftermieter und Bettgeher (Frauen und Männer) leben in Wohnungen, die von Arbeiter*innen, kleinen Angestellten, alleinstehenden Heimarbeiterinnen oder Angestellten und Beamten mit geringen Einkommen als Hauptmieter gemietet sind. Aftermieter und Bettgeher, meist ledige Personen, tragen zur Verschärfung der Raumnot bei. Doch können manche Mieter*innen die Wohnungsmiete erst durch die Untervermietung eines Raumes aufbringen. Eine Untersuchung von 110 Arbeiterfamilien in den Jahren 1912, 1913 und 1914⁶ durch das k.k. Arbeitsstatistische Amt des österreichischen Handelsministeriums belegt, dass Bettgeher und Aftermieter umso eher aufgenommen werden, je geringer das Familieneinkommen des Wohnungsmieters ist.

6.2 Das Zinshaus in der Wohnbau-Debatte

»Es fehlt alles, was wir als Grundlage gesunden bürgerlichen Lebens anzusehen gewohnt sind: die selbständige Existenz der Familie, die besondere Fürsorge für die Grundbedürfnisse des täglichen Lebens, für die Erkrankten und Pflegebedürftigen, die Wahrung der Schamhaftigkeit durch Trennung der Geschlechter, die Verhüllung des Geschlechtslebens der Eltern vor den Kindern, die erzieherische Fürsorge der Eltern für die Kinder in Stunden der Ruhe und Erholung. Diese Wohnungen bieten keine Behaglichkeit und keine Erquickung, sie haben keinen Reiz für den von der Arbeit Abgemühten. Wer in sie hinabgesunken oder hineingeboren wurde, muß *körperlich und geistig verkümmern und verwelken oder verwildern.*«⁷

Solches schreibt der Universitäts-Professor Eugen Philippovich von Philippsberg im Jahr 1894. Er studiert Rechtswissenschaft in Graz und Wien. 1884 wird er an der rechts- und

6 Wirtschaftsrechnungen und Lebensverhältnisse von Wiener Arbeiterfamilien in den Jahren 1912 bis 1914. Erhebung des k.k. Arbeitsstatistischen Amtes im Handelsministerium, Wien 1916, 23ff.

7 Eugen von Philippovich, Wiener Wohnverhältnisse. In: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, 8 (1894), 215ff. Zur Biographie des Autors s. Karl Milford, »Philippovich von Philippsberg, Eugen Freiherr«. In: Neue Deutsche Biographie 20 (2001), 393–394. Onlinefassung URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116176199.html>.

staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien für Politische Ökonomie habilitiert. 1885 beruft ihn die Universität Freiburg i.Br. als a.o. Professor für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Niemand geringerer als Max Weber folgt ihm auf diesem Lehrstuhl. 1893 erhält er einen Ruf an die Universität Wien. Im selben Jahr erscheint sein Hauptwerk *Grundriß der Politischen Oekonomie*.⁸ Die These ist: Eingriffe des Staates bzw. der Staats- und Landesregierungen in die kapitalistische Wirtschaft und auch in den privaten Wohnungsbau seien erforderlich, wenn der Markt versagt und ökonomische Ungleichheit die soziale Integration der Gesellschaft gefährdet und die »soziale Frage« verschärft. Mit dieser These steht Philippovich den deutschen »Kathedersozialisten« nahe. Er ist Mitglied des *Vereins für Socialpolitik*, in welchem er sich für eine »nationale Integration und Mobilisierung« der Arbeiterschaft durch die Kombination von Sozialpolitik und Kolonialpolitik stark macht. Anders als man annehmen könnte, haben Philippovich und der *Verein für Socialpolitik* kein besonderes Interesse an der Sozialdemokratie. Geprägt durch den Offiziersvater und als »überzeugter Kolonialpolitiker« wird Philippovich in den Vorstand des *Deutschen Kolonialvereins* in Freiburg im Breisgau gewählt. Er gründet eine kleine *Sozialpolitische Partei*, die aus den 1896 von ihm mit begründeten *Fabriern* hervorgeht. Als der Erfolg ausbleibt, arbeitet er weiter in diversen Beiräten des Staates und im *Verein für Socialpolitik*. Der zitierte Text erscheint 1894 im *Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik* und wird im folgenden Jahr unter demselben Titel nochmals als Büchlein publiziert, um einem breiteren Publikum die Dringlichkeit einer Reform des Wohnungsbaus deutlich zu machen. Ich werde zeigen, dass die Perspektive des Herrn Philippovich und die Erfahrungen der Mieter*innen im Zinshaus nicht annähernd übereinstimmen.

Im typischen Zinshaus der Vorstädte und Vororte Wiens wohnen keineswegs nur verlotterte Proleten, wie Philippovich insinuiert. Fabriksarbeiter*innen aus Böhmen und Mähren und ihre Kinder wohnen Tür an Tür mit tschechischen und Wiener Handwerkern, Kaufleuten, Spediteuren, Angestellten in Handels- und Verkehrsbetrieben, städtischen Bediensteten und Staatsbeamten, Lehrer*innen und Erzieher*innen, nicht zuletzt mit gewerblichen Klein- und Mittelunternehmern, die das Zinshaus, in dem sie wohnen, auch besitzen und im Hinterhof oder in einem Seitentrakt ihre Werkstätten, Garagen, Stallungen und Magazine haben. Dass die Kinder zugewanderter Eltern in den Zinshäusern *verwahrlosen* ist ein Stehsatz, ein Stereotyp im rassenhygienischen Diskurs. Der Verfall des Erbguts, die progressive Degeneration Morels, wird von Philippovich als »Herabsinken« »Verkümmern«, »Verwelken«, »Verwildern« beinahe lustvoll umschrieben. Wir sehen: Auch ein Sozialökonom von Rang übernimmt Behauptungen ungeprüft, wenn es ihm zu seinem eigentlichen Anliegen passt.

6.3 Nomadisches Wohnen

Wenn Zuwanderer in der Metropole eine erste Bleibe gefunden haben, hat ihr Wandern noch kein Ende. Bis zur Einführung des gesetzlichen Mieterschutzes und des Zinsstops

8 Eugen von Philippovich, *Grundriß der politischen Oekonomie*, Tübingen 1893–1907, Band 1: Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 1893, Band 2: Volkswirtschaftspolitik, Teil 1–2. 1899–1907.

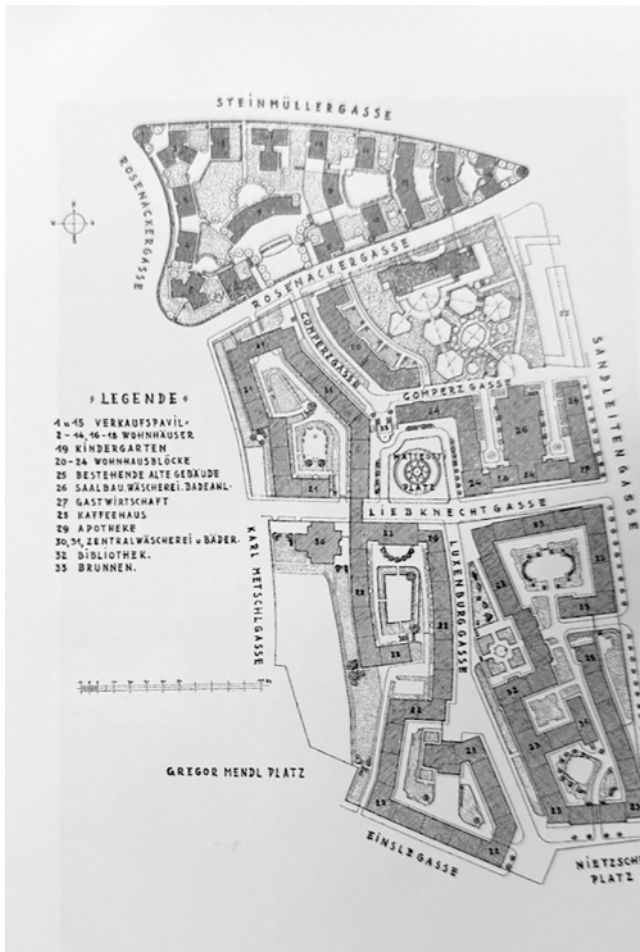
im Kriegsjahr 1917 bleibt das Wohnen zur Miete für viele Zuwanderer prekär, vorläufig und geprägt durch den wiederholten Versuch, eine bessere oder günstiger gelegene Wohnung zu finden. Dabei bleiben sie meistens im selben Stadtviertel, wo sie Verwandte und Bekannte haben, oder ziehen gar nur ein oder zwei Ecken weiter. Sie tun das meist zu Fuß und mit einem geliehenen Handwagen, auf dem sie ihre wenigen Möbel, Wäschekoffer und Geschirr transportieren. Nur wer eine neue und vorteilhafte Arbeitsstelle in einem anderen Bezirk gefunden hat, eine Genossenschaftswohnung oder (ab 1921) eine Gemeindewohnung in einem anderen Stadtviertel zugewiesen erhält, zieht auch weiter weg. Freie Wohnungen werden auf handgeschriebenen Zetteln an den Haustoren der Zinshäuser angeschlagen.⁹ Man muss hier schon vorbeikommen, um sie zu lesen. Oder der Greißler weiß von einer frei gewordenen Wohnung. Er ist eine Art Nachrichtenzentrale im Viertel. Fast immer ist es Sache der Frauen, die etwas bessere Wohnung zu finden und den Umzug zu organisieren.

Der in Budapest geborene Šandor Horvath kommt als Bub mit seinen Eltern um 1880 nach Wien. Als junger Mann lernt er die Tochter eines Wiener Tischlergesellen kennen und heiratet sie. Das Paar zieht in ein Zinshaus Ecke Wattgasse und Paletzgasse in Ottakring. 1906 kommt hier ein erstes Kind zur Welt. Weitere Geburten folgen. 1911 zieht die junge Familie in eine gleich große, aber etwas hellere Zimmer-Küche-Wohnung Ecke Paletzgasse und Lienfeldergasse. 1920 findet sie eine um ein Kabinett größere Wohnung (Zimmer-Küche-Kabinett) Ecke Lienfeldergasse und Albrechtskreithgasse. Fünf Jahre später (1925), inzwischen sind schon sieben Kinder auf der Welt, macht die Familie einen Schritt hinaus aus dem Quartier, und dies aus einem besonderen Grund. Das städtische Wohnungsamt hat ihr eine Gemeindewohnung im eben fertiggestellten ersten Teil des Sandleiten Hofes zugewiesen. Sie besteht aus Vorzimmer, Wohnküche, Zimmer und Kabinett, Fließwasser und WC in der Wohnung. Es ist die größte und beste Wohnung der Familie Horvath im Lauf von zwanzig Jahren. Der *Sandleiten Hof* ist eine städtische Wohnanlage nach dem Vorbild der englischen Gartenstadt. Eigentlich ist er eine Gruppe von Höfen, im Nordteil auch eine Gruppe von alleinstehenden Wohnhäusern. Gassen tragen berühmte Namen und führen zu den Häusern und zu den Stiegen (s. Abb. 17).

Dass man ein vertraut gewordenes Stadtviertel oder eine ausgedehnte Anlage wie den Sandleiten Hof mit seiner reichen Infrastruktur nicht ohne gute Gründe verlässt, liegt an der überaus wichtigen sozialen Vernetzung im Quartier. Die Kleinkaufleute gewähren umso eher Kredit, je länger sie ihre Kund*innen kennen. Sie geben Kredit, wenn sie wissen, wer ihre Schuldner sind, wo sie »in Arbeit stehen« und wo sie wohnen. Kinder kennen die Kinder der Nachbarn. Frauen schließen Freundschaften und helfen einander.

9 Vgl. Michael John, *Hausherrenmacht und Mieterelend 1890–1923*, Wien 1993, 29.

Abb.17: Sandleiten Hof, Lageplan, ARGE Emil Hoppe u.a., Errichtung 1924–1928.



Doch der Bau großer Gemeindebauten beginnt erst ab Mitte der 1920er Jahre. Bis dahin ist das Zinshaus oder Bassenahaus fast ohne Konkurrenz. Die größte Wohnungstypen im Zinshaus hat neben der Gangküche, die immer eine Wohnküche ist, zwei Zimmer oder ein Zimmer und ein Kabinett. Je kleiner die Wohnung, desto teurer ist sie im Verhältnis von Mietpreis und Bodenfläche. Wer die Miete mehrmals nicht bezahlt, kann gekündigt werden. Erst die gesetzliche Verfügung des *Mieterschutzes* 1917 führt zum Rückgang der Kündigungen und Delogierungen.¹⁰ Bis dahin werden Mietparteien von Hausherren auch wegen kleiner Verstöße gegen die Hausordnung gekündigt, etwa wenn sich Mieter*innen oder der Hausherr selbst über lärmende Kinder ärgern. Manche Hausherren lehnen Paare mit Kindern von vornherein ab. Ab 1917 muss ein Gericht die Rechtmäßigkeit einer Kündigung bestätigen.

10 Vgl. Robert Danneberg, *Geschichte des Mieterschutzes*, Wien 1928.

Die aus Mähren zugewanderte Familie Merinsky wohnt in Hernals in einem Viertel um die Rosensteingasse. Hier wohnen viele böhmische Arbeiter*innen, oft sind es ungelernete Ziegelarbeiter*innen, aber auch Handwerker wie Schuster und Schneider finden sich unter den böhmischen Zuwanderern. Die Merinskys sind im Zinshaus unmittelbare Wohnungsnachbarn des Hausbesitzers, eines Schlossermeisters, der seine Werkstätte im Hinterhof hat. Ein Streit zwischen den Kindern der beiden Familien führt zu einer Rauferei im Stiegenhaus.

»Die Söhne des Hausherrn haben meine Schwester auf der Stiege gestoßen, die ist über die Stiege runtergefallen und war ganz schön ramponiert. Und ich hab halt dann den größeren Sohn des Hausherrn verprügelt. Da haben wir die Kündigung bekommen deswegen. Vis-a-vis war ein Haus, das war ein [...] selbständiger Meister, sie haben einen kleinen Betrieb im Haus gehabt. Und die Frau hat gehört, die müssen da ausziehen, die haben vier Kinder, geben wir ihnen doch die Wohnung. Das war gleich gegenüber. [...] Da hat uns jemand gesagt, gehts, dort steht Zimmer-Küche-Kabinett zu vermieten. *Das hat immer die Mutter erledigt*. Wir habens gleich gekriegt, gleich zwei Häuser weiter, auch wieder im Parterre.«¹¹

Mit der Geburt des ersten Kindes beginnt ein *Familienzyklus*, in dessen erster Phase die Ressourcen sehr knapp sind. Oft auf ausdrücklichen Wunsch des Mannes geht die Mutter keiner regelmäßigen Erwerbsarbeit mehr nach. Wenn ein Kind oder mehrere Kinder erwerbstätig werden und einen Teil des Lohnes oder Gehalts an die Haushaltskasse abliefern, verbessert sich die wirtschaftliche Lage der Familie. Wenn die meisten Kinder ausgezogen und verheiratet sind und eine eigene Mietwohnung haben, sinkt das Haushaltseinkommen der Eltern drastisch ab. Die erwerbstätigen Kinder beginnen in ihren Mietwohnungen ihren eigenen Familienzyklus. Franz Schiller beschreibt die erste Phase im Familienzyklus, in der nach ihm drei weitere Kinder geboren werden.

»Wie die Eltern geheiratet haben damals (um 1900), war der Verdienst von meinem Vater vier Gulden, also später acht Kronen (pro Woche). Und da muss man aber dazu sagen, dass damals unsere Wohnung sechs Gulden im Monat gekostet hat. Also ein Wochenlohn ist aufgegangen für die Miete. Dabei haben wir für sechs Personen die kleinstmögliche Wohnung gehabt: eine Küche und ein Kabinett, ohne Zimmer. Und sechs Personen.«¹²

In der zweiten Phase kommt der Familie Schiller wie anderen Familien entgegen, dass die Wohnungsmieten nach dem »Zinsstopp« und dem Mieterschutzgesetz von 1917 im Verhältnis zum Haushaltseinkommen sinken. Anfang der 1920er Jahre sind bereits zwei von drei Kindern erwerbstätig. 1923 bis 1925 wird der Victor Adler-Hof an der Triester Straße errichtet¹³ und die Familie Schiller zählt zu den ersten Mietern. Mit vier Löhnen und geringeren Mietkosten von drei bis fünf Prozent des Haushaltseinkommens kön-

11 Interview 32 mit Ottokar Merinsky, geboren 1902 in Hernals, Wien 17.

12 Interview 47 mit Franz Schiller, geboren 1903 in Favoriten, Wien 10.

13 Hans Hautmann, Rudolf Hautmann, Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919–1934, Wien 1980.

nen sogar Zimmer und Kabinett neu und zweckmäßig mit Schlaf- und Küchenmöbeln eingerichtet werden.

Abgesehen von Familien, in denen Krankheit, Unfälle, Dauerarbeitslosigkeit oder Alkoholismus zu Einkommensverlusten führen, zeigt sich im Zinshaus in den 1920er Jahren durchwegs eine ökonomische und soziale Auf- und Abwärtsbewegung nach dem dargestellten Familienzyklus. Ab 1917 werden die Wohnungswechsel seltener, das Wohnen verstetigt sich. Spätestens mit dem Einzug in einen Gemeindebau endet die nomadische Phase des Wohnens.

6.4 Siedlungen der Ausgegrenzten

Dass man die auch von Sozialdemokraten gepflogene Rede von den »Lumpenproletariern« schon aus semantischen Gründen, aber auch aus politischer Fairness nicht fortführen kann, liegt auf der Hand. Ich spreche von »subproletarischen« Milieus. Ihre Wohnquartiere umfassen manchmal nur wenige Kellerwohnungen, einige ebenerdige Häuser entlang eines Bahndamms, eine Häuser-Zeile am Erdberger Mais in Simmering, abgewohnte Pawlatschenhäuser am Spittelberg und so fort. In einigen Vorstädten und Vororten stehen in den 1920er Jahren noch Baracken, die im Ersten Weltkrieg und danach für Flüchtlinge, Kriegsgefangene oder als Kriegslazarette dienten. Die Stadtverwaltung übernimmt sie in Gemeindeeigentum und weist zahlungsschwache, oft gekündigte Familien in diese oft schon desolaten und schlecht ausgestatteten Unterkünfte ein. Solche Häuser und ihre Bewohner*innen haben bei den besser situierten Nachbarn, aber auch in der Stadtverwaltung einen schlechten »Leumund«, man redet schlecht über sie.

Über die Bezirksgrenzen hinaus erlangt das »Negerdörfel« in Breitensee eine merkwürdige Berühmtheit. 1911 hat hier die Stadtverwaltung auf einer großen Wiese zwölf zweigeschossige Miethäuser errichtet. Jedes Haus hat acht Wohnungen mit jeweils zwei Räumen. Etwa 90 »Mietparteien« wohnen im »Negerdörfel«. Die Häuser sind um eine Wiese mit Bäumen angeordnet. Ihre tragende Konstruktion und die Wände sind aus Holz, die Fassaden verputzt. Woher aber kommt der Name »Negerdörfel«? »Neger sein« ist zunächst ein wienerisches Idiom für »arm«, »mittellos«, ohne Geld. Eine andere, allerdings weniger plausible semantische Spur führt in die Lobau, wo arbeitslose Jugendliche subsaharisch anmutende Rundhütten aus Stroh bauen und die warme Jahreszeit hier verbringen, weitab davon, asozial oder depressiv zu sein. Von der Sonne tief gebräunt, sprechen sie selber von einem »Negerdörfel«. Die Siedlung in Breitensee soll wegen Baumängeln in den 1930er Jahren abgerissen werden, doch erst 1952 werden die letzten Bewohner*innen abgesiedelt und die Häuser geschliffen. Thomas Aichhorn, Enkel von August Aichhorn, zitiert in seinem Vorwort zu Rosa Dworschaks Erzählung »Dorfgeschichten aus der Großstadt«¹⁴ eine Beschreibung der Anlage.

»Die Siedlung befand sich zwischen der Zagorski-, Gablenz-, Pfenniggeldgasse und der Herbststraße. Gruppirt um eine quadratische Wiese bestand sie aus einstöckigen (zweigeschoßigen, RS) Wohnbaracken, die an den Außenwänden mit Mörtel verputzt

14 Rosa Dworschak, Dorfgeschichten aus der Großstadt, Wien 2014.

waren. Die Baracken sahen daher von der Ferne wie Ziegelhäuser aus. Eines (der Häuser) maß 45 Meter, fünf waren 30 Meter und zwei 22 Meter lang. Jede Wohnung bestand aus zwei Räumen, insgesamt nicht größer als 26 Quadratmeter. Wasserleitung und WC befanden sich am Gang. Es gab eine Gasleitung, aber keinen elektrischen Strom. Jede Baracke hatte zwei bzw. drei separate, direkt von der Straße über einen kleinen hölzernen Windfang zugängliche Eingänge mit Vorraum und Stiege in das Obergeschoß. Im Parterre und im ersten Stock befinden sich jeweils zwei Wohneinheiten für die Familien. Ein Anbau beherbergte einen Gemischtwarenhändler, andere hölzerne Zubauten dienten als Schuppen. Zur Wiese, an deren Ecken vier Kastanienbäume standen, hatten alle Kinder Zutritt. Einige Häuser hatten an ihren Rückseiten Nutzgärten, parzelliert in etwa 20 Quadratmeter große Beete je Familie. Die Siedlung war an zwei Seiten von kleinen Schrebergärten begrenzt. Im Westen erstreckte sich, ausgenommen eine Blumengärtnerei, nicht bebautes Freiland. Von dort her floss ein kleiner unregulierter Bach am Rande des Dorfes vorbei. An der Südseite lag die Gablenzgasse, damals eine nicht befestigte schmale Sandstraße. [...] Anfang der 1950er Jahre wurde das »Negerdörfel« geschliffen. An seiner Stelle entstand in den Jahren 1952/1953 ein großer Gemeindebau, der »Franz-Novy-Hof.«¹⁵

Ab 1928 ist die Fürsorgerin Rosa Dworschak für das »Negerdörfel« in Breitensee zuständig. Ihre Dienststelle ist das Bezirksjugendamt Ottakring, wo sie August Aichhorn kennenlernt, der zu dieser Zeit schon aus Oberhollabrunn zurückgekehrt ist und an allen Bezirksjugendämtern der Stadt Erziehungsberatung betreibt. Dworschak verfasst eine Erzählung über das »Negerdörfel«, die dokumentarische und fiktionale Elemente verbindet. Eine Frau Silberbauer verwaltet die Siedlung im Auftrag der Stadt und zeigt Verständnis für die Bewohner*innen und insbesondere für die Kinder und ihre Schwierigkeiten. Sie wohnt selber in der Siedlung und hebt den Mietzins ein. Eine junge und ambitionierte, strenge Fürsorgerin des Jugendamtes besucht die Siedlung vor allem dann, wenn es Nachrichten von verwehrlosenden Kindern gibt. Die strenge Fürsorgerin ist das fiktionale Alter ego der Autorin.¹⁶ So stellt Rosa Dworschak in einer teils fiktionalen, teils dokumentarischen Weise ihre Ambivalenz und ihren bereits an Aichhorns pädagogischer Arbeit orientierten Umgang mit in Not geratenen Mietparteien und deren Kindern dar.

Auch der ehemalige SAJ-Obmann, Absolvent der Schönbrunner Schule für Erzieher*innen und Horterzieher, Willi Zvacek kennt das »Negerdörfel« und versucht es mir zu beschreiben, allerdings in einer ganz anderen Weise als Rosa Dworschak. Er benutzt Topoi der Rassenhygiene und des alltäglichen Rassismus. Bei all seiner politischen, pädagogischen und sogar psychoanalytischen Bildung mag er sich der negativen Punzierung des Viertels und seiner Bewohner*innen nicht zu enthalten. Er benutzt populäre Naturmetaphern: »da hats den ganzen Ruaß zusammengeweht«. Soziale und kulturelle Differenzen werden naturalisiert. Das Kriminelle sei eben vererblich und ein sozialbiologisch bestimmtes Schicksal, aus dem es kaum ein Entkommen gebe – für einen

15 Thomas Aichhorn, »Ich werde zeigen, dass ich es kann.« Rosa Dworschak im »Negerdörfel« in Wien-Ottakring. In: Rosa Dworschak, *Dorfgeschichten aus der Großstadt*, Wien 2014, 7–18, hier: 8f.; Thomas Aichhorn zitiert eine genaue Beschreibung aus: *Spurensuche in Ottakring*. Wohnpartner Bibliothek, Band 2, Oktober 2012. Der erwähnte Franz Novy-Hof steht an der Gablenzgasse im 16. Bezirk.

16 Ebd.

»sozialistischen Erzieher«, der in der Schönbrunner Schule Vorlesungen von Alfred Adler hört und eine Lehranalyse bei Paul Federn macht, finde ich das bemerkenswert. Es zeigt, dass sich die rassenhygienischen Ideen tief im sozialdemokratischen Welt- und Menschenbild festsetzen (s. Kapitel 2). Gleichsam als positives Gegenstück zum »Negerdörfle« in Breitenensee erwähnt Herr Zvacek die Genossenschaftssiedlung der Eisenbahner in Hütteldorf-Hacking, in der er selber aufwächst (s. Kapitel 7.1)

6.5 Zinshaus und Bassenahaus

Mit der Fertigstellung der zweiten Hochquellenwasserleitung um 1910 werden erstmals auch neuere und im Bau befindliche Zinshäuser der westlichen Vorstädte und Vororte mit Fließwasser versorgt.¹⁷ Entnommen wird das Wasser auf dem Gang an der *Bassena*,¹⁸ ein an der Wand montiertes Becken, verbunden mit einem gusseisernen oder aus emailliertem Blech angefertigten Spritzschutz und einem Kaltwasserhahn, der in besseren Ausführungen aus Messing gefertigt ist. Für Zeitgenoss*innen ist die Bassena keineswegs ein Zeichen für Armut und Rückständigkeit. Von hier entnehmen sie das hochwertige Trinkwasser aus der zweiten Wiener Hochquellenwasserleitung. Hausfrauen und Kinder müssen das Wasser nicht mehr vom Hofbrunnen über das Stiegenhaus auf den Gang und in die Küchen und Waschküchen schleppen.

Mit der Einleitung des Wassers in Zinshäuser ist auch die Einführung der Wasserklosetts verbunden, die nach dem englischen Begriff kurz WCs genannt werden. Auf jedem Gang werden je nach Größe des Gebäudes zwei oder vier Wasserklosetts eingebaut. Ihre Belüftung erfolgt über einen Lichtschacht. Jede Mietpartei hat einen Kloschlüssel und ist verpflichtet, das von ihr mitbenutzte Klosett reinzuhalten. Oft teilen sich acht Haushalte ein WC. Das es hier auch zu Konflikten kommt, scheint mir selbstverständlich.

6.6 Wohnküche, Schlafzimmer und Kabinett

Wer durch die Gangküchentür eintritt, findet sich mitten im Geschehen. In der Wohnküche wird gekocht, die kleine Wäsche gewaschen, die Mahlzeit an einem Küchentisch eingenommen. Hier näht die Hausfrau Kleider oder stopft Socken, Kinder erledigen ihre Schulaufgaben, abends liest der Mann am Küchentisch die Zeitung oder ein Buch und so fort. Das Schlafzimmer hat eine Grundfläche von etwa vier mal fünf Metern und zwei Fenster. Ein Kabinett hat die halbe Grundfläche des Zimmers und nur ein Fenster. Es wird zumindest in den Plänen der Architekten auch Halbzimmer genannt. Vom dritten oder vierten Stock in den zweiten Stock oder in den ersten Stock oder in ein Hochparterre zu übersiedeln bedeutet, weniger Stiegen steigen zu müssen. Kohle, Koks und Holz,

17 Aus dem Gebiet um die Salza im Gemeindegebiet von Wildalpen; vgl. Alfred Drennig, Die II. Wiener Hochquellenwasserleitung. Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Wien, Abteilung 31 – Wasserwerke, Wien 1988.

18 Der Begriff Bassena ist eine Kreuzung des französischen *bassin* für Wasserbecken und des bedeutungsgleichen italienischen *bacino*.

jeder Einkauf, eine tragbare Badewanne, die bügelfeuchte und die schon getrocknete Wäsche werden über das Stiegenhaus auf den Gang und in die Wohnküche getragen. Beheizt wird oft die ganze Wohnung über den Küchenherd. Im Schlafzimmer stehen das Ehebett und ein Wäschekasten sowie Betten oder »Schlafstellen« für Kinder. Auch das Kabinett oder Halbzimmer ist mit ein bis zwei Betten oder Ottomanen, Klappbetten etc. voll gestellt und fast nur zum Schlafen geeignet. Bei Näherinnen und Strickerinnen in Heimarbeit findet sich hier oft auch eine Näh- oder Strickmaschine. Die unter diesen Bedingungen mögliche Praxis des Wohnens bespreche ich im Kapitel über das Familienleben (Kapitel 9).

Verglichen mit dem Bauernhaus oder dem Kleinhaus (Häusel) auf dem Land oder im Vorort der Großstadt wird die Qualitätssteigerung im Bassenahaus des frühen 20. Jahrhunderts deutlich. Dies sei der oft polemischen und von Stereotypen geprägten Debatte über »das Zinshaus« entgegengehalten. Autobiographische Erzählungen zeigen freilich auch, dass nicht alle Mieter*innen dieselbe Auffassung von Sauberkeit haben. Morgens und abends kommt es an der Bassena zu einer Warteschlange. Frauen und Kinder stehen mit Kübeln und Kannen an der Bassena. Tagesereignisse, Neuigkeiten werden hier ausgetauscht. Die Bassena ist auch eine Nachrichtenbörse. Das Wort vom »Bassenatratsch« leitet sich davon ab. Der Tratsch kann belanglos sein, zuweilen liefert er aber auch wertvolle Informationen. Und vor allem stärkt er das Wissen der Nachbar*innen übereinander.

6.7 Halboffene Wohnungstüren und Nachbarschaftshilfe

»Hier kennt man einander gegenseitig genau und ist mit dem Wohl und Wehe des Andern fast so vertraut wie mit dem eigenen, auch wohl eher geneigt, dem bedrängten Nachbar mitleidvoll beizuspringen (...).«¹⁹

...notiert ein Stadtsoziologe avant la lettre, Vinzenz Chiavacci 1888, wenige Jahre bevor der rassenhygienische Diskurs die Rede über Wohnungspolitik überwuchern wird. Mit einer viel feineren Feder als etwa Professor Philippovich beschreibt Chiavacci die Nachbarschaft im Wiener Zinshaus mit dem klingenden Namen *Zur goldenen Birn*. Er findet Wohnungsnachbarn, die mehrmals am Tag ausführlich miteinander reden. Sie informieren einander über billige Warenangebote, überbringen Nachrichten von freien Wohnungen, von freien Lehrstellen oder Dienstposten, und so fort. Im Nu spricht sich unter Nachbarinnen herum, dass ein Kind allein in einer Wohnung ist und Hunger hat oder sich aus anderen Gründen in Not befindet.

»Da waren lauter Arbeiter auf unserem Stock (Stockwerk). In einer einzigen Familie war der Vater Postangestellter, sonst waren lauter Arbeiter, und *die haben die Türen offen gelassen*. Jede Familie hat zwei bis vier Kinder gehabt bei uns im Haus und die Türen waren offen zum Gang. *Die Kinder haben sich gegenseitig besucht*. Man ist zum Nachbarn gegangen schauen, was die Kinder machen. Das war das Übliche. Da war zum Beispiel

19 Vinzenz Chiavacci, Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt, Wien o. J. (1888).

Jausenzeit, da hat eine Frau (eine Nachbarin) Brote aufgestrichen, hat Schmalz draufgeschmiert und *jedem Kind* ein Schmalzbrot gegeben. Und am nächsten Tag hat das die nächste Frau gemacht, sodass in Wirklichkeit niemand draufgezahlt hat. Das war eine gewisse Verbundenheit, es war so üblich.«²⁰

Das Gegebene muss nicht mit Gleichem vergolten werden. Das eine wird auch gegen anderes getauscht, das ähnlich wertvoll, knapp oder wichtig ist. Diesen *Äquivalententausch* bestätigt auch Erich Wolf, Sohn eines Schneiders.

»(...) die Nachbarin mit den fünf Kindern, die Weißnäherin, hat Tag und Nacht genäht mit der Nähmaschine. Und da haben wir einmal so großen Hunger gehabt. Sie ist zufällig herübergekommen. Und meine Schwester und ich, wir haben geweint vor lauter Hunger. Sie hat selbst fünf Kinder gehabt, aber sie hat einen Häfen voll Nudeln gebracht, nur in Wasser gekochte Nudeln, ein bisserl in Schmalz geschwenkt. Das hat sie uns gegeben und hat uns damit geholfen. Andererseits hat mein Vater dann für ihre Kinder wieder etwas genäht, hat ihnen eine Hose gemacht oder sonst was. So hat man sich gegenseitig geholfen.«²¹

Wenn ein Nahrungsmittel für die nächste Mahlzeit fehlt, geht die Hausfrau zur Nachbarin und bittet um Aushilfe. Sie wird in der Annahme gewährt, irgendwann eine äquivalente Leistung zurückzuerhalten. Die Behandlung eines kranken Kindes durch eine kluge Nachbarin vergilt eine Mutter, indem sie auf ihrer Nähmaschine ein Kleidungsstück repariert oder ändert. Die Wechselseitigkeit der Hilfe ist ein Prinzip der Wohnungsnachbarschaft.

»Das Ausborgen, das war wirklich eine Selbstverständlichkeit in unseren Kreisen. Es hat nichts gegeben, was nicht ausgeborgt worden ist. Sogar das Gewand. Wenn ein Begräbnis war, haben sie sich Gewand ausgeborgt. Meine Mutter ihre Kleider. Der Onkel ist gestorben. Könnens mir ihr Kostüm borgen? Meine Mutter hat ein schönes Service gehabt. Frau, wir haben Gäste. Is ja egal, das Geschirr, die Teller, das Besteck, alles.«²²

Vielfach belegt ist, dass Kinder einander besuchen können, ohne dass dies von den Müttern vereinbart werden müsste. Allein in der Wohnung zurückbleibende Kinder können zur Nachbarin gehen, wenn sie dazu Lust haben, sich einsam fühlen, Angst oder Hunger haben. Kleine Kinder, die noch nicht sicher auf den Beinen stehen und keine größeren Geschwister haben, die sie auf der Gasse beaufsichtigen könnten, werden von einer Nachbarin aufgenommen und mit Essen versorgt. Ist ein Kind erkrankt, wird eine Frau aus dem Haus oder aus der Umgebung gerufen, die sich mit Heilsalben, Heilkräutern und Heilpraktiken auskennt. Einige Frauen gelten als erfahrende Geburtshelferinnen (s. Kapitel 6.10).

20 Interview 47 mit Karl Schiller, geboren 1903 in Favoriten, Wien 10.

21 Interview 64 mit Erich Wolf, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

22 Interview 46 mit Hans und Maria Hautschek, geb. 1921 und 1923 in Favoriten, Wien 10.

6.8 Fest und Feierabend

Geselligkeiten und Feste brechen Routinen für ein paar Minuten, eine Stunde, eine halbe Nacht. Josepha Neutor berichtet von ihrer Hochzeit auf Zimmer und Küche im Zinshaus. Die wenigen Möbel werden auf den Gang gestellt, um Platz für Verwandte und Nachbarn zu schaffen. Schon Tage zuvor kochen und backen sie für ein festliches Essen. Josephas Eltern aus Heiligeneich erscheinen zwar nicht, aber eine Schwester bringt einen Korb voll Eier, Butter und Milch.²³ Feste entstehen auch ungeplant, wenn Straßenmusikanten aufspielen und die Hausbewohner*innen in den Hauseingang locken. Nach jedem Musikstück legt eine der Frauen eine Münze in den Hut des Musikanten, um für ein nächstes Lied zu bezahlen.²⁴ Männer sind berufsbedingt oft nicht dabei. Dann tanzen Frauen mit Frauen oder mit Kindern. Die Hauseinfahrt wird zum Tanzboden, manchmal auch der Gang.

»Dann und wann ist einer gekommen mit einer Harmonika, der hat sich ein paar Kreuzer verdient und die Frauen haben getanzt auf dem Gang.«²⁵

»Da haben wir eine gehabt, eine gewisse Holzer, die hat ein Grammophon gehabt. Vier oder fünf Platten habens gehabt, das war mit den Nadeln. Da sind wir gestanden und haben gesagt, Frau Holzer, spielns uns was vor! Die hat das Grammophon rausgegeben, den Trichter vom ersten Stock raus(gehalten), und unten haben die Leute getanzt. Die ganze Gasse. (...) Oder Silvester ist immer im Haus gemeinsam gefeiert worden. Da ist getanzt worden, das Grammophon aufgestellt und da ist getanzt worden.«²⁶

Frau Windisch erzählt über ein Zinshaus in der Ottakringer Retdenbachergasse, das einem Fuhrwerksunternehmer (Spediteur) gehört. Im Parterre wohnt der Hausinspektor des Hausherrn, der offenbar mehrere Zinshäuser besitzt und in einem anderen seiner Zinshäuser wohnt. Im Hintertrakt und im Hof sind die Wagen und Pferde seiner Spedition untergebracht. An Sonntag Nachmittagen, wenn der letzte Wagen der Spedition einfährt und die Kutscher endlich Feierabend haben,²⁷ spielen Straßenmusikanten im Haustor zum Tanz.

Auch Martha Fiedler erinnert Feste in Hauseingängen, auf den Gängen und in den Wohnungen als ein *Vergnügen für alle*, sorgt sich aber, der Interviewer könnte die Feste für proletenhaft halten.

»Und die Zusammengehörigkeit, ich muss schon sagen, war viel netter, weil wenn es auch nach dem *heutigen* Sinn pöbelhaft *ausschaut*, oder wie man sagt, so Nasenrümp-

23 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Brigitta Spital in der Brigittenau, Wien 2.

24 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

25 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

26 Interview 46 mit Anton und Maria Hautschek, geb. 1921 und 1923 in Favoriten, Wien 10.

27 Aus dem lateinischen Wort »*feria*« für einen kirchlichen Feiertag entwickelt sich das althochdeutsche »*fira*« mit der Bedeutung Fest oder Ruhe, im Christentum für einen Tag, der mit einem Gottesdienst begangen wird. Nach dem 16. Jahrhundert wird »Feierabend« in der Sprache der Handwerker zum »Beginn der Ruhezeit am Abend«. Vgl. Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 25. Auflage, Berlin 2012.

fen, aber wir sind am Gang zusammengekommen oder – wie es auch wirklich war – wir haben getanzt oder bei der Wasserleitung (Bassena) geplaudert.«²⁸

In Erdberg, einem der ältesten Teile des 3. Bezirks Landstraße, tanzen die Gudruns, die Wäscherinnen auf der Hängstatt. Der Platz trägt seinen Namen, weil Lohn-Wäscherinnen²⁹ die Wäsche ihrer Kundinnen zum Trocknen aufhängen.

»Es sind zumeist lange gestreckte, ebenerdige Häuser [...] welche mit Stangen und Pflocken zum Wäsche-Aufhängen bestückt sind. Dort lebt eine Welt für sich, die sich nur mit dem Schmutze anderer Leute beschäftigt. [...] Nicht selten unterbricht die Ankunft eines ›Werkels‹ (einer Drehorgel) die ›Gudruns‹ (die Wäscherinnen) in ihrer Beschäftigung. Beim Klänge eines Wiener Walzers kommt das stärkste Pflichtgefühl ins Wanken. Die Kluppen (Wäscheklammern) werden weggeworfen, das Bügeleisen beiseite gestellt und rasch schwingen sich die Paare nach dem Rhythmus eines ›feischen Weaner Tanzes‹. Nach einem Viertelstündchen hat der improvisierte Ball ein Ende.«³⁰

6.9 Hausherren, Hausmeister, solidarische Frauen und gewalttätige Ehemänner

Trotz aller guten Nachbarschaft gibt es keinen Grund, das Wohnen im Zinshaus zu romantisieren. Wenn der Hausherr im eigenen Zinshaus wohnt und die Kinder der Nachbarn lärmern, oder ein Familienvater spät abends betrunken nach Hause kommt, können Konflikte entstehen. Einmal die Woche reinigen die Hausmeister das Stiegenhaus, die Gänge mit der Bassena und die WCs. Hält eine Wohnpartei den Platz vor der Bassena oder das von ihr mitbenutzte WC nicht sauber, haben die Hausmeister*innen noch mehr Mühe als sonst und zahlen es den Mieter*innen mit deftigen Schimpfereien heim. Auch wenn eine Mietpartei die Waschküche unaufgeräumt hinterlässt, kommt es zu einer lautstarken Auseinandersetzung. Hin und wieder führt die Hellhörigkeit des Zinshauses zu einem »Auflauf«. Am Weihnachtsabend des Jahres 1914 sitzt das Ehepaar Horvath mit seinen Kindern am Küchentisch und singt Weihnachtslieder. Plötzlich sind Schreie aus einer nahen Wohnung zu hören.

»...die Mutter geht raus und kommt dann herein und sagt: Ich glaub, der Groß ist da und schlägt seine Frau, weil sie nichts zum Trinken hat! [...] Der Vater springt auf, rennt hinüber. Die haben vis-a-vis gewohnt, zieht ihn (den Groß) über den Halbstock, das waren so Halbstöcke mit einem Absatz, und haut den Nachbarn die Stiegen hinunter. Und die Mutter schreit: Hör auf, hör auf! Wir Kinder sind alle auf den Gang hinaus, ein Riesenwirbel, alles voller Leut, haben ja mindestens fünf oder sechs Parteien auf

28 Interview 4 mit Martha Fiedler, geboren 1901 in Hütteldorf, Wien 14.

29 Zur Berufsgruppe und den Arbeitsbedingungen der Lohnwäscherinnen vgl. Karin Hausen, Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), 273–303.

30 Vinzenz Chiavacci, Am Wäschplatz. In: Wienerstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart, Prag/Wien/Leipzig o.J. (1895), 89.

dem Gang gewohnt, und mein Vater rennt dem Groiß nach und will noch über ihn her, und der springt auf, stürzt die Stiegen hinunter und rennt davon. Das war das Glück für meinen Vater. Der Groiß war betrunken, und weil zu Hause nichts zum Trinken hergerichtet war für ihn, hat er so einen Exzess gemacht.«³¹

In einem Zinshaus in der Koppstraße in Ottakring rufen Frauen die Nachbarinnen in Notfällen mit vereinbarten Zeichen zu Hilfe. Klopft eine Frau dreimal mit der Hand gegen die Wand oder mit dem Besenstil gegen die Decke oder auf den Boden, bedeutet es: Ich brauche Hilfe!

Die für die Miete vorgesehenen Kronen, ab der Währungsreform im März 1925 sind es Schillinge und Groschen, steckt die Frau in ein »Kaffeehäferl« in der Küchenkredenz. Das Geld für die Einkäufe steckt sie in ein anderes. Diese Häferl-Ökonomie ist einfach und übersichtlich: Von jedem Wochenlohn muss ein aliquoter Teil für die Monatsmiete zurückgelegt werden. Wenn der Mann erkrankt ist oder einen Unfall hatte oder entlassen worden ist und die Frau beim Greißler nicht mehr bezahlen kann, lässt sie den gestundeten Betrag in ein Heft (das »Büchl«) eintragen (»anschreiben«). Dem Hausherrn kann sie die Miete nicht allzu oft schuldig bleiben, denn sonst droht die Kündigung. Dann können nur noch Verwandte oder Nachbarn aushelfen. In Not geratenen Frauen wird auch geholfen, indem eine Nachbarin oder ein Nachbar den erforderlichen Betrag bei den Parteien des Hauses einsammelt. Dann verteilt sich die ökonomische Last auf zwanzig, dreißig oder mehr Haushalte. Die Aushilfe wird jedoch nur gewährt, wenn sich die Parteien einig sind, dass die betroffene Frau unverschuldet in Not geraten ist.

»Wenn man den Eindruck gehabt hat, dass jemand aus wirklicher Not ohne eigenes Verschulden den Zins nicht zahlen konnte, ist man dazu übergegangen und hat gesammelt. Da haben zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig Frauen ein paar Groschen gegeben und damit wurde die Miete bezahlt. Hat man aber den Eindruck gehabt, dass die Frau nicht richtig wirtschaftet, dass sie schuld ist an ihrem Elend, da wars finster, da hat man nichts gemacht! Da hat man gesagt: Du wirtschaftete erst anders!«³²

Der Tratsch an der Bassena, im Hof, in der Waschküche, im Hauseingang, beim Greißler und anderswo ist offenkundig keine Zeitvergeudung. Frauen, denen schlechtes Wirtschaften oder Sorglosigkeit oder die Vernachlässigung der Kinder vorgeworfen wird, werden deshalb von Nachbarinnen zur Rede gestellt. Die in den 1920er Jahren in Wien feldforschende Psychologin Hildegard Hetzer findet bei ihren Besuchen in Zinshäusern halboffene Küchentüren und eine Nachbarschaft, in der die Familien noch viel übereinander wissen und auch Verantwortung für Kinder der Nachbarn übernehmen. »Die Öffentlichkeit, die Nachbarn, die übrigen Hausbewohner mischen sich viel mehr in Familien- und Erziehungsangelegenheiten ein.«³³

31 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

32 Interview 47 mit Franz Schiller, geboren 1903 in Favoriten, Wien 10.

33 Hildegard Hetzer, *Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung*, Leipzig 1929, 39ff.

6.10 Weise Frauen

In Anlehnung an Antonio Gramsci behaupte ich, dass jede soziale Klasse und jedes soziokulturelle Milieu nützliches Wissen produziert und einzelne Personen dabei herausragen, unabhängig von formaler Bildung. Sie erlangen oft dauerhaft, was Gramsci die Funktion und das Ansehen eines oder einer »organischen Intellektuellen« nennt. Maria Cerwenkas Mutter zum Beispiel ist im Zinshaus und im umliegenden Quartier für ihr Wissen über die Pflege von kranken Kindern und Erwachsenen bekannt.

»Wissen Sie, von meiner Mutter hat man immer etwas gebraucht! Wenn ein Kind Mittelohrentzündung gehabt hat: Das sagen wir der Frau Cerwenka! Sie hat die Ohren ausgeputzt, sie hat die Kinder gewaschen, sie hat, wenn wer krank war, ein Trankerl gemacht – ihre Großmutter war nämlich so eine *Kräutlerin*, ja. Und auch meine Mutter hat jedes Kräutl gekannt.«³⁴

Weise Frauen ersetzen Hausärzte, die man vor der Einführung einer Krankenversicherung nur ins Haus holt, wenn jemand ernsthaft erkrankt ist. Ähnliches wird für London berichtet: »Die Londoner Armen vertrauten noch um die Jahrhundertwende auf Kräutersammler und Hausmittelchen und mieden Ärzte.«³⁵ Maria Cerwenkas Mutter gilt als weise Frau. Sie stammt aus der Familie eines angesehenen Tischlermeisters in Mähren. Solche Frauen helfen allen Mietparteien im Zinshaus und auch Mieter*innen in Nachbarhäusern. Entsprechend legendär ist ihr Ruf.

»Zum Beispiel die Frau, die immer einen offenen Fuß gehabt hat. Ja wer verbindet der Frau den Fuß? Meine Mutter, ja?! Dabei hat die Salbe so (schlecht) gerochen. Oder [...] alle drei Kinder vom Greißler haben Mittelohrentzündungen gehabt, eitrige. Wer hat ihnen die Ohren gereinigt, wer hat sie ausgetupft? Unsere Mutter! [...] Kinder im Nachbarhaus haben sehr schlechte Zähne gehabt. Wer hat den Salbeitee gehabt? [...] Und ihre Mutter, meine Großmutter, die war überhaupt eine *Kräutlerin*, und das hat sich scheinbar vererbt.«³⁶

Im Lauf der 1920er Jahre werden solche Kenntnisse und Praktiken durch den Ausbau des Gesundheitssystems und die eher leistbar werdende medizinische Versorgung in städtischen Krankenhäusern, im Entbindungsheim Brigittaspital und in Ambulatorien zurückgedrängt. Die Kehrseite ist, dass pflege- und heilkundige Frauen öffentlich als »Kurfuscherinnen« denunziert werden. Es ist dies verbale, zuweilen auch juristisch armierte Wissens-Gewalt medizinisch ausgebildeter Männer, um pflegekundige Frauen zu entmachten.

34 Interview 15 mit Maria Cerwenka, geboren 1905 in Simmering, Wien 10. Beide Eltern stammen aus angesehenen Handwerkerfamilien in Mähren.

35 Vgl. Peter N. Stearns, Abstumpfung und Apathie. Arbeiterfamilien in England, 1890–1914. In: Claudia Honegger, Bettina Heintz, Hg., Listen der Ohnmacht, 188–2016, hier 193.

36 Interview 15 mit Maria Cerwenka.

Kapitel 7:

Avantgarden des Wohnens

7.1 Eine Genossenschaft der Eisenbahner

Wenzel Zvacek wäre ein Leben lang in der Schuld seines ersten Arbeitgebers in Wien, des Malermeisters Kraupe geblieben. Mögliche Konflikte hätten ihn unweigerlich die Arbeitsstelle und die Mietwohnung im Haus des Meisters gekostet. Mit dem von seiner Mutter arrangierten Wechsel zur Südbahngesellschaft beendet er diese im Wortsinn häusliche Abhängigkeit. Zvaceks Mutter geht als »Zugehfrau« in gutbürgerliche Haushalte. So lernt sie einen Direktor der Südbahngesellschaft kennen und legt ein gutes Wort für ihren Sohn ein. Weil sie als Zugehfrau im Haus des Direktors sehr beliebt ist, hat sie Erfolg, wohl nach dem Motto, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Anstellung ihres Sohnes als Bremser, dann als Kondukteur und zuletzt als Oberkondukteur der Südbahngesellschaft hat materielle Vorteile wie den Monatslohn, ein Kohledeputat und anderes. Den vielleicht größten Vorteil bedeutet der Anspruch auf eine Wohnung in einer eben errichteten Wohnsiedlung der Südbahngesellschaft in Hütteldorf-Hacking. Im Jahr 1910 zieht das Ehepaar Wenzel und Maria Zvacek mit seinen Söhnen Willi und Karl (s. Abb. 27) über die Bezirksgrenze von Meidling nach Hacking, damals noch eine zu Hietzing zählende Gemeinde.

Die »Eisenbahnerhäuser«, wie sie der Volksmund nennt, sind eine von mehreren genossenschaftlichen Wohnhausanlagen, die besser ausgestattet sind als die Zins- und Bassenahäuser privater Hausherren. Die Wohnungen sind etwas größer, heller und sonniger, da die Genossenschaft darauf verzichtet, bis zu 80 % des Baugrundes zu verbauen, wie es die Bauordnung privaten Bauherren erlaubt. Hinter den Wohnhäusern legen die Bewohner*innen, die mit einem kleinen Baukostenbeitrag der Genossenschaft beitreten, Gemüse- und Obstgärten an. Unter jedem Küchenfenster ist ein »Speiskasten« eingebaut, der von außen belüftet ist – ein einfacher Ersatz des »Eiskastens« und des erst später aufkommenden, mit Strom betriebenen Kühlschranks. Zu jeder Wohnung gehört ein Kellerabteil, in dem mit Sand befüllte Kisten stehen, in denen Kraut, Kartoffel, rote Rüben und Karotten über den Winter eingelagert werden. In einem der Gebäude richtet die Genossenschaft ein »Tröpferlbad« ein, eine Badeanlage mit Duschen und Badewan-

nen, sowie eine zentrale Waschküche. In einem anderen Haus betreibt die Genossenschaft einen Kindergarten. Ein Konsum-Laden bietet Lebensmittel und Haushaltsartikel billiger an als die Greißler in der Umgebung.

Freilich steht der Genossenschaft kein öffentliches, kommunales Budget zur Verfügung. Wohl aus Kostengründen verzichtet sie auf eine imposante Außenarchitektur. Die Fassaden der Häuser sind schlicht und schmucklos in Ziegelbauweise ausgeführt. Nur Bedienstete von Betrieben der Südbahngesellschaft dürfen hier einziehen. Die Bewohnerschaft ist daher sozial-kulturell homogener als jene im Zins- oder Bassenahaus und in den ab 1921 errichteten Gemeindebauten.

Wenzel Zvaceks erstgeborener Sohn Willi ist beim Einzug im Jahr 1910 sieben Jahre alt. Er erinnert sich an helle Räume und den Ausblick zum Lainzer Tiergarten auf der einen Seite, und die Baumgartner Höhe und den Steinhof auf der anderen, wo eben das Psychiatrische Krankenhaus mit der weithin sichtbaren Kirche nach Plänen von Otto Wagner errichtet wird. Dass in dieser Kirche bedeutende Kunstwerke von Kolo Moser zu sehen sein werden, weiß er freilich noch nicht.

»Die Wohnung war zwar noch feucht, es war ein Neubau, aber es war ein Fortschritt! Wir haben ein Zimmerfenster gehabt, wo man in den Lainzer Tiergarten gesehen hat, da haben wir in der Früh die Hirsche und Rehe stehen gesehen. Und durch ein Fenster auf der Nordseite [...] hat man hinaufgesehen auf den Steinhof. Da sind grad die Pavillons (des Psychiatrischen Krankenhauses auf der Baumgartner Höhe) gebaut worden, stufenweise, und auch die große Kuppel der Otto Wagner-Kirche hat man gesehen, die dann einen goldenen Überzug bekommen hat. Deswegen ist ja die Redensart lange gegangen: Bist narrisch, ich glaub, dich schicken wir zur goldenen Kuppel! Heute weiß niemand mehr, dass die Kuppel einmal golden war, heute ist sie ja patinagrün.«¹

Auch unter den Bediensteten der Südbahngesellschaft ist es in den 1910er Jahren noch nicht selbstverständlich, ihre Kinder vor der Volksschule in den Kindergarten zu schicken. Der Kindergarten in der Eisenbahnersiedlung arbeitet »nach den Methoden von Maria Montessori«, zu dieser Zeit in Italien und Österreich stark im Gespräch.² Montessori entwickelt ihre Lehrmittel für geistig behinderte Kinder: Kugeln, bunte Ketten, Nagelkreise etc., die die haptischen Fähigkeiten und die Intelligenz der Kinder fördern. Ich halte es für wahrscheinlich, dass vor allem die Buntheit des Spiel- und Lernmaterials Eltern beeindruckt, die Bezug zu manuellen Arbeiten haben. Dass eine Analyse von Montessoris Hauptwerk *Antropologia pedagogica* (1910) Jahrzehnte später nachweisen wird, dass die Autorin vom perfekten Kind träumt, das planvoll hervorzu- bringen sei, macht den praktischen Fortschritt im Kindergarten der Eisenbahner nicht kleiner. Politisch steht Montessori eine Zeit lang Mussolinis faschistischer Bewegung

1 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12. Nach einer umfassenden Renovierung glänzt die Kuppel der Otto Wagner-Kirche heute wieder golden im Sonnenlicht.

2 Maria Montessori, 1870–1952, Ärztin, Reformpädagogin, Philosophin und Philanthropin. Anfang 1907 eröffnet sie eine Tagesstätte für Kinder aus sozial schwachen Familien, die sogenannte *Casa dei Bambini*, im römischen Arbeiterbezirk San Lorenzo.

nahe.³ Auch davon wissen die Bewohner*innen der Eisenbahner-Siedlung wohl nichts. Etwas mehr als zehn Jahre später werden Montessoris Methoden auch in städtischen Kindergärten benutzt. Die Wohnsiedlung der Südbahngesellschaft ist auch in dieser Hinsicht ihrer Zeit deutlich voraus.

7.1.1 Freundeskreise, Bildungsurlaube und die Sorge um sich selbst

Statt an Sonn- und Feiertagen Verwandte zu besuchen, bilden sich in der Siedlung der Eisenbahner »Freundeskreise«, die Wochenenden und Urlaube gemeinsam verbringen. Sie unternehmen Ausflüge in das niederösterreichische Umland, etwa in die Wachau oder zu den Wiener Hausbergen Rax, Schneeberg und Semmering, im Winter mit Rodeln, Schiern und Schneeschuhen. Sie organisieren aber auch Auslandsreisen mit der Südbahn. Fotografen unter den Genossenschaftlern halten Lichtbild-Vorträge über die jeweils letzte Reise.

»Ich war im frühen Volksschulalter, da haben wir eine Reise nach Triest gemacht, was für damals immerhin eine ganz schöne Reise war, auch nach Abbazia (Opatija), wo mein Bruder in einem Erholungsheim war, den haben wir damals dort besucht. Allerdings haben die Eltern auch *große Reisen* gemacht, wie ich noch zu klein war um mitzufahren; da sind wir dann zur Großmutter gekommen. Da sind sie dann acht oder vierzehn Tage im Ausland gewesen. Da haben die Eltern *Auslandsreisen mit Befreundeten* gemacht. Die Eisenbahner waren untereinander befreundet, das war immer so ein *Zirkel*, die miteinander etwas unternommen haben.«⁴

Dass die Genossenschaft Ausflüge und Auslandsreisen organisiert, bedeutet nicht, dass sie *egalitär* wäre. An der Spitze der Hierarchie stehen die Lokomotivführer, die ein höheres Monatsgehalt haben als etwa Lehrer*innen oder Polizisten. Willi Zvacek: »Die Könige der Eisenbahner waren die Lokomotivführer!« Lokführer zu werden setzt eine abgeschlossene Lehre und Gesellenprüfungen in zumindest zwei Lehrberufen voraus. Bevorzugt werden Männer mit abgeschlossener Mechaniker-, Schlosser- oder Maschinenbaulehre. Der ehemalige Malergeselle Wenzel Zvacek hat keinen dieser Berufe erlernt, wird aber mit ein wenig Protektion zunächst als Bremser, dann als Kondukteur aufgenommen und steigt zum Oberkondukteur auf. Das *Imaginäre* am Status der Lokführer und Kondukteure ist nicht zu übersehen. Sie beherrschen und kontrollieren einen technischen Apparat von eindrucksvoller Größe. Etwas von der Exotik der großen Lokomotiven und des Reisens färbt auf sie ab.

»Die Befreundeten« kommen durchwegs aus der Genossenschaftssiedlung. Vor willkürlicher Entlassung sind wohl die meisten von ihnen auch in den Kriegsjahren geschützt. So kann bei relativ hoher sozialer Sicherheit und gutem Einkommen eine Freizeitkultur entstehen, die jener der bürgerlichen Mittelklasse nahekommt. Dass ihr Zweck nicht nur Erholung und Vergnügen, sondern auch Bildung ist, zeigen die Reiseziele: Stifte und Klöster, Opatija, Venedig und Rom, und so weiter.

3 Sabine Seichter, *Der lange Schatten Maria Montessoris. Der Traum vom perfekten Kind*, Weinheim/Basel 2024.

4 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Wochenendausflüge und ein- oder zweiwöchige Reisen geben den »Befreundeten« auch Gelegenheit, private und eheliche Probleme oder Schwierigkeiten mit Kindern vertraulich zu besprechen. Die Genossenschaftler helfen einander, sich aus den einengenden Traditionen des Familienlebens und der Verwandtschaft zu emanzipieren. Sie pflegen eine Art sozialtherapeutischer Sorge füreinander. Andere Vorzüge der Genossenschaft zeigen sich in den Jahren des Ersten Weltkriegs. Während viele Wiener*innen Hunger leiden und frieren, organisieren Eisenbahner die Verteilung von Kohle, Koks und Lebensmitteln. Kohle oder Koks sind ihnen von der Südbahngesellschaft vertraglich zugesicherte Deputate. Viele Eisenbahner werden vom Militärdienst befreit, da sie für die Mannschafts- und Materialtransporte der Armeen »kriegswichtig« sind. Als es in Wien fast nichts mehr an Lebensmitteln zu kaufen gibt, fahren Eltern und Kinder der Hackinger Genossenschaft mit »Regiekarten« auf das Land, um Brombeeren, Himbeeren und Pilze zu sammeln. Frische Milch beziehen sie täglich von Bauern an der Westbahnstrecke in der Umgebung von Neulengbach, unweit von Wien. Die dazu entwickelte Logistik ist intelligent und effizient.

»So haben sie sich zusammengetan, jeder Eisenbahner hat drei Zweiliter-Kannen gekauft, diese Weißblechkannen. Und im Hütteldorfer Bahnhof sind Kisten gewesen. Jede Kanne ist für einen bestimmten Bauern bestimmt gewesen und hat einen blauen, gelben, grünen oder schwarzen Fleck (einen aufgemalten Punkt) gehabt. Und diese Kisten sind mit der Bahn nach Neulengbach gegangen, dort hat der Bauer die Kiste abgeholt, hat die Milch hineingegeben und hat sie wieder hereingeschickt. Und täglich um elf Uhr haben alle Eisenbahnerkinder zum Bahnhof Hütteldorf in das Frachtmagazin gehen müssen, um die Milch abzuholen. Also nach der Schule sofort die Kanne packen und hinaufmarschieren; eine Kanne ist abgegeben worden, eine ist frisch gekommen. Und dadurch haben wir täglich zwei Liter Milch gehabt! Die Milch ist sofort abgekocht worden und hat sich in der Regel bis zum nächsten Morgen gehalten.«⁵

Im Erdgeschoß eines Wohnhauses der Siedlung befindet sich ein genossenschaftlich betriebener Kaufladen, »der Konsum«. »Da war natürlich die Propaganda, alle braven Genossen kaufen im Konsum! Niemand soll zu einem Greißler einkaufen gehen!«⁶ Der Ökonom und Wirtschaftshistoriker Werner Sombart sieht in Konsumgenossenschaften sogar eine Möglichkeit für die friedliche Sozialisierung der Wirtschaft.⁷

In Zinshaus-Quartieren ist es üblich, beim nächsten Greißler an der Ecke einzukaufen. Wenn die Frauen kein Geld mehr haben, lassen sie ihre Schuld im »Büchel« eintragen. Daher kommt auch die Rede vom »anschreiben lassen«, deren ganz andere, zweite Quelle die mit Kreide auf die Tür der Gaststube geschriebene Schuld durstiger Gäste ist. Beim Greißler wird die im Büchel stehende Schuld am folgenden Freitag oder am darauffolgenden Montag mit Geld aus dem nächsten Wochenlohn beglichen. Gelingt dies nicht, tragen die Schuldner Wertgegenstände in Pfandhäuser (wienerisch: »ins Pfandl«),

5 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

6 Ebd.

7 Werner Sombart, *Die Gesellschaft*, Band 1: Das Proletariat, Frankfurt a.M. 1906; ders., *Liebe, Luxus und Kapitalismus*, Berlin 1967.

die sie gegen den Schätzwert in bares Geld versetzen und bis auf weiteres oder für immer zurücklassen. Manche Schuldner der Greißler zahlen nie. Diese Praktiken halten die Mitglieder der Hackinger Eisenbahner-Genossenschaft zu Recht für eine oft ins Verderben führende *Armutskultur*. Dagegen richtet sich ihre Mundpropaganda. So entsteht ein sozialkulturelles Milieu, das sich von den Verhältnissen in den »Zinsburgen des Kapitals« durch organisatorisches Geschick und Eigeninitiative unterscheidet. Dem sozialdemokratischen Programm des kommunalen Wohnungsbaus ist die Genossenschafts-Siedlung um gut zehn Jahre voraus. Und vor allem im Grad intelligenter und autonomer Selbstorganisation wird sie von den Bewohner*innen der Gemeindebauten auch später nie eingeholt (s. Kapitel 8).

7.2 Einküchenhäuser

Lilly Braun und Therese Schlesinger sind Sozialdemokratinnen bürgerlicher Herkunft. Der Wechsel vieler Dienstbotinnen in die moderne Industrie und in den Handel und der Verlust, den der Weggang von Dienstbotinnen für bürgerliche Haushalte und Häuser bedeutet, ist ihnen aus eigener Anschauung bewusst. Sie suchen nach Möglichkeiten, bürgerliche und erwerbstätige Frauen auf andere Weise von den beschwerlichsten Hausarbeiten zu entlasten. Auch stellen sie die Frage, ob Hausarbeit nicht professionalisiert werden könnte. Sie sind nicht die ersten, die darüber nachdenken. Aber in der österreichischen und deutschen Sozialdemokratie werden sie am ehesten gehört. Eine stärkere Teilnahme des Mannes an Hausarbeit und Care-Arbeit im eigenen Haushalt ist hingegen noch lange kein Thema. Therese Schlesinger zitiert Lilly Brauns Argumente für das Einküchenhaus beinahe wörtlich.

»Muß es doch jedem vernünftigen Menschen einleuchten, daß es eine arge Verschwendung an Material und Arbeitskraft bedeutet und unnötig viel Schmutz (!) in die Wohnung bringt, wenn in einem Hause, in welchem dreißig Familien wohnen, in dreißig Küchen, auf dreißig Herden gekocht wird, dreißig Frauen sich abmühen, um dreißig magere Mahlzeiten herzustellen. Wenn nicht nur diese dreißig Familien, sondern noch viele andere benachbart wohnende dazu, einer *hauswirtschaftlichen Genossenschaft* angehörten, für die in einer *Zentralküche* gekocht, in einer *genossenschaftlichen Anstalt* die Wäsche gewaschen würde, so bliebe den proletarischen Müttern Zeit und Ruhe, um ihre *Parteipflichten* zu erfüllen, und insbesondere um sich der Pflege und Erziehung ihrer Kinder zu widmen.«⁸

Wenige Jahre später schreibt Schlesinger, der Diskurs um das Einküchenhaus sei vor dem Ersten Weltkrieg auf dem besten Weg gewesen, »bei der Arbeiterschaft durchzudringen«. Immer mehr Männer und Frauen hätten eingesehen, dass das Einküchenhaus *sparsamer* sei. Doch der Krieg habe mit den Kriegsküchen den Genossenschafts-Gedanken unattraktiv gemacht.⁹ Mitte der 1920er Jahre sieht sie in der sozialdemokratischen

8 Therese Schlesinger, Das erste Familieneinküchenhaus in Wien. In: Die Sozialistische Genossenschaft 2 (1922), 96–97, 6.

9 Ebd.

Partei keinen Willen mehr, das Konzept zu übernehmen, und offenbar ist sie auch selber nicht mehr von der Idee des Einküchenhauses überzeugt. So wird das Einküchenhaus zu einem Anliegen bürgerlicher Vereine und Genossenschaften.

7.2.1 Das erste Einküchenhaus Wiens für ledige Frauen

Das erste Einküchenhaus Wiens errichtet die »Wohnungsgenossenschaft Heimhof« in der Peter Jordan-Straße 32–34 im 19. Gemeindebezirk. Die Gründung geht auf eine Initiative von Auguste Fickert zurück, die der Sozialdemokratie nahesteht, aber nicht angehört.¹⁰ Dieses Einküchenhaus ist für ledige Lehrerinnen, Staatsbeamtinnen und andere berufstätige, alleinstehende Frauen gedacht. Stubenmädchen räumen die Einzimmerwohnungen auf und halten »die Damen« von Hausarbeit frei. Rosa Schüttenhelm, die 1928 Bilanzbuchhalterin der Genossenschaft Heimhof wird, beschreibt die Gründungsidee Auguste Fickerts und das erste Einküchenhaus Wiens.

»Dieses Haus war für die dort wohnenden Damen eine wirkliche Wohltat. In jedem Stockwerk war ein Stubenmädchen. Die Wohnung bestand nur aus einem Einzelraum. Klosettanlagen waren rechts und links auf den Gängen. (Das Haus) war in Hufeisenform gebaut. Und Badezimmer waren auch gemeinsam auf jedem Gang. Im Parterre war ein großer Speisesaal, eine große Küche, Wirtschaftsräume. Eine Verwalterin, Küchenwirtschafterin, Küchenmädchen besorgten das Essen, Mittag- und Abendessen zu Selbstkostenpreisen. Es war *ein erweiterter Haushalt auf genossenschaftlicher Basis, ohne Gewinn*. [...] Die Damen konnten im Haus verschiedene Feiern veranstalten – Krampusfeier, Weihnachtsfeier und so weiter – also Geselligkeit pflegen. Es war eine große Bibliothek vorhanden, ein sehr schöner Garten, der von der Peter Jordan-Straße bis zur Eichendorffgasse reichte. Es gab eine Dachterasse zum Sonnen mit Duschanlage.«¹¹

7.2.2 Das zweite Einküchenhaus für erwerbstätige Paare

Auguste Fickert erlebt die Fertigstellung des ersten Einküchenhauses im Jahr 1912 nicht mehr. Sie stirbt 1910. Ihr Bruder übernimmt die Leitung der Genossenschaft Heimhof. Auf seine Initiative beginnt Architekt Otto Polak-Hellwig, der schon das erste Einküchenhaus geplant hat, mit der Planung eines zweiten, diesmal ausdrücklich für *erwerbstätige Paare*. Das Haus wird 1922 fertiggestellt und bezogen. Rosa Schüttenhelm übernimmt 1929 die Aufgaben einer Bilanzbuchhalterin der Genossenschaft, aber auch die Planung der Mahlzeiten und den möglichst günstigen Einkauf aller Lebensmittel für die Großküche. Sie berichtet auf der Grundlage detaillierten kaufmännischen Wissens.

»Er (Direktor Fickert) war wie Auguste Fickert Sozialist und sehr befreundet im Rathaus mit dem seinerzeitigen Stadtrat (Hugo) Breitner. Den Gedanken des Einküchenhauses wollte er weiter pflegen. Er hat auf einem Baurechtsgrund der Gemeinde Wien,

10 Auguste Fickert (1855–1910), Sozialreformerin, Frauenrechtlerin, ledige Volksschullehrerin.

11 Interview 28 mit Rosa Schüttenhelm, geboren 1903 in Erdberg, Landstraße, Wien 3. Ab 1929 und bis 1938 ist sie Bilanzbuchhalterin der Heimhof-Genossenschaft. Der zitierte Text wird von Frau Schüttenhelm nach Notizen auf Tonband gesprochen.

Pilgerimgasse 22–24, Ecke Wurmsergasse und Johnstraße das heute noch bestehende Mittelhaus erbaut. Komplette Zwei- bis Dreizimmerwohnungen mit Vorzimmer, Kochnische, Küchen waren *nicht notwendig*, nachdem eine Großküche (und ein Speisesaal, sowie ein Magazinraum) vorhanden war. Nachdem er baulich mit diesem komfortablen Haus mit Zentralheizung nicht weiter konnte, hat ihm wieder sein Freund Stadtrat Breitner weitergeholfen und mit einem bestimmten Vertragssystem den Ausbau dieser Anlage übernommen. Es entstanden dadurch (weitere) 250 Wohnungen, in denen cirka 500 Menschen wohnten. Diese Wohnungen – für Familien bestimmt, für Ehepaare – bestanden aus Einzelräumen mit Schlafnische, Kochnische, Klosett: also eigentlich komplette Wohnungen. Kochnischen deshalb, weil es eben ein Einküchenhaus war – erweiterter Haushalt mit einer Großküche.«¹²

Abb. 18a: Grundriss Küchenanlage und Speisesäle im zweiten Einküchenhaus, Pilgerimgasse 22–24, Wien 15.

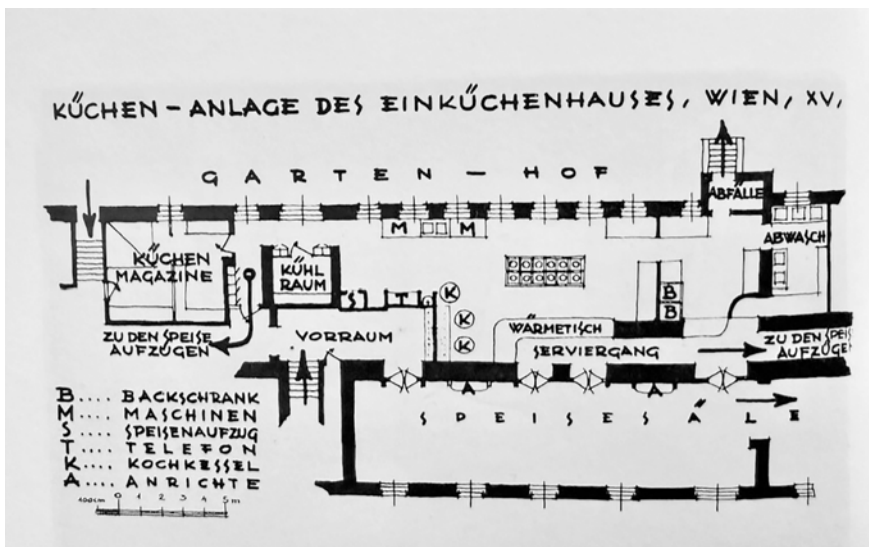
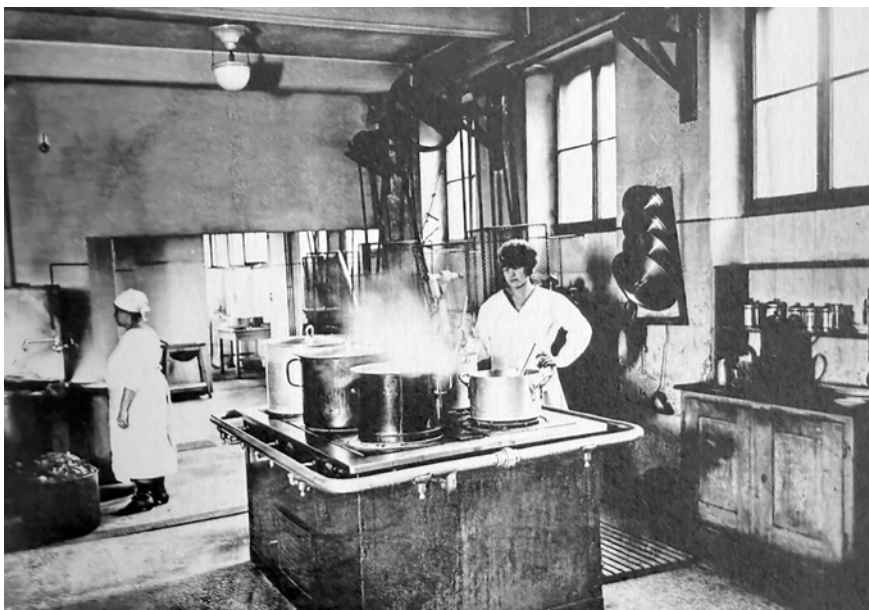


Abb. 18b: Großküche im zweiten Einküchenhaus, ca. 1925



7.2.3 Der Zubau von 1925

Schon im zweiten Jahr des Betriebs des zweiten Einküchenhauses in der Pilgerimgasse zeichnet sich für die Heimhof Genossenschaft ein Defizit ab. Direktor Fickert wendet sich wieder an den amtsführenden Stadtrat für Finanzen, Hugo Breitner, der im Gemeinderat den Antrag auf Entschuldung der Genossenschaft stellt. Zudem schlägt er einen Zubau mit 250 Wohnungen vor. Im Gegenzug erwartet er ein Mitspracherecht des Wohnungsamtes bei der Auswahl der Mieter*innen für den Zubau. Sie müssen der Genossenschaft einen Bezugsschein des Wohnungsamtes vorlegen.

Anders als im ersten Bauteil, der mit einer Gaszentralheizung ausgestattet ist, werden die Wohnungen im Zubau mit Koksöfen beheizt. Dennoch gilt auch hier das Prinzip der Entlastung der Mieter*innen von schwerer Hausarbeit. Drei Hauswarte liefern den Koks bis an die Wohnungstüren. Die Mieter im Zubau haben das Recht, die Gemeinschaftsanlagen im ersten Bauteil (Mittelbau, Stiege 1) zu benutzen. Durch den Zubau auf zwei Seiten des Mittelbaus entsteht ein Innenhof, der mit Bäumen bepflanzt wird und in dem nun erstmals auch ein Kindergarten errichtet wird.

Willi Zvacek ist einige Jahre Mitglied des von den Mieter*innen jährlich gewählten Vorstands der Heimhof-Genossenschaft und wohnt mit seiner Lebenspartnerin Olga zunächst auf Stiege 1 des Einküchenhauses, ehe er mit seiner Partnerin und einem kleinen Sohn in eine Zweizimmerwohnung im Zubau übersiedelt (s.u.). Herr Zvacek verfügt daher über reiches Insiderwissen. Im Folgenden gebe ich eine längere dialogische Passage samt meinen Nachfragen wieder.

»Ich war dann *lange Jahre im Vorstand der Genossenschaft* Heimhof, die auf der Schmelz das Einküchenhaus gebaut hat. Es ist interessant, dass in dieses Einküchenhaus nur die *fortschrittlichsten Wiener* überhaupt einzogen sind. Und sie bildeten mindestens zwei Drittel von unseren Bewohnern im Einküchenhaus. Ich hab ja dann auch dort gewohnt, waren auch viele Juden. Ja und da war eine Küche (Zentralküche) unten (im Souterrain), da ist (von professionellen Köchinnen) gekocht worden. Es war ein sehr gutes, schönes Menü. Das teuerste war glaub ich der Bauernschmaus zum Preis von einem Schilling, dreißig Groschen. Und das billigste kostete 35 Groschen: Gemüse mit Erdäpfeln, Augsburgern haben 45 Groschen gekostet, aber ein schönes Schnitzel mit Beilage hat einen Schilling gekostet. [...] Die Wohnungen waren damals ja sehr klein. Es waren im ursprünglichen Einküchenhaus nur Einzelräume mit einer Kochnische. Für je acht Wohnungen war ein Stubenmädchen. Das Stubenmädchen hat ein Zimmer am Gang gehabt und hat im Stockwerk aufgeräumt und das Geschirr (in den Kochnischen der Kleinwohnungen) abgewaschen, die Betten gemacht und sauber gemacht. Einmal im Monat ist gründlich (sauber) gemacht worden. Und da hat man den Zins (die Miete) bezahlt. Wir (Willi Zvacek und seine Lebenspartnerin Olga) haben damals im Monat samt Bedienung 45 Schilling bezahlt. Wenn ich denke, dass ich damals 140 Schilling im Monat verdient hab, war das *ein Drittel* von einem mittleren Einkommen. Das Essen hat man aber separat an der Kassa unten (im Speisesaal) bezahlt. Das Essen war nicht inbegriffen. Es war sogar ein (Haus)Telefon in jedem Stockwerk, (um mit der Küche zu kommunizieren). Und man konnte zum (öffentlichen) Telefon hinuntergehen werden. Es war eine Dachterrasse da mit Duschen. Es waren Gesellschaftsräume da, es war eine Wäscherei da (mit bezahlten Wäscherinnen), das Bad (Badewannen) war im Souterrain des Hauses. Es war in jeder Weise für die damaligen Bedürfnisse gesorgt. Nur mussten, damit man sich das leisten kann, mussten beide (Partner) arbeiten. [...] Ich hab die Aufnahmebedingungen gelesen. Ich glaube, es stand sogar in den Aufnahmebedingungen, dass beide (Partner) berufstätig sind.«

RS: Gab es da nicht auch einen Kindergarten?

»Es hat im Heimhof (vor Fertigstellung des zweiten Bauteils) *keinen* Kindergarten gegeben, weil *kein Bedarf da war, die Leute haben ja keine Kinder gekriegt*. Wenn sie aber Kinder bekommen haben, ist daneben ein Gemeindebau gebaut worden, und da ist ein Kindergarten mit zwei Gruppen gewesen. Ich hab ja (von 1926) bis zum 58er Jahr in diesem Gemeindebau gelebt. Der Heimhof (Herr Zvacek meint hier den 1925 fertiggestellten Zubau der Gemeinde Wien) war dann *nur ein Gemeindebau*. Wir (Herr Zvacek und seine Lebenspartnerin Olga) haben da eine Zweizimmerwohnung gehabt, und unseren Buben haben wir runter in den Kindergarten gegeben.«

Der mit der Planung des Zubaus beauftragte Architekt Carl Witzmann sieht Ein- und Zweizimmerwohnungen ohne eigene Küche vor. Mit einer Grundfläche von 40 bis 45 Quadratmetern sind die Zweizimmerwohnungen etwa gleichgroß wie die mittlere Gemeindewohnungs-Type, sie haben wieder nur eine Küchennische, da die Genossenschaft davon ausgeht, dass die Mieter die Speisesäle im Souterrain des Mittelhauses benutzen werden. Zweizimmerwohnungen im Zubau werden nach den Regeln, die für Gemeindebauten gelten, vornehmlich an Ehepaare mit einem oder zwei Kindern vergeben. Wohl deshalb sagt Herr Zvacek, der Zubau sei »nur ein Gemeindebau«. Allerdings stimmt das

insofern nicht, als den Mieter*innen von Rechts wegen alle Gemeinschaftseinrichtungen des ersten Bauteils zur Verfügung stehen. Über den Baukostenzuschuss, die Wohnungsmiete und die damit getroffene Auswahl der Mieter*innen berichtet Herr Zvacek folgendes:

»Man hat Tausend Schilling Baukostenbeitrag zahlen müssen, und die sind weg, die hat man nie wieder zurückbekommen. Und das war schon ein erheblicher Betrag damals. (Für den Erzieher Willi Zvacek etwa ein Jahresgehalt) Und da haben damals begüterte und vor allem sehr kluge Leute/– Kinder kriegen war damals nicht interessant, das war, fast möchte ich sagen reaktionär, wie haben sie denn gesagt? Wer nicht geboren wird, wird nicht arbeitslos. Und da haben sich eben *viele kluge Leute, viele Intellektuelle und Leute aus der Geschäftswelt* zusammengeschlossen. Die Idee war ja schon älter. Ich darf Sie daran erinnern, dass da ein Verein (die Heimhof-Genossenschaft) gewesen ist, der schon lange bestanden hat, der in der Peter Jordan-Straße das allererste Einküchenhaus in Wien geführt hat *nur für ledige Frauen* (s.o.). Das Einküchenhaus in der Peter Jordan-Straße ist keine sozialistische Idee gewesen. Wir (Mitglieder der SDAP) haben uns damals diesen Verein (die Genossenschaft) Heimhof *erobert*, wir haben uns damals *hineingedrängt*, wir haben durch geschickte Wahltaktik die Anderen schön langsam hinausbugsiert (hinausgedrängt), sodass wir damals die Führung erlangt haben.«

RS: Wie waren denn die Beziehungen zwischen den Bewohnern? Waren sie intensiver als in einem Zinshaus oder in einem Gemeindebau?

»Jeder hat ein oder zwei bekannte Parteien gekannt, die nebenan gewohnt haben. Unter Genossen (der SDAP) hat man sich freilich näher gekannt, man hat oft geplaudert. Und im übrigen hat es *Cliquen* gegeben. Hier ist unter anderem interessant, dass da unter den Juden ein Kampf gewesen ist zwischen den Juden ungarischer und spanischer Herkunft. Da hat es *Cliquen* gegeben, die haben sich wütend bekämpft. Und meine Analytikerin (Psychoanalytikerin), die auch Jüdin war wie alle anderen Analytiker, die ich so kenne, die hat mich eines Tages gefragt, wer die größten Antisemiten seien. Sag ich, das sind die Nazis, sagt sie, falsch, die (assimilierten) Juden sind die größten Antisemiten. Sie lehnten das Aussehen und die Lebensweise der orthodox-religiösen »Ostjuden« ab, von denen die meisten in der Leopoldstadt (Wien 2) angesiedelt waren. Und da war es natürlich im Heimhof so, natürlich ist sehr viel geredet worden darüber, dass *Frauentausch* stattgefunden hat und so weiter und so weiter. [...] Es ist darüber geredet worden und real war es natürlich auch. [...] Dort wo das jüdische Element, bitte ich bin kein Nazi, um Gottes Willen, bitte mich nicht misszuverstehen, aber wo dieses jüdische Element irgendwie hineingespielt hat, hat es eine gewisse *Schnitzlersche Lockerung* gegeben, nicht. [...] Es wird wahrscheinlich daran liegen, dass auch das Judentum seine Fesseln gesprengt hat, die strengen Fesseln der Religion und der jüdischen Moral, und dass sich da eine gewisse Lockerung und Freiheit breitgemacht hat. Ich glaub aber nicht, dass das im ursprünglichen jüdischen Charakter angelegt war.«

RS: Sind das nicht eher intellektuelle Kreise gewesen, in denen diese Liberalisierung der sexuellen Verhältnisse stattfand?

»Natürlich waren es liberale Kreise, wo diese Lockerung stattgefunden hat, denn im Heimhof waren ja eigentlich kaum Arbeiter, da waren lauter Angestellte, lauter höhere, bessere Leute, Geschäftsleute und so weiter, auch viele öffentliche Angestellte, es waren Fürsorgerinnen drinnen, Autohändler, Lebensmittelhändler und so weiter. Und da hat es natürlich eine gewisse Lockerung gegeben.«

RS: Heißt das, es war keine sozialdemokratische Kultur?

»Nein. Beileibe war der Heimhof keine geschlossene sozialistische Kultur, da waren viele Bürgerliche drinnen. Nur hat man (in der SDAP) dann natürlich geschaut, dass man möglichst Genossen hineinkriegt, aber es war durchaus nicht sozialistisch. Nur die Spitze (der Genossenschaft) des Heimhofs haben wir dann auf unsere Seite gekriegt und der Verwalter war ein Genosse, aber sonst nicht.«

RS: Wer hat nun wirklich die Gemeinschaftseinrichtungen, die Großküche und den Speisesaal zugesperrt? War das schon vor den Nazis, oder waren das die Nazis?

»Die Wirtschaftskrise (1929ff.) war die Ursache, dass die Einrichtungen des Heimhofes immer weniger rentabel waren und dass sie dann zugesperrt wurden. Und als sie schon lange zugesperrt waren, dann erst sind die Nazi gekommen, nicht wahr, *nach* der vaterländischen Zeit (nach der austrofaschistischen Diktatur), und haben den Heimhof in einen Gemeindebetrieb überführt. Es war ja *notwendig*, zwei Drittel der Leute hinauszuschmeißen. Die sind doch alle ausgesiedelt worden dann und der Heimhof (die Genossenschaft) hat ja dann das Gebäude verloren, die Genossenschaft, die hat man uns einfach weggenommen und hat die Leute dann ausgesiedelt [...] weil sie Juden waren, haben sie raus müssen. Und dann haben sie *alles mögliche Gesindel*, das sie irgendwo zusammengesucht haben, in den Heimhof hineingestopft. [...] Bitte schön es, sind auch ein paar anständige Leute reingekommen, sind auch viele Genossen hineingekommen, die damals eine Wohnung gesucht haben, weil sie ausgebombt waren durch die Alliierten ab 1944 und bis Kriegsende, oder die sind vom Ausland zurückgekommen. Aber im wesentlichen ist *der Ruß* (Wiener Idiom für bildungsferne Menschen aus der Unterklasse, im sozialdemokratischen Diskurs auch »Lumpenproletarier«, die nicht zur Klientel der SDAP gezählt werden) hineingekommen in den Heimhof, dann wars aus, wars vorüber.«

RS: Ich verstehe noch nicht, warum aufgrund der Wirtschaftskrise die Gemeinschaftseinrichtungen im Heimhof nicht mehr möglich sind.

»Gut, das Bad (Wannenbäder im Souterrain) hat weiter funktioniert, die Wäscherei (Zentralwäscherei) hat schon nicht mehr funktioniert, weil die Leute viel selber gewaschen haben und weniger Wäsche hinuntergegeben haben. Die Küche (Zentralküche) hat nicht funktioniert, weil die Leute dann irgendwo im Gasthaus billiger essen gegangen sind, oder sie haben selber gekocht. Die Preise waren dann... wenn nur einer verdient hat (wenn einer der Lebens- oder Ehepartner seine Erwerbsarbeit verloren hat) ist es schon nicht mehr gegangen. Dann haben sie natürlich der Reihe nach die Bedienung gekündigt (s.u. die damit übereinstimmende Aussage von Frau Christian). Und wenn jetzt ein Mädal (Stubenmädal) nur vier (Parteien) gehabt hat, und das andere Mädal auch nur vier (Parteien), haben sie das zusammengelegt und es ist ein Mädal

abgebaut worden. Und so ist das *Schritt für Schritt langsam alles immer weiter zurückgegangen*, bis man eines Tages praktisch nur mehr den Zins (die Wohnungsmiete) gezahlt hat und keine Bedienung mehr gehabt hat, in der kleinen Nische gekocht und die Wohnung verstunken hat. Einkaufen gegangen ist man auf den Markt, der ist billiger gewesen. Meine Frau ist damals arbeitslos geworden und jahrelang zuhause gewesen. Da haben wir nicht mehr essen gehen können in den Speisesaal.«

RS: Ich stelle mir vor, als Familie gilt, wenn zwei abends zuhause zusammensitzen und essen, was die Frau gekocht hat. Meinen Sie, dass die Leute im Heimhof dieses patriarchale Familienbild überwunden hatten? Diese Meinung, dass zu einem echten Familienleben gehört, dass die Frau für den Mann und die Kinder kocht und sorgt?

»Wenn Sie unter Familie verstehen, dass zwei Leute eine Familie sind, dann waren im Heimhof Familien. Aber die werden sich doch nicht am Abend im Zimmer zusammensetzen, sondern die gehen, damit sie sich die Hände nicht schmutzig machen und Geschirr abwaschen, die gehen doch hinunter und essen unten (im Speisesaal), sodass man von einer Familie in dem (üblichen) Sinn im Heimhof nicht reden kann.«

RS: Waren so wenige Ehepaare oder Paare mit Kindern im Heimhof?

»Ganz wenige, ganz wenige, denn die, die Kinder gehabt haben, die haben geschaut, dass sie rauskommen, dass sie eine Gemeindefwohnung wo kriegen, wo sie ein bisschen mehr Luft haben, wo sie eine größere Wohnung haben. Im Heimhof hat es auch eine schöne *große Bibliothek* gegeben, wo man sich Bücher ausborgen konnte. Es hat im Heimhof eine *Fahrradgarage* gegeben. Damals ist das Fahrrad aufgekommen. Und es hat eine *Motorradgarage* gegeben, denn die Bewohner haben sich damals ja noch kein Auto leisten können, aber ein Motorrad haben sie gehabt. [...] Ich kann mich erinnern, mein Nachbar, der Philharmoniker Professor Obermeier, das ist auch einer von denen gewesen, der ist immer mit dem Motorrad gefahren. Aber die Idee von Lilly Braun von der Entlastung der Frau, die ist dann notwendig, wenn die Frau ins Geschäft geht, wenn sie nicht ins Geschäft geht, kocht sie schon lieber zu Haus. So konservativ ist sie schon, [...] und dann musste sie (bei der Bewerbung um eine Wohnung im Einküchenhaus) ja eine Arbeit *nachweisen*. Ich denke, wenn in einem Einküchenhaus einer Frau die ganze (Haus)Arbeit weggenommen wird und sie keinen Beruf hat, die kommt ja, sie kommt entweder auf schlechte Gedanken, oder sie kommt sich unnötig vor, und der Mann sagt, wozu brauch ich die (Frau) überhaupt? Wie hat ein Freund zu mir gesagt: Wozu brauch ich mir eine Kuh kaufen, wenn ich die Milch literweise bekommen kann? Das ist grob und gemein ausgedrückt. Aber deshalb ist die Frau bemüht, möglichst tätig zu sein, was zu tun, was zu arbeiten, immer was zu machen, sich unentbehrlich zu machen, nicht wahr, weil dann hat sie ja einen Beruf. Die Lilly Braun hat nicht daran gedacht, dass sie mit dieser Genossenschaftseinrichtung arbeitslose Frauen schafft, und der alte Bezirksvorsteher Schimon¹³ auch nicht.«

13 Franz Schimon, 1863–1929; ab 1918 Mitglied der zunächst provisorischen Bezirksvertretung Hietzing, und von 1919 bis zu seinem Tod 1929 zehn Jahre Bezirksvorsteher des damaligen 13. Bezirks, bestehend aus Hietzing und Penzing. Vgl. das rotewien.at. Weblexikon der Wiener Sozialdemokratie, Stichwort Schimon Franz.

Franz Schimon (1863–1929) ist einer der Gründer jenes Bauvereins, der um 1910 in Hütteldorf-Hacking eine Eisenbahner-Siedlung errichtet, in der genossenschaftliche Elemente das Alltagsleben vereinfachen und modernisieren, allerdings ohne bezahltes Hauspersonal (s. Kapitel 7.1). Willi Zvacek, der in dieser Siedlung aufwächst, ist der Genossenschaftsgedanke also seit seinem siebenten Lebensjahr vertraut. Er weiß auch, dass August Bebel und Lilly Braun für das Einküchenhaus werben, um erwerbstätige Frauen von Hausarbeit zu entlasten. Er erwähnt den Bezirksvorsteher von Hietzing und Penzing (damals bilden diese durch den Wienfluss getrennten Vororte zusammen den 13. Bezirk), Franz Schimon, der sich um 1926 in einer Sektionssitzung, an der auch Willi Zvacek als Obmann der SAJ in Ober-St.Veit und Hacking teilnimmt, den Bau eines Einküchenhauses vorschlägt. Es ist aber nicht belegbar, dass der Bezirksvorsteher Schimon diese Sätze so oder ähnlich gesprochen hat. Es könnte sein, dass Herr Zvacek, der schon als jugendlicher Bücher von Lilly Braun und August Bebel liest, dem Bezirksvorsteher Schimon Lilly Brauns Argumente in den Mund legt. Wie Lilly Braun und August Bebel ihre Argumente für das Einküchenhaus von dem russischen Anarchisten Kropotkin übernommen haben könnten, der in *La Conquête du Pain* (Die Eroberung des Brotes, 1892) für das Einküchenhaus plädiert. Wir sehen: Wichtige Aussagen werden von Diskurssprechern zu verschiedenen Zeiten gleichlautend oder leicht verändert getroffen. So existiert der Diskurs über Zeit und Raum und über Sprachgrenzen hinweg. Bezirksvorsteher Schimon trifft mit seinem Plädoyer für ein Einküchenhaus in der Versammlung der Sozialdemokraten auf einigen Widerspruch.

»Dieser Schimon hat eines Tages die Sektion (der SDAP in Hietzing) souverän geleitet und hat immer wieder Gedanken in die Menge geworfen, hat er gesagt, das ist doch ein Blödsinn, warum machen wir nicht eine große Küche (Großküche), warum müssen da hundertfünfzig (bei Lilly Braun sind es 60, bei Therese Schlesinger 30) Frauen hier ihr Brennmaterial, ihre Zeit und ihre Mühe vergeuden, um da etwas zu kochen. Da sind dann ein paar (männliche Mitglieder der Sektion) aufgestanden und haben gesagt, das geht gar nicht, ich will ja das haben, was ich essen will, ich werde doch nicht das essen, was da in der Küche (Zentralküche) gekocht wird. Also da ist der Standpunkt, der *Patriarchen-Standpunkt*, so richtig zum Ausdruck gekommen.«¹⁴

Bürgerliche und sozialdemokratische Journalist*innen kommentieren das Einküchenhaus skeptisch. Den Heimhof-Genossenschaftlern werfen sie vor, *ihre Frauen falsch zu erziehen*. Dieses Argument schwingt, wie ich finde, auch bei Herrn Zvacek beinahe unmerklich mit. Die christlichsoziale Partei und die ihr nahestehende Presse denunzieren die Zentralküche, die Speisesäle und die Beschäftigung von bezahltem Hauspersonal als Verschwendung *öffentlicher* Gelder – eine glatte Lüge, denn alle Dienstleistungen im Einküchenhaus werden von den Mieter*innen bezahlt. Das ist ja auch der Grund, warum das Einküchenhaus die Weltwirtschaftskrise und Arbeitsplatzverluste der Mieter*innen nicht überlebt (s.u.).

Herr Zvacek rühmt die im Einküchenhaus angebotenen Serviceleistungen und bedauert, dass Speisesäle, Speiseaufzüge, Gesellschaftsraum, Badeanlage etc. nach

14 Interview 14, 2. Gespräch mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft und des Krieges nicht wiederhergestellt werden und das Wohnungsamt wirtschaftlich schwache Mieter*innen in freie Wohnungen im Einküchenhaus einweist. Er wohnt mit seiner Lebenspartnerin und dem gemeinsamen Sohn von 1925 bis 1958 im gemeindeeigenen Zubau. Im Folgenden berichtet er, wie die 1929 einsetzende Wirtschaftskrise das Einküchenhaus trifft und die Gemeinschaftseinrichtungen nach und nach aufgegeben werden.

»Und dann ist die Wirtschaftskrise gekommen und die Leute haben ihre Posten (Arbeitsplätze, Anstellungen, Aufträge...) verloren. Die haben sich das alles (die zahlungspflichtigen Dienstleistungen des Personals im Einküchenhaus) nicht mehr leisten können. Dann ist die Wäscherei zugrunde gegangen. Das Bad ist zugrunde gegangen, alles ein Defizit. Und dann ist die Küche (Zentralküche) eingestellt worden. Und dann hat die Gemeinde/da sind (im März 1938) die Nazi gekommen, haben den Heimhof weggenommen, er galt nun *als ganzes als ein Gemeindebau*. [...] Die (nationalsozialistische Gemeindeverwaltung) hat das (Vertragsverhältnis zwischen der Genossenschaft Heimhof und der Stadt Wien) aufgehoben. Und heute (im Jänner 1982) ist es ein *Slum*, ein Haus mit lauter einzelnen Kleinwohnungen ohne Komfort, ohne die ganzen herrlichen (Gemeinschafts)Einrichtungen.«

Erna Christian arbeitet um 1923 als Verkäuferin im Konsum und später im Warenhaus Stafa auf der Mariahilfer Straße.¹⁵ Vergeblich versucht sie als ledige junge Frau mehrmals am Wohnungsamt eine Gemeindebauwohnung zugeteilt zu bekommen. Für Alleinstehende sind Gemeindebauwohnungen nach den Regeln des Amtes nicht vorgesehen. Das bringt Frau Christian auf die Idee, der Heimhof Genossenschaft beizutreten.

»Ich war ja unzählige Male im Wohnungsamt, hab mir gedacht, ja mein Gott na ein Mensch wie wir, die müssen doch eine Wohnung kriegen. Der (Beamte) hat mir aber das Register vorgelegt und der erste Punkt war, man musste verheiratet sein. [...] Das war schon die Bartensteingasse (das Wohnungsamt in der Bartensteingasse 7). Da bin ich unzählige Male heulend rausgegangen, weil ich mir gedacht hab, ja was tu ich denn? Der erste Punkt ist, ich muss verheiratet sein, sonst komm ich nie zu einer Gemeindewohnung.«¹⁶

Von der Genossenschaft für ledige und alleinstehende, erwerbstätige Frauen in der Peter Jordan-Straße hat Erna Christian gehört. Da dort kein Platz frei ist, will sie der Heimhof Genossenschaft beitreten, um im zweiten Einküchenhaus für erwerbstätige Paare eine Einraumwohnung zu bekommen. Sie und ihre Freundin haben aber große Schwierigkeiten, den Baukostenzuschuss von Tausend Schilling aufzubringen. Mit geborgtem Geld und strengem Sparen schaffen sie es doch. Zusammen beziehen die jungen Verkäuferinnen eine Einraumwohnung im zweiten Einküchenhaus in der Pilgerimgasse.

15 Stafa, auch »Mariahilfer Zentralpalast – Erstes Wiener Warenmuster- und Kollektiv-Kaufhaus« in der Mariahilfer Straße 120, erbaut 1910/1911.

16 Interview 30 mit Erna Christian, geboren 1904 in Rudolfsheim, Wien 15.

»Aber wir haben ja ein ganzes Jahr am Abend wirklich nur von Schmalzbrot und Tee gelebt, dass wir das (die Tausend Schilling Baukostenzuschuss) zusammenkriegen. Wie wir dann da waren, waren wir schon glücklich. Es war eine *Sensation* für uns Jugendliche. Eingezogen sind wir mit fast nichts, mit einem Handwagerl, ein paar Matrazen drauf. Ein Bett haben wir jede gekriegt von der Stiefmutter, und einen Kasten und so ein kleines Nachtkastl. Das war dann schon alles. [...] Es haben schon die besseren Leute auch da gewohnt. Es waren sehr viel Gut-Verdienende, Doppel-Verdienende. Wir sind ja auch (von den anderen Mietern) ein bisserl schief angeschaut worden.«¹⁷

Die Kochnische hat nur einen einflämmigen Gaskocher oder Réchaud.¹⁸ Ein alter hölzerner Koffer des Vaters dient Frau Christian und ihrer Freundin als Tisch. Irgendwann bringen Freunde einen aussortierten »klobigen Wirtshaustisch«, der in dem kleinen Wohnraum viel zu groß, aber doch zweckmäßig ist, denn die politisch aktive Erna Christian und ihre Freundin haben oft Gäste. Im Folgenden berichtet Frau Christian über den langsamen Verfall der Gemeinschaftseinrichtungen. Ihre Erzählung stimmt mit der von Willi Zvacek überein und enthält weitere interessante Details.

»Arbeiter hats ja fast nicht gegeben. Da waren vielleicht drei oder vier Parteien, die man zur Arbeiterschaft rechnen konnte. Die konnten (beginnend mit der Wirtschaftskrise um 1929) das Ganze nimmer leisten. So konnte man die Bedienung kündigen, und man konnte dann den Gasradiator (der Zentralheizung im ersten Bauteil) eintauschen gegen einen Kokssofen. Man musste Koks heizen, weil die Kamine nur für die Gasheizung ausgelegt waren. Und man hat dann außer dem Menü auch extra Speisen bekommen, man konnte Kleinigkeiten kaufen. Das war alles eine Konzession an die (Wirtschafts-)Krise. [...] Man ist zum Kohlenhändler gegangen und hat sich grad einen Kübel (Koks) raufgeholt. [...] Ich hab heuer zum ersten Mal diese Schwarzkohlen geheizt. Drum bin ich gar so schmutzig geworden. Die machen furchtbar viel Ruß. Ich hab mich das vorher nie getraut, weils geheißen hat, wir dürfen nur Koks heizen wegen der Kamine. [...] Aber wir haben schon ein paar Mal Kalamitäten gehabt mit dem Kamin und erst heuer war wieder etwas, eine Vergiftung. Und jetzt haben sie wieder geflickt [...] Bis vor einem Jahr (1978) war die Brause oben (auf dem Flachdach). Hat man sich im Sommer abduschen können. Sie war verschalt mit einem Holzverschlag. [...] Das war ein *Juwel*. Aber sie (die Stadtverwaltung) habens nimmer hergerichtet. Die Gemeinde Wien tut nichts mehr hineinstecken, glaub ich. Jetzt haben wirs halt benützt, so gut es gegangen ist. [...]«

»Nach dem Fünfundvierziger Jahr ist ja alles anders geworden. Das Haus ist von der Gemeinde als Gemeindehaus geführt worden, obwohl man (im Vergleich zum Gemeindebau) sehr im Nachteil war, da man keinen Nebenraum (Kabinett), keinen Keller, gar nix gehabt hat, keine Waschküche, keine Küche. Wenn sich jemand einen größeren Gasherd angeschafft hat, einen vierflämmigen, hat er müssen erst die Zuleitungen verstärken lassen. Es waren nur die Zuleitungen für den Gas-Radiator und für den Gas-Rescho (Réchaud). Das war schon ein Hindernis. Dann ist das schreckliche Fünfundvierziger Jahre gekommen: kein Wasser, kein Waschmittel, kein Essen, kein Kochen. Da haben wir im Hof Feuerln gemacht. Von der Bombe sind wir verschont worden.«

17 Ebd.

18 Réchaud ist abgeleitet von fr. *réchauffer* »wieder aufwärmen«, »aufheizen«.

Zur Zeit des Interviews mit Frau Erna Christian, das Gottfried Pirhofer im Herbst 1979 führt, ist die Lage im ehemaligen Einküchenhaus schon seit Jahren ausgesprochen trist.

»[...] was man uns jetzt reinsetzt (an neuen Mieter*innen) ist ja fast ein Skandal. Aber bitte vielleicht mit Absicht, und weil sie nicht wissen, was sie mit dem Haus machen sollen. Es ist ja sicher eine Schwierigkeit für die Gemeinde. Es fällt gänzlich aus dem Rahmen. Und sie haben dadurch viele Schwierigkeiten und Beschwerden. [...] Aber man soll sich die Leut schon a bissl anschauen können, die man da reinsetzt, und ob sie eine Wohnung verdienen. Es verdienen nicht alle. Es gäbe genug junge Leute, die es ja verdienen, und die kriegen sie meistens gar nicht.«¹⁹

Da sich Frau Christian daran erinnert, als junge ledige Frau keine Gemeindewohnung erhalten und Tausend Schilling Baukostenzuschuss für den Eintritt in die Genossenschaft bezahlt zu haben, betrachtet sie die nun kostenlose Vergabe der freien Kleinwohnungen bei geschlossenen Gemeinschaftsanlagen durch das Wohnungsamt als doppelt verfehlt. Für Familien sind die Einraumwohnungen ungeeignet. Auf die Zuverlässigkeit der Mieter*innen werde vom Wohnungsamt kein Bedacht genommen. Ich gewinne den Eindruck, dass das ehemalige Einküchenhaus ab den 1940er Jahren ähnlich wie das »Negerdörfle« in Breitensee zu einem abgewohnten Notquartier für Mieter*innen wird, die Schwierigkeiten haben, die Miete für Wohnungen in Gemeindebauten oder Zinshäusern aufzubringen.

7.2.4 Die Vertreibung der jüdischen Mietparteien

Herr Zvacek zeigt sich an der Lebensweise der Bewohner*innen jüdischer Herkunft im Einküchenhaus in den 1920er Jahren auffallend interessiert. Sein Exkurs über den Antisemitismus der assimilierten Juden wirkt an dieser Stelle etwas deplatziert, denn orthodoxe Juden wohnen nicht im Einküchenhaus. Die von ihm erwähnten Erzählungen über liberale oder libertine Experimente der offenen Beziehung und des Partnertauschs lassen das antisemitische Stereotyp von sexuell hyperaktiven Juden anklingen. Stimmig scheint hingegen das von Zvacek gezeichnete Bild von einer relativ kaufkräftigen, teils intellektuellen, teils wirtschaftlich tätigen Elite junger Frauen und Männer, die das Einküchenhaus ausdrücklich wählen, um sich aus patriarchalen und hauswirtschaftlichen Zwängen zu befreien. Dass die Bevölkerung und die Funktionäre der SDAP im Bezirk dem Einküchenhaus auch deshalb misstrauisch gegenüberstehen, scheint mir plausibel. Als nach dem Anschluss im Frühjahr 1938 Nationalsozialisten die Stadt regieren, siedeln sie alle jüdischen Mieter*innen offenbar auf Betreiben eines nationalsozialistischen Mieters aus und führen das Haus fortan wie einen »normalen« Gemeindebau. Eine der bleibenden Mieterinnen ist die zu dieser Zeit klandestine Kommunistin Erna Christian. Sie ahnt das Schicksal der Vertriebenen: »Ich kenne keinen, der zurückgekommen ist.« Hingegen beschreibt die ehemalige Bilanzbuchhalterin der Heimhof Genossenschaft, Rosa Schüttenhelm, die Vertreibung der jüdischen Mietparteien aus dem Einküchenhaus wie einen Sachzwang.

19 Ebd.

»Leider wohnten in diesem Haus circa dreißig Prozent, also ein Drittel Nicht-Arier. Im Zuge dieser damals so furchtbaren Zeit wurden sie alle gekündigt, auch die Mischehen. Denn die jetzige (damalige) Gemeinde Wien, natürlich nationalsozialistisch, brauchte ja Wohnungen. Und in diese unzulänglichen Wohnungen, die ohne eine (weiter betriebene) Großküche zu klein waren, brachten sie ihre Parteigenossen und Freunde unter. Im Jahr 1939 wurde der Genossenschaft von der damaligen Gemeinde Wien der Vertrag gekündigt und wir (die Genossenschaft) wurden liquidiert.«²⁰

Hans Christian, Sohn von Erna Christian, 1930 geboren und im Einküchenhaus aufgewachsen, erinnert das Haus bereits ohne funktionierende Zentralküche. Die beiden Speiseaufzüge stehen seit langem still, es gibt weder Köchinnen, noch Stubenmädchen, noch Wäscherinnen im Haus. Die verrottenden Gemeinschaftsanlagen und der Hof sind das Terrain seiner Kindheit. Sein Resümee bezieht sich zunächst auf das noch irgendwie funktionierende Haus Anfang der 1930er Jahre, ehe er mit der traurigen Lage des Hauses in den späten 1970er Jahren schließt.

»Die Leut, die das von früher noch gewohnt waren, die haben am Freitag ihr Viertelstündchen gehabt, es war ja eingeteilt. Früher war das sehr frequentiert. Du hast müssen rechtzeitig runtergehen, dich anmelden, möglichst schon eine Woche vorher. Man hat das eingestempelt gekriegt, eingelocht in eine Karte. Dann bist du gekommen. Und da hats Leut gegeben, die haben fix ihr Dauerabonnement gehabt, so wie im Burgtheater in der Loge. Die sind dann im Bademantel hintunter. Das Bad, da war gegenüber das Kesselhaus, das hat gleichzeitig die Wäscherei gespeist. Das war ein riesen Kesselhaus. Wenn die die Tür offen war und du hast hineingeschaut, hast du geglaubt du schaust bei einem Ozeandampfer ins Kesselhaus. Aber drüben, da war der Herr Waggerl. Ein ganz niedriger Raum, Abteile, Brauseabteile, ein Ofen mit Koks zu heizen, ein kleiner Holztisch, da sitzt der Waggerl mit einem schneeweißen Bart. Der hat die Karten gezwickt und immer Koks geschaufelt. Da hast geglaubt, du bist wirklich auf einem Ozeanriesen.«²¹

Die Vertreibung der jüdischen Mieter und den Einzug von Nationalsozialisten, ab 1944 auch von ausgebombten Familien erinnert Hans Christian ähnlich wie seine Mutter mit Bedauern.

»Und das hat sich dann verlagert [...], da waren Nazi drinnen, die haben die Wohnungen zugewiesen bekommen, da waren vorher Juden drinnen. Und einer im Haus, der hat sich in der Partei (in der NSDAP) wichtig gemacht, der hat wollen, dass die Juden ausziehen. Da hat man genau gewußt, die gehen ins Konzentrationslager [...]. Und da hab ich mit meinem Freund, mit dem Bill Haley-Freund,²² die Telephone // die Auf-

20 Interview 28 mit Rosa Schüttenhelm, geboren 1903 in Erdberg, Landstraße, Wien 3.

21 Interview 29 mit Hans Christian, geboren 1930 in Rudolfsheim, Wien 15.

22 Bill Haley (1925–1981) ist ein US-amerikanischer Topstar des Rock 'n' Roll in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre. Seine Band Bill Haley and the Comets gründet er 1952. Sie tritt am 22. April 1956 im Wiener Konzerthaus auf und trägt zur Popularität des Rock 'n' Roll in Europa bei. Die zweite Jugendkultur der Halbstarken in Wien setzt etwa zu diesem Zeitpunkt ein. Vgl. Thomas Grotum, Die Halbstarken. Zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre, Frankfurt a.M. 1997.

züge, die Speiseaufzüge, die haben doch Telephone gehabt in jedem Stock. Wir ham also diese Telephone zerlegt, da waren Kupferwicklungen, ein dünner Draht, den Draht haben wir übers Flachdach eingefädelt bei den Geländern bis zu mir (hinüber). I bin obigrennt in die Wohnung, hab an Besenstiel hinausgehalten beim Fenster, er hat den Kupferdraht obighaut. Ich hab ihn bei mir mit einem Bananenstecker ins Radio eingesteckt und seine Jazzmusik bei mir daham gehört. Des war arg, dass es funktioniert hat, übers ganze Haus, zweihundertfünfzig Meter warn das. [...] Aber heute, (1979) der Lärm von der Johnstraße, ich leide darunter sehr. Die Situation kann nie mehr dieselbe sein. Die Luft ist pestiger und die Leute sind ruiniert, die Leut sind nimmer da. Es ist ein Sterbehaus, ein berühmtes Sterbehaus.«

7.2.5 Resümee zum zweiten Einküchenhaus

Die Aussagen von Willi Zvacek, Rosa Schüttenhelm, Erna Christian und Hans Christian stimmen darin überein, dass sich der Niedergang des Einküchenhauses Heimhof in der Pilgerimgasse nicht mit dem Anschluss im Frühjahr 1938 erklären und datieren lässt, sondern sich ab 1928 in mehreren Schritten vollzieht. Er beginnt damit, dass sich Mieter*innen nach Einkommensverlusten das Service der Stubenmädchen, Wäscherinnen und Köchinnen nicht mehr leisten können. Die Kündigung von Hauspersonal durch die Genossenschaft ist die Folge. Nach und nach gehen die Gemeinschaftsanlagen außer Betrieb. Erst zehn Jahre später vertreiben die nun Wien regierenden Nationalsozialisten alle jüdischen Mieter*innen aus dem Einküchenhaus und seinem Zubau. Die frei werden den Wohnungen vergeben sie an Parteigenossen der NSDAP und an ausgebombte Familien. Damit verliert der Heimhof sein liberal-intellektuelles Ambiente und mindestens ein Drittel seiner Erstmietler*innen. Aus dem Heimhof wird besitzrechtlich ein Gemeindebau, der allerdings gegenüber ›normalen‹ Gemeindebauten eminente Nachteile hat. Mit der Entscheidung des Wohnungsamtes, die Gemeinschaftsanlagen nach 1945 nicht mehr zu renovieren und leerstehende Wohnungen an finanziell schwache Mieter*innen zu vergeben, setzt sich der Verfall des Hauses bis in die 1970er Jahre weiter fort.

Günther Uhlig irrt also, wenn er die Schließung der Gemeinschaftsanlagen ursächlich und zeitlich an den Anschluss im März 1938 bindet. Sie erfolgt schon etwa neun Jahre davor. Auch sein Vergleich mit den Gemeindebauten ist falsch wenn er schreibt: »In den meisten der Gemeinschaftseinrichtungen unterschied sich der Heimhof *nicht* von den sozialen Services, mit denen der Wiener Gemeindewohnungsbau *generell* ausgestattet worden ist.«²³ Das Gegenteil ist der Fall. Das Alleinstellungsmerkmal des Einküchenhauses ist bis ca. 1929, erwerbstätige Frauen durch bezahltes Hauspersonal von Hausarbeit zu entlasten. Das aber sieht das kommunale Bauprogramm der Stadtregierung zu keiner Zeit vor. Aus dem ehemaligen liberalen und emanzipatorischen Projekt des Zweiten Einküchenhauses wird ein Notquartier und bleibt es bis in die 1970er Jahre.

23 Vgl. Günther Uhlig, Kollektivmodell »Einküchenhaus«. Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900–1933. (Werkbund Archiv 6), Gießen 1981, 42. Meine Kursivierung.

Kapitel 8:

Diskurs und Praxis der kommunalen Wohnungspolitik

Eine Umwandlung der kapitalistischen in eine sozialistische Wirtschaftsordnung strebt die Sozialdemokratie weder im Staat noch in der Stadt Wien zu irgendeinem Zeitpunkt ernsthaft an. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs hält sie die rasche Stabilisierung der kapitalistischen Wirtschaftsweise für alternativlos. Nur in ihrer Rhetorik erweckt sie noch eine Zeit lang den Eindruck, längerfristig eine »sozialistische« Gesellschaft aufbauen zu wollen, ohne zu erklären, wie dies auf evolutionärem Weg geschehen könnte.¹ Auf dem Parteitag vom 31. Oktober bis zum 3. November 1918 nennt Otto Bauer, unter Karl Seitz zweiter Vorsitzender der SDAPÖ, drei Etappen der Regierungspolitik: erstens die Errichtung und Konsolidierung der *Nationalstaaten* auf dem Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie, zweitens die Realisierung der *parlamentarischen Demokratie*, aus der, drittens, mit der erhofften Mehrheit der Wählerstimmen eine *sozialistische Gesellschaftsordnung* zu entwickeln sei.² In den Monaten vor und nach Ausrufung der Republik am 12. November 1918 widerspricht dem eine revolutionär gesinnte Gruppierung von Arbeiterinnen und Arbeitern, heimgekehrten Soldaten und Arbeitslosen, die für die Direktwahl von Räten und die »Sozialisierung« der Schwerindustrie, der Lebensmittelindustrie, des Lebensmittelgroßhandels und der privaten Miethäuser plädiert. Otto Bauer, der einer »Sozialisierungskommission« seiner Partei vorsitzt, um diese Forderungen zu prüfen, kommentiert dies 1924 im Rückblick und schon mit dem Wissen um das rasche Ende der Räterepubliken in Ungarn und Bayern.

»In den Winter- und Frühjahrsmonaten 1919, in der Zeit der großen Kämpfe um Räterediktatur und Sozialisierung in Deutschland, in der Zeit der Räterediktatur in Ungarn, drängten die Massen auch in Deutschösterreich nach der Sozialisierung der Privatindustrie und auch wir konnten nicht voraussehen, ob nicht Siege der Sozialisierungs-

-
- 1 Vgl. Maren Seliger, Sozialdemokratie und Kommunalpolitik in Wien. Zu einigen Aspekten sozialdemokratischer Politik in der Vor- und Zwischenkriegszeit, Wien/München 1980.
 - 2 Arbeiterzeitung vom 2.11.1918, 1ff.; vgl. auch das Protokoll der Verhandlungen des Parteitages der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs. Abgehalten in Wien vom 31. Oktober bis zum 3. November 1919, Wien 1920.

bewegung in den Nachbarstaaten auch in unserem Lande die Sozialisierung einzelner Zweige der Produktion möglich und notwendig machen werde(n).³

Unmittelbar vor den Gemeinderats-Wahlen im Mai 1919 erwägt der Direktor der *Länderbank*, Hugo Breitner, der die Funktion des amtsführenden Stadtrats für Finanzen in Wien übernimmt, die Sozialisierung des Lebensmittelhandels und von privat errichteten Miethäusern und Baugründen. Die Gemeinde Wien habe die

»Verteilung der Lebensmittel und aller wichtigsten Gebrauchsartikel in ihrer Hand zu vereinigen. Das erst wird die Handhabe bieten, die Existenzbedingungen aller Bewohner erträglich zu gestalten [...] für die endgültige Gesundung von der ausschlaggebendsten Bedeutung sei die Überführung *des gesamten Haus- und Bodenbesitzes* in das Eigentum der Gemeinde hervorgehoben.«⁴

Vier Wochen nach dem Wahlerfolg der Sozialdemokraten erklärt Breitner diesen Plan für undurchführbar. Nun argumentiert er pragmatisch: Die Kommunalisierung würde keine Einnahmen für die Gemeinde erbringen, sondern hohe finanzielle Belastungen. Die Mieten würden nicht mehr von privaten Hausherren, sondern von der Gemeinde kassiert. Doch hätte die Gemeinde etwa 40.000 Hausbesorger*innen und Hausverwalter in den Gemeindedienst aufzunehmen.⁵

Otto Bauer und Hugo Breitner setzen auf niedrige Mieten für kommunale Wohnungen, die auch den Anstieg der Mieten auf dem freien Wohnungsmarkt dämpfen sollen.⁶ Tatsächlich sinkt der Mietanteil am monatlichen Haushaltsbudget deutlich. Die Rückzahlung der erforderlichen Kredite für die Errichtung der Gemeindebauten wird von der Stadt bzw. vom Land Wien übernommen und *nicht* anteilig auf die Mieten aufgeschlagen. Der frei werdende Teil des Haushaltseinkommens soll von den Bürger*innen für bessere Ernährung und Gesundheit und für Freizeit- und Bildungszwecke ausgegeben werden.

8.1 Stadtrat Hugo Breitner und die Gemeindesteuern

Die von großen Unternehmen betriebene Rationalisierung der kapitalistischen Produktionsweise und die Stärkung der Kaufkraft, die kommunale Reform der schulischen und beruflichen Bildung, die Modernisierung des Gesundheitswesens, der Aufbau einer Familienfürsorge und der kommunale Wohnungsbau bilden zusammen ein beeindruckendes, *fordistisches und biopolitisches* Programm. Die dafür notwendige Finanzpolitik liegt in

3 Otto Bauer, *Die österreichische Revolution*, Wien 1923. In: Otto Bauer Werkausgabe, Bd. 2, Wien 1976, 489–866.

4 Hugo Breitner, *Die Finanzlage der Stadt Wien. Fünfhundert Millionen Defizit per 1919/20*. In: *Der Sozialdemokrat* 5 (1919), 1–4, hier 3.

5 Rudolf Gerlich, *Sozialisierung in der 1. Republik*, phil. Dissertation, 2 Bände, Wien 1975.

6 Ich folge Maren Seliger, *Sozialdemokratie und Kommunalpolitik in Wien. Zu einigen Aspekten sozialdemokratischer Politik in der Vor- und Zwischenkriegszeit*, Wien/München 1980.

den Händen von Hugo Breitner.⁷ Er wird als Sohn eines aus Budapest zugewanderten Getreidehändlers in Wien geboren. Nach Absolvierung einer Handelsakademie wird er Mitarbeiter und 1917 Direktor der *Länderbank*. Am Ende des Ersten Weltkriegs trägt er sich mit dem Gedanken, eine politische Partei für Beamte und Angestellte zu gründen, lässt diesen Plan aber fallen und tritt in die sozialdemokratische Partei ein. 1919 wird er in den Wiener Gemeinderat gewählt. Im selben Jahr lässt er sich von der Länderbank vorzeitig pensionieren und übernimmt die Funktion des amtsführenden Stadtrats für Finanzwesen im Stadtsenat, der Wiener Stadtregierung.

Mit der in der Verfassung von 1920 vorgesehenen und am 1. Jänner 1922 in Kraft tretenden Trennung Wiens von Niederösterreich wird die Metropole ein eigenes Bundesland und hat damit Anspruch auf einen Teil der Bundessteuern und die Möglichkeit, neue Landes- bzw. Gemeindesteuern einzuführen. Breitner stellt sein finanzökonomisches Geschick in den Dienst des sozialdemokratischen Regierungsprogramms. Die größten Kapitel des Gemeindebudgets betreffen die Wohnbau-, Gesundheits-, Familien- und Fürsorgepolitik.⁸

Kein anderes Regierungsmitglied wird von der christlich-sozialen Opposition so heftig angegriffen wie der Bankier, Jude und amtsführende Stadtrat für Finanzen. Christlichsoziale und rechtsextreme Politiker vermischen antisemitische, rassistische, antisozialistische und antikapitalistische Motive, wie es ihnen gefällt. Beispielsweise erklärt Ernst Rüdiger (Fürst von) Starhemberg unmittelbar vor den Wahlen zum Gemeinderat 1919: »Den Wienern werde ich ein gutes Rezept für den Wahlkampf geben: Sie sollen die Wahlschlacht im Zeichen Breitners führen. Nur wenn der Kopf dieses Asiaten in den Sand rollt, wird der Sieg unser sein.«⁹

Indirekte Massensteuern ergänzt Breitner durch direkte Steuern auf Vermögen. Einige Steuern werden als ›Luxussteuern‹ bezeichnet, um deutlich zu machen, dass die breite Bevölkerung von ihnen nicht betroffen ist. So wird die Haltung von Hauspersonal (Dienstmädchen, Kutscher, Chauffeure etc.), der Besitz von Kraftwagen, Pferden und Rassehunden besteuert. Steuern auf Vergnügungen wie die berühmten Wiener Bälle werden ebenfalls zu den Luxussteuern gezählt. Unter den Betriebs- und Verkehrssteuern hat vor allem die *Fürsorgeabgabe* kommunalwirtschaftliches Gewicht. Aus ihrem Aufkommen wird das Fürsorgesystem finanziert. Die bekannteste Wiener Gemeindesteuer ist gewiss die Wohnbausteuer. Sie wird ab 1. Februar 1923 eingehoben und finanziert neben Bankkrediten mit langer Laufzeit, für deren Rückzahlung die Stadt haftet, die Errichtung der Gemeindebauten ab diesem Zeitpunkt. Die Wohnbausteuer belastet die Besitzer von Großwohnungen und von leerstehenden Wohnungen und Geschäftslokalen.¹⁰

7 Hugo Breitner (1873–1946). Vgl. Wolfgang Fritz, »Der Kopf des Asiaten Breitner«. Politik und Ökonomie im Roten Wien. Hugo Breitner. Leben und Werk, Wien 2000.

8 Vgl. Felix Czeike, Wirtschafts- und Sozialpolitik der Gemeinde Wien 1919–1934, 2 Teile. Wien 1958/59.

9 Vgl. Wolfgang Fritz, »Der Kopf des Asiaten Breitner«. Politik und Ökonomie im Roten Wien. Hugo Breitner. Leben und Werk, Wien 2000.

10 Vgl. Felix Czeike, Wien. In: Erika Weinzierl, Kurt Skalnik Hg., Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik, Graz u.a. 1983, 1049. Peter Eigner, Die Finanzpolitik des Roten Wien. In: Das Ro-

8.2 »Licht, Luft und Sonne«. Der Interdiskurs über den Gemeindebau

»...und ich hab halt wie zu einem Herrgott zu dem (Bürgermeister) Seitz aufgeschaut, und da hat der die Worte gebraucht: Licht, Luft und Sonne für unsere Kinder, also hat er die Gemeindebauten schon so gerühmt. Und da hab ich mir gedacht: Mein Gott, nur eine Gemeindewohnung möcht ich haben!«¹¹

Wie in den Kriegsjahren stagniert auch in der ersten Nachkriegszeit die private Bautätigkeit. Kapitalmangel, Vermögensverluste durch Inflation und Reallohn- und Kaufkraftverluste auf der Seite potenzieller Kunden bewirken eine Flaute im privatwirtschaftlichen Wohnungsbau. Darauf reagiert die Stadtregierung mit ihrem nach und nach entwickelten kommunalen Wohnbauprogramm. Von 1921 bis 1923 werden die ersten 4.000 Wohnungen gebaut. Ihre Finanzierung erfolgt noch aus Inlandsanleihen. Nach Einführung der Wohnbausteuer am 1. Februar 1923 und dem Beschluss eines fünfjährigen Wohnbauprogramms am 21. September 1923 kommt der kommunale Wohnungsbau erst so richtig in Schwung. Bis 1926 errichtet die Stadt aus den Erträgen der Wohnbausteuer weitere 25.000 Wohnungen. Im Oktober 1926 beschließt der Gemeinderat ein Zwischenprogramm. Aus den Mitteln der »produktiven Arbeitslosenfürsorge« werden 5.000 Wohnungen errichtet. Ein zweites Wohnbauprogramm beschließt der Gemeinderat 1927 und ermöglicht damit die Errichtung von weiteren 30.000 Wohnungen. Insgesamt werden von 1921 bis 1933 etwa 63.000 Gemeindewohnungen gebaut. Das entspricht ungefähr zehn Prozent des gesamten Wohnungsbestandes in Wien am Ende der Ersten Republik.¹² Nach einer groben Schätzung leben 1933 etwa 250.000 von 1,8 Millionen Bürger*innen Wiens in Gemeindebauten und in gemeindeeigenen Gartensiedlungen.

Die an der Planung und Realisierung beteiligten Baumeister, Architekt*innen und bildenden Künstler*innen¹³ beziehen sich zum einen auf Vorbilder aus dem 18. und 19. Jahrhundert, auf große Hofanlagen, die mit der Residenzfunktion Wiens und dem Hofquartierwesen verbunden sind, und auf geistliche Stifte (Heiligenkreuzerhof, Melkerhof, Schottenhof, Klosterneuburger Hof u. a.), zum anderen auf international diskutierte städtebauliche Konzepte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die großflächig angelegte Raster vorsehen. Für einen kommunalen Wohnungsbau allerdings, der sich in die bestehende Baustruktur der Großstadt *einpassen* soll, auf Satelliten-Städte verzichten und Kahlschlag vermeiden will, liegt die blockartige Verbauung an bestehenden Ver-

te Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis. Herausgegeben von Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal, Basel 2019, 42–49.

- 11 Interview 18 mit Frieda Müller, geboren 1905 in Klosterneuburg bei Wien. Die Familie übersiedelt in ein »Parterre-Haus« eines Arztes in Heiligenstadt, Wien 18. Nach der Pflichtschule geht Anna als ungelernete Arbeiterin in eine Fabrik. Sie wohnt weiterhin bei den Eltern, mit denen sie im Dezember 1926 in eine Gemeindewohnung im Pestalozzi-Hof einzieht.
- 12 Vgl. Felix Czeike, Wirtschafts- und Sozialpolitik der Gemeinde Wien 1919–1934, 2 Bände, Wien 1958/59.
- 13 Ein Gesamtverzeichnis der Architekt*innen und bildenden Künstler*innen gibt Helmut Weihsmann, Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919–1934, 2. Auflage, Wien 2002, 468ff.

kehrslinien wie etwa dem Gürtel nahe. Zunächst kommen vor allem Baugründe in Frage, die für die Stadtgemeinde erschwinglich sind oder sich schon in ihrem Besitz befinden. Die große Wohnanlage ist noch nicht zu finanzieren. Bis zur Einführung der Wohnbausteuer 1923 muss sich das Stadtbauamt auf die Verbauung von Baulücken beschränken. Der Architekturtheoretiker Karl Mang bevorzugt das Konzept des geschlossenen, großen Gemeindebaus mit einem oder mehreren Innenhöfen, den die Opposition im Gemeinderat abfällig den ›Superblock‹ nennt, ein Begriff, der später von der Architekturgeschichte in einem positiven Sinn übernommen wird. Über die Lückenverbauung zwischen 1919 und 1922 und später schreibt Mang kritisch:

»Im allgemeinen wurde das einfache städtebauliche Prinzip der Spätgründerzeit weitergeführt: der Metzleinstalerhof im 5. Wiener Gemeindebezirk, der Erdberger Hof im 3. Bezirk oder Karl Ehns Hof in der Balderichgasse (17. Bezirk), diese Bauten, zwischen 1919 und 1922 begonnen, zeigen noch den typischen Aufbau einer *kleinbürgerlichen* Wohnhausanlage: die Treppenhäuser *von der Straße her zugänglich*, blockhafter Charakter, *enge Höfe*, Einordnung in die bestehende Struktur. *Der Unterschied lag lediglich in einem etwas verbesserten Grundriß (mit Waschelegenheit und WC im Wohnungsverband) gegenüber den ›Bassenahäusern‹ der Vorkriegszeit.*«¹⁴

An dieser Stelle schiebe ich kurze Fallvignetten ein, die zeigen sollen, welche Bedürfnisse oder Notlagen junge Paare dazu bewegen, beim städtischen Wohnungsamt um die Zuteilung einer Gemeindebauwohnung anzusuchen.

Willi Horvath wird 1906 in Wien Ottakring geboren. Er ist der erstgeborene Sohn eines aus Ungarn zugewanderten Baufacharbeiters. Nach Volks- und Bürgerschule und mit einem sehr guten Abschluss-Zeugnis erhält er eine Lehrstelle in einem mittleren Industriebetrieb und erlernt den Beruf des Werkzeugschlossers. Wenige Wochen nach seiner ›Freisprechung‹ im Jahr 1923 wird er aus Kostengründen entlassen. Er verdingt sich als Bauarbeiter unter anderem auf der Baustelle des späteren Karl Marx-Hofes. Mit 24 Jahren heiratet er die Tochter eines angesehenen Tischlermeisters. Zunächst wohnt das Paar bei den Eltern der Frau in einer Zinshauswohnung, in der auch noch jüngere Geschwister der Frau wohnen. Dreizehn Personen wohnen in der Gangküche und in Zimmer und Kabinett. Willi Horvath und seine Frau Minna fühlen sich in vieler Hinsicht eingeschränkt und gehemmt. Sie suchen beim Wohnungsamt um eine Gemeindewohnung an. Nach zwei Jahren sehnsüchtigen Wartens wird dem jungen, noch kinderlosen Paar eine Einraumwohnung mit 21 Quadratmetern Grundfläche, Vorzimmer und WC und einer kleinen Kochnische zugewiesen. Diese Kleinwohnung erscheint dem Paar als »kleines Paradies«. Minna Horvath bringt in den folgenden Jahren zwei Kinder zur Welt. Ein erneutes Ansuchen beim Wohnungsamt hat Erfolg. Der nun vierköpfigen Familie wird eine Gemeindewohnung mit 48 Quadratmetern (Vorzimmer und WC, Wohnküche, Zimmer und Kabinett) in der Ottakringer Thalheimerergasse zugewiesen.

Josepha Neutor ist die älteste Tochter eines Kleinbauernpaares mit sechs Kindern im niederösterreichischen Dorf Heiligeneich. Wie schon früher erzählt, fühlt sie sich

14 Karl Mang, Kommunalen Wohnbau in Wien 1919–1938. Tendenzen der städtebaulichen Einordnung und Anmerkungen zur Architektur. In: Zwischenkriegszeit. Wiener Kommunalpolitik 1918–1938, Wien 1980, 36. Meine Hervorhebungen.

von Eltern und Geschwistern schlecht behandelt und entscheidet sich zu einer heimlichen Flucht aus dem Elternhaus. Ohne ihre Eltern zu informieren packt sie ihre wenigen Habseligkeiten, geht zum Bahnhof und besteigt mit einer Bekannten einen Zug nach Wien. Diese Frau vermittelt ihr den ersten »Dienstposten«, dann wechselt Josepha in einen großbürgerlichen Haushalt. Lange zögert sie zu heiraten. Nach einigem Überlegen wählt sie einen zwanzig Jahre älteren Angestellten einer Molkerei zum Ehemann. Das erste Jahr wohnt das Paar bei den Eltern des Mannes in einer Zinshauswohnung im Kabinett. Es teilt den schmalen Raum mit einem Bruder des Mannes. Josephas Schwiegermutter schlägt jeden Abend in der Küche ein Klappbett auf. Josephas Schwager kommt oft spät nachts betrunken nach Hause und weckt die Schlafenden.

»Es war furchtbar, kann ich Ihnen sagen. Da sind die zwei Betten gestanden und da die zwei Kästen, da sind die Fenster gewesen und da ist der Kachelofen gewesen, da ist sein Bett gestanden und da hat die Sau geschlafen – ich hab gesagt zu ihm Sau! wenn er heimkommen ist, wenn er so geräuspert und gespuckt hat – Na hörst denn gar nicht auf Du Sau?! hab ich oft gesagt zu ihm. Da hat er oft vom Bett raus gebrochen und sie (die Schwiegermutter) war eh schlecht auf die Füß, aber sie ist aufgestanden und hat es aufgewaschen. Sag ich: Bleiben Sie liegen, waschen'S ihm nicht auf, der soll aufstehen!«¹⁵

Im Jänner 1927 bringt Josepha Neutor ihr erstes Kind zur Welt. Im Jahr darauf erhält die junge Familie auf ihr Ansuchen eine Gemeindewohnung an der Weißgerberlände (Landstraße, Wien 3) zugewiesen, »in einem Wohnblock mit neun Stiegen!«. Die Wohnung besteht aus einem kleinen Vorzimmer, der Wohnküche, einem Schlafzimmer und einem Kabinett. »Aber eine schöne große Küche!« betont Frau Neutor. Die Fenster des Zimmers und des Kabinetts gehen auf die Weißgerberlände, was Frau Neutor als großen Vorteil empfindet. Denn sie liebt es, von einem offenen Fenster das Geschehen auf der Straße zu beobachten. Sie pflegt die Wohnung, wie sie es in großbürgerlichen Haushalten gelernt und geübt hat. Etwa einmal im Monat kommt »der Herr Wohnungsinspektor« vorbei, um nach dem Rechten zu sehen. Josepha Neutor anerkennt seine Autorität, umso mehr als er ihre Fähigkeiten als Hausfrau lobt und damit ihren Ehrgeiz weckt.

»Ich hab die Wohnung so rein gehalten! Der Inspektor ist alleweil gekommen, alle Monate, der Wohnungsinspektor. Ja, der hat geschaut, ob die Türen und alles in Ordnung sind. Und der hat gesagt: Frau Neutor, was machen Sie, Sie haben den schönsten Boden vom ganzen Haus. [...] bin auch immer umeinander gerutscht (mit Filzpantoffeln auf dem Klebeparkett), ich hab eine Freude gehabt! Neue Möbel hab ich mir schon gekauft [...] derweil ich am Posten (als Dienstmädchen im Haus eines Getreidehändlers) war, ganz neue Möbel, die hab ich mir eingestellt gehabt in der Fabrik, da hab ich alle Monat 20 Schilling zahlen müssen dafür. [...] Mahagonymöbel, die hab ich heut noch [...] zwei Kästen sind das, eine Psyche, zwei Betten und Nachtkastl, die Nachtkastln mit so schönen Glasplatten, mit so dicken. Die Küche hab ich mir auch gekauft, alles weiß,

15 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Wiener Brigitta Spital, aufgewachsen bei einer Tante in Wien 18 und ab dem 6. Lebensjahr in einem Kleinhaus bei den Eltern in Heiligenkreuz, Niederösterreich.

ja. Die Abwasch war auch weiß. Und die Wasserleitung, so eine viereckige, eine größere war dort (gemeint ist ein viereckiges Spülbecken mit Wasserhahn). Und extra war noch ein Wasserhahn. Wenn ich die Kinder gebadet hab, hab ich nur den Schlauch an diesen Wasserhahn drangegeben und hab gleich die Sitz(bade)wanne eingelassen.«

Aus biopolitischer Sicht haben die Leistungen der Frauen als Hausfrauen und Mütter hohen Wert, denn von ihnen hänge die Gesundheit und die biologische Qualität des »Nachwuchses« ab. Einige Merkmale des Gemeindebaus heben offenkundig das Niveau der Hausarbeit der Frau, so die Einleitung von Strom, Gas und Wasser in die Wohnküche. Eine Teilung der Hausarbeit zwischen den Ehepartnern wird weder von den Planern noch von den Mieter*innen erwogen. Die vom Stadtbauamt beauftragten Architekten und Baumeister – bis auf Ella Briggs und Grete Lihotzky durchwegs Männer¹⁶ – gehen davon aus, dass die allermeisten jungen Mütter, wenn es wirtschaftlich möglich ist, nach der ersten Geburt keiner außerhäuslichen Erwerbsarbeit mehr nachgehen werden. Selbst die größten Gemeindewohnungen haben bis 1927 nur 48 qm mit Vorzimmer, WC, Wohnküche, Zimmer und Kabinett; nach 1927 haben sie 57 qm mit Vorzimmer und WC, Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kabinett. Diese Gemeindebauwohnungen sind ausdrücklich für den »Mittelstand« gedacht. Aber auch sie sind nach bürgerlichem Maßstab für Kleinfamilien mit nur zwei Kindern ausgelegt.¹⁷ Dreigenerationenfamilien ziehen nicht in den Gemeindebau ein. Die Eltern und Geschwister der jungen Eheleute bleiben in den Zinshauswohnungen zurück. Für alleinstehende und ledige Personen stehen nur relativ wenige kleine Wohnungen zur Vergabe. Bis 1927 haben sie 38 qm Grundfläche und Vorzimmer, WC, Wohnküche und Zimmer; nach 1927 nur noch 21 qm und Vorraum, WC, Zimmer mit Kochnische.¹⁸

In Höfen größerer und großer Gemeindebauten werden städtische Kindergärten errichtet. Sie setzen die Kleinkinderpädagogik nach Maria Montessori nach bestem Wissen der Kindergärtnerinnen ein. Aber nicht alle Eltern frequentieren sie. Die Gründe dafür sind finanziell oder ideologisch oder eine Mischung aus beidem. Manche Männer halten ihre Ehefrauen »von Natur aus« für dazu bestimmt, ihre Kinder mindestens bis zum Schulalter allein zu versorgen. Wie sich Wohnungen und Gemeinschaftseinrichtungen auf die Bewohner*innen auswirken, ist weder den Plänen der Architekten, noch den Eröffnungsreden der Kommunalpolitiker oder den Festschriften zu entnehmen. Auch in dieser Hinsicht ist die autobiographische Erzählung eine konkurrenzlose Quelle.

8.3 Die Fassade, die Wohnung und die Möblierung

Der erste Entwurf eines Gemeindebaus zeigt noch gar keine Innovationen. Der Privatarchitekt Robert Kalesa sieht für den später so bezeichneten Metzleinstaler Hof (1919/1920;

16 Vgl. das Verzeichnis der Architekten, bildenden Künstler und akademischen Bildhauer bei Helmut Weihsmann, *Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919–1934*, 2. Auflage, Wien 2002, 468ff.

17 Hans Hautmann, Rudolf Hautmann, *Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919–1934*, Wien 1980, 141f.

18 Ebd.

1923–1925) sehr lange Gänge mit Gangküchen und kleinen Zimmern und Halbzimmern vor. Es ist die pure Imitation des Zinshauses bei viel längeren Gängen und einer viel höheren Anzahl der Wohnungen je Stockwerk. Der Architektur-Historiker Karl Mang bemerkt dazu, der erste und ältere Teil zum Gürtel hin sei noch die bloße »Aneinanderreihung« von mehreren Zinshäusern. Die Stiegenhäuser werden unmittelbar von der Straße betreten und die Portale sind mit Nachahmungen des Wiener Jugendstils geschmückt.

1923 plant Hubert Gessner einen zweiten Gebäudeteil, der hinter dem ersten liegt und durch seine Form einen großen Innenhof entstehen lässt, in dem erstmals Fußwege zu den nun im Hof liegenden Stiegenhäusern führen – ein Prinzip, das in den folgenden Jahren in vielen Gemeindebauten zur Anwendung kommt. Hubert Gessner kann somit als Erfinder des Wiener Gemeindebaus in Hofform gelten. Die Fußwege durch den Innenhof führen die Mieter*innen zu ›ihrer‹ Stiege. In insgesamt 143 Wohnungen des neuen Teils und in allen folgenden Gemeindebauten wird die Stiege erstmals Teil der Wohnadresse. Aber auch die Straßenfassaden des ersten und des zweiten Teils des Metzleinstaler Hofes unterscheiden sich sehr. Der gesamte Bau wird somit ein Denkmal der Entwicklung vom Nachbau des Zinshauses hin zu einer mehr oder weniger eigenständigen Bauweise und Stilistik, die allerdings von Architekt zu Architekt, von Bauplatz zu Bauplatz und nach dem jeweiligen Ambiente erheblich variiert. Die große Zahl der im Roten Wien beschäftigten Architekten und die geringen Vorgaben des Wohnbauamtes führen zu einer stilistischen Vielfalt, die von Nachahmungen des Jugendstils über den Heimatstil bis zur Neuen Sachlichkeit und Stilelementen des Weimarer Bauhauses reicht. Die Vielfalt gilt insbesondere für die Außenansicht, während sich im Inneren der Wohnhäuser, auf den Stiegen und in den Wohnungen eine monotone Gleichförmigkeit breitmacht. Was die zeitgenössische und auch die heutige Kritik daran betrifft, finde ich bei Peter Gorsen ein kompromissberechtigtes Resümee. Verfehlt finde ich nur seinen Begriff der »proletarisierten Kleinbürgerschicht«. Viel eher ist für die Mehrzahl der Mietparteien in Gemeindebauten durch die Versteigerung des Wohnens und die subjektive Aufwertung und Schließung der Wohnung (s.u.) von einem *Aufstieg* in die Kleinbürgerlichkeit zu sprechen. Ich betone, dass Kleinbürgerlichkeit in diesem Kontext keinerlei Abwertung bedeutet, sondern die freilich begrenzte Annäherung an die bürgerliche Wohn- und Lebensweise.

»Die Architekturentwicklung im Wiener kommunalen Wohnungsbau verlief allem Anschein nach weder ausschließlich funktionalistisch noch lediglich traditionalistisch. Sie verkörpert auch nicht einen willkürlichen Eklektizismus zwischen Sezessionsstil und neuer Sachlichkeit, sondern war auf weiten Strecken ein Produkt situationsbezogenen Bauens, das die lokalen ökonomischen, sozialen und technischen Möglichkeiten ebenso berücksichtigte wie die in sich widersprüchliche subjektive Bedürfnisentwicklung der proletarisierten Kleinbürgerschicht.«¹⁹

19 Peter Gorsen, Zur Dialektik des Funktionalismus heute. Das Beispiel des kommunalen Wohnungsbaus im Wien der zwanziger Jahre. In: Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹. Herausgegeben von Jürgen Habermas, 2. Band: Politik und Kultur, 3. Auflage, Frankfurt a.M. 1979, 688–707, hier 704.

Die Architekten und Baumeister nähern sich vor allem in den Funktionen des Gemeindebaus dem bürgerlichen Miethaus an, freilich bei deutlich kleineren Wohnflächen, geringeren Raumhöhen und billigeren Materialien. Geht man auf einem der Fußwege durch den Hof zu einer der Stiegen und gelangt auf den ersten Treppenabsatz, steht man vor zwei oder drei weiß gestrichenen Türen. Ein winzig kleiner »Spion« erlaubt den Blick von innen nach außen. Die in Zinshäusern und Bassenahäusern übliche Praxis, die Gangküchentür einen Spalt offen zu halten, ist hier nicht mehr gegeben. Wie im bürgerlichen Miethaus ist die Klingel zu benutzen. Und erst wenn jemand von innen durch den Spion blickt, den Besucher erkennt oder den Besuch in einem kurzen Dialog akzeptiert, die Tür entriegelt und öffnet, kann der Besucher ein sehr kleines Vorzimmer betreten. Es funktioniert als Schleuse und als Raumverteiler. Aus dem halboffenen Wohnen im Zinshaus und im Bassenahaus wird ein Wohnen, das auf der Privatheit des Wohnens und des Familienlebens insistiert. *Lebenswichtige* Funktionen wie die Wasseraufnahme und der Wasserabfluss, Körper-Entleerung und Körperreinigung werden in die Wohnung verlegt – Voraussetzung und Folge der Schließung. Da es in den Wohnküchen nur kaltes Fließwasser gibt und Gasthermen noch nicht entwickelt sind, würde der feste Einbau einer Dusche oder einer Badewanne wenig Sinn machen. Der Entwurf einer abdeckbaren Badewanne, deren Abdeckung zu einer weiteren Arbeitsfläche für die anschließende Kochnische wird und von Grete Lihotzky entworfen wird, wird meines Wissens im Roten Wien nicht in Serie produziert. Zentrale Badeanlagen, meist im wärmetechnischen Verbund mit den Zentralwaschküchen, sollen leisten, was in der Wohnung aus Kosten- und Platzgründen noch nicht zu leisten ist. Im zweiten, 1925 fertiggestellten Bauteil des Metzleinstaler Hofes von Hubert Gessner stehen den Mieter*innen erstmals eine »Zentralbadeanstalt« unmittelbar neben einer »Zentralwäscherei«, ein Kindergarten, eine »Arbeiterbibliothek«, Klubräume und eine Werkstätte zur Verfügung.

Allerdings zeigen die mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen: Erwachsene mit Babys und Kleinkindern – und das ist die große Mehrheit der Erstbezieher*innen – ziehen das Bad in der Wohnküche aus pragmatischen und anderen Gründen weiterhin vor. Wie im Zinshaus und im Bassenahaus holen sie Samstag Abend eine aus Blech gefertigte Sitzbadewanne oder den hölzernen Waschtrog aus dem Kellerabteil in die Küche, und nacheinander nehmen die Familienmitglieder darin ein Bad. Das Wasser wird im Wasserschiff des Herdes oder in einem großen Wassertopf auf der Herdplatte erwärmt. An normalen Wochentagen waschen Eltern und Kinder abends Gesicht, Arme und Hände, eventuell auch den Oberkörper in der Küche in einem Lavoir oder in der Spüle (»Abwasch«). So ist es auch im Bassenahaus, sieht man davon ab, dass das Wasser nicht mehr von der Bassena in die Küche geschleppt werden muss (s. Kapitel 6.5). Die Kinder baden zuerst. Erst wenn sie im Bett sind, baden nacheinander der Mann und die Frau. So vermeiden sie, von ihren Kindern nackt gesehen zu werden. In ihrer Schamhaftigkeit unterscheiden sich Gemeindebau-Bewohner*innen gewiss nicht von den Mieter*innen in Zins- und Bassenahäusern. Bedenkt man, dass die Zentralwaschküchen in den großen Gemeindebauten für Männer und Kinder Sperrgebiet sind (s.u. Kapitel 8.4), könnte es sein, dass ein gemeinsames Bad von Eltern und Kindern in der Badeanlage, die von der Wohnung oft weit entfernt ist und an die Zentralwaschküche angrenzt, da beide Einrichtungen von denselben Warmwasserspeichern versorgt werden, praktisch schwierig ist.

Wer bringt Kleinkinder nach dem Bad in die Wohnung zurück, um dann nochmals in die Badeanlage zurückzukehren, um selber zu baden?

Die Bewohner*innen, die ja fast alle aus Zinshäusern kommen, schwärmen von »hellen« und »sonnigen« Räumen. Da Wohnküche, Zimmer und Kabinett im Gemeindebau durchwegs über straßen- und hofseitige Außenfenster belichtet werden, sind sie trotz der geringeren Raumhöhe heller und besser belüftet als Wohnungen im Zinshaus und im modernen Bassenahaus.

1927 werden die für den Metzleinsthaler Hof erstmals entwickelten Grundrisse der Gemeinde-Wien-Type nochmals standardisiert. Neben der größten Type mit 58 Quadratmetern (Vorzimmer und WC, Wohnküche und zwei Zimmer) und der zweitgrößten mit 48 Quadratmetern (Vorzimmer und WC, Wohnküche, Zimmer und Kabinett) werden ab 1923 auch Wohnungen mit 38 Quadratmetern (Vorzimmer und WC, Küche und Zimmer) und die Einraum-Type mit 28 Quadratmetern gebaut. Letztere besteht aus einem winzigen Vorraum mit Zugang zum WC und einem multifunktionalen Wohnraum mit Kochnische. Diese kleinste Type wird weiterhin nur selten gebaut und an alleinstehende Personen und kinderlose Paare vergeben.

In den allermeisten Gemeindebauten finden sich Wohnküchen, nur im zweiten Wohnbauprogramm von 1927 sieht das Wohnbauamt für den »Mittelstand« auch kleine Küchen und dafür ein eigenes Wohnzimmer vor, das zugleich als Esszimmer dient. Die Möblierung der Wohnküche gleicht im Grunde jener der Wohnküche im modernen Zins- und Bassenahaus: Küchentisch, Sessel und Sitzbank sind, ob alt und gebraucht oder beim Einzug neu angeschafft, meistens aus Weichholz und weiß gestrichen. Im Oberteil der *Kredenz* (ein Zitat des Biedermeier), ebenfalls aus Weichholz und mit zwei Glastüren, steht das Geschirr aus Steingut oder aus Porzellan.

Anstelle des im Zinshaus üblichen Schiffbodens aus Weichholz, der einmal in der Woche ausgerieben wird und dessen Fugen bei jedem Schritt etwas Staub abgeben, ist in der Wohnküche des Gemeindebaus ein pflegeleichter Boden aus Linoleum verlegt (s. Abb. 19). Er ist viel leichter und rascher aufwischbar als der Schiffboden. In Schlafräumen ist ein Klebeparkett verlegt. Die bedeutendste Innovation aber ist gewiss die Einleitung von Strom, Gas und (kaltem) Fließwasser in die Wohnküche.

Abb. 19: Wohnküche. Margaretengürtel 90–98, später »Metzleinstaler Hof«, Margareten, Wien 5, Architekt Robert Kalesa.



Die zunehmende funktionale Differenzierung und die räumliche Trennung von Raumteilen oder Räumen für das Kochen und andere Hausarbeit, für Essen, Wohnen und Schlafen ändern nichts an der Zuständigkeit der Frau oder einer Tochter für die Hausarbeit. Ob dann aber die Hausarbeit der Frau zu einer quasi-professionellen Arbeit aufgewertet wird, darf bezweifelt werden. Architekt*innen wie Bruno Taut und Grete Lihotzky²⁰ übertragen tayloristische, arbeitswissenschaftliche Grundsätze und Parameter auf die Arbeit der Hausfrau in der Küche und folgen damit dem tayloristischen Slogan *efficiency*. Sie wollen damit auch zu einer physiologisch richtigen Körperhaltung der Hausfrauen beitragen und Haltungsschäden vorbeugen. Die Trennung von Kochen und Wohnen führt zu einer Verkleinerung der Küche und eine Kochnische als Vorform der Frankfurter Küche von Grete Lihotzky soll die Wege der Hausfrau erheblich verkürzen.²¹ In den mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen ist jedoch kein einziges Mal

20 Grete Lihotzky, Rationalisierung im Haushalt, in: Das neue Frankfurt, Heft 5, 1026f.

21 Vgl. Christine Frederick, *The New Housekeeping*, New York 1913, deutsch: *Die rationelle Haushaltsführung*, Berlin 1920.

von einer Frankfurter Küche die Rede. Ihrer Anschaffung stehen offenbar die relativ hohen Kosten entgegen, da die Bauteile in den 1920er und frühen 1930er Jahren noch nicht seriell gefertigt werden. Jede Kochnische und jede »Frankfurter Küche« muss von einem Tischler nach Maß angefertigt werden. Im zweiten Einküchenhaus auf der Schmelz (s. Kapitel 7.2.2), das ja in seinem Zubau auf Betreiben Breitners als Gemeindebau gilt, sind zwar Kochnischen in den Ein- und Zweiraum-Wohnungen eingerichtet, die an Lihotzkys Kochnische erinnern, aber nur mit einem einflämmigen Gaskocher (Réchaud) zum Aufwärmen von Speisen ausgestattet sind, da warme Speisen in der professionell betriebenen Zentralküche zubereitet, im Speisesaal eingenommen oder mit dem Speisenaufzug in die Wohnung transportiert werden.

8.4 Washtag in der Zentralwäscherei

Da das Wäschewaschen in den Waschküchen der Zinshäuser als der körperlich schwerste Teil der Hausarbeit gilt, werde ich untersuchen, ob und in welcher Weise die teils mechanisierte, teils automatisierte »Zentralwäscherei« (auch »Gemeinschaftswäscherei«) in Gemeindebauten mit mehr als 300 Mietparteien die hier waschenden Frauen entlastet, wobei soziale, physische und psychische Aspekte gleichermaßen zu bedenken sind.

Jeder Frau steht im großen Gemeindebau mit einer oder mehreren Zentralwäschereien offiziell und nach der geltenden Waschordnung einmal im Monat eine genau definierte Waschzeit zu: der wie im Zinshaus so bezeichnete »Washtag«. Er wird für ein Jahr im Voraus vom Waschmeister festgelegt. So wie in den Werkstätten der gewerblichen und industriellen Unternehmen angelernte Frauen von männlichen Meistern überwacht und angeleitet werden, kennt auch die taylorisierte Zentralwäscherei einen *Meister*. Für die beiden Zentralwäschereien im Karl Marx-Hof ist dies Herr Hubl. Er wohnt in der Anlage und ist ein Bediensteter der Gemeinde Wien. Er vermag sich leicht durchzusetzen, sind es doch viele Frauen aus ihrer früheren Lohnarbeit in einer Fabrik oder als Dienstmädchen in einem bürgerlichen Haushalt gewohnt, beaufsichtigt und korrigiert zu werden. Herr Hubl kann sogar etwas Englisch. Als der Herzog von Windsor mit einer Delegation im eben eröffneten Karl Marx-Hof vorbeischaute, besichtigt er auch die große Zentralwaschküche. Waschmeister Hubl beantwortet einige Fragen des Herzogs auf Englisch. Damit ist er im Karl Marx-Hof fortan eine Berühmtheit.

Die *Waschordnung* sieht die Beschäftigung von Lohnwäscherinnen nicht vor. Nur Hausfrauen, die im Gemeindebau wohnen, sollen die Zentralwäscherei benutzen. Kindern und Ehemännern oder Lebenspartnern ist der Eintritt verboten. Allerdings scheinen erwerbstätige Frauen und Ehefrauen von besser verdienenden Gemeindebediensteten, Akademikern und höheren Angestellten andere Frauen aus der Wohnanlage gegen Bezahlung für sich waschen zu lassen. Susanne Reppé zitiert eine von ihr nicht näher vorgestellte Frau.

»Jede Hauspartei hatte einen bestimmten Tag zum Waschen. Da gab's aber auch Parteien, die höher gestellt waren, die ›Sicher-Angestellten‹, wie die Straßenbahner, oder die, die mehr verdient haben. Da gab es Frauen, die ›Wäscherinnen‹, die sich vermietet

haben für andere Parteien zu waschen. Die haben dann quasi schon dazu gehört zur Waschküche. Die waren schon eine ständige Einrichtung.«²²

Wenn dies zutrifft und Hausfrauen gegen Geld in der Zentralwaschküche beschäftigt werden und es der Waschmeister zulässt, dann vielleicht deshalb, weil erwerbstätige Frauen bei ihm Waschzeit für ihre Helferinnen kaufen. Dies wäre ein weiterer Beleg dafür, dass normative Texte wie die Waschordnung oder die Hausordnung kein vollständiges Bild von der Praxis geben.

Fast alle Frauen, die in den Jahren 1929 und 1930 im Karl Marx-Hof einziehen und also Erstmiet*innen sind, kommen aus Zins- und Bassenahäusern und sind es gewohnt, ihre Waschzeiten mit Nachbarinnen oder mit dem Hausmeister oder der Hausmeisterin des Zinshauses abzusprechen. Ehemänner beheizen den mit Holz oder Kohle beheizten Waschkessel. Größere Kinder helfen am Washtag mit und tragen die feuchte Wäsche zum Aufhängen in den Hof, und so fort. In der Zentralwaschküche der großen Gemeindebauten hingegen unterordnen sich Frauen der festgesetzten Waschzeit, der Kontrolle ihres Umgangs mit den Maschinen durch den Waschmeister und einem vorgegebenen Ablauf der einzelnen Arbeitsgänge, deren Dauer die Maschinen vorgeben. Der Ehemann, Großeltern oder Kinder dürfen die Zentralwaschküche nicht betreten. Die Hausfrau ist mit der Wäsche ihres Haushalts und ihrer Familie ganz allein. Deutlicher kann keine Hausarbeit einzig der Frau zugewiesen werden. Wie sehr ihr die Mechaniken und Maschinen dabei helfen, die Arbeit des Waschens, Trocknens und Bügelns allein zu bewältigen, wird sich zeigen.

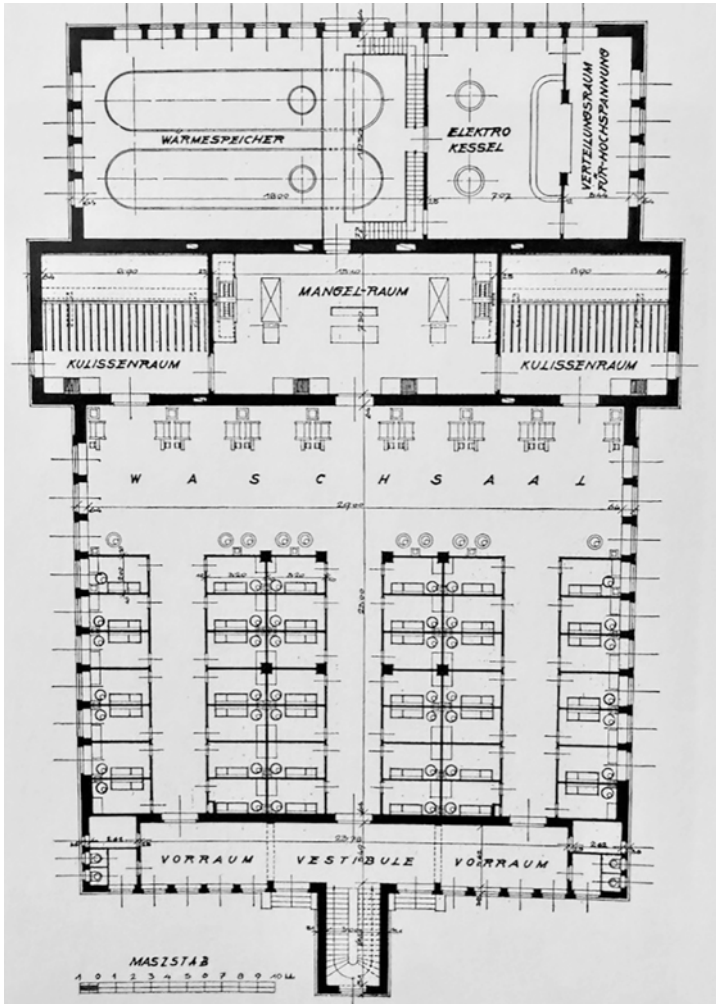
Der Karl Marx-Hof hat in jedem seiner beiden Innenhöfe eine Zentralwäscherei. In beiden Zentralwäschereien waschen Frauen aus insgesamt 1.382 Wohnungen. An einem Washtag sind 21 Frauen in der kleinen und 42 Frauen in der großen Wäscherei eingeteilt, zusammen sind es 63 Frauen pro Tag. Für 1.382 Haushalte werden 22 Waschtage im Monat benötigt. Zieht man die Sonntage ab, ergibt sich, dass jedem Haushalt und jeder Frau nur ein Washtag im Monat zur Verfügung steht. Die Umstellung auf einen Monatsrhythmus bedeutet eine deutlich größere Menge an Wäsche, die an diesem einen Washtag von der Hausfrau zu bewältigen ist. Zwischen den monatlichen Waschtagen »kleine Wäsche« in der Wohnküche zu waschen und die Wäsche anschließend im Freien, etwa auf der Loggia zum Trocknen aufzuhängen, ist nach der Hausordnung des Karl Marx-Hofes streng verboten. Wohnungsinspektoren lassen bei ihren Wegen durch die Anlage ihre Blicke über die Loggien schweifen und notieren dort aufgehängte Wäsche in einem schwarzen Büchlein. Wie Frau Sturm erzählt (s.u.), tut sie es trotzdem. Aber allein der Gedanke, erwischt, notiert und bestraft zu werden, lässt sie schlecht schlafen.

Der große Waschsaal im Karl Marx-Hof ist mit 42 »Waschständen« bestückt (s. Abb. 20). Jeder Waschstand hat einen betonierte Waschtrog mit kaltem und warmem Fließwasser. Am oberen Ende des Waschsaales stehen laut Plan und nach Erinnerung von Frau Schauburger acht Waschmaschinen für jeweils bis zu 20 Kilo weißer Wäsche. Buntwäsche darf nicht in die Waschmaschinen gegeben werden, da sie nur eine einzige,

22 Susanne Reppé, *Der Karl-Marx-Hof. Geschichte eines Gemeindebaus und seiner Bewohner*, Wien 1993, 56.

relativ hohe Temperaturstufe haben und Buntwäsche darunter leiden würde. Buntwäsche muss wie im Zinshaus im Waschtrog einige Stunden eingeweicht und dann händisch ausgewaschen werden. Vom Waschsaal führen Türen in »Kulissenräume« zum Trocknen der Wäsche und in den »Mangelraum«. Einen Bügelsaal wie Am Tivoli (Abb. 25) gibt es im Karl Marx-Hof nicht. Die technische Zentrale befindet sich im letzten Raum der Zentralwaschküche, der von den Frauen nicht betreten werden darf. Dort stehen zwei große Wärmespeicher und hohe »Elektrokessel«, die die Waschküche mit Heißwasser und Wasserdampf versorgen.

Abb. 20: Grundriss der großen Zentralwäscherei im Karl Marx-Hof.



8.4.1 Der Ablauf des Waschtags

Über den konkreten Ablauf der Arbeit in den beiden Zentralwäschereien des Karl Marx-Hofes berichten Theresia Sturm²³ und Anna Schaubberger.²⁴ Mit den technischen Einrichtungen, mit der Regulierung der Abläufe und der Aufsicht des Herrn Waschmeisters kommen beide Frauen unterschiedlich zurecht. Die 1903 geborene Theresia Sturm bezieht 1929 mit ihrem Mann und drei kleinen Kindern eine Wohnung mit Küche, Zimmer und Kabinett im Karl Marx-Hof. Die Freude darüber ist groß, nur die Angst vor dem nächsten monatlichen Waschtage verfolgt die junge Frau bis in den Schlaf.

»Ich hab immer geträumt, ich werd nicht fertig mit der Wäsche. Und da hab ich Herzklopfen und Bauchweh und alles gekriegt. Das war so lange Jahre, so lange ich hinunter (in die Gemeinschaftswäscherei) gegangen bin. Waschen, Aufhängen, Bügeln (an den Bügelmaschinen), Zusammenlegen. Das ist ein *Runterhasten*, da bin ich nicht fertig geworden, und ich bin mit der dreckigen Wäsche nach Hause gegangen, weil ichs nicht zusammengebracht hab, oje, das war was.«²⁵

Es ist weniger das Arbeitstempo, das ihr zu schaffen macht. Fabriksähnliche Strukturen sind Theresia Sturm nicht neu. Seit dem Ende ihrer Schulzeit und bis Kriegsende näht sie in einer Uniformfabrik unter hohem Zeitdruck Uniformteile. Dass sie im Haushalt und im Umgang mit Wäsche besonders ungeschickt wäre, scheint unwahrscheinlich. Und doch fällt ihr die Anpassung an die Abläufe in der Zentralwäscherei schwer. Sie findet einen naheliegenden, aber verbotenen Ausweg: Einmal in der Woche wäscht sie in der Küche in einem »Waschhäfen« die »kleine« Wäsche und hängt sie zum Trocknen auf der Loggia auf, unterhalb der Balustrade, damit sie der Wohnungsinspektor auf seinem Kontrollgang nicht sehen kann. Sie verstößt damit gegen die Waschordnung und gegen die Hausordnung. Beides macht sie nicht entspannter.

Ganz anders ergeht es der kinderlos bleibenden Maria Schaubberger. In jungen Jahren ist sie Dienstmädchen in Marienbad und seit ihrer Heirat mit einem Chauffeur Hausfrau in Wien. Mit ihrem Ehemann bezieht sie 1929 eine Wohnung in dem eben fertiggestellten Teil des Karl Marx-Hofes. In zwei Gesprächen beschreibt sie den technischen Fortschritt und berichtet, wie die Arbeit organisiert ist. Ihren Bericht gebe ich hier ausführlich wieder, da er Details enthält, die in offiziellen Broschüren und in der Literatur zum Roten Wien nirgendwo zu lesen sind. Wie das Buch *Genesis* beginnt Frau Schaubberger mit dem ersten Tag einer »göttlichen« Schöpfung, wenig später bringt aber auch sie einige Schwierigkeiten im Paradies zu Gehör.

»Vom ersten Tag an, ja ja, vom ersten Tag an haben wir in der Waschküche gewaschen. Wunder- wunderbar war ja die Waschküch! Wenn man denkt, wie man früher hat waschen müssen, und dann ist man *ins Paradies* gekommen. Ja, jeden Monat hat man *einen* Waschtage *nur* gekriegt. Für Familien (ohne Kinder oder mit einem oder zwei Kindern)

23 Interview 12 mit Theresia Sturm, geboren 1903 in Penzing, Wien 14.

24 Interview 1 mit Anna Schaubberger, geboren 1897 in Müglitz, Mähren.

25 Interview 12 mit Theresia Sturm, geboren 1903 in Penzing, Wien 14.

hat das gereicht. Aber wenn Sie natürlich sechs Kinder gehabt haben, da haben sie sich können extra Stunden *kaufen* (!) Da hat man können sagen, Herr Waschmeister, wo ist frei, wann kann ich kommen. Es waren immer Kabinen frei. [...] Und eine (Maschine) war eine Windelmaschine, so hat sie geheißen, die war für die Frauen, die Kinder haben, zum Windelwaschen war immer eine frei. [...] Bei uns in der großen Waschküche (der größeren der beiden Zentralwäschereien im Karl Marx-Hof) haben wir 42 Kabinen gehabt. Und im unteren Trakt (Hof) war noch eine, die war ein bissl kleiner. Und mit der gebügelten (weißen und knopflosen) Wäsche ist man da nachhause gekommen. Das war schon ein großes Plus für die Frauen.«²⁶

Im Folgenden stellt sich heraus, dass viele Frauen am Vortag des ihnen zugeteilten Waschtags von 13.00 Uhr bis 15.30 Uhr die Wäsche zum Einweichen in die Waschküche bringen. Nicht alle machen davon Gebrauch. Möglicherweise geht Frau Sturms Problem, am Ende der offiziellen Waschzeit nicht fertig zu sein, darauf zurück, diese Möglichkeit mit drei Kleinkindern nicht nutzen zu können. Ihr Mann lehnt es aus wirtschaftlichen Gründen ab, die beiden größeren Kinder in den Kindergarten zu schicken. Frau Schauburger hingegen ist kinderlos, mit der Zeiteinteilung hat sie kein Problem. Manche Frauen, so berichtet sie, hätten so wie sie am Vortag auch gleich etwas von der Buntwäsche mit der Hand vorgewaschen. Der eigentliche Waschtag beginnt dann am folgenden Morgen um 7.15 Uhr und endet schon gegen 14 Uhr.

»Den Tag vorher hat man können von ein Uhr (nachmittags) bis halbvier die Wäsche einweichen kommen. Und da hat man natürlich auch gleich etwas färbige Wäsche gewaschen. Man hat heißes Wasser und Schwemmwasser gehabt, das Wasser ist gleich abgeflossen. Es war alles wunderbar. Und Trockenräume haben wir gehabt, so Trockenkulissen zum Hineinschieben. In fünf, sechs Minuten war die Wäsche trocken. Also man hat am Tag vorher eingeweicht und nächsten Tag in der Früh um Viertelacht (7.15 Uhr) hat man schon müssen drüben sein. Manche haben die Wäsche trocken gebracht, aber das hab ich nicht wollen, weil wenn man schon die Zeit hat zum Einweichen, weicht mans ein, weil es sind ja doch vier Wochen (zwischen den Waschtagen), und wenn ein Stück vier Wochen liegt, so ist es besser. So hat man also die Wäsche eingeweicht und am nächsten Tag in der Früh die Wäsche aus dem Trog genommen und in den Korb geschmissen und ist zur Waschmaschine gefahren. Da waren acht große Maschinen, so große, da haben zwanzig Kilo Wäsche Platz gehabt. Und da hab ich mit einer Maschine genug gehabt. Nur wenn ich Besuch gehabt hab und viel Bettwäsche gehabt hab, hab ich zwei Maschinen gehabt. Aber mehr als zwei hat man nicht kriegt.

[...] Dann hat man die Wäsche rausgenommen und ist zur Zentrifuge (zu einer von 10 Zentrifugen) gegangen. In der Zentrifuge hat man die Wäsche ausgewunden (geschleudert), dass sie schon ziemlich trocken ist, das ganze Wasser herausen ist. Und dann hat man sie auf die Kulissen gehängt, auf die Stangen, waren sechs, acht Strangen da drinnen in zwei Reihen bis hinauf (s. Abb. 23) Und dann ist man sitzengeblieben – waren Bänke drinnen – oder man hat viel färbige Wäsche gehabt, dann hat man müssen, während die Maschine läuft – eine ganze Stunde war die Wäsche in der Maschine –

26 Interview 1 mit Maria Schauburger, geboren 1897 in Müglitz, Mähren.

da hat man müssen die färbige Wäsche waschen, denn die hat man *nicht* in die Maschine geben können. [...] *Nur die weiße* hat man früher (in der Waschmaschine) waschen können. Derweil die getrocknet ist, hat man sich halt die färbige (mit der Hand) rausgewaschen. *Es war schon eine Hetzerei. Aber es war halt doch angenehm.* Die ganze weiße Wäsche, stellen Sie sich vor, das war schon eine große Hilfe.

Und dann waren die *Bügelmaschinen*, ein großer Galander für die Bettwäsche (s. Abb. 24). Da kann man die glatte Wäsche reinlegen und die läuft über acht Rollen, und auf der anderen Seite kommt sie gebügelt raus. Das woar scho a Gschicht! Die *glatte weiße* Wäsche: Handtücher, Taschentücher und Herrenunterhosen hat man auch bügeln können – *alles was keine Knöpfe hat.* Wo Knöpfe dran waren, die waren natürlich weg und ein Loch in der Wäsche natürlich [...] womöglich bei der nächsten Partei dann. Wissen Sie, die haben sich so angehängt die Scherben von den Perlmutterknöpfen, und das nächste Wäschestück hat die Knöpfe dann mitgenommen über acht Rollen und da war dann natürlich ein Loch drin. Dann waren noch die normalen (Bügel-)Maschinen mit einer Rolle, da ist der Knopf halt auf der anderen Seite hinausgeflogen, da hat er niemanden geschädigt. Um zwei Uhr war man gewöhnlich schon fertig mit der Wäsche, mit dem Bügeln und allem. Um zwei, manchmal um drei Uhr, je nachdem, wie viel Wäsche gewesen ist.²⁷

In den beiden Zentralwäschereien des Karl Marx-Hofes gibt es keinen Bügelsaal – im Unterschied zur Anlage Am Tivoli (s. Abb. 25). Frau Sturm und Frau Schauburger bügeln die Wäsche mit Falten und Knöpfen, also alle Röcke, Hemden und Blusen, die Arbeitskleidung der Männer und so weiter, die sie nicht durch die Bügelmaschine (Galander) laufen lassen dürfen, mit dem Bügeleisen in der Wohnküche auf dem Küchentisch oder auf einem Bügelbrett. Die Aussage von Frau Sturm, sie habe vor dem Washtag nicht schlafen können und sei mit der Wäsche oft nicht fertig geworden, und die Bemerkung von Frau Schauburger, es sei schon eine »Hetzerei« gewesen, werden durch weitere Aussagen bestätigt. Zu bedenken ist, dass beide Frauen keine außerhäusliche Lohnarbeit mehr verrichten. Die kinderlose Frau Schauburger kommt mit dem Zeitregime deutlich besser zu recht als Frau Sturm mit drei kleinen Kindern.

Wie schaffen es dann aber in Lohnarbeit stehende Frauen, Waschzeiten und Erwerbsarbeitszeiten aufeinander abzustimmen? Die Koordinierung der verschiedenen Arbeiten ist eines der gewichtigsten Probleme im Alltagsleben. Wie es scheint, sind erwerbstätige Frauen auf das Entgegenkommen des Waschmeisters Hubel angewiesen. Das Einweichen und das händische Waschen eines Teils der bunten Wäsche am Vortag und der eigentliche Washtag von sieben Uhr früh bis um 14 oder spätestens 15 Uhr sind bei normalen Erwerbs-Arbeitszeiten nicht einzuhalten. Dass Frauen offiziell oder inoffiziell für gesonderte Waschzeiten bezahlen, bemerkt Frau Schauburger. Dass Frauen aus dem Haus inoffiziell für andere Frauen gegen Lohn waschen, behauptet eine anonyme Auskunftsperson von Susanne Reppé.²⁸ In Umfragen sprechen sich vor allem erwerbstätige Frauen gegen die Zentralwaschküchen aus. Käthe Leichter unternimmt

27 Ebd.

28 Susanne Reppé, Der Karl-Marx-Hof. Geschichte eines Gemeindebaus und seiner Bewohner, Wien 1993, 56.

im Auftrag der *Wiener Arbeiterkammer* um 1930 eine Studie über das Alltagsleben von Lohnarbeiterinnen.

»Auch gegen die Zentralwaschküche besteht *Widerstand*: [...] Ja, sogar die Bewohnerin eines Gemeindehauses spricht sich gegen die Zentralwaschküche, die im Hause besteht, aus: ›Weil man sich zu viel *abhetzt*.«²⁹

8.4.2 Weniger Plage, mehr Hektik und Stress

Die ambivalente Erfahrung der Frauen in den Zentralwäschereien erklärt sich aus der Entlastung von körperlicher Schwerarbeit durch Wasch- und Schleudermaschinen und mechanische Apparaturen wie die Trockenkulissen und Wäsche-Galander zum einen und aus der Beschleunigung des Arbeitsprozesses bei strenger Zeitüberwachung zum anderen.³⁰ Die Frauen stehen in ihren Waschständen und kommunizieren nur, wenn es unbedingt notwendig ist, oder ein Fotograf den Waschsaal betritt. Dieses Resümee widerspricht der These von Eve Blau, die Zentralwäschereien würden die Frauen aus der Einsamkeit der Hausarbeit befreien. Wenn Männern und Kindern das Betreten der Wäscherei-Anlage verboten ist und ein »Herr Waschmeister« die waschenden Frauen kontrolliert, macht das aus der Zentralwaschküche noch keinen öffentlichen Ort. Auch in der industriellen Werkstätte ist Angehörigen der Beschäftigten der Zutritt verboten. Die Geschwindigkeit der Arbeitsgänge wird durch Maschinen und Werkmeister reguliert. So ähnlich ist es auch in der zentralen Wäscherei. Die Anordnung der Maschinen in der Waschhalle, die Lichtführung durch raumhohe Fenster und die Elektrifizierung des Bügelraums am Tivoli, die Verfließung der Wände in der großen Waschhalle im Karl Marx-Hof, der Arbeitsgang des Trocknens im Kulissenraum, die Benutzung der »Galander« für die knopflose Wäsche und so weiter folgen der fordistischen Rationalität der Planer und ihrer Leitkategorie Effizienz. Aber weder die Zentralwäscherei noch die moderne Fabrik ist deshalb ein *öffentlicher Ort*. Die Fabrikräume gehören dem Unternehmen, die Großwaschküchen der Stadtgemeinde. In beiden herrschen Arbeitsstress und Qualitätskontrolle. Der gravierendste Unterschied: Fabrikarbeiterinnen werden nach Tarifen bezahlt. Hier die etwas industrieromantisch gefärbte Einschätzung von Eve Blau im Wortlaut.

»[...] although the working-class woman who lived in the *Gemeindebauten* continued to perform domestic tasks largely unaided by labor-saving appliances, professional help, or spouse, she no longer labored hidden from public view. [...] the washing of laundry (the heaviest domestic labour) was no longer performed in isolation and unseen. To be sure, there were restrictions and sometimes intimidating supervision; but laundry was removed from the private space of the apartment to a communal space outside the home – a space, moreover, that was configured like the shop floor of a factory, that was

29 Käthe Leichter, *So leben wir. 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben*, Wien o.J. (1932), 86; meine Kursivierungen.

30 Grundlegend: Rosa Hartmut, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne*, Frankfurt a.M. 2005.

shared with other women, and that was bright, centrally located and actually equipped with labour saving machinery.«³¹

Abb. 21: »Wäscherei« Am Tivoli, Meidling, Wien 12, Fotoaufnahme ca. 1931.



Abb. 22: Zentralwaschküche, Sandleiten Hof, Ottakring, Wien 16, erbaut 1924–1928



31 Eve Blau, *The Architecture of Red Vienna 1919–1934*, Cambridge/Mass. 1999, 214f.

Abb. 23: Kulissenraum einer Wäscherei im Sandleiten-Hofum 1930. Postkarte.



Abb. 24: Mangelraum einer Wäscherei im Sandleiten-Hofum 1930. Postkarte.



Abb. 25: Bügelsaal Am Tivoli, Meidling, Wien 12, erster Bauabschnitt 1927/28; zweiter Bauabschnitt 1929/1930, Fotoaufnahme ca. 1931. Der Bügelsaal wird erst im zweiten Bauabschnitt errichtet.



8.5 Die Ordnung im Hof und auf den Stiegen

Entgegen den Festreden, die zur Eröffnung der Gemeindebauten von Stadtpolitikern gehalten werden, sind die Innenhöfe der Gemeindebauten kein Kinderparadies. Grünflächen dürfen Kinder nicht betreten, Wege und Bänke sollen stets sauber sein. Um Konflikte mit den Hausmeister*innen zu vermeiden, entschließen sich Mütter zu einer Praktik, die ihnen aus dem Zinshaus oder auch aus ihrer eigenen Kindheit am Land vertraut ist: Sie schicken ihre Kinder »hinaus aus dem Haus«, auf die Gasse, auf die Wiese, in den Wiener Wald. Andere, die schon seit ihrer Kindheit städtisch geprägt sind, scheuen davor zurück. Josepha Neutor, als Dienstmädchen im großbürgerlichen Haushalt eines wohlhabenden Getreidehändlers damit beauftragt, die Kinder der Herrschaft bei Spaziergängen keinen Augenblick aus den Augen zu lassen, *spaziert* mit ihren eigenen Kindern aus dem Gemeindebau an der Weißgerber Lände in die »freie Natur«.

»Nein, da sind wir lieber woanders hingegangen, weil die Hausmeister furchtbar viel geschaut haben. Da haben sie nicht dürfen laut reden, und das nicht und das nicht. Dass wir dem Verdruss *ausweichen*, bin ich zur Donau (zum nahen Donaukanal) runter-

gegangen mit den Kindern, oder nach hinten, da war so ein Berg und eine Wiese und ein paar Bäume.«³²

Hausmeisterinnen und Hausmeister halten Erwachsene und Kinder zu Disziplin und Sauberkeit an und schlagen mitunter auch scharfe Töne an. »Ach ja, die Hausmeister, die haben ihnen schon zusammenschimpfen können!«³³ »Ja, die waren sehr streng, die waren *bissig*, unsere Hausmeister. Die waren ekelhaft, die waren Krüppel, aber gegen alle, die haben sie im ganzen Haus nicht mögen.«³⁴ »Wenn die Hausmeisterin die Stiegen aufgewaschen hat und wir Kinder grad im Hof waren (und Durst hatten), durften wir nicht rauf (in die Wohnung) gehen. Da hat die Mutter dann über ein Schnürl eine Milchkanne mit Wasser runterlassen für uns Kinder.«³⁵

Früh morgens verlassen Familien an Sonntagen die städtische Wohnhausanlage. Sie tun dies in der Tradition des Sonntagsausflugs, aber auch, um Verdruss mit den Hausmeistern zu vermeiden, wie es Frau Neutor formuliert. Im Macht-Dispositiv des Gemeindebaus läuft ein Diskurs, der nicht nur die Hausordnung oder die Rede des Bürgermeisters, sondern auch die Kommunikation der Mieter*innen umfasst, die sich der Hausordnung unterwerfen oder aber sich ihr widersetzen. Auch die kleinen Formen der Resistenz sind nicht zu unterschätzen. Die Bewohner*innen folgen einem *Gemeinsinn* (*senso comune*, Gramsci), der die Regulierung des Wohnens durch die lokalen Autoritäten zuweilen als übermäßig und unangenehm und den gemeinsamen Ausflug am Wochenende als Flucht in eine kleine Freiheit empfindet, meist verbunden mit der Idee des Picknicks, die sich in allen sozialen Klassen und in vielen Kulturen seit Jahrhunderten nachweisen lässt.

»Da hab ich (am Vorabend) Schnitzel herausgebacken und wir sind zeitig in der Früh aufgebrochen, hab ich das alles hergerichtet, in so Blechdosen hinein und die haben wir mitgenommen, und den Kindern hab ich einen Tee gekocht zum Trinken, ein Krach-erl (eine Limonade) haben sie auch gekriegt. Man hat sich gefreut, dass man hinauskommt mit den Kindern und seine Ruhe hat. Und dass man auch ein bissl reden kann mit den anderen, *wir sind ja immer mehrere Familien gewesen*.«³⁶

8.6 Die Hausfrau und der ruhebedürftige Ehemann

Zimmer und Kabinett (auch Halbzimmer) werden entweder gar nicht oder mit einem aus Blech oder Gusseisen gefertigten Ofen beheizt, der nach dem Markensymbol einer

32 Interview 18 mit Frieda Müller, geboren 1905 in Klosterneuburg bei Wien. Sie wohnt ab Dezember 1926 mit ihren Eltern im eben eröffneten Pestalozzihof in Döbling, Philippovichgasse 2–4, Ecke Billrothstraße 5, Döbling, Wien 19.

33 Ebd.

34 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Brigitta-Spital in Wien, aufgewachsen in Wien und im niederösterreichischen Dorf Heiligeneich.

35 Susanne Reppé, Der Karl-Marx-Hof. Geschichte eines Gemeindebaus und seiner Bewohner, Wien 1993, 93. Wie bei allen Zitaten aus ihren Gesprächen gibt Reppé die Namen der Erzähler*innen nicht an und enthält sich jeder expliziten Interpretation.

36 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Wiener Brigitta Spital.

Wiener Ofenfirma – einem Kücken – Piperlofen, oder wegen seiner rohrähnlichen Form Kanonenofen genannt wird. Er wird mit Koks beheizt. Eine geringe Menge Koks verglüht langsam durch Drosselung der Sauerstoffzufuhr und gibt über Stunden Wärme ab. Der Koks lagert in einem Kellerabteil und muss über das Stiegenhaus in die Wohnung getragen werden. Josepha Neutor holt ihn immer selber; von ihrem Mann will oder kann sie das nicht verlangen, denn

»...der ist zur Arbeit gegangen. Und wenn er heimgekommen ist, hat er sich hingesetzt. Ich hätt es auch gar nicht verlangt, weil er kein so ein Riese war, er war eh so ein Dürrling. Er setzte sich an den Küchentisch und las die Zeitung. Das war sein Einziges, und Zigaretten rauchen, da hat er sichs gemütlich gemacht.«³⁷

Nach der Heimkehr des erwerbstätigen Mannes, die im Gemeindebau genauso heikel ist wie im Zinshaus und im Bassenahaus, müssen Kinder ruhig sein, um den müden Vater nicht zu stören. Die Erzählungen darüber gleichen einander für das Zinshaus und für den Gemeindebau bis ins Detail. Die Vorrangstellung des Mannes wird symbolisch und interaktionell von allen beteiligten Personen hergestellt und anerkannt. Dass auch die Mutter den ganzen Tag gearbeitet hat und auch müde ist, wird hingegen kaum beachtet.

Theresia Sturms Ehemann ist gut zehn Jahre älter als sie. Als sie ihn kennenlernt, ist er bei der städtischen Berufsfeuerwehr, dann bei der »Sanität« (dem städtischen Rettungsdienst), zuletzt ist er Revisor am städtischen Gesundheitsamt. In seiner gesamten Berufslaufbahn genießt er kleine Privilegien wie das Monatsgehalt, den faktischen Kündigungsschutz und eine Pension für Gemeindebedienstete, aber auch das Ansehen und den Respekt der Kollegen im Amt und in der Öffentlichkeit. Als das Ehepaar Sturm 1929 noch vor der Eröffnung in den Karl Marx-Hof einzieht, hat es zwei Kinder. Die ihm zugewiesene Gemeindefwohnung besteht aus einem kleinen Vorzimmer, einer Wohnküche, einem Schlafzimmer und einem Kabinett. Bald nach dem Einzug wird ein drittes Kind geboren. Spätestens nach der Geburt des dritten Kindes stellt sich die Frage, ob die ersten beiden Kinder in den Kindergarten im Karl Marx-Hof geschickt werden sollen.

»Mein Mann hat gesagt: Wir haben drei Kinder. Du hast mit den drei Kindern genug (zu tun). Wenn du jetzt arbeiten gehst, musst du wegzahlen. Du musst die Kinder wo in Obhut geben, du musst zahlen. Und wieviel verdienst du denn? Und was kannst du auf d' Nacht noch viel kochen? Jetzt hast du einen Zorn, bist überarbeitet, sollst dich hinstellen. Nein, sagt er, nein, auf das verzichten wir! Da essen wir lieber nur eine Fisolensuppe oder Erdäpfelsuppe und du bist daheim bei den Kindern!«³⁸

Neben dem vorausblickenden, oft über Jahre betriebenen Sparen der Frauen vor ihrer Eheschließung besteht die Möglichkeit der Ratenzahlung, um Möbel und Tisch- und Bettwäsche spätestens zum Zeitpunkt des Einzugs in den Gemeindebau anzuschaffen. Theresia Sturm, schwanger zum dritten Kind, kauft unmittelbar vor dem Einzug in den Karl Marx-Hof und wohl aus diesem Anlass eine Kredenz, einen Tisch und vier Sessel sowie einen Kasten für das Geschirr. Sie zahlt in Monatsraten. Möglicherweise erzwingt

37 Ebd.

38 Interview 12 mit Theresia Sturm, geboren 1903 in Penzing, Wien 14.

der nicht vorhersehbare Zeitpunkt der Zuweisung der Gemeindewohnung durch das Wohnungsamt ein so kurzfristiges Handeln.

»Na und natürlich, wie ich dann die Möbeln gekriegt hab, da war ich auch *glücklich*. Ich hab mir selbst gehäkelte Vorhänge gemacht, das mit den Möbeln hat eine Weile gedauert. So hab ich halt nur die Vorhänge gehabt. Aber das war die *eigene Wohnung!*«³⁹

Die »eigene Wohnung« ist für die erste Generation der Mieter*innen in Gemeindebauten zumeist ein Erstbezug und auch deshalb wunschbesetzter als der Einzug in die Wohnung eines Zinshauses, die bereits von vielen Vormietern abgewohnt ist. Obgleich auch die Gemeindebauwohnung eine Mietwohnung ist, die nie in das Eigentum der Mieter*innen übergeht, entsteht im Gemeindebau dennoch eine deutlich höhere Identifikation mit der Wohnung. Die niedrigeren Mieten lassen es erstmals möglich und sinnvoll erscheinen, in Vorhänge, Bettzeug, Möbel und Geschirr zu investieren.

Abb. 26: Minna und Willi Horvath, 1928.



Willi und Minna Horvath ziehen mit schon mehrfach übersiedelten und abgeschlagenen Weichholz-Möbeln in die Einraumwohnung eines Gemeindebaus in der Thalheimgasse in Ottakring ein. Sie fassen den Vorsatz, künftig jeden ersparten Schilling in neue Möbel zu investieren. Dafür verkauft Willi Horvath sogar sein geliebtes Motorrad (s. Abb. 26). Das Paar bekommt zwei Kinder und erhält auf seinen neuerlichen Antrag eine Gemeindewohnung mit Vorzimmer, Wohnküche, Zimmer und Kabinett zugewiesen. Damit sind Minna und Willi Horvath auf dem Gipfel ihrer Wohnträume angelangt.

39 Ebd.

8.7 Fazit

Der von den Mietern bewohnte, von Hausmeistern gereinigte und von Wohnungsinspektoren und Waschmeistern observierte Gemeindebau ist ein komplexes Macht-Dispositiv. Wo der offizielle biopolitische Plan und die Praxis der Bewohner*innen auseinanderfallen, imponiert sich kommunalpolitische Autorität. Ohne Zweifel reduzieren die Einleitung des Fließwassers, Strom und Gas in die Küche, das WC in der Wohnung, der Kindergarten in der Wohnanlage und die Maschinen in der Zentralwäscherei die körperlichen Belastungen und Mühen der Frauen. In der geplanten und von den Mieter*innen auch gewollten Verstetigung und Aufwertung des Wohnens liegen Emanzipationspotenziale. Für junge Familien mit kleinen Kindern eröffnet der Gemeindebau erstmals die Möglichkeit, sich von Eltern, Schwiegereltern und Großeltern unabhängiger zu machen. Aber es gibt auch Momente der Selbst-Unterwerfung. Wenn junge Mütter Schwierigkeiten haben, Haushalt und Kinderpflege zu vereinbaren und Eltern zu Hilfe rufen müssen – und das nicht nur an den Waschtagen – zeigt sich die Unterwerfung der Frauen unter das patriarchale Regime des Ehemanns und das paternalistische Regime der Stadtverwaltung. Geht es nach den führenden Köpfen der Sozialdemokratie, stehen im Gemeindebau keine dampfenden Töpfe mit Windeln mehr auf dem Küchenherd; auf der Loggia hängt keine Wäsche zum Trocknen. Die Hausarbeit bleibt für den Ehemann wie für den Wohnungsinspektor unsichtbar und wird doch von der Hausfrau ordentlich erledigt. So wünscht es der stellvertretende Parteivorsitzende Otto Bauer.⁴⁰ Im Frühjahr 1928 hält er eine Rede mit dem Titel »Mieterschutz, Volkskultur und Alkoholismus«.

»Der Kapitalismus hat die Arbeiter so sehr, um mit Lasalle zu reden, zu der »verdammten Bedürfnislosigkeit« erzogen, dass sie gar nicht bemerkt haben, dass die ungeheure Mehrheit der Arbeiterschaft überhaupt noch nie etwas gehabt hat, was man eine Wohnung nennen könnte. Eine Schlafstelle haben die Arbeiter gehabt, aber keine Wohnung. Denn unter Wohnung verstehe ich etwas anderes als bloß ein schützendes Dach, unter dem man sich ins Bett legt. Unter Wohnung verstehe ich einen Raum, wo ich wohnen kann, das heißt: wo ich behaglich hausen kann, wo ich mich wohlfühlen kann, verstehe ich einen Raum, wo ich auch einmal allein sein kann, wo ich zum Beispiel in Ruhe ein Buch lesen kann. Man übertreibt durchaus nicht, wenn man sagt, dass 90 Prozent der Wiener Arbeiter eine Wohnung in diesem Sinne noch nie gehabt haben.«⁴¹

Otto Bauer wertet wie vor ihm schon Professor Philippovich und andere Experten die Wohnverhältnisse in den Zins- und Bassenahäusern privater Hausherren aus agitatorischen Gründen ab. Doch sind die von ihm gerühmten Gemeindewohnungen kaum größer als die Zinshauswohnungen. Ihr Vorteil liegt, wie gesagt, in der Einleitung von Wasser, Gas und Strom und in der Integration des WCs in die Wohnung. In einigen Details deckt sich Bauers Rede mit Erinnerungen von Bewohner*innen der Zinshäuser und der Gemeindebauten, aber nicht in allen. Da sich die in Zinshauswohnungen lebenden drei

40 Otto Bauer, Mieterschutz, Volkskultur und Alkoholismus, Wien 1929, Rede, gehalten am 20.3.1928 in der Versammlung der Wiener Ortsgruppen des Arbeiter-Abstinentenbundes.

41 Ebd.

Generationen oft »nicht verstehen«, wie Bauer sagt, soll dieser Zustand durch den ehestmöglichen Auszug der Jungen und ihren Einzug in eine Gemeindebauwohnung beendet werden. In der Tat bestätigen viele der vorliegenden Erzählungen, dass junge Paare vor allem aus diesem Grund sehnsüchtig auf die Zuweisung einer Gemeindewohnung warten. Im Akt der amtlichen »Zuweisung« durch das Wohnungsamt, in dem die betroffenen Bürger*innen keinerlei Mitsprache haben, in welchem Bezirk oder Viertel die Wohnung liegen oder wie groß sie sein wird, sehe ich ein weiteres paternalistisches Moment. Das Wohnungsamt entscheidet über Größe und Ausstattung der Wohnung und auch über den neuen Wohnort der Familie. Wie gezeigt, liegt er sehr oft weit außerhalb des vertrauten Stadtviertels, was den Aufbau neuer sozialer Netzwerke erforderlich macht.

In biopolitischer Sicht gilt die Kleinfamilie als die für die Reproduktion der Arbeitskräfte am besten geeignete Lebensform. Hingegen sei das Zusammenleben von drei Generationen in einem Haushalt, der eventuell auch noch Seitenverwandte aufnehmen muss, die längst unzeitgemäße Lebensform bäuerlicher und besitzloser Klassen auf dem Land. Nur im Diskurs der Christlichsozialen und noch mehr unter der austrofaschistischen Diktatur ab 1933/34 wird die Dreigenerationenfamilie als »Großfamilie« idealisiert. Der Wiener Sozialhistoriker Otto Brunner erhebt sie als »ganzes Haus«⁴² zum Ideal und Modell des konservativen und wenig später auch des faschistischen Staates. So wie im Bauernhaus das Bauernpaar mit seinen Kindern und seinem Gesinde friedfertig an einem Tisch sitze und aus einer Schüssel esse, sei in einem künftigen Staat jeder Klassenkampf ein für alle Mal auszulöschen.

Das Vergabesystem des städtischen Wohnungsamtes (das »Punktesystem«) kommt jungen Paaren mit Kindern deutlich entgegen. Tatsächlich bleiben Großeltern und erwachsene Geschwister, wie es Otto Bauer befürwortet – in den Zinshauswohnungen zurück. Mit ihnen wohnen oft noch ledige, erwachsene Kinder, oder Kinder mit ihren Lebenspartnern zusammen. Der kommunale Wohnungsbau ermöglicht also die »Entflechtung« von Tausenden Drei-Generationen-Haushalten. Zweifellos gewinnen junge Paare und junge Kleinfamilien an Autonomie. Doch bleiben sie bei der Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern weiterhin auf die Hilfe von Großeltern angewiesen. Säuglingspflege, Hausarbeit und Care-Arbeit werden unter dem Einfluss der Familienfürsorge und des Gesundheitssystems auf ein höheres Niveau gehoben und zur ersten Pflicht der jungen Mutter erklärt. Deren Kontrolle durch medizinische und psychologische Professionen setzt neue und höhere Maßstäbe der Biopolitik. Verfehlt jedoch eine junge Mutter die Ansprüche deutlich, setzen Maßnahmen der Familienfürsorge und der Fürsorgeerziehung ein (s. Kapitel 2), die bis zum Entzug des Sorgerechts und zur Abnahme eines Kindes oder aller Kinder einer Frau führen können. Gisela Bock und Barbara Duden gelangen aufgrund ähnlicher Beobachtungen zu folgender These: »Der Übergang von der frühen, pauperistischen Phase der Kapitalakkumulation [...] zum Reformkapitalismus

42 Zu Otto Brunners Idee vom Ganzen Haus vgl. Hans Derks, Über die Faszination des »ganzen Hauses«. In: Hans Ulrich Wehler, Hg., Erweiterung der Sozialgeschichte, Geschichte und Gesellschaft 22 (1996) H.2, 221–242.

des 20. Jahrhunderts (ist) nur möglich auf Kosten der Frauen.«⁴³ Diese These, die der naiven Vorstellung vom ›Fortschritt für alle‹ widerspricht, soll im folgenden Kapitel durch die empirische Rekonstruktion und Analyse des Familienlebens im Zinshaus und im Gemeindebau geprüft werden.

43 Gisela Bock, Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, 118 -199, hier 177.

Kapitel 9: Familienleben

»Meine langjährige Erfahrung und die Hausbesuche haben mich so manchen Blick in das Familienleben dieser Leute tun lassen. Wann kommt die ganze Familie eigentlich zusammen? Fast möchte man sagen, nur zum Schlafen und nicht einmal das! Ein Großteil der Kindesväter ist bei der Eisenbahn angestellt, wo sie abwechselnd Tag- und Nachtdienst haben, wieder andere machen Nachtschicht-Dienst in der Fabrik, im öffentlichen Verkehrsdienst. Der Vater geht schon sehr zeitig früh weg, da schläft das Kind noch. Wenn das Kind nachmittag aus der Schule oder vom Spiel heimkommt, ist der Vater noch nicht daheim oder er schläft.«¹

Die Volksschullehrerin Margarete Rada, Studentin der Psychologie und eine der Doktorandinnen bei Charlotte Bühler, notiert dies Ende der 1920er Jahre über Familien in einem von ihr nicht benannten Stadtviertel, vermutlich in Favoriten (Wien 10). Radas Forschung stützt sich auf teilnehmende Beobachtung und informelle Gespräche mit Kindern und Erwachsenen. Das Hauptproblem des Familienlebens sei, dass die Männer aufgrund ihrer Arbeitspflichten keine Zeit hätten, sich mit ihren Kindern zu befassen. So entstehe eine nur sehr schwache Bindung zwischen Vätern und Kindern und eine geringe väterliche Autorität.

Schon viel länger besteht das Stereotyp vom tyrannischen, mürrischen, redefaulen und gewalttätigen Vater. Otto Rühle,² Hildegard Hetzer,³ Otto Felix Kanitz⁴ und andere

-
- 1 Margarete Rada, Das reifende Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung, Wien/Leipzig 1931, 35.
 - 2 Vgl. Otto Rühle, Grundfragen der Erziehung. In: Sozialistische Erziehung 4/4 (1924); ders., Kinderelend. Proletarische Gegenwartsbilder, München o.J.; ders., Das verahrloste Kind, Dresden 1926.
 - 3 Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929.
 - 4 Otto Felix Kanitz, Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, hg. v. Lutz von Werder, Frankfurt a.M. 1970. Zur Person und zum Tätigkeitsfeld von Kanitz vgl. Henriette Kotlan-Werner, Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner Kreis. Die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher 1923–1934, Wien 1982.

Autor*innen der Psychologie und der Pädagogik greifen es in den 1920ern auf. Bedeuten aber die langen Abwesenheiten von Männern, die ihnen durch ihre Erwerbsarbeit, Krieg und Gefangenschaft und so weiter aufgezwungen werden, aber auch durch den Kult des Feierabend-Trinkens oder durch politisches und gewerkschaftliches Engagement bedingt sind, dass Männer als Väter versagen? Wie kann es ihnen gelingen, ihre Herrschaft über Frauen und Kinder dauerhaft zu errichten, wenn sie kaum präsent sind? Und andererseits: Warum sollten Ehefrauen und Mütter untaugliche und gewalttätige Männer akzeptieren, wenn sie sich doch in vieler Hinsicht als kompetent und tatkräftig erweisen? Hier sind einige Fragen offen.

9.1 Die Heimkehr der Väter

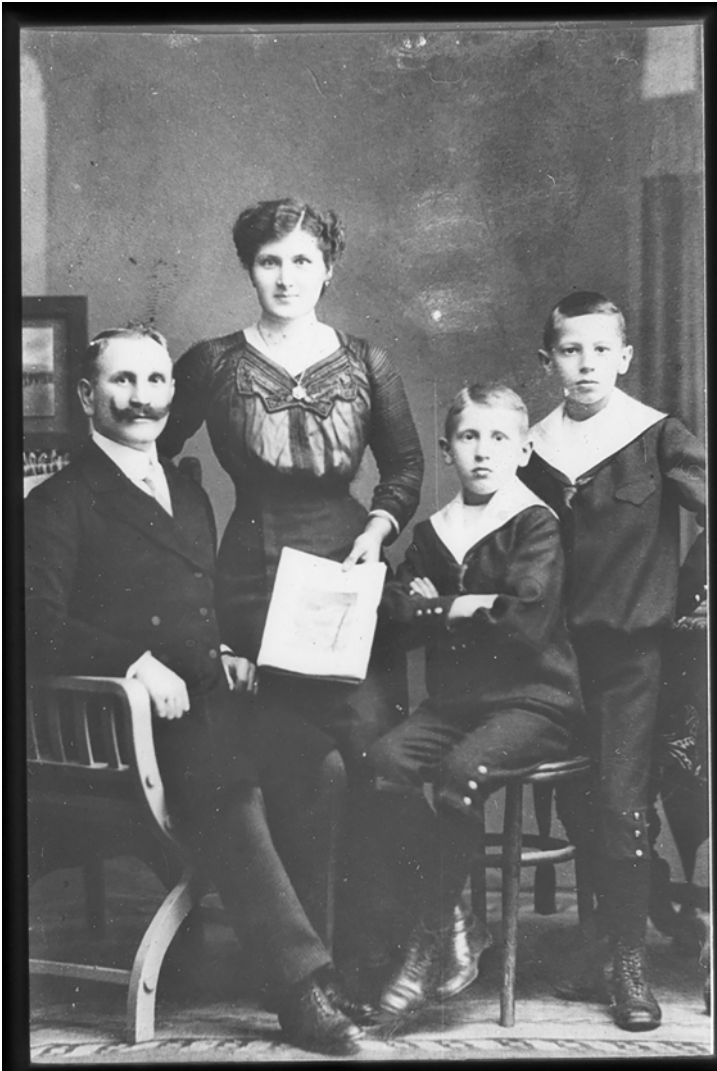
Für Deutschland hat Heidi Rosenbaum die pauschale Behauptung einer Sozialisationschwäche des »proletarischen« Familienvaters überzeugend zurückgewiesen und mehrere Milieus mit je eigenen Erziehungsstilen unterschieden.⁵ Wie die mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen aus Wien zeigen, erleben so gut wie alle Kinder früh, dass die Interessen der Väter Vorrang haben vor den Bedürfnissen der Frauen und Kinder. Die Erklärung, der Vater erwerbe den größeren Teil oder das gesamte Familieneinkommen, und Frauen und Kinder täten alles, um zu seiner bestmöglichen Regeneration beizutragen, scheint auf den ersten Blick plausibel. Sie bleibt aber im patriarchalistischen Denken verstrickt. In vielen Fällen reicht das Erwerbseinkommen des Mannes gar nicht aus und muss durch Erwerbsarbeiten der Frau und der Kinder ergänzt werden. Ihren Anspruch auf Privilegien geben Männer aber nicht auf, wenn sie erwerbsarbeitslos oder krank geworden sind. Weder die von ihnen beanspruchte noch die ihnen zugestandene Macht kann also allein aus ihrer Erwerbsarbeit und ihrem Einkommen abgeleitet werden. Meine Erklärung setzt an einer möglichst genauen Rekonstruktion der alltäglichen Interaktionen des Paares und der Eltern und Kinder an.

In rituellen *Anerkennungsgesten*⁶ versichern Frau und Kinder dem heimkehrenden Ehemann und Vater, ihn als Oberhaupt der Familie anzuerkennen. Kinder bringen ihm die Hausschuhe, holen ihm Zigaretten oder die Tabakspfeife, auch ein Krügel, wienerisch für ein Maß Bier (0,5 Liter) vom Gasthaus an der Ecke. Sie decken den Tisch für das Abendessen und ziehen sich danach leise in eine Ecke der Wohnküche zurück. So ähnlich beschreibt Willi Zvacek den abendlichen Auftritt seines Vaters.

-
- 5 Heidi Rosenbaum, *Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung*, Frankfurt a.M. 1992, bes. 231ff.; vgl. auch meine vergleichende Studie: Reinhard Sieder, *Besitz und Begehren, Erbe und Elternglück. Familien in Deutschland und Österreich*. In: André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend, Hg., *Geschichte der Familie*, 20. Jahrhundert, Vorwort von Jack Goody. Aus dem Französischen von Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt a.M./New York/Paris, 1998, 211–284; unveränderter Nachdruck Essen 2005.
- 6 Vgl. Erving Goffman, *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a.M. 1971, besonders das Kapitel »Über Ehrerbietung und Benehmen«, 54ff.

»Wenn der Vater vom *Dienst* (als Kondukteur der Südbahngesellschaft) nach Haus gekommen ist, hat er die Tür aufgemacht, mit strengem Blick den Raum überblickt, dann hat er gesagt: Wasser ins Lavoir! Essen auf den Tisch! Dann haben wir Kinder ihm den Mantel ausgezogen und die Kappe aufgehängt, und dann hat er sich die Hände gewaschen und hat gefragt, was los war. Dann hats gleich eine Strafe, Wix, eine Watschen oder sonst was gegeben.«⁷

Abb. 27: Familie Zvacek, um 1913.



7 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Das für die 1910er und 1920er Jahre typische Familienfoto der Familie Zvacek (Abb. 27) ist um 1913 in einem Fotostudio aufgenommen und vom Fotografen sorgfältig arrangiert. Eltern und Söhne haben zu diesem gewiss seltenen Anlass ihre besten Kleider angelegt. Die Söhne tragen den zu dieser Zeit modischen Matrosenanzug, Kniestrümpfe und hohe, gebundene Schuhe. Als ich Willi Zvacek in den 1980ern kennenlerne, trägt er im Alter von etwa 80 Jahren immer noch eine Kniebundhose mit langen Strümpfen.

Matthias Neumann ist gelernter Lithograph und sozialdemokratischer Gewerkschafter. Wenn er nach Hause kommt, halten sich die Kinder schon bereit, um ihm ihre Schulaufgaben zu zeigen, ein für die Schule auswendig gelerntes Gedicht vorzutragen oder andere Beweise ihres Fleißes zu liefern.

»Dann hat der Vater gesagt: So, und räumt mir das Tischlerl ab, *du* ziagst (ziehst) mir die Schuach (Schuhe) aus, *du* holst des Wossa (Wasser), *du* tuast mia die Pfeife stopfen und *du* gibst mir die Bücha, die wos i brauch! Und das hat müssen funktionieren, der hätt es ja gar nicht anders getan, wenn wir da nicht alle wunderbar pariert hätten.«⁸

Ist Matthias Neumann halbwegs zufrieden mit seinen Kindern, stopft er sich eine Pfeife und beginnt die Tageszeitung oder ein Buch zu lesen. Väter wie Wenzel Zvacek, Matthias Neumann oder Sandor Horvath besitzen keinerlei Produktionsmittel im Sinn der politischen Ökonomie. Aber ihre Arbeitskraft, ihre Ausbildung, ihre Selbstdisziplin, ihre Selbstbildung und pädagogische Ambition können – zu Bourdieus Begriff des kulturellen Kapitals passend – als sozialkulturelle Produktionsmittel verstanden werden. Diese Väter erziehen kompetente, vielseitig interessierte und leistungsorientierte Menschen. Im Akt der Heimkehr von der Arbeit agieren Väter dieses Typs *privat* und *politisch*, indem sie ihre sozialen, politischen und kulturellen Werte Ehefrauen und Kindern vor Augen führen und sich dabei auf den öffentlichen Bildungsdiskurs berufen. Ihre beruflich bedingte Abwesenheit hindert sie also nicht, an der Erziehung ihrer Kinder wirksam teilzunehmen.

Wenn in einer Nachbarwohnung Ungewöhnliches geschieht, wird dies von Nachbarn und Nachbarinnen im hellhörigen Zinshaus viel früher als im Gemeindebau wahrgenommen. Frauen und Männer mischen sich eher ein, wenn ein Ehepaar streitet, wenn vermutlich oder sichtlich physische Gewalt gegen Frauen und Kinder angewandt wird. Alle wissen, dass die Stellung des Mannes durch wirtschaftliche Krisen, Krankheit und Unfälle, durch Trunkenheit oder Fernbleiben von der Arbeit immer wieder bedroht ist. Dem steht der Alltagsverstand (*senso comune*, nach Antonio Gramsci)⁹ entgegen, die eigene Familie wie die Familie der Nachbarn möglichst vor Armut, Gewalt und Zerfall zu bewahren.

Längst nicht jede Krise beraubt den Patriarchen seines Ansehens. Ausgerechnet an einem Weihnachtsabend, als das Weihnachtsgeschäft abgeschlossen ist, wird der Kürschnermeister Joseph Schmied von seinem Arbeitgeber entlassen. Seine Stieftochter

8 Interview 35 mit Franziska Neumann, geboren 1905 in Landstraße, Wien 3.

9 »Senso comune« wird mit »Alltagsverstand« ins Deutsche übersetzt. Ich meine, »Gemeinsinn« wäre die bessere Übersetzung. Alltagsverstand und Alltagswissen bestehen aus intellektuellen, rationalen, intuitiven, theoretischen und praktisch-konjunktiven Wissens-elementen (Mannheim) und deren performativer Anwendung im Alltagsleben.

Isolde Skorepa erinnert sich an den in dieser Lage noch behutsamer werdenden Umgang der Ehefrau und der Tochter, auch des Großvaters mit dem Vater. In der Coda der folgenden Passage beschwört sie eine für sie offenbar immer noch gültige Wahrheit:

»Wenn der Vater rein kommt, das *war* der Vater, das *war anders*. Die Männer waren müde, und vielleicht haben sie Sorgen gehabt um den Posten zu erhalten. Wenn ein Mann eingetreten ist, wenn wer zu Besuch war, Nachbarn oder so, da musste Ruhe sein! Vater, das Essen! *Und der Mann war der Mann!*«¹⁰

9.2 Bildungsferne Väter

Auch bei Vätern, die weniger Respekt und Anerkennung in der Nachbarschaft und in der Familie genießen, weist ihre Heimkehr gewisse Regelmäßigkeiten auf. Schon vor der Ankunft des Vaters kommt eine leichte Anspannung über Frauen und Kinder. Der Mann wäscht seine Hände im Lavoir, setzt sich an den Küchentisch, nimmt die Zeitung und raucht eine Zigarette. Für einige Zeit will er nicht gestört werden. Um Schulaufgaben der Kinder kümmert er sich kaum. Mancher Mann ist müde, krank oder überlastet und auch deshalb so sehr auf sich selber bedacht. Sind Kinder zu laut, schlägt er mit der Faust auf den Tisch. Er neigt eher zur physischen Demonstration seiner häuslichen Macht als dazu, sein Anliegen oder einen Interessenskonflikt zwischen ihm, seiner Frau oder seinen Kindern zu erläutern. Frau und Kinder unterwerfen sich ihm, um Schlimmeres zu verhüten. Was ich hier beschreibe ist zunächst nicht mehr als ein Stereotyp, aber ich finde einige Fälle, die ihm sehr nahekommen.

Der Eisengießer Sepp Windisch zum Beispiel kehrt nach einem langen und schweren Arbeitstag in die Wohnung zurück und legt sich grußlos auf den Diwan. Gespräche führt er kaum und seine Töchter tun alles, um ihm keinen Anlass zu bieten, sie ins Gespräch zu ziehen. Herr Windisch erwartet von seinen Kindern nur, dass sie sich *ruhig* verhalten. Dennoch hat Hanna Windisch auch gute Erinnerungen an ihre Kindheit. Allerdings beziehen sich die nicht so sehr auf den Vater und das Familienleben, sondern auf die Vorzüge jenes Zinshauses, in dem sie wohnt. Es gehört einem Fuhrwerksunternehmer. Im großen Hinterhof ist Platz für Fuhrwerke und Pferdestallungen, aber auch für die Kinder des Hauses. Ich komme darauf zurück.

In der Wohnküche der Familie Windisch stehen neben dem Küchentisch ein Kindertisch und Kindersessel. Sie sind nicht Ausdruck einer besonderen pädagogischen Ambition der Eltern, auch kein Ersatz für das fehlende Kinderzimmer, sondern ein Mittel, um die Kinder aus der Kommunikation der Eltern während der Mahlzeit *auszuschließen*.¹¹ Auch Franziska Velecky erinnert sich an einen solchen Kindertisch.

»Da war vor dem Bett ein Tischerl und (kleine) Sessel, und da sind wir gesessen, und wir mussten brav sein. Da haben wir uns nicht getraut, so wie heute die Kinder überall mitreden dürfen, ach wir waren *Engerln!*«¹²

10 Interview 27 mit Isolde Skorepa, geboren 1921 in Rudolfsheim-Fünfhaus, Wien 15.

11 Ebd.

12 Interview 17 mit Maria Velecky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

Dass der Vater seine Ruhe haben will, wissen die Kinder. Und doch bringen sie das von ihnen erwartete »Stillsein« nicht immer zu Wege. Das ausdrückliche Sprechverbot für Kinder während der Mahlzeit zeigt: Sprache und Kommunikation werden hier zumindest nicht bei Tisch als erstes Mittel benutzt, um die kognitive Entwicklung des Kindes zu fördern. Eltern fordern ihre Kinder auf still zu sein, weil sie selber der Ruhe bedürfen. So wie Mann und Frau miteinander nur das notwendigste besprechen, halten sie es auch mit den Kindern. Damit verlangsamt sich das Erlernen der Sprache und das Vokabular der Kinder bleibt begrenzt, wie das der Eltern, es sei denn, eine gute Schule weckt ihre Freude am Sprechen und wirkt kompensatorisch. Der Soziolinguist Basil Bernstein spricht von einem »restringierten Code«.¹³

9.3 Das Strafgericht

Der Pflasterer Anton Auer zählt zum pädagogisch wenig ambitionierten Typus, auch wenn er zuweilen auch nett zu seinen Kindern ist. Nach seiner Heimkehr und den dann vorgetragenen Klagen der Mutter lässt er das beschuldigte Kind oder alle Kinder zur Strafe knien. Die Hände am Rücken, den Kopf an die Wand geneigt, müssen sie eine Stunde still verharren. Die Ehefrau delegiert Ausmaß und Art der Strafe und deren Verkündung an den Ehemann, bemüht sich aber auch, körperlichen oder psychischen Schaden von den Kindern abzuwenden.

»Geschlagen sind wir überhaupt nicht worden, mein Bruder einmal, aber sonst haben wir müssen knien: einer bei *dem* Fenster, einer bei *dem*. Na und mein Bruder, der Älteste, wenn der ein bisschen gekniet ist, hat er schon gesagt: Bitt schön Vater, darf ich schon aufstehen? Und ich hab das nicht zusammengebracht, ich bin gekniet, hab müssen die Hände am Rücken haben, so sind wir gekniet und sind mit dem Kopf an der Mauer gelehnt. Ich habs nicht zusammengebracht, dass ich gesagt hätte, Vater, darf ich aufstehen? Bis dann die Mutter zu ihm gesagt hat: Jetzt lass ihn schon einmal aufstehen!«¹⁴

Auch Mädchen müssen knien. Maria Fiedler, Tochter einer Heimarbeiterin und eines gelernten Hutmachers, muss oft »gleich zwei Stunden auf einem Holzscheid« knien.¹⁵ Das Holzscheid verursacht beträchtlichen Schmerz an den Knien. Ein wenig Stolz schwingt mit, wenn Frau Fiedler sagt: »Wir sind *sehr streng* erzogen worden!«¹⁶ Im Rückblick scheint ihr die Strenge des Vaters ein *geordnetes* Familienleben zu bezeugen.

»Schwere Prügel« werden nicht oft berichtet. Häufig ist vom Knien, von einzelnen Schlägen auf das Hinterteil (»Wixe«), von unterschiedlich ausgeführten Schlägen auf den Hinterkopf (»Knackwatschn«, »Tachtl«, »Nuss«) die Rede, oder, für das Kind vielleicht am demütigendsten, von Schlägen mit der flachen Hand ins Gesicht (»Ohrfeige«,

13 Basil Bernstein, Ein sozio-linguistischer Ansatz zur Sozialisation. Mit einigen Bezügen auf Erziehbarkeit, in: ders., Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf 1972, 200–231.

14 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

15 Interview 4 mit Martha Fiedler, geboren 1901 in Hütteldorf, Penzing, Wien 14.

16 Ebd.

»Watschn«). Diese Strafen sind nun aber nicht das Vorrecht des heimgekehrten Vaters. Sie werden auch oder sogar vorwiegend von der Mutter während der Abwesenheit des Mannes eingesetzt.

Die Wirkungen der Strafen auf das Kind aus späteren mündlichen (oder schriftlichen) Erzählungen zu rekonstruieren ist schwierig. Plausibel scheint mir, dass die beschriebenen Strafen weniger eine *intrinsische* Gewissensbildung als eine *äußerliche* Disziplinierung bewirken.¹⁷ Viele Eltern haben höchstens eine vage Vorstellung davon, wie die Kinder die Strafe subjektiv verarbeiten, und die Kinder wissen nicht genau, was in einem strafenden Vater oder in einer strafenden Mutter vorgeht. Wenn alle Kinder gleichermaßen bestraft werden, unabhängig von ihren Vergehen (eine Parallele zur Erziehergewalt in Kinderheimen, s. Kapitel 2.9.3.1) könnte es sein, dass ein Kind dies als ungerecht empfindet. Solches Unrecht über Jahre zu erleben kann das Kind an der Autorität der Eltern zweifeln lassen. Die Psychologin Hildegard Hetzer kommt in ihrer Ende der 1920er Jahre verfassten Studie »Kindheit und Armut« zu einem etwas anderen Schluss.

»Die engen räumlichen Verhältnisse, die *Unbeherrschtheit* der Erwachsenen, die sich vor ihren Kindern *blind* gehen lassen [...] bewirken, daß das U (das ungepflegte Kind) früh den Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Eltern verliert, daß es ihre Schwächen frühzeitig kennen und *nachsichtig* beurteilen lernt.«¹⁸

Dass sich eine genervte Mutter während des Tages auch einmal »blind gehen« lässt, wie Hetzer behauptet, scheint mir plausibel. Doch für das abendliche »Strafgericht« des Vaters gilt dieser Befund gewiss nur in seltenen Fällen. Dieses Ritual erfüllt ja vor allem den Zweck, die Kinder für etwa eine Stunde »ruhigzustellen«, nicht aber zusätzliche Unruhe und Aufregung in den Abend zu bringen.

9.4 Pädagogisch engagierte Eltern

Der Abend am Küchentisch und der Familienausflug am Sonntag sind die besten Gelegenheiten zu Gesprächen der Eltern mit ihren Kindern. Sie sind neben dem Gespräch bei Tisch ein *konstitutives Ereignis* des Familienlebens von pädagogisch ambitionierten Eltern. Der Oberkondukteur, Gewerkschafter und Sozialdemokrat Wenzel Zvacek ist ausgesprochen bildungsorientiert.

»Er hat sehr viel gelesen, er hat damals auch Esperanto gelernt, er hat damals einen Stenographie-Kurs gemacht, hat also *jede nur erdenkliche Bildungsmöglichkeit ausgenutzt*. [...] Natürlich war er nicht nur der strenge, er war auch der gütige Vater. So kann ich mich erinnern, dass wir zusammen einen Drachen gebastelt haben und dann auf

17 Aus rezenter entwicklungspsychologischer Sicht u.a. Grusec, Goodnow, Impact of parental discipline methods on the child's internalization of values. A reconceptualization of current points of view. In: *Developmental Psychology* 30 (1994), 4–19.

18 Hildegard Hetzer, *Kindheit und Armut*. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929, 44.

das Feld gegangen sind, um den Drachen steigen zu lassen. Das war nicht sehr weit, zwischen den alten Bahnhäusern in Ober-Sankt Veit war ja ein großes freies Feld.«¹⁹

Wenzel Zvacek beantwortet die Fragen seiner beiden Söhne »geduldig« und fördert ihr praktisch-technisches Interesse, ihren Sinn für »die Schönheiten der Natur« und der bürgerlichen Hochkultur. Mit sonntäglichen Besuchen im Kunsthistorischen Museum will er seinen Söhnen Werke der bildenden Kunst näherbringen:

»Ich kann mich erinnern, dass er mit Vorliebe mit mir ins Kunsthistorische Museum gegangen ist und dass wir uns dort am Sonntag stundenlang Bilder angeschaut haben, da dürfte auch meine Liebe zur Kunst geweckt worden sein. Und dass er sich außerordentlich um mich gekümmert hat, weit mehr als damals die Mutter.«²⁰

Auf die Bemerkung über die Mutter werde ich gleich noch zu sprechen kommen. Ereignisse wie die »Hungerdemonstration« im September 1911 oder der Beginn des Krieges im August 1914 werden in bildungsorientierten und im weitesten Sinn politisch denkenden Eltern am Küchentisch ausführlich besprochen, den Kindern erläutert und kommentiert. Wenzel Zvacek lehrt seine Söhne Lieder der Arbeiterbewegung und ermuntert sie, Bücher aus einer städtischen Leihbibliothek und aus seiner eigenen kleinen Bibliothek auszuleihen. So realisiert sich das zivilisatorische Projekt der Sozialdemokratie im Haushalt pädagogisch ambitionierter Väter weit eher als in anderen Haushalten. Die *Arbeiter Zeitung* und ein illustriertes Wochenblatt liegen oft auf dem Küchentisch. Singen und Musizieren haben für Eltern und Kinder hohe Bedeutung. So wird das Musizieren in den Familien Horvath, Neumann und Zvacek konsequent über Jahre gepflegt. Es schränkt die »freie Zeit« des Kindes erheblich ein – genau wie im Bürgertum.

»Ich bin damals (ab 1913) in die Bürgerschule gegangen und hab sehr sehr viel gelesen. Ich kann mich erinnern, von meinem elften oder zwölften Lebensjahr an war meine Freizeit nur mehr zwischen Zitherspielen – ich hab täglich eine Stunde üben müssen – und Lesen aufgeteilt. Ich hab damals ungeheuer viel gelesen. [...] Was ich erwischen konnte, hab ich gelesen. Ich hab schon mit dreizehn Jahren Bebel's *Die Frau und der Sozialismus*, Engels' *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* und eine Menge anderer Bücher gelesen.«²¹

Warum kümmert sich die Ehefrau des Wenzel Zvacek deutlich weniger um die Bildung der Söhne? Hätte sie an der Erziehung von Töchtern mehr Interesse? Vor ihrer Heirat ist sie Dienstmädchen in Pressburg (Bratislava) und Wien. Auch nach den Geburten arbeitet sie noch einige Stunden in der Woche als »Zugehfrau« in großbürgerlichen Familien. An den Bildungsunternehmungen ihres Ehemannes beteiligt sie sich nicht aktiv. Sie zeigt auch kein besonderes Interesse an Hochkultur. Bei politischen Gesprächen am Küchentisch hört sie nur zu. Die von ihrem Sohn Willi angebotene Erklärung, sie habe daran kein Interesse gehabt, reicht nicht aus. Ambitionierte Männer und Väter geben ihr

19 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

20 Ebd.

21 Ebd.

Bildungsideal an ihre Söhne unter den Bedingungen des *sekundären Patriarchats* weiter. Sie genießen Ansehen in der Familie, im Betrieb, in der Gewerkschaft, in der Genossenschaft, hier in einer Genossenschaft der Eisenbahner. Mit Bourdieu gesprochen gewinnen sie anerkanntes kulturelles, also symbolisches Kapital. Hausarbeit und Care-Arbeit übernehmen die Ehefrauen und gegebenenfalls auch die Töchter und binden sich damit an den Haushalt und an die Wohnung.

Meist geht nur der Mann als Mitglied seiner Gewerkschaft am Sonntagvormittag zur Zahlstelle oder Samstag Abend in das Parteilokal, um mit Berufskollegen und Parteigenossen über Politik zu reden. Hier führen fast durchwegs Männer das Wort, pflegen ihre Fähigkeiten, am politischen Diskurs teilzunehmen und vermehren ihr Wissen über Wirtschaft und Politik. Ihre Ehefrauen kochen indessen das sonntägliche Mittagessen oder stopfen die Socken des Ehemanns und der Kinder. Gewiss akkumulieren auch Hausfrauen Wissen, Erfahrung, nützliche Beziehungen, Ansehen und Respekt. Dennoch behält der Mann in einer patriarchalen Gesellschaft einen Vorsprung an kulturellem und symbolischem Kapital. Manche Frauen nehmen das offenbar als selbstverständlich hin und sagen, der Ehemann habe »alles gewusst« und »alles besser verstanden«.

Ein von Bildungsbürgern und bürgerlichen Parteien eifersüchtig bewachtes Bildungssystem hält nur für wenige Mädchen und Frauen der Unterklasse und der unteren Mittelklasse einen zweiten oder dritten Bildungsweg offen. Dazu zählt auch die Schönbrunner Erzieherische der *Kinderfreunde* (s. Kapitel 3.4), oder die für männliche und weibliche Gewerkschafts- und Parteimitglieder offene *Arbeiterhochschule*, oder die städtische Akademie für soziale Verwaltung, an der unter anderem Fürsorgerinnen ausgebildet werden (s. Kapitel 2.7). Erst für die Enkel und Urenkel und für Burschen und Mädchen wird ab Mitte der 1960er Jahre unter der Kanzlerschaft Bruno Kreiskys höhere Bildung über das öffentliche Schulsystem zugänglich. Mädchen ziehen in Bildungsabschlüssen von Gymnasien, Realschulen und Handelsakademien mit Burschen gleich und überholen sie sogar.

Der um 1890 aus Westungarn nach Wien zugewanderte Baufacharbeiter Sandor Horvath, ein gelernter Baufacharbeiter (Stuckateur), ist ein pädagogisch ambitionierter und präsender Vater. An Sonntag Nachmittagen sitzt er mit Frau und Kindern am Küchentisch und singt ungarische und Wiener Volkslieder oder erzählt von seinen Arbeitswanderungen, die ihn in jungen Jahren bis in oberitalienische Städte führen. Als Stuckateur, der kunstvolle Reparaturen in den Palazzi der Toskana und Venedigs vornimmt, wird er für seine Arbeit sehr geschätzt. Schon hier beginnt für ihn die Akkumulation von kulturellem Kapital, und ich meine zu erkennen, dass die folgende Generation davon profitiert, wenn sich solche Väter buchstäblich als Lehrmeister ihrer Kinder engagieren. So zünftig sich das Bild ausnimmt, Sandor Horvath ist auch an technischem Fortschritt interessiert, etwa an Elektrizität.

»Der Vater hat mit uns gespielt, hat zum Beispiel ein Lavoir mit Wasser genommen, hat einen Kreuzer hineingelegt, eine kleine Batterie angeschlossen – er war immer ein Bastler. Und wir sollten den Kreuzer aus dem Wasser holen; wer ihn erwischt, der bekommt ihn. [...] Aber weil man, wenn man den Kreuzer ergriff, die Hand nicht mehr

öffnen konnte, hat keiner den Kreuzer gekriegt. Es war alles ohne Gefahr, weil es ja Niedervolt war. Solche Spiele hat er mit uns gemacht an Sonntag-Nachmittagen.«²²

Willi Horvath wird Jugendfunktionär der *Sozialistischen Arbeiterjugend* (SAJ) und gibt Mikroskopierunterricht an der Volkshochschule in Ottakring. Ich werde noch mehrere Male auf ihn zu sprechen kommen. Technische und naturwissenschaftliche Wissbegierde, pädagogisches Gespür und politisches Wissen, das er vor allem in der *Sozialistischen Arbeiterjugend* (SAJ) erwirbt und an Jugendliche weitergibt, helfen ihm in allen Lebenslagen und orientieren sein Handeln auch in höchster Not (s. Kapitel 11).

9.5 Exzessive Männer, sparsame Frauen

Joseph Auer, 1868 in Wien geboren, ist ein Mann des späten 19. Jahrhunderts. Als Pflasterer verdient er in der Baukonjunktur unter dem christlichsozialen Bürgermeister Karl Lueger so gut, dass er sich jeden Essenswunsch in Gasthäusern und Heurigenlokalen leisten kann. Er konsumiert reichlich Wein und bringt am Ende seiner Zechtouren an den Wochenenden Semmeln und Süßigkeiten für die Kinder nach Hause. Für sein Essen und Trinken, seine Fiaker-Fahrten mit Freunden durch Hernals und in die Weinbauerndörfer und mit seinem Kartenspiel bis tief in die Nacht gibt er seinen Wochenlohn von etwa 30 Gulden meist zur Gänze aus. Das ist nur möglich, weil seine Ehefrau, eine Schirmnäherin, etwa fünfzehn Gulden in der Woche verdient und damit die Wohnungsmiete und den Haushalt finanziert. Dem Pflasterer Auer ist es kein besonderes Anliegen, in die Bildung seiner Kinder zu investieren. Er kümmert sich auch nicht um Geburtenverhütung. Seine Frau wird von acht Kindern entbunden, von denen drei an Scharlach oder Diphtherie sterben. Untertags betreut die in der Nähe wohnende Großmutter das jeweils jüngste Kind. Ab dem Alter von drei oder vier Jahren verbringen die Kinder den Tag, später auch die schulfreie Zeit auf der Gasse, im nahen Wienerwald und an den Ufern des Wienflusses (s. Kapitel 3.7).

Frau Auer erhält von ihrem Ehemann *kein* Wirtschaftsgeld, geschweige denn den gesamten Wochenlohn. Um Haushalts- und Wohnungsfragen kümmert sie sich allein. Sie organisiert auch die Übersiedlungen. An einem Wochenende kommt Herr Auer nach einer ausgedehnten Zechtour wie so oft erst am Sonntagmorgen nach Hause und findet die Wohnung völlig leer. Er legt sich auf den nackten Fußboden schlafen. Seine Frau hinterlässt ihm – vielleicht auch aus Zorn – keinerlei Nachricht. Die Hausmeisterin berichtet Herrn Auer, seine Frau habe am Samstag zwei Gassen weiter eine bessere Wohnung gefunden, die wenigen Möbel auf einen Streifwagen (Handwagen) gepackt und sei mit den Kindern übersiedelt. Joseph Auers Sohn Karl, der beruflich in die Fußstapfen des Vaters tritt, sich aber in den 1920er Jahren nicht mehr mit den Christlichsozialen Partei, sondern mit der Sozialdemokratischen Partei identifiziert, erzählt über seinen Vater so anschaulich und detailliert, dass ich eine längere Passage wörtlich wiedergeben möchte.

22 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

»Er war Pflasterer. Er hat sehr schön verdient, aber leider hat er das meiste für sich gebraucht. Er hat sehr viel getrunken. Unsere Mutter hat auch gearbeitet, die war Schirmnäherin und hat schön verdient. Sie ist in ein Geschäft gegangen, das war natürlich Akkordarbeit, vor dem ersten (Welt)Krieg hat sie in der Woche vierzehn, fünfzehn Gulden verdient. Sie hat immer gearbeitet, auch als wir Kinder klein waren. Die Großmutter hat auf die kleinsten aufgepasst. Und wie wir so fünf Jahre alt waren, *haben wir selber auf uns aufgepasst dann*. Insgesamt waren wir acht Kinder, aber drei sind gestorben, damals waren die Kinderkrankheiten noch, da war keine Hilfe bei Scharlach und Diphtherie.²³ Der Vater war zwar kein ausgesprochener Alkoholiker, aber er hat viel Geld für sich selber gebraucht. Erstens hat er viel getrunken, er hat viel vertragen. Wenn man das heute jemandem sagt, glaubt er es nicht, aber der hat täglich seine zwölf Viertel Wein getrunken und sehr viel gegessen, ein Kilo Fleisch, Schnitzel oder Schweinsbraten an einem Sonntag, oder um elf Uhr am Sonntag, da war die Suppe schon fertig (aufgegessen), da hat er das Rindfleisch gegessen, das waren auch so sechzig siebzig Dekka, an das kann ich mich noch gut erinnern. Ich hab müssen Bier holen vom Wirt. Mein Vater war *ein Koloss von einem Mann*. Er hat auch Sport betrieben, (in seiner Jugend war er) Ringer und Stemmer. [...] Unser Vater hat in der Woche dreißig, vierzig Gulden verdient, und wenn Sie denken, dass ein Lehrer, ein Volksschullehrer, zwanzig Kronen verdient hat, dann war das schon ein kleines Vermögen! Am Samstag haben wir ihn nicht gesehen, denn da sind er und seine Kollegen mit dem Fiaker ausgefahren. Da sind sie gar nicht nach Hause gekommen. Und ich kann mich erinnern, dass er oft in der Nacht heraufgepfiffen hat zur Mutter und gesagt hat: *Wirf mir fünf Kronen herunter!* Das war in der Nacht von Samstag auf Sonntag, da war er mit seinem Geld schon fertig. Vielleicht hat er gespielt, geschnapst. Die haben um weiß Gott was geschnapst. Na und natürlich, wenn er nach Hause gekommen ist, hat er uns Kindern immer so einen Sack mitgebracht, einen Papiersack mit Semmeln und Süßigkeiten, weil jedesmal war er ja nicht ganz blank, und da hat er hübsch was mitgebracht! Aber Geld hat die Mutter von ihm wenig gesehen. Er hat sich auf sie verlassen, weil sie auch schön verdient hat.«²⁴

An Joseph Auer ist zu sehen, was Pierre Bourdieu *die Inkorporierung des Geschmacks* nennt. Viel Fleisch essen, Wein und Bier trinken und Kraftsportarten wie Ringen und Stemmen sind auf das Schwere, Starke und Grobe ausgerichtet.²⁵ Joseph Auer ist »ein Koloss von einem Mann«. Jeden Arbeitstag hebt er hunderte Pflastersteine, legt sie in ein Sandbett und korrigiert ihre Lage mit dem Gummihammer. Für seine Angehörigen ist es selbstverständlich, dass er ungleich *mehr* und kalorienreicher isst und trinkt als die Frau und die Kinder. Fleisch ist seine bevorzugte Kost. Die Ehefrau verzichtet auf Fleisch oder nimmt »nur ein Stückchen«. Obwohl es in diesem Haushalt an Fleisch offenkundig nicht mangelt, erhalten die Kinder keines zugeteilt. Die Erklärung der Eltern ist sinngemäß: Kinder arbeiten noch nicht oder wenigstens noch nicht in männlicher Weise; ihre Mit-

23 Diphtherie: zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch »Würgeengel der Kinder« genannt, ist eine vor allem im Kindesalter auftretende Infektionskrankheit.

24 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring, Wien 16.

25 Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1982, 305ff.

hilfe im Haushalt und in der Versorgung kleiner Geschwister gilt als weibliche Arbeit. Elias Canetti bemerkt dazu in *Masse und Macht*:

»Es gibt Gruppen von Menschen, die in einem solchen Meistesser ihren Häuptling sehen. Sein immer gestillter Appetit erscheint ihnen als eine Gewähr dafür, daß sie selber nie Hunger leiden werden. Sie verlassen sich auf seinen gefüllten Bauch, als hätte er ihn für sie alle mitgefüllt. Der Zusammenhang von Verdauung und Macht tritt hier klar zutage.«²⁶

Körper und Körperhaltung, Essen und Trinken des Mannes und seine Geschenke an die Kinder sind kongruent. In ihnen kommt ein »umfassendes Verhältnis zur sozialen Welt« zum Ausdruck. In seiner Untersuchung zu den Konsumgewohnheiten in den 1960er Jahren in Frankreich findet Pierre Bourdieu die folgende Dichotomie. Für die untere Klasse sei das Schwere, Starke und Grobe, für die oberen Klassen das Leichte, Schwache und Feine typisch; diese Opposition liege jeder Ästhetisierung (Formgebung) von Praxis zugrunde.²⁷

Was wird aus Auers Sohn Karl, der so detailliert über seinen Vater erzählt? Wie sein Vater lernt er das Handwerk des Pflasterers und übt es bis zum Rentenalter aus. Doch rechnet er sich, wie gesagt, nicht mehr der christlichsozialen Bewegung Luegers zu. Luegers Regime endet mit seinem Tod 1910. Karl Auer zählt sich zur Klientel der sozialdemokratischen Partei, die mit ihrem kommunalen Bauprogramm zahlreiche Aufträge an Pflasterer und andere Handwerker vergibt. Der Enkel Heinz Auer macht in den späten 1970er Jahren Karriere in der Fachgewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter. Er ist dort für *Bildungsarbeit* zuständig. Seine Söhne – die beiden Urenkel des Pflasterers aus der Lueger-Zeit – besuchen in den 1970er Jahren höhere Schulen in Wien. Die Zukunft der Kinder und Enkelkinder ist gewiss in vieler Hinsicht durch Großeltern und Eltern bestimmt, aber doch auch ein Stück weit offen für sich neu eröffnende Chancen. In den vier Generationen der Familie Auer vollzieht sich über gut hundert Jahre, von den 1880er bis in die 1980er Jahre, ein Prozess der Zivilisierung und Verfeinerung der Alltagsitten, in der dritten und vierten Generation auch die Zuwendung zu bürgerlicher Bildung.

9.6 Die patriarchale Ordnung bei Tisch

Woher kommt die hohe symbolische Bedeutung der Mahlzeiten? Elias Canetti: »Für die Familie trägt der Mann seinen Teil der Nahrung bei, und die Frau bereitet ihm die Speise. Daß er von ihrer Speise regemäßig genießt, macht das stärkste Band zwischen ihnen aus.«²⁸ Wenn das stimmt, wird verständlich, warum das Einküchenhaus (abgesehen von den anfallenden Kosten der Miete und der professionellen Dienstleistungen) in der breiten Masse keine Anhänger findet (s. Kapitel 7.2). Aber im alltäglichen Ritual der Verteilung des Essens und Trinkens stehen nicht nur die Frauen, sondern auch die Kinder

26 Elias Canetti, *Masse und Macht*, Düsseldorf 1960, 250f.

27 Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 309.

28 Elias Canetti, *Masse und Macht*, Düsseldorf 1960, 252.

ganz klar hinter dem Vater zurück. Sie erhalten kein Fleisch, solange sie nicht erwerbstätig sind. Rotes Fleisch ist ein Privileg des Mannes. Die Ehefrau oder Lebenspartnerin nimmt sich – zumindest während der Mahlzeit bei Tisch – deutlich weniger zu essen als der Mann und auch weniger als die Kinder. Oft nimmt sie gar nicht am Küchentisch Platz, sondern steht mit verschränkten Armen hinter dem sitzenden Mann oder hinter den sitzenden Kindern (s. Abb. 28). Dazu nochmals Elias Canetti:

»Mutter ist jene, die ihren eigenen Leib zu essen gibt. Sie hat das Kind in sich genährt und bietet ihm dann ihre Milch. [...] ihre Gedanken, soweit sie eben Mutter ist, kreisen um die Nahrung, deren das heranwachsende Kind bedarf. [...] Ihre Leidenschaft ist, zu essen zu geben; zu sehen, daß es (das Kind) ißt; zu sehen, daß das Essen bei ihm zu etwas wird. Sein Wachstum und die Zunahme seines Gewichts sind ihr unabänderliches Ziel. Ihr Gebaren wirkt selbstlos und ist es auch.«²⁹

Abb. 28: Bei Tisch. Die Verteilung der Wurst.



Wie viele Erzählerinnen erinnert sich auch Martha Fiedler, wie insbesondere Wurst und Fleisch verteilt werden. Die Mahlzeit wird zur täglichen Anschauung des Zusammenhalts der Familie und der unterschiedlich verteilten Macht, sich zu nehmen, was man begehrt.

»Wie wir klein waren ist in der Mitte vom Tisch ein Weidling (eine große Schüssel) gestanden und da haben wir Kinder oft auf den Teller vom Vater geschaut, wenn der sich

aus dem Weidling das Fleisch genommen hat. Dann haben die Eltern gesagt: Ja Kinder, wenn ihr einmal verdient, könnt ihr auch Fleisch haben!«³⁰

Den Beteiligten erscheinen solche Rituale bei Tisch selbstverständlich. Versuchen sie auf Nachfrage zu begründen, warum es denn so gewesen sei, ist die angebotene Erklärung meist nicht stichhältig. So ist das Argument, Fleisch brauche nur, wer körperlich schwer arbeite, nicht zutreffend, denn Frauen erbringen, gemessen an ihrer Körperkraft, ähnlich schwere körperliche Leistungen und sehr oft haben sie einen noch längeren Arbeitstag als der Mann. Was Männer und Frauen körperlich und kognitiv leisten, entzieht sich ohnehin dem skalierten Vergleich. Dass nur männliche Kraft kräftiges Essen erfordert, erzählt auch der von Elias Canetti bemühte Mythos, dass es in der Macht des Ehemannes liege, seine Angehörigen vor allen Unwägbarkeiten des Wirtschaftslebens zu beschützen. Dieser Mythos überdauert selbst die wiederkehrenden Wirtschaftskrisen. Er stellt die Geschichte still.

9.7 Geld als Medium häuslicher Macht

Seit Jahrzehnten ist in sozial- und geschlechtergeschichtlichen Studien von der besonderen Macht der Frauen im Haushalt die Rede. Schon einer der ersten Familienforscher, Frederick Le Play, bemerkt über die Familienverhältnisse: »Frauen werden mit Respekt behandelt; oft üben sie [...] einen gewichtigen Einfluß bei Angelegenheiten der Familie aus.« Ihre Energie und Intelligenz befähige sie, »die Familie zu leiten«.³¹ Noch hundert Jahre später sind die US-amerikanischen Historikerinnen Joan W. Scott und Louise Tilly dieser Meinung.

»Die Rolle, die Frauen in der Familienökonomie spielten, gab ihnen normalerweise *viel Macht innerhalb der Familie*. Die spärlichen historischen Quellen ergänzen die systematischere Arbeit zeitgenössischer Anthropologen in diesem Bereich. Sie deuten alle darauf hin, dass die Frauen in der häuslichen Sphäre die Vormacht besaßen, während die Männer in der Öffentlichkeit die Hauptrolle spielten.«³²

An der vorgeblich anthropologischen Unterscheidung einer »effektiven Macht« der Frau im Haushalt und einer »Hauptrolle« des Mannes in der »Öffentlichkeit« ist einiges schief. »Öffentlichkeit« ist in der westlichen Welt kein geschichtsloser Zustand, sondern die Leistung einer bürgerlichen Revolution und Gesellschaft, und *soziale Praxis* ist immer auch *symbolische Praxis*. Ohne das Symbolische und Imaginäre ist das Wirkliche bedeutungslos und die Wahrheit über das Wirkliche (darunter die soziale Realität) nicht zu haben. Es

30 Interview 4 mit Martha Fiedler, geboren 1901 in Hütteldorf, Penzing, Wien 14.

31 Frédéric Le Play, *Les Ouvriers européens. Etudes sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières de l'Europe, précédées d'un exposé de la méthode d'observation*, Paris 1855, Band. 5, 40 und Band 6, 110.

32 Joan W. Scott, Louise A. Tilly, Familienökonomie und Industrialisierung in Europa. In: Claudia Honnegger, Bettina Heintz, Hg., *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt a.M. 1981, 99–137, hier 111.

ist auch nicht so, dass die Unter- und die Mittelklasse des globalen Westens das Patriarchat nur simulieren würden, *den Anschein einer »formalen Autorität«* des Mannes wahrend, die »effektive Macht« aber bei den Frauen liege, wie Leslie W. Tentler behauptet.

»The home was her workplace, her realm of authority, where she was assuredly a life-long worker. In many working-class families early in the (20th, RS) century, fathers possessed but the *trappings of formal authority*. Women, at the emotional center of the family, wielded much of the *effective power* in family life.«³³

Was könnte Frauen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts dazu bewegen, den Anschein männlicher Vorherrschaft aufrechtzuerhalten und unter diesem falschen Schein eine »effektive Macht« im Haushalt auszuüben? Dass sie das »emotionale Zentrum« der Familie seien, wie Tentler sagt, trifft in sehr vielen Fällen zu, wenn auch nicht in allen. Doch wie ließe sich eine »effektive Macht« davon unterscheiden? Ist nicht auch emotionale (oder sexuelle) Macht effektiv? Dass vor allem Arbeiter(ehe)frauen »all over the world« die »effektive Macht« im Haushalt besäßen, meint Tentler wie andere Autor*innen daran zu erkennen, dass sie das Familieneinkommen verwalten und die Höhe der Summe bestimmen, die sie ihren Männern für Wein und Tabak überlassen.³⁴ Leslie W. Tentler bezeichnet die Ehefrauen der Industriearbeiter Englands, Irlands und Deutschlands als die hauswirtschaftlichen *decision makers*:

»Husbands earned the money and wives spent it, one informant said, and the task of budget management was a formidable and extremely important one. [...] A great many working-class husbands were accustomed to giving the larger part of their wages to their wives each week, sometimes surrendering all their pay. In turn, men received a stipulated amount of »pocket money«. This custom was noted in English, Irish, and German family groups. The working-class wife was often the *chief economic decision maker* for the family.«³⁵

Die mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen bestätigen, dass auch im Wien der 1910er bis 1930er Jahren Frauen, aber keineswegs alle, das Einkommen des Mannes und übrigens oft auch das Einkommen erwerbstätiger Kinder verwalten. Dass Frauen *decision makers* sind, zeigt sich in den existenziell wichtigen Fragen der Wohnungssuche, der Zahlung der Miete und des Einkaufens. Lange vor ihrer Heirat sparen junge Frauen auf eine Wohnungseinrichtung. Sie treffen auch relevante Entscheidungen über die Erwerbsarbeit ihrer Kinder. Und doch ist die Behauptung in Frage zu stellen, all dies hätte Frauen »viel Macht« im Haushalt beschert. Denn anders als ökonomisches Kapital ist häusliche Macht nicht dauernd an eine Person in der sozialen Gruppe gebunden. In jeder Interaktion von Mann und Frau, von Eltern und Kindern, von Eltern mit Großeltern und anderen Verwandten übt eine Person oder eine Gruppe von Personen Macht über eine andere Person oder eine Gruppe aus. Doch Macht im System Familie und in anderen

33 Vgl. Leslie W. Tentler, *Wage-Earning Women. Industrial Work and Family Life in the United States, 1900–1930*, New York/Oxford 1979, 177.

34 Scott, Tilly, *Familienökonomie und Industrialisierung in Europa*, 111f.

35 Vgl. Leslie W. Tentler, *Wage-Earning Women*, 177f.

sozialen Systemen auszuüben, macht sie umkämpft und instabil. Das Machtverhältnis kann sich aus vielerlei Gründen verändern, je nachdem, was gerade geschieht. Dies soll nun empirisch nachgewiesen werden.

9.7.1 Die Übergabe des Wochenlohns: fünf Typen

Macht über den anderen Ehegatten oder Lebenspartner bestimmt sich nicht allein aus dem Faktum der Übergabe von Geld, sondern auch aus deren symbolischer Gestaltung. Der Kistentischler Karl Goldnagl kehrt Ende 1918 von der Südfront am Balkan zu seiner Ehefrau und zwei kleinen Töchtern in Favoriten zurück. Am Ende der Arbeitswoche liefert er den Wochenlohn an seine Ehefrau ab, doch lässt er sich oft lange bitten. Die ältere Tochter Hermi erinnert sich.

»So wie er das Lohnsackerl gekriegt hat, hat er es ihr gegeben, und sie (die Mutter) hat ihm nur Geld gegeben auf ein paar Zigaretten. Aber damit hat er gewartet bis zur letzten Minute! Wenn er sich mit ein paar Arbeitskollegen ein Bier gekauft hat, hat er danach den starken Mann gespielt, da ist er dann später nach Hause gekommen und hat das Geld nicht hergegeben. Und wir Kinder hätten so Hunger gehabt. Da haben wir nichts gekriegt und mussten hungrig schlafen gehen.«³⁶

Der Kriegsheimkehrer Goldnagl leidet an Malaria und wiederkehrenden Fieberanfällen. Besonders wenn es ihm körperlich schlecht geht, zeigt er seinen Willen zur Macht. Seine Ehefrau sucht dringend Lohnarbeit, um den wechselnden Launen des Mannes zu entgehen. Sie findet Arbeit in der Druckerei Berthold & Stempel in Favoriten. Doch auch das in den folgenden Jahren erzielte Einkommen der Frau reicht nicht aus. Die Malaise der Geldübergabe setzt sich fort.

Wenn Väter die Geldübergabe gern mit kleinen Geschenken an die Kinder verbinden, beziehen sie auch ihre Kinder bewusst oder unbewusst in das *Machtspiel* ein. Auch sie sollen den Vater als »Familienernährer« und als gewährenden und gütigen Vater anerkennen.

»Am Freitag war immer *Kirtag*, wenn der Vater den Lohn gebracht hat, da haben wir uns immer was *wünschen* dürfen, ein Stück Wurst oder Leberkäse vom Pferdefleischhauer. Das war dem Vater, das war für die Städter, dass sie die Familie *beglücken* können!«³⁷

Frau Skorepas Rede vom *Kirtag* sei kurz erläutert. »*Kirtag*« ist ein österreichischer Begriff für das Kirchweihfest anlässlich des Namenstages des Schutzpatrons, dem die örtliche Pfarrkirche geweiht ist. Neben Verkaufsständen für Kleider und Hausrat stehen an diesem Tag meist ein Karussell, eine Schaukel, eine Schießbude auf dem Platz vor der Kirche. Frau Skorepa benutzt das Wort *Kirtag* im obigen Zitat als Metapher, und schon dies zeigt den kontingenten, von seiner Gestaltung abhängigen Vorgang. Dass der Vater der Ehefrau und der Tochter am Freitag ein Stück Wurst oder Leberkäse mitbringt, ist

36 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

37 Interview 27 mit Isolde Skorepa, geboren 1921 in Rudolfsheim, Wien 15.

umso bemerkenswerter, als es Männer sonst kaum als ihre Aufgabe betrachten, Lebensmittel einzukaufen. Der regelmäßige Einkauf zählt eindeutig zu den Pflichten der Frau, die dabei jeden Groschen umdreht und sich keine Großzügigkeit erlaubt, um durch die Woche zu kommen. Die Aussage von Frau Skorepa deutet auch schon darauf hin, dass die Macht des Mannes keineswegs nur auf dem Umgang mit Geld oder auf potenzieller Gewalt beruht. Sie insinuiert auch eine habituelle Differenz zwischen Landbewohnern und »Städtern«. Ein kurzer Einblick in die Familiengeschichte mag dies nicht nur für den konkreten Fall erklären.

Als junger Mann ist Isoldes Stiefvater der vorgesehene Erbe eines Bauernhofs in einer niederösterreichischen Marktgemeinde. Aber während einer langen Kriegsgefangenschaft wird er von seinen Eltern und einem jüngeren Bruder gleichsam entthront und zum weichenden Erben, zum »Proleten« gemacht. Wenn er mit Fleiß, Ausdauer und Können zum Gesellen und schließlich zum Meister in einer renommierten Wiener Pelzfabrik avanciert und sich am Ende der Arbeitswoche gegenüber seinen Angehörigen als *guter Patriarch* erweist, der seinen Lieben kleine Geschenke mitbringt, gewinnt er daraus Freude, Stolz und Selbstbewusstsein, nicht zuletzt etwas von jener häuslichen Macht, über die ein sorgender Patriarch verfügt. Er rettet also für sich einen Status und eine Rolle, die ihm die erwähnte Entthronung als präsumtiver Erbe eines Bauernhauses entzog. Wenn die Frau den Wochenlohn des Mannes übernimmt, setzt sie dessen Macht nicht auf Null. Sofern die Übergabe zuverlässig erfolgt, wird die Geldübergabe an die Frau und das damit verbundene kleine Geschenk an die Frau und das Kind ein Ritual, das die Macht und das Ansehen des Ehemannes und Vaters erhält, wie es auch die Macht und das Ansehen der Frau als zuverlässige Wirtschaftlerin bestätigt. Kurz: Sowohl der Ehemann als auch die Ehefrau verfügen aufgrund ritualisierter Austausch von Ressourcen über häusliche Macht, allerdings ohne Gewähr.

In den mir vorliegenden autobiographischen Erzählungen finde ich einen zweiten Modus der Geldübergabe, von dem Joan W. Scott und Louise Tilly³⁸ meinen, er habe sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg durchgesetzt: Der Mann übergibt der Frau einen von ihm selbst bemessenen Teil seines Wochenlohnes als *Wirtschaftsgeld* und behält den Rest in seiner Verwaltung. Wenzel Zvacek gibt schon als Gehilfe im Betrieb eines Malermeisters und später als Kondukteur und Oberkondukteur seiner Frau *Wirtschaftsgeld*, und legt den Rest in seine eigene Sparkasse. Damit behält er weiterhin die Kontrolle über jenen Teil des Einkommens, der nicht umgehend für Miete, Nahrungsmittel und tägliche Anschaffungen ausgegeben werden muss. Er allein *entscheidet* über besondere Ausgaben und Sparziele wie Urlaubsreisen mit der Eisenbahn an die Adria, den Besuch von Kunstmuseen mit seinen Söhnen, den Ankauf neuer Möbel und so fort. Offenkundig haben solche Ausgaben einen höheren symbolischen Wert als die täglich anstehenden Konsumentscheidungen der Frau. Sie schaffen soziales und kulturelles Kapital, das den Status des Mannes in der Familie, in der Nachbarschaft und in der Genossenschaft der Eisenbahner maßgeblich bestimmt (s. Kapitel 7.1).

38 Joan W. Scott, Luise Tilly, Familienökonomie und Industrialisierung in Europa. In: Claudia Honegger, Bettina Heintz, Hg., Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt a.M. 1981, 99–137.

Ein dritter Typus ist rasch beschrieben. Markus Wolf kommt mit vierzehn Jahren nach Wien. Nach Volks- und Bürgerschule erlernt er den Beruf des Schneiders, dann des Teppichknüpfers und Teppichfärbers. Er wird Mitglied und Kassier einer Sektion der Sozialdemokratischen Partei in seinem Wohnbezirk. Die Mietparteien des Zinshauses, in dem er wohnt, wählen ihn zu ihrem *Hausvertrauensmann*. Er genießt hohes Ansehen. Nach seiner Entlassung bezieht er eine geringe Arbeitslosenunterstützung. Einige Jahre arbeitet er quasi selbständig im einzigen Zimmer der Wohnung, ehe er wieder eine Anstellung in einer Teppichfabrik findet. Als die Ehefrau in der nahegelegenen Schokoladenfabrik *Manner* in Ottakring zu arbeiten beginnt, steht mit zwei Einkommen von Mann und Frau erstmals ein disponierbarer Lohnanteil zur Verfügung. Markus Wolf zieht es aber vor, mit seinem Erwerbseinkommen seine persönlichen Hobbys zu finanzieren. Sein Sohn Erich übt daran Kritik, wie die Coda der folgenden Passage deutlich zeigt.

»Nachdem der Vater in einer Teppichfabrik Arbeit erhielt, haben wir unser geregeltes Einkommen gehabt. Es ist uns dann auch relativ gut gegangen. Wir konnten uns zum Beispiel an Sonntagen ein Schnitzel leisten und zu Weihnachten ein Gansl. [...] Ein merklicher Aufstieg. Aber vom Sparen war keine Rede. Nicht so, dass wir sparen für den Urlaub und uns dann eben etwas leisten. Der Vater war Radiobastler. Er hat schon, ich glaube 1927 war das, mit dem Detektor-Empfänger angefangen, den hat er selber gebaut. Er hat auch dann später Lampenapparate gebaut und sehr viel Geld investiert. Immer wenn etwas Neues herausgekommen ist, hat er versucht, das zu kaufen. Also mit dem Geld hätte er schon etwas anderes machen können. Andere haben einen Garten gekauft, damals hat es ja Schrebergärten noch und noch gegeben vis-à-vis vom Wilhelminen-Spital. Aber sein Hobby war die Radiotechnik. [...] Das hat er gekauft, das hat sehr viel Geld gekostet. Also da war er / *da hat er auf die Familie vergesessen.*«³⁹

Ein vierter Typus ist dadurch bestimmt, dass der Mann seine Ehefrau oder Lebenspartnerin über sein Einkommen im Unklaren lässt. Aus der Unwissenheit der Frau über sein Einkommen bezieht er seine häusliche Macht, solange er gesund und arbeitsfähig ist. Die seit ihrer frühen Jugend als Hilfsarbeiterin in der Landwirtschaft und in der Schuhindustrie tätige Maria Sebestl heiratet 1921 einen stolzen und selbstbewussten Straßenbahner, der ihr in vieler Hinsicht überlegen ist. Er hat ein Monatsgehalt und drängt seine Frau, die Erwerbsarbeit vor der Geburt des ersten Kindes aufzugeben. Frau Sebestl klagt, ihr Mann habe »das Wirtschaftsgeld« immer sehr knapp kalkuliert. Eine Erhöhung des Wirtschaftsgeldes zu erbitten kommt ihr nicht in den Sinn. Sie ist besorgt, mit dem ihr überlassenen »Wirtschaftsgeld« auszukommen:

»Ich hab immer nur einen Teil gekriegt, mit dem hätte ich müssen durchkommen. Aber ich hab mirs so eingeteilt, dass es halt doch mit Ach und Krach gegangen ist. *Zweimal im Monat hab ich das Wirtschaftsgeld gekriegt, am Ersten und am Fünfzehnten hat er mir*

39 Interview 64 mit Erich Wolf, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

Geld gegeben. Und ich hab ja nicht gewusst, was er verdient. Da hab ich nicht gefragt, weil der hätte höchstens gesagt, was geht das dich an? Da kannst nix machen.«⁴⁰

Die Negation oder Inversion der bisher unterschiedenen Typen ist bereits der fünfte Typus. Maurycy Sontag, 1918 aus der westlichen Ukraine zugewandert, verdient als Hausierer unregelmäßig, wenig oder gar nichts, sodass die Ehefrau mit seinem Einkommen nicht rechnen kann. Sie allein verdient den Unterhalt der Familie mit ihrer Nährarbeit für Nachbarinnen. Herr Sontag ist wohl auch aufgrund seiner prekären Beschäftigung oft unwirsch und unzufrieden. Er bedroht Frau und Kinder und manchmal schlägt er auch zu. Die Ehefrau hat Angst vor seiner Heimkehr. Von der Souterrain-Wohnung mit zwei Räumen führt eine Tür direkt auf die Gasse. Aus den Löchern im Fußboden kommen nachts Ratten. In diesem Zinshaus wohnen nur die »Allerärmsten der Armen«,⁴¹ Für fünf Kinder und das Elternpaar sind nur zwei Betten vorhanden. Eines der Kinder schläft auf einem Bügelbrett, das über zwei Stühle gelegt wird. Die 1920 geborene Tochter Lotte erhält eine Ecke des Zimmers zugewiesen, in der sie auf dem Fußboden schläft.

Worin besteht hier eine »besondere Entscheidungsmacht« (Tentler) der Frau? Und worin besteht vielleicht auch nur ein Rest von Macht auf Seiten des Mannes? Er ist Schachspieler, Gewerkschafter und Marxist. In Wien angekommen, tritt er in die sozialdemokratische Partei ein. Seine Bücher und sein Schachspiel versteckt er vor den Kindern in einer Kommode, die er sorgfältig versperrt. Als Frau Jetti Sontag die Wohnungsmiete mehrmals schuldig bleiben muss, wird die Familie 1924 vom Hausherrn delogiert. Die wenigen Habseligkeiten muss sie auf die Gasse stellen. Bis eine neue Mietwohnung gefunden ist, zieht sie in das Asyl für Obdachlose in der Elisabethpromenade in der Rossau, Wien 9. Tochter Lotte erinnert einen riesigen Schlafsaal mit Stahlrohrbetten. Dem Vater nimmt man Hosenträger und Schnürsenkel weg, er könnte sich damit erhängen. Das ist demütigend und entmachtend.

Die nächste Wohnung ist eine Notstandswohnung in der nahen Rossauerkaserne. Immerhin besteht sie aus Zimmer und Küche. 1934 lässt sich Frau Sontag scheiden. Sie zieht mit den Kindern in ein nahe gelegenes Zinshaus an der Ecke Liechtensteinstraße und Thurygasse mit WC und Bassena am Gang. Zwei Zimmer und eine Küche stehen der Mutter und den nun schon adoleszenten Kindern zur Verfügung. Es ist die beste Wohnung im Lauf des gesamten Familienzyklus, und dies ohne jeden Beitrag des weggeschiedenen Ehemannes. Ein Zimmer muss allerdings untervermietet werden, um die Miete aufzubringen. Der Fall zeigt in dramatischer Weise die Oszillation der häuslichen Macht zwischen den Eheleuten. Schließlich verliert der Mann jede Macht über Frau und Kinder mit der von der Frau gegen seinen Willen durchgesetzten Scheidung.

9.7.2 Der gütige Vater und die Königin des Leids

Die Kinder mit kleinen Leckerbissen zu beschenken und dafür Geld auszugeben ist offenbar eine Praxis und ein Vorrecht der Väter, das sie zeitlich und kausal sehr oft mit der Übergabe des Wochenlohnes oder des Wirtschaftsgeldes an die Ehefrau verbinden.

40 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

41 Interview 70 mit Lotte Brainin, geborene Sontag, geboren 1920 in der Brigittenau, Wien 20.

Nicht nur, aber auch deshalb wird der Vater in den Erzählungen detailreich und ambivalent beschrieben, während die Beschreibung der Mutter bei aller Dankbarkeit blass und freudlos bleibt. Darin unterscheiden sich die mündlichen Erzählungen nicht von schriftlichen Autobiographien, sieht man von der oft ›gestelzt‹ wirkenden Sprache in schriftlichen Autobiographien ab (»Fremddiktion«). Ein Beispiel dafür gibt die sozialdemokratische Abgeordnete zum Parlament der Ersten Republik, Adelheid Popp. In ihrer »Jugendgeschichte einer Arbeiterin« beschreibt sie eine merkwürdig widersprüchliche Erinnerung an ihre Mutter:

»[...] nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewußt. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungsvolle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnte, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen.«⁴²

Weichen Frauen und Männer von als legitim und normal dargestellten Mustern deutlich ab, ja verkehren sie das »Normale« in sein Gegenteil, sprechen Nachbar*innen darüber und versuchen die Normalität durch abfällige Kommentare einzuklagen.

»Es hat ja damals nur wenige Familien gegeben, wo ich mich erinnern kann, dass die Frau *die Hosen angehabt hat*. Es hat schon welche gegeben, aber da hat man natürlich damals allgemein darüber geredet, dass der ein *Simandl* ist und *sie die Hosen an hat*. Es ist damals als *Schande* empfunden worden, allgemein, auch von den Frauen, denn die haben schon irgendwie anerkannt, das der Verdienende *der Herr im Haus* sein muss.«⁴³

Ein Zitat aus den 1909 veröffentlichten Gesprächen eines Berliner Pfarrers mit einer Arbeiterin (vermutlich ein fiktionaler Text) belegt die für den christlich-pastoralen Diskurs typische Doppelbödigkeit, die *Frau* abzuwerten und sie als *Mutter* nach dem Bild der Madonna, der katholischen Königin des Leids, zu überhöhen.

»Was das Verhältnis der Ehegatten in dem ehelichen Leben anbelangt, so soll der Mann das Haupt, *die Frau die Krone sein*. Dem Mann kann man nichts tun. Ich frage in allem meinen Mann. Wenn einer ›hü‹ zieht, der andere ›hot‹, dann geht es nicht. In mancher Ehe hat die Frau die Hosen an. Das ist nicht recht.«⁴⁴

Die Metaphern »Herr im Haus«, »die Hosen anhaben«, »Simandl« etc. und die binären Gemeinbegriffe »recht« versus »unrecht«, »natürlich« versus »unnatürlich« und so weiter sind sprachliche Werkzeuge des Alltagsdiskurses, die in erster Linie Gewissheiten

42 Adelheid Popp, *Jugend einer Arbeiterin* (1909), 2. Auflage, Berlin u.a. 1978, 25.

43 ›Simandl‹ steht im bayrisch-österreichischen Raum für einen Mann, der sich wie eine Frau benimmt. Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

44 Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst erzählt, herausgegeben von C. Moszeik, Pfarrer, Berlin-Lichterfelde 1909, zitiert nach Monika Seyfarth-Stubenrauch, *Erziehung und Sozialisation in Arbeiterfamilien im Zeitraum 1870 bis 1914 in Deutschland*, Frankfurt a.M. u.a. 1985, 2 Bände, 1. Band, 189.

erzeugen und faktisch instabile Machtverhältnisse zu Gunsten der Normen eines legitimen und unbestrittenen Patriarchats vereindeutigen sollen.

9.8 Das Haar der Töchter und Frauen, ein Fetisch der Männer

Die kleine Hermi Goldnagl legt ihren Kopf abends in den Schoß der Mutter, die das Haar ihres Kindes nach Läusen durchsucht.⁴⁵ Langes Haar mit Schichtseife und Petroleum von Läusen zu befreien ist mühsam. Den Männern und Vätern kann das nicht unbekannt sein. Dennoch widersetzen sie sich dem Wunsch ihrer Ehefrauen und Töchter, das Haar kürzer oder sehr kurz zu schneiden. Frau Goldnagl muss ihren Mann mit einem modischen Haarschnitt (»Bubikopf«) überrumpeln. Manche Väter reagieren sehr unwirsch, oft wütend, wenn eine Tochter das Haar schneiden lässt. Hermine Goldnagl setzt sich erst durch, als die Mutter längst einen »Bubikopf« trägt. Sie arbeitet zu dieser Zeit in einer kleinen Wäschefabrik und hat einen Wochenlohn von 30 Schilling, von denen sie 29 als Kostgeld an die Mutter abliefern.

»Der Vater war ja immer so strikt dagegen, dass ich meine Zöpfe abschneid, aber ich hab mir dann mit achtzehn Jahren einen Bubikopf machen lassen. Das hat damals fünf Schilling gekostet, die hab ich mir zusammengespart mit dem einen Schilling (der ihr pro Woche bleibt) und ein bisschen Trinkgeld. Und wie ich die fünf Schilling gehabt hab, bin ich zum Friseur gegangen auf der Inzersdorfer Straße und hab mir die Haare abschneiden lassen. Dann bin ich über die Stiege im Zinshaus runtergerannt, und da ist der Vater grad von der Arbeit gekommen, und ich sag Grüß dich! zu ihm, er sagt: Wer bist denn du? Ich kenn dich gar nicht! Der hat mich mit den kurzen Haaren nicht erkannt. Na, der hat dann aber einen *Radau* gemacht! Der war so stolz auf meine Zöpfe!«⁴⁶

Zu dieser Zeit arbeitet Hermine's Mutter in der Druckerei Berthold & Stempel. In den Arbeitspausen bestärken die Arbeitskolleginnen einander, sich den Ehemännern in dieser sie offenbar erregenden Frage zu widersetzen. Es ist ein kleiner, aber bedeutender Schritt aus der häuslichen Herrschaft des Ehemannes, der das Haar der Frau und der Töchter gleichsam für sein Eigentum hält, oder anders gesagt: der ihr Haar mehr liebt als die Autonomie der Person. Die Wut des Ehemannes und Vaters über das gegen seinen Willen geschnittene Haar deutet seinen Machtverlust an, in dem es nicht um Geld, auch nicht nur um Soziales, sondern um einen in der Regel unbewussten sexuellen Herrschaftsanspruch geht. Das Haar der Frau (der Ehefrau, der Geliebten, der Tochter) wird zum Fetisch. Der Fetisch tritt an die Stelle jener geliebten oder auch nur gern beherrschten Person und negiert ihr Recht auf Selbstbestimmung.

Hanna Windisch und ihre zwei Jahre ältere Schwester Agnes müssen sich nicht nur gegen den Vater, sondern auch gegen die Mutter durchsetzen. Hanna begnügt sich nicht mit dem »Bubikopf«, der mit ein paar seitlich gelegten Wellen gerade noch als weiblich gilt. Sie trägt einen strengen *Herrenschnitt*. Führe ich meinen Gedanken zum sexuellen

45 Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geboren 1915 in Favoriten, Wien 10.

46 Ebd.

Fetisch weiter, dürfte der Herrenschnitt eines Mädchens oder einer Frau wie die Vertauschung natürlicher geschlechtlicher Attribute erscheinen. Bewusst oder unbewusst fürchten Männer, dass sich das Mädchen oder die junge Frau den sexuellen Ambitionen des Mannes entzieht und keine heterosexuelle Beziehung will. Das lange Haar fällt zeitgleich mit dem Einzug Hannas in die Ein-Zimmer-Wohnung eines Gemeindebaus. Hanna und ihre Freundin tragen den Herrenschnitt (französisch *Garçonne*-Schnitt, von *garçon*, der Junge) als symbolischen Ausdruck ihrer »sozialistischen« und »sportlichen« Einstellung. Als in einer kleinen Gemeindebauwohnung zusammenlebende junge Sozialistinnen zählen sie sich zu einer Avantgarde. Den Blicken anderer Frauen und Männer im Gemeindebau halten sie nicht immer stand und verbergen ihren Herrenschnitt unter einem Kopftuch. Sie nehmen es erst ab, wenn sie »die Straßen der Stadt«, den Ort einer imaginären Freiheit erreichen.

»Ja, dann ist der Bubikopf erst gekommen. Wir haben lange Haare gehabt und dann haben wir sie uns schneiden lassen, *schwer und bitter*. Wir haben ja nicht dürfen. Unser Vater hat einen Zorn gehabt, unsere Mutter auch, aber wir haben uns dann durchgesetzt und wir waren *glücklich!* (lacht) Ich hab sogar einen *Herrenschnitt* getragen, gerade als ich die kleine Gemeindefwohnung gekriegt hab. Weil es sportlich war! Und dann, damit haben wir gezeigt, wer wir sind: *Sozialisten!* (lacht) Meine Freundin hat ja auch einen Herrenschnitt getragen. Na und ich hab dort die Wohnung im Gemeindebau gekriegt, da hab ich mich dann doch ein bisschen *geschämt*, hab ich mir ein Kopftuch aufgesetzt, damit die anderen Leute auf der Stiege nicht sehen, dass ich einen Herrenschnitt trage. Die trägt einen *Herrenschnitt!* Heut ist das gar nichts. Mir hats aber gefallen, weil es praktisch war, na und dann wars ja *Opposition*, nicht. Schon deswegen haben wir das gemacht!«⁴⁷

Der Haarschnitt, die Kleinwohnung im Gemeindebau, das Zusammenleben der Freundinnen, ein vager Begriff von Sozialismus, der für personale Freiheit und Gleichheit der Geschlechter und die Opposition gegen die Eltern-Generation steht – das ist ein Bündel von Zeichen ästhetischer *und* politischer Modernität. Im sozialdemokratischen Roten Wien, das in ästhetischer Hinsicht nur zum Teil hochmodern und meist eklektizistisch und historistisch ist, gilt der *Garçonne*-Schnitt als der fraglos »modernste«. Gewiss markiert er auch die Distanzierung vom paternalistischen und patriarchalen Familienleben und von der Zumutung, brave Töchter der Eltern auf dem Weg in ein patriarchales Ehe- und Familienleben zu sein.

9.9 »Du darfst nicht bei mir schlafen!«

Kaum ein Kind hat ein Bett für sich allein. Auch Einzelkinder haben oft kein eigenes Bett und schlafen unter Umständen auch bis zum vierzehnten Lebensjahr im Ehebett zwischen den Eltern. Autor*innen der Wohnungsreform-Debatte und der zeitgenössischen psychologischen Kindheitsforschung überbieten sich angesichts dessen in Spe-

47 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

kulationen. Sie reden von unbekümmerten und sorglosen Eltern (Hildegard Hetzer),⁴⁸ von einer »einfachen männlichen Pubertät« und einer frühen sexuellen Praxis der Kinder (Siegfried Bernfeld) und so fort. Vorsicht ist allemal geboten, wenn Unbewusstes, psychische Vorgänge der Verdrängung oder der Verschiebung, die Sublimierung von Trieben in »Kulturgewinn« (Freud) in die Interpretation von autobiographischen Erzählungen eingeführt werden. Dennoch mag ich mich dieser schwierigen Aufgabe nicht entziehen.

Zumindest die äußeren Umstände und die Handlungsentscheidungen können aus autobiographischen Erzählungen doch recht genau rekonstruiert werden. Und das ist immerhin ein solider Anfang. Denn alle psychologischen und psychoanalytischen Theorien gehen unvermeidlich von Annahmen über die soziale Konstellation aus, in der eine Kindheit gelebt wird. Erzählungen zeigen: Unbekümmert und sorglos sind nur sehr wenige Eltern. Dass Väter und Söhne gegenüber Ehefrauen und Töchtern auch bei der Verteilung der Schlafplätze privilegiert werden, kann nach allem, was ich schon über das Patriarchat gesagt habe, nicht überraschen. Dem Vater und/oder dem ältesten Sohn wird beispielsweise das Kabinett überlassen mit dem Argument, aufgrund ihrer schweren Arbeit seien sie besonders ruhebedürftig. Aber wer wäre *nicht* ruhebedürftig? Eine Mutter, eine Hausfrau, eine erwerbstätige Tochter sind es auch. Sie teilen das Bett mit einem oder zwei jüngeren Kindern, oder sie müssen sich mit einer oft unbequemen Not-schlafstelle begnügen. Die Verteilung des knappen (Schlaf)Raumes spiegelt das Patriarchat und die soziale Ungleichheit der Geschlechter.

Kleinkinder und vermutlich auch Säuglinge und Kriechlinge empfinden es als angenehm, zwischen den Eltern oder an der Seite der Mutter einzuschlafen. Bei den Kindheitsforscherinnen Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer u.a. ist davon allerdings keine Rede. Sie müssten sich dann ja auch fragen, ob es verantwortbar ist, einen Säugling oder ein Kleinkind über Wochen von der Mutter zu trennen, um ihre kinderpsychologische Forschung an ihm zu betreiben (s. Kapitel 2.8.2). Welches Kind bei einem Elternteil schläft oder mit einem Geschwister ein Bett teilt, ändert sich mehrmals im Lauf des Familienzyklus. Wenn die Kinder heranwachsen, wird vor allem das leibliche Geschlecht bei der Verteilung der Betten und provisorischen Schlafstellen bedacht – eine schwierige Aufgabe, wenn junge Paare Kinder bekommen und die Schlafstellen und der verfügbare Raum eine Zeit lang von Jahr zu Jahr knapper werden.

»Wir haben alle im Zimmer geschlafen. Zuerst haben die Eltern allein geschlafen. Dann hat mein Bruder im Gitterbett geschlafen und ich auf der Ottomane. Dann ist der Jüngere auf die Welt gekommen, der hat *zwischen* den Eltern geschlafen. Ganz am Anfang hab ich müssen mit meinem Bruder, der nach mir gekommen ist, im Gitterbett schlafen. Aber dann hat die Mutter gesagt, *das geht nicht mehr*, da haben sie einen alten Diwan irgendwo gekriegt, und da hab ich dann auf diesem Diwan geschlafen. Ein Doppelbett, ein Gitterbett und ein Diwan. Na ja, gar groß wars ja nicht, aber im

48 Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929; dies., Zur Psychologie des Wohnens. In: Julius Bunzel, Hg., Beiträge zur städtischen Wohn- und Siedelwirtschaft, Dritter Teil: Wohnungsfragen in Österreich, München/Leipzig 1930, 103–178.

Zimmer hat man sich eh nicht aufgehalten. Grad wenn wir krank waren, haben wir müssen alle drei in den Ehebetten liegen.«⁴⁹

Werden nur ein oder zwei Kinder geboren, kann es sein, dass ein Kind bis in das Volksschulalter und länger im Ehebett zwischen Vater und Mutter schläft. Franz Potensky zum Beispiel kehrt mit sechs Jahren von Pflegeeltern in einem Dorf in der Nähe von Wien zu seiner Mutter nach Ottakring zurück. Während seines Aufenthalts bei der Pflegefamilie hat seine Mutter einen Flickschuster zum Lebensgefährten genommen. Bis zu seinem 14. Lebensjahr schläft Franz im Ehebett zwischen Mutter und Stiefvater.⁵⁰

Hat die Wohnung neben dem Schlafzimmer auch ein Kabinett oder »Halbzimmer«, bietet sich eine Wahlmöglichkeit. In der Familie des Eisengießers Windisch schläft die Mutter mit den zwei jüngsten Kindern im Ehebett, das dritte Kind schläft in einem Kastenbett, das am Fußende quer zum Ehebett steht. Der Vater schläft *allein* im Kabinett. Die Tochter begründet dies ohne Umschweife: »Der Vater hat schwer arbeiten müssen.«⁵¹ Diese Redeweise überdeckt, dass *beide* Eltern »schwer arbeiten«. Der Mutter würde es nicht einfallen, das Kabinett allein für sich zu beanspruchen.

Gleich nach seiner Geburt liegt der Säugling noch nicht bei der Mutter im Bett, denn sie hat Angst, das Neugeborene im Ehebett zu erdrücken. Auch Ärzte und Hebammen verbreiten diese Sorge. Die ersten Wochen liegen Säuglinge in dem aus Weidenruten geflochtenen Wäschekorb; mitunter liegen sie auch in einem Kinderwagen. Aber nach wenigen Wochen verdrängt der Säugling ein älteres Geschwister von seinem Schlafplatz zwischen den Eltern oder neben der Mutter. Einige Erzähler*innen können sich genau erinnern, diesen Platz eines Tages an ein nachgeborenes Geschwister verloren zu haben.

Herr Freitag ist ein gut verdienender Baupolier und engagiertes Gewerkschaftsmitglied, seine Frau bestickt Schuhoberleder in Heimarbeit. Die Familie wechselt häufig die Mietwohnung. Tochter Amalie: »Ich weiß nur das eine, dass wir innerhalb eines Monats dreimal umgezogen sind.«⁵² Um 1905 wohnen die Freitags in der Beckmannngasse im 15. Bezirk. 1910 beziehen sie eine Wohnung in der nahen Breitenseerstraße, ehe sie sieben Jahre später eine hofseitige Mietwohnung in der Hütteldorfer Straße 193, Ecke Marcusgasse beziehen. Diese Zinshauswohnung hat mit Küche, Zimmer und Kabinett die größte Wohnfläche und bietet den relativ höchsten Komfort. Hier bleibt die Familie Freitag auch ungewöhnlich lange, nämlich bis Anfang der 1930er Jahre. In dieser Phase sind bereits mehrere Kinder erwerbstätig und liefern ihre Löhne großteils an die Haushaltskasse ab. Damit erreichen die Freitags das höchste Haushaltseinkommen im Familienzyklus. Auf Zimmer, Küche und Kabinett wohnen elf Personen.

»Das war *wunderbar* – im Verhältnis zu vorher, meine ich. [...] Die Eltern waren in den Ehebetten, da sind dazwischen die Kleinen gelegen: der Hansl, der Seppl und die Marie, ja die drei, und die Heli ist in der Wiege, so sagt man, im Wäschekorb, neben dem Ehebett /also das waren einmal die vier. Fünf der Willi und der Stefan waren sechs, sieben die Erna und ich sind acht, neun der älteste Bruder, der war auch in dem Kabinett.

49 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

50 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

51 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

52 Interview 19 mit Amalie Freitag, geboren 1905 in Penzing, Wien 14.

Also, wie gesagt, zwei Betten waren im Kabinett. Die Kleinen sind bei den Eltern bei den Füßen gelegen und eines in der Mitte.«⁵³

Ist nur ein Zimmer oder nur ein Kabinett als Schlafräum vorhanden, werden jeden Abend in der Wohnküche Notbetten aufgestellt. Von den fünf überlebenden Kindern des Pflasterers Joseph Auer⁵⁴ und seiner Ehefrau Anna, der Schirmmacherin, schlafen zwei in einem Teppichbett in der Küche (»einer unten, einer oben«), zwei im Zimmer auf einem Diwan, und das Jüngste schläft zwischen den Eltern im Ehebett.

9.10 Körperpflege

Abb. 29: Im Zahnambulatorium der neuen KÜSt.



An gewöhnlichen Wochentagen wäscht die Mutter nach dem Abendessen die kleinsten und kleinen Kinder in einem Lavoir in der Wohnküche.⁵⁵ Danach waschen sich größere Kinder der Reihe nach selbst. Warmes Wasser wird mit einem Schöpfer (Wasserkelle) in das Lavoir gegossen. Herde haben meist ein Wasserschiff an der Seite des Feuerbaus. Bei einfacheren Herden steht stets ein Wasserkessel (wienerisch »Häfen«) auf der Herdplatte. Kinder und Erwachsene entkleiden sich zum Waschen bis auf die Unterwäsche, die sie auch zum Schlafen anbehalten. Nur wenige putzen regelmäßig die Zähne. Das richtige und regelmäßige Zähneputzen wird daher zu einem Programmpunkt der

53 Ebd.

54 Interview 23 mit Karl Auer, geboren 1907 in Ottakring Wien 16.

55 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

kommunalen Gesundheits- und Biopolitik. Es wird an Volksschulen, an Zahnambulatorien und auch an der Kinderübernahmestelle gelehrt (s. Abb. 29).

Jeden Samstagabend vollzieht sich in der Wohnküche ein aufwändiges Waschritual. Ein hölzerner Waschtrog oder ein runder Bottich oder eine Sitzbadewanne aus Blech wird vom Mann aus der Waschküche oder dem Kellerabteil in die Küche geschleppt. Kaltes Wasser wird in Kübeln von der Bassena geholt. Warmes Wasser wird aus dem Wasserkessel am Herd oder aus dem Wasserschiff des Sparherds zugegeben. Nur das jüngste Kind, das als erstes an der Reihe ist – hat frisches Wasser.⁵⁶ Sind alle Kinder gebadet, kommen die Eltern an der Reihe. Doch ehe sie sich entkleiden, werden die Kinder in die Betten geschickt. Die Kinder sollen sie nicht nackt sehen. Maria Sebestl belauscht die Bade-Gespräche ihrer Eltern durch die geschlossene Zimmertür:

»Mitunter hat sich mein Vater nicht gern gewaschen. Und da hat die Mutter immer gesagt: So jetzt gehst her, ich werd dich *reiben*! Die hat die Ausreibbürste genommen und hat ihm den Buckl (den Rücken) gewaschen! Das war immer ein Theater, was wir Kinder da gehört haben. Sonst haben wir nix gehört, das hat sich alles unter ihnen abgespielt, vielleicht wenn wir geschlafen haben.«⁵⁷

9.11 Sexuelle Erlebnisse und Phantasien

Wie im letzten Zitat schwingen in den Erzählungen über die Nachtruhe Phantasien und Projektionen über das Sexualleben der Eltern mit. Kleine Kinder erleben ihren Schlafplatz zwischen den Eltern als körperlich wärmend und bergend, und auch das ist im psychoanalytischen Sinn eine frühe sexuelle Erfahrung, ein Lustgewinn aus Körperzonen. Katharina Wikowitsch erinnert ein Gefühl des Behütetseins, wenn sie an der Seite der Mutter einschlafen darf.

»Ich hab mit meiner Mutter geschlafen und mein Bruder hat beim Vater geschlafen. Wir haben nur zwei Betten gehabt. [...] Und das Mutter-Kind-Verhältnis war ja viel besser dadurch, dass die Mutter ein Kind bei sich gehabt hat. Ich bin *im Atem meiner Mutter* eingeschlafen. So wie sie geatmet hat, so bin ich eingeschlafen. Und die größte Strafe war, wenn sie gesagt hat: Du darfst nicht bei mir schlafen! *Das ist die schönste Erinnerung in meinem Leben: Das Behütetsein bei der Mutter.*«⁵⁸

Der Psychoanalytiker und Freud-Schüler Siegfried Bernfeld entwickelt angesichts von Erzählungen über solche und ähnliche Verhältnisse die Theorie einer »einfachen männlichen Pubertät«.⁵⁹ Er nimmt an, dass für Knaben eine frühe Ablösung der inzestuösen Objekte durch die Übertragung der »noch ungespaltenen infantilen sexuellen Wünsche auf nicht inzestuöse Objekte« unter bestimmten Voraussetzungen möglich und sogar

56 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

57 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

58 Interview 11 mit Katharina Wikowitsch, geboren 1903 in Margareten, Wien 5.

59 Siegfried Bernfeld, Über die einfache männliche Pubertät. In: ders., Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse, Band 2, Frankfurt a.M. u.a. 1974, 308–328.

wahrscheinlich sei. Die räumliche Enge verschaffe dem Kind reichlich Gelegenheit zur Beobachtung des Sexuallebens der Erwachsenen; »*unbekümmertes Verhalten* der Eltern« ermögliche es dem Kind, »*volle Einsicht* in die natürlichen Zusammenhänge« zu gewinnen. Der Knabe vollziehe keine Fixierungen oder Regressionen auf prägenitale Phasen und trete früh in die genitale Phase ein. Die »Ödipuswünsche« des Knaben, die sich an die Mutter richten, würden früh und energisch abgewehrt. Trotz oder gerade aufgrund der räumlichen Enge werde von Eltern eine wirksame Inzestschranke aufgerichtet. Das Kind finde aber Gelegenheit, seine sexuellen Wünsche mit geringer Zielablenkung an Ersatzpersonen zu befriedigen. Geschwister, erwachsene Verwandte, Bekannte und Fremde kämen dafür in Frage.

»Die Ungestörtheit dieser Liebesbeziehungen ergibt sich entweder daraus, daß der Knabe den wesentlichen Teil seines Lebens ohne Aufsicht der Eltern verbringt, oder daß diese geneigt sind, das Tun des Kindes, soweit es sie selbst nicht betrifft, als harmloses Spiel anzuerkennen und es im wesentlichen gewähren zu lassen. Daß die Ersatzpersonen keine energische Abwehr leisten, kann sowohl daher rühren, daß sie (selbst unerwachsen) das gelegentlich direkt sexuelle Spiel für erlaubt oder doch für straffrei halten; oder daß sie als Erwachsene ihre eigene sexuelle Befriedigung suchen und ihre Struktur sie nicht nötigt, ihr Schuldgefühl in Strafen gegen das Kind zu wenden.«⁶⁰

Schließlich erfolge der Abbruch der sexuellen Sehnsucht nach der Mutter nicht durch eine plötzliche, Angst auslösende Drohung oder Abwehr seitens des Objekts, der Mutter, sondern – ohne Verdrängungsschub – als »einfache Ablösung« durch ein anderes Liebesobjekt. Bernfeld bezeichnet diesen von ihm idealtypisch skizzierten Verlauf als »einfache männliche Pubertät«. Daher sei

»[...] eine in sich harmonische Entwicklung innerhalb dieses Milieus möglich, die sich darin äußert, daß die Angehörigen dieses sozialen Ortes mit sich selbst und ihrer Umgebung in der Bewertung des Kindheits- und Pubertätszustandes übereinstimmen, sich selbstverständlich fühlen, und sich, ihre Kinder und Jugendlichen als normal bewerten.«⁶¹

Während in der »klassischen Kindheitsentwicklung« (Bernfeld meint die von Sigmund Freud konstruierte Entwicklung des *männlichen* Kindes in bürgerlichen Familien) die gesamte Sexualität verfemt werde, sei es beim Typus der »einfachen Pubertät« bloß die inzestuöse. Die einfache Pubertät komme in jedem Milieu einmal vor. Nur in der städtischen bürgerlichen Familie sei sie eher unwahrscheinlich. In den Wohnverhältnissen der städtischen Arbeiterschaft, der kleinbäuerlichen und unterbäuerlichen Landbevölkerung sei sie möglich, wenn nicht wahrscheinlich.

Nun zeigen aber die von mir untersuchten Fälle die von Bernfeld genannten Konditionen für eine »einfache Pubertät« nicht. Für »Unbekümmertheit« und »Freizügigkeit des sexuellen Verhaltens« der Eltern und für eine »volle Einsicht (des Kindes) in die biologischen Verhältnisse« finde ich in den Erzählungen auf über viertausend Seiten der

60 Siegfried Bernfeld, Über die einfache männliche Pubertät, hier 315.

61 Ebd., 317.

Transkriptionen unserer Interviews keinen Beleg. Möglicherweise bleiben sexuelle Erlebnisse in der frühen Kindheit unbewusst, können als solche nicht erinnert werden oder bleiben aus Scham unbesprechbar. Die räumliche Enge und die Strategien der Eltern damit umzugehen führen jedenfalls zu *keiner* Enttabuisierung oder Naturalisierung des Sexus. Dies wäre ja im Erinnerungsinterview noch zu hören und zu sehen. Sie heben auch die weitgehende Sprachlosigkeit über sexuelles Begehren und leibliche Zärtlichkeit nicht auf. Die Sprachlosigkeit bestimmt ja auch noch das Eheleben und die Sexualität der Erwachsenen.

In den wenigen Fällen, in denen Szenen elterlicher Sexualität erinnert werden und im Interview zur Sprache kommen, bestätigt sich ein Erleben, das Sigmund Freud als »Urszene« bezeichnet.⁶² Der Begriff kommt in einem Manuskript Freuds von 1897 erstmals vor und meint kindliche Wahrnehmungen, die in Szenarien (Szenen) angeordnet sind, ohne dass es sich dabei unbedingt oder in jedem Fall um eine bewusst beobachtete Szene des elterlichen Koitus handeln muss. Oft erlebt das Kind die Szene im Halbschlaf oder es vermutet sie aufgrund bestimmter Anzeichen, oder es phantasiert sie, oder es deutet das Stöhnen der Mutter als Reaktion auf einen Gewaltakt des Vaters. Der Vater bricht in der Imagination des Kindes in die Mutter-Kind-Beziehung ein.⁶³ Karl Ziak schläft mindestens bis zu seinem zehnten Lebensjahr zwischen den Eltern.

»Ich habe mindestens einmal, aber vielleicht war es ein paarmal, kann ich mich erinnern, als ich damals in der Mitte (zwischen den Eltern) geschlafen hab, da bin ich vielleicht nicht einmal mehr in die Volksschule gegangen, jedenfalls hab ich müssen schlafen gehen. Die Eltern haben zunächst noch draußen gearbeitet oder getratscht, und dann hab ich bemerkt, dass der Vater bei der Mutter, sagen wir auf der Mutter sogar // mehr im Schlafen // ich hab nur immer das Stöhnen meiner Mutter gehört und geglaubt, mein Vater tut meiner Mutter was, und als Bub hängt man ja an der Mutter. Hab ich einen Zorn (auf ihn) gehabt. Ich hab ja nicht gewusst, worum es sich handelt, dass es ein Luststöhnen war hab ich nicht begriffen. Der tut ihr was! Aber ich hab dann weitergeschlafen.«⁶⁴

Viele Eltern meinen wohl, dass Kinder im Schlaf keine sinnlichen Wahrnehmungen machen. Hildegard Hetzer, erste Assistentin Charlotte Bühlers an der Kinderpsychologischen Forschungsstelle der KÜSt, beschreibt 1929 im Anhang zu ihrem Buch *Kindheit und Armut* den ungewöhnlichen Fall des Willy C. Er ist das außerehelich geborene Kind einer dreißigjährigen ledigen Hilfsarbeiterin, die mit einem achtzehnjährigen Kanalräumergehilfen, ihrer jüngeren Schwester und einem Säugling im Kabinett wohnt. Die Küche ist untervermietet. Die genannten Personen schlafen alle in einem Bett. Die Folge ist, dass der sechsjährige Willy meist erst spät seinen Schlaf findet:

»Der Vater ging spät fort (der achtzehnjährige Lebensgefährte der Mutter arbeitet als Kanalräumer meistens nachts), die Tante (eine Prostituierte) kehrte nachts heim, der

62 Sigmund Freud, Aus den Anfängen der Psychoanalyse, 1887–1902, 210, zitiert nach Laplanche, Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, 2. Band, Frankfurt a.M. 1972, 576ff.

63 Anna Freud, Das Ich und die Abwehrmechanismen, (München o.J.), Frankfurt a.M. 1984, 85ff.

64 Interview 33 mit Karl Ziak, geboren 1902 in Neulerchenfeld, Ottakring, Wien 16.

Säugling schrie [...] Dazu war das Bett sehr eng, man konnte sich nicht ausstrecken, erhielt unfreiwillige Püffe und Stöße, über die Willy sich des öfteren bitter beklagte. Sein Körper tat ihm oft morgens von der unbequemen Lage weh.«⁶⁵

Auch wenn dieser Fall vielleicht von Frau Hetzer aus ihrem Wissen über verschiedene Fälle konstruiert ist, stellt er doch jene Exposition (Ausgesetztheit) »des proletarischen Kindes« gegenüber dem Sexualleben der Mutter mit Mitbewohnern dar, von der Siegfried Bernfeld spricht. In einer gegenüber Bernfelds Text stark vereinfachten Kausalität argumentiert Hetzer, »das proletarische Kind« sei aufgrund der Wohnverhältnisse und der Unbekümmertheit der Eltern von klein auf mit der Sexualität von Erwachsenen konfrontiert und neige dazu, seinem »Sexualtrieb« nachzugeben. Die Sublimierung der sexuellen Wünsche in intellektuelle oder künstlerische Ambitionen erfolge in der Pubertät des »proletarischen Kindes« viel seltener als bei gut umsorgten Kindern bürgerlicher Familien. Das kulturelle Niveau des »proletarischen Menschen« bleibe somit lebenslang niedriger als jenes des Bürgers. Auch wenn es Frau Hetzer unterlässt, die psychoanalytischen Elemente in ihrer Konstruktion beim Namen zu nennen, ist ihre Darstellung nicht unplausibel. Allerdings stellt sich die Frage, welche Form der sexuellen Beziehung Menschen, die solches erlebt haben mögen, später möglich wird, ob alles schon in der Kindheit festgelegt ist, oder, wie beispielsweise Erik H. Erikson in seiner Revision des Freud'schen Modells psychosexueller Entwicklung nahelegt, die Überwindung von Konflikten und Krisen in den jeweils folgenden Phasen der Lebensgeschichte möglich ist.⁶⁶

9.12 Schwangerschaft und Geburt

Hausgeburten sind in der Unter- und Mittelklasse Wiens bis in die 1920er Jahre sehr häufig. Nur das zunächst privat geführte Brigitta Spital in der Stromstraße 34 im 20. Bezirk (Brigittenau) steht auch Schwangeren ohne Krankenversicherung offen. Die Stadt Wien übernimmt das Haus 1924 vom privaten Verein Lucina, modernisiert und erweitert es um ein Ambulatorium und eine Mutterberatungsstelle. 1926 wird es als »Entbindungsheim der Stadt Wien – Brigittaspital« mit 123 Betten neu eröffnet. Der laufende Spitalsbetrieb wird aus der Fürsorgeabgabe finanziert. Ab der Wiedereröffnung kann das Brigitta Spital als Teil des Gesundheitssystems und der Familienfürsorge im Roten Wien

65 Hildegard Hetzer, *Kindheit und Armut*, Leipzig 1929, 282ff.

66 Erik H. Erikson (1902–1994) erarbeitet zusammen mit seiner Frau Joan Erikson (1903–1997) in Harvard ein Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung, vielleicht die bedeutendste, wenn auch nicht unumstrittene Weiterentwicklung des Freud'schen Modells psychosexueller Entwicklung. Erikson fokussiert nicht nur die (männliche) Kindheit und Adoleszenz, sondern die lebenslange Entwicklung des Menschen und untergliedert sie in Phasen. In jeder Phase komme es zu einer phasenspezifischen Krise, deren fallspezifische Lösung die folgende Entwicklungsphase beeinflusst, die von einer nächsten Krise bestimmt wird. In jeder Krise bestehe die Möglichkeit zur Resilienz. Dabei misst Erikson den gesellschaftlichen Anforderungen der Umwelt eine höhere Bedeutung zu als Freud. Nicht unbedeutend scheint, dass Erikson viele Jahre an einer Depression leidet, die er mit Hilfe seiner Frau und ihrer gemeinsamen Arbeit an diesem Entwicklungsmodell überwinden kann. Vgl. Erik H. Erikson, *Identity and the Life Cycle*, New York 1959; deutsch: *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a.M. 1966.

gelten. Josepha Neutor aus dem niederösterreichischen Heiligeneich wird hier geboren. Ihre Mutter ist die älteste Tochter im Auszugshaus eines Kleinbauern und gewiss nicht krankenversichert (s. Kapitel 5.8.1.)

Über eine Schwangerschaft der Mutter werden Kinder nicht informiert. Schon gar nicht wird mit ihnen über die bevorstehende Geburt gesprochen. Bei Hausgeburten verlässt der Mann oft schon ein oder zwei Tage vor der Niederkunft der Frau die Wohnung und findet bei Verwandten oder Bekannten Unterschlupf. Ein für das Paar gemeinsames Erlebnis der Geburt kommt weder im »Entbindungsheim« noch bei Hausgeburten zustande. Es wäre sozusagen außerhalb der Normalität. Karl Ziak erinnert sich:

»Meine Eltern wollten gern ein zweites Kind. Ich war damals zwölf Jahre alt. Ich hab also gesehen, dass die Mutter ein bisschen dicker wurde, aber ich hab so getan, als ob ich nichts wüsste, hab mich blöder gestellt als ich war. *Es ist nicht drüber geredet worden, nichts, gar nichts.* Vielleicht haben einmal die Nachbarinnen miteinander *gewispert*: Wie gehts Ihnen denn? oder so was. Also ich hab mich dumm gestellt. Und wenige Tage vor dem Ereignis hat es geheißt, ich soll für ein paar Tage zu meiner Großmutter gehen. Nun war das gar nicht so selten; meine Großmutter war eine Kohlenhändlerin [...] bei der Ulrichskirche, da war ich gerne [...]. Da war ich ein paar Tage dort, dann ist der Vater auf einmal erschienen: Also Du hast ein Schwesterl gekriegt! Willst es anschauen? Na dann bin ich wieder zurückgeführt worden, und das Kind, das so hässlich war wie alle Neugeborenen, ist im Bett neben der Mutter gelegen. So hat sich bei uns alles abgespielt.«⁶⁷

Ähnliches erlebt Willi Zvacek. Seit zwei Tagen ist der Vater außer Haus. Die Mutter ist mit zwei Tanten im Zimmer verschwunden. Alleingelassen in der von einer Petroleumlampe erhellten Wohnküche stellt sich der Dreijährige auf die Zehenspitzen und versucht die Zimmertür zu öffnen:

»Und ich hör die Mutter schreien: Das *Kind!* Gebts das Kind weg! Und ich bin da herumgelaufen in dem Zimmer, und man hat mich schließlich eingefangen und zwei Stockwerke tiefer, zu Kraupers, das war der Malermeister (und Arbeitgeber des Vaters) gebracht. Die haben mich dann in Empfang genommen, haben mich getröstet, haben mit mir geplaudert und gesagt, ich müsste hier schlafen. Hab dann da geschlafen. Am nächsten Tag in der Früh sind sie gekommen und haben gesagt: Du hast ein Brüderlein bekommen! Also ich weiß nicht, ob ich damals sehr begeistert war.«⁶⁸

Wenzel Zvacek ist zur Zeit der Geburt seines zweiten Sohnes als Geselle bei Malermeister Krauper beschäftigt und bewohnt mit Frau und Kind eine Wohnung im Zinshaus des Meisters. Dass sein erstgeborener Sohn Willi für eine Nacht von der Familie des Meisters aufgenommen wird und sich die Frau des Malermeisters in den folgenden Tagen um die Wöchnerin kümmert, zeigt das sehr gute nachbarschaftliche Verhältnis. Die abschließende Coda zu beiden Geschichten – Zvaceks »Also ich weiß nicht, ob ich damals sehr begeistert war« und Ziaks Bemerkung über die Hässlichkeit aller Neugeborenen – bringt

67 Interview 33 mit Karl Ziak, geboren 1902 in Neulerchenfeld, Ottakring, Wien 16.

68 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

implizit ein nur sozialpsychologisch zu erklärendes Phänomen zur Sprache. Unter den beschriebenen Umständen und von ihren Eltern unvorbereitet, erleben viele Kinder die Geburt eines Geschwisters nicht als »freudiges Ereignis«, sondern als Bedrohung ihres Status in der Familie. Nach wenigen Wochen im Wäschekorb nimmt das Neugeborene den Schlafplatz im Ehebett neben der Mutter ein. Von Einzelkindern abgesehen, wird so gut wie jedes Kind von seinem Platz an der Seite der Mutter verdrängt. Das vielleicht auch nur unbestimmte Gefühl, etwas emotional und leiblich Wichtiges zu verlieren stellt sich ein.

9.13 Frömmigkeit und Politik

»In der fünften Klasse Bürgerschule haben wir einen Pfarrer gekriegt, der hat mir imponiert. Und ich bin in die Kongregation gegangen, da waren wir *Marienkinder*, so hat er uns genannt. Da hab ich dann einen Vers ins Stammbuch geschrieben: Bleibe ein Marienkind, *rein und zart* wie Lilien sind.«⁶⁹

Die von Zuwanderern auf dem Land erworbene Frömmigkeit hält sich in der Großstadt offenbar eher bei Mädchen und Frauen als bei Burschen und Männern. So manche Familie wirkt weltanschaulich homogener als sie ist.⁷⁰ Doch scheint es in den Familien über religiöse Fragen selten zu Streit zu kommen. Christliche und sozialdemokratische Orientierungen können offenbar auch nebeneinander bestehen, vielleicht weil sie doch beide dem »Prinzip Hoffnung« folgen.⁷¹ Franziska Velecky erinnert sich:

»Mein Vater war Sozialdemokrat. Er hat immer gesagt: *Wartets nur, Euch wird es einmal besser gehen!* Meine Mutter war christlich. Und das hat man mir, wie ich dann arbeiten gegangen bin in der Brauerei, auch angekreidet, dass ich halt keine Rote bin, weil die Mutter in die Kirche geht. Und sie hat uns auch gelehrt zu beten, wir haben uns müssen am Abend niederknien und beten. Das haben wir machen müssen. Wir haben es auch gemacht. Da war eine Mutter Gottes und ein Jesus, und da war ein Diwan und ein Tisch, und da haben wir uns hingekniet, da haben wir gebetet. (Frage des Interviewers:) Und der Vater hat nichts dagegen gesagt? – Nein nein, der hat sich da überhaupt nicht hineingemischt, das war Sache der Mutter!«⁷²

Die neunköpfige Familie Velecky mit Kindern aus zwei Ehen des Mannes bewohnt eine Zimmer-Küche-Wohnung in einem Zinshaus in Schwechat bei Wien. Zuhause wird Tschechisch gesprochen. Während der Vater Abstand zur katholischen Kirche hält, geht seine (zweite) Ehefrau mit den Kindern an Sonntagen zur Messe in die Pfarrkirche. Es

69 Interview 2 mit Hanna Windisch, geboren 1899 in Ottakring, Wien 16.

70 Zu diesem Eindruck gelangt auch Alexander von Plato in seiner Untersuchung über die Arbeiterschaft des Ruhrgebiets, vgl. ders., »Ich bin mit allen gut ausgekommen.« Oder: war die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager zerspalten? In: Lutz Niethammer, Hg., »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«, Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983, 31–65.

71 Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*. Ausgabe in drei Bänden, Erster Band (1959), Frankfurt a.M. 1973.

72 Interview 17 mit Franziska Velecky, geboren 1905 in Schwechat bei Wien.

scheint, dass Stunden der ›Einkehr‹ die Rückbindung (*re-ligio*) der Frau an ihre Kindheit in einem mährischen Dorf lebendig halten. Bei manchen Frauen wirkt der christliche Glaube und die Gemeinschaft der Gläubigen als ein psychisches Stützkorsett, das die Mühen des Alltags zwar nicht verringert, aber geduldiger ertragen lässt. Dass der Ehemann und Vater nichts dagegen hat, wenn seine Ehefrau mit den Kindern in die Kirche gehen, zeigt, dass er als Sozialdemokrat in Fragen der Religion ambivalent bleibt.

Die Mutter und der Stiefvater von Isolde Skorepa gehören verschiedenen weltanschaulichen Lagern an. Herr Schmied ist Kürschnermeister in einem bekannten Wiener Pelzhaus. Er ist der verstoßene Sohn eines niederösterreichischen Bauern und Sozialdemokrat. Der Stiefvater sei »immer eigentlich Sozialist« gewesen, erzählt seine Stieftochter Isolde, »weil er ja (auch als Meister) Arbeiter war und auch beim Gewerkschaftsbund eh und je«. Mutter Amalia, geboren 1898, arbeitet in den Jahren des Ersten Weltkriegs im Büro einer Bahndirektion und muss gleich nach Kriegsende heimgekehrten Männern weichen. Sie ist gläubige Christin und überzeugte Anhängerin der Christlich-sozialen Partei. Die verschiedenen politischen Ansichten der Ehepartner führen nicht zu Konflikten, aber zu einer bemerkenswerten Kindheitsgeschichte Isoldes. Einerseits erhält sie eine christliche Erziehung. Auf Betreiben der Mutter nimmt sie aber auch an Kindergruppen der (faschistischen) *Heimatschutz-Bewegung* teil. Zu Hause gibt die Mutter auch in politisch-ideologischen und religiöse Fragen den Ton an. Der Stiefvater geht »einmal im Jahr in die Kirche, zum ersten Advent«. Ab ihrem sechsten Lebensjahr ist Isolde auf Betreiben der Mutter bei den christlich-konservativen »Heimatschutz-Kindern«. Für zwei Wochen fährt sie »auf Erholung« auf Schloss Puchenu im oberen Mühlviertel (Oberösterreich). Zu dieser Zeit ist das Schloss im Besitz der Starhembergs. Ernst Rüdiger (Graf) von Starhemberg nimmt 1923 an Hitlers Marsch auf die Feldherrenhalle in München (»Hitlerputsch«) teil, wird 1929 Oberösterreichischer Heimwehrführer, 1930 Bundesführer der *Heimwehr* und 1934 Bundesführer der *Vaterländischen Front*. Der Erholungsaufenthalt für »Heimwehrkinder« auf Schloss Puchenu dient gewiss auch der politischen Erziehung. Isolde wird denn auch eine »glühende« Anhängerin der Heimwehrbewegung.

Auch auf der mütterlichen Seite der Verwandten gibt es einen Sozialdemokraten. Der Vater der Mutter ist pensionierter Eisenbahner, Sozialist und Gewerkschafter und wird für Isolde nach dem frühen Tod des leiblichen Vaters wichtiger als der Stiefvater.⁷³ Der Großvater, der Stiefvater und die Mutter treffen einige Kompromisse bei der Erziehung des Kindes. Isolde tritt in eine *christliche* Gruppe von »Eisenbahnerkindern« ein, die ihren Sitz in Meidling hat.

»Da hat mich die Mutter hingebacht. Die Mama wollte auch ein bisschen beim Turnverein// da war ich auch und da waren oft Schauturnen und so, und da war Tanz und alles mögliche, eben weil der Mama kulturell ein bissl was gefehlt hat beim Papa.«

Isolde wird aber auch Mitglied der katholischen »Sonnenjugend« in ihrer Pfarre. Sie besucht die Maiandacht und spielt im Gruppenheim Theater. »Das war unser Anteil an der Kultur!« Als Mitglied der Pfarrkindergruppe, der christlichen Eisenbahner-Kinder

73 Interview 27 mit Isolde Skorepa, geboren 1921 in Rudolfsheim, Wien 15.

und der Starhembergschen »Heimatschutzkinder« nimmt Isolde mit ihrer Mutter im Juli 1934 am Trauerzug für den ermordeten Bundeskanzler Engelbert Dollfuß teil.

Priester und Religionslehrer haben im Roten Wien weiterhin Einfluss auf die symbolische und rituelle Gestaltung der Zäsuren im Leben. Bürger*innen mit christlichen Eltern sind auch im Roten Wien noch auf verschiedene Weise gläubig und fromm, doch oft nicht unkritisch gegenüber den Kirchen und ihren Funktionären. Einige gehen mit Pfarrern der christlichen Kirchen geradezu listig um, wenn es um die rituelle Gestaltung von Anlässen wie Heirat und Begräbnis geht. Ein katholischer Pfarrer verweigert den Eltern von Samuel Panner die Trauung, solange sie die dafür geforderte Geldsumme nicht auftreiben können. Vielleicht ist dem Pfarrer die »Mischehe« ein Dorn im Auge. Der Vater ist zumindest dem Taufschein nach evangelisch, die Mutter katholisch.

»Na natürlich, der Katholische (Pfarrer) hat bestanden auf seinem Geld. Die Eltern haben gesagt, naja wir verdienen zwei drei Gulden in der Woche. Und der hat vier fünf verlangt. Ja müsst ihr halt warten solange bis – na sagt er, wenn ich auf mein Geld warten muss, dann können Sie auch auf die Hochzeit warten, hat der Pfarrer gesagt, ein christlicher Mensch, wirklich. Na haben sie eine Weile gewartet. Dann ist es dem Vater zu blöd geworden, hat er zur Mutter gesagt, wart, jetzt geh ich zu meinem, zum evangelischen Pfarrer. Hat er ihm halt alles erklärt. Hat der Evangelische gesagt, na kommts gleich am Samstag oder am Sonntag während der Messe. Zu den gewöhnlichen Trauzeiten hat er sie auch nicht genommen. Er hat sie halt nachher eingeschoben, nicht, na und sie sind getraut worden. Ein paar Wochen später ist der katholische Pfarrer zur Mutti gekommen, na was ist, haben Sie das Geld schon beinander? Wann können wir die Hochzeit machen? Sagt sie, nein dankeschön, es ist schon vorbei!«⁷⁴

Nahaufnahmen wie diese zeigen ein überraschendes Bild. Dass Angehörige verschiedener politischer Parteien, »Berufsstände« und Religionen im Zinshaus Tür an Tür wohnen, habe ich schon mehrmals angemerkt. Noch mehr erstaunt aber, dass auch Kinder von sozialdemokratischen Arbeiter*innen und Arbeiter(ehe)frauen an Festen des christlichen Kirchenjahres teilnehmen, etwa am Fronleichnamfest oder am Erntedankfest. Es sind vor allem die opulent inszenierten farbenprächtigen Umzüge, die Frauen und Kinder anziehen. Dass weniger die religiöse Bedeutung als das farbenprächtige Spektakel mit der goldenen Monstranz, darüber einem Himmel aus Seide, mit Glocken und Weihrauch fasziniert, bestätigen mehrere Erzähler*innen. Anna Sebestl erinnert sich an das jährliche Erntedankfest in der Pfarre Ottakring.

»Ich hab als Kind immer beim Umgang mitgehen wollen bei den Christlichen, das war so ein Umzug, und wir Kinder haben immer gesagt: Wir gehen mit dem Umzug. Da haben sie so eine Erntekrone gehabt mit bunten Bändern, und ich hab immer so ein schönes Band tragen wollen.«⁷⁵

Mit achtzehn Jahren heiratet Anna Klimova den um zehn Jahre älteren Wiener Straßenbahner Prechtl und tritt danach umgehend aus der Katholischen Kirche aus. Im Alter von

74 Interview 42 mit Samuel Panner, geboren 1907 in Simmering, Wien 16.

75 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

achtzig Jahren, längst verwitwet, wohnt Anna Prechtl immer noch in derselben Gemeindegewohnung und denkt manchmal ans Sterben. Kurz vor unserem ersten Gespräch tritt sie wieder in die Katholische Kirche ein und kommentiert es launig: »Wer weiß, wofürs gut is!«⁷⁶

In den 1920er Jahren verschärft sich der *Kulturkampf* zwischen der sozialdemokratischen Partei und der christlichsozialen Partei und einigen politisierenden Klerikern der Katholischen Kirche mit Prälat Ignaz Seipel an der Spitze. Nach der Erschießung von etwa 90 unbewaffneten Demonstrant*innen am 15. Juli 1927 durch die Polizei und dem legendär gewordenen Wort des Bundeskanzlers Prälat Seipel in einer Rede im Parlament, keine Milde (auch sich selbst gegenüber?) walten zu lassen, treten viele Wiener*innen aus der katholischen Kirche aus. Sie drücken damit einen endgültigen Bruch aus, der sich schon zuvor angekündigt hat (s. die Kapitel 4 und 11). Kaum jemals geht es dabei um Religion, oft aber um den Missbrauch kirchlicher Autorität und die Verletzung christlicher Grundwerte durch hohe Würdenträger.

Rudimente der Volksfrömmigkeit und der Naturmystik bestehen freilich weiter. Gebildete Avantgarden der sozialistischen Jugend und die Schönbrunner Student*innen entdecken für sich eine pantheistische Spiritualität, die sie an eine neue Form der Kameradschaft, Freundschaft und Gemeinschaft, auch der asketischen Liebe vor der Ehe oder Lebenspartnerschaft glauben lässt (s. die Kapitel 3.4 und 5.3). Abgesehen von der Fragwürdigkeit des Konzepts »Neuer Mensch«, das übrigens im Maoismus Chinas und der »chinesischen Kulturrevolution« und in anderen, demokratischen oder autoritären Gesellschaften auftaucht, ist die Wirkung des Spirituellen genau wie die des Religiösen auf politische Haltungen – oft unbemerkt – nicht zu unterschätzen.⁷⁷ In einem weiten Sinn sind das Religiöse und das Spirituelle Teil der politischen Kultur einer Gesellschaft, geht es ihnen doch stets auch um die normative Regulierung des Verhältnisses der Menschen zueinander und ihres Verhältnisses zur Natur.

76 Interview 3 mit Anna Klimova, verheiratete Prechtl, geboren 1900 in einem böhmischen Dorf bei Budweis (České Budějovice).

77 Vgl. Eva Illouz, *Explosive Moderne*, Berlin 2024, 41ff.

Kapitel 10: Die patriarchalische Disposition

Die Großstadt kennt nicht jenen kleinräumigen, leicht überblickbaren Markt der ehefähigen Partner*innen, der in den Dörfern und Kleinstädten vor allem durch Haus, Grund und Boden und die Rangordnung ihrer Erben und Nichterben segmentiert ist.¹ An welchen Kriterien orientieren sich Burschen und Mädchen in der Großstadt?

Grete Fiegl ist gelernte Gobelin-Stickerin. Eine Arbeitskollegin macht sie auf einen jungen Maschinenbau-Facharbeiter der *Optischen Werke Reichert & Söhne* aufmerksam und bietet an, mit ihm ein Treffen zu arrangieren. Grete Fiegl und Franz Potensky finden einander sympathisch. Bei einem ersten »Anstandsbesuch« findet der junge Facharbeiter auch die Eltern des Mädchens aller Ehren wert. An ihnen versucht er abzulesen, wie sich Grete als Ehefrau und Mutter voraussichtlich verhalten wird. Anna Lechner trifft nach einem ersten Kontakt über die Mutter ihren künftigen Ehemann zwei Jahre später in einer Schuhfabrik wieder, in der sie als Hilfsarbeiterin und er als Facharbeiter beschäftigt ist. Vor und nach der Arbeit laufen sie sich wie zufällig immer öfter über den Weg und beginnen schließlich »miteinander zu gehen«. Theresia Sturm lernt ihren späteren Ehemann in einem Park kennen. Es ist das Kriegsjahr 1917. Sie sitzt auf einer Parkbank und liest einen Liebesroman, als er sie erstmals anspricht. Leicht erschrocken lässt sie das Heft sinken und blickt zu ihm auf. Er ist sieben Jahre älter als sie und bei der Wiener Berufsfeuerwehr. Mehr soziale Sicherheit geht gar nicht in diesen Jahren. Minna Wächter lernt den Maschinenschlosser Willi Horvath in der *Sozialistischen Arbeiterjugend* kennen. Zwar ist er gerade arbeitslos, aber als Obmann der SAJ-Gruppe Hernals sehr beschäftigt. Dem Mädchen ist er in vieler Hinsicht überlegen. Es wird seine Gefährtin und anerkennt seine Führungsrolle vor allem in wirtschaftlichen und politischen Fragen. – Damit sind die Orte der ersten Begegnungen von Liebes- und Ehepaaren fast systematisch benannt. Doch mit welchen Erwartungen gehen die jungen Frauen und Männer an die sich ankündigenden Partnerschaften heran? Welche Hoffnungen

1 Vgl. Pierre Bourdieu, *Celibat et condition paysanne*. In: *Etudes rurales*, 5–6, April-September 1962, 32–136; ders., *Les strategies matrimoniales dans le systeme de reproduction*. In: *Annales*, 4–5, Juli-Oktober 1972, 1105–1127, engl. Übers.: *Marriage Strategies as Strategies of Social Reproduction*. In: R. Foster, O. Ranum Hg., *Family and Society. Selections from the Annales*, Baltimore 1976, 117–144.

und Ängste haben sie? Wirkt das Konzept der romantischen Liebe modernisierend im Sinn der sozialdemokratischen Eugenik und der Idee der Zivilisierung? Oder bleibt wirtschaftliche und soziale Vernunft weiterhin ein bestimmendes Motiv?

10.1 Verführung

Maria Sebestl und Toni Noitz treffen einander am Arbeitsplatz, einer Schuhfabrik, und beginnen »*miteinander zu gehen*«. Ein erster Verführungsversuch des jungen Mannes scheitert, das Mädchen läuft erschrocken davon:

»Ich hab kein Interesse gehabt. Nein, er hat darauf gedrängt, er hat mich hinaufgelockt in die Wohnung, da hat er geglaubt, es wird was werden. Da bin ich ihm davongelaufen, hab gerufen nein nein! Ich hab *Angst gehabt vor einem Kind*, weil die Mutter immer gesagt hat: Bring mir ja keinen Bankert nach Haus! Und dann waren wir eine Zeit böse, da hat er mich nicht angeschaut. Die Mutter hat dann gesagt: Was ist jetzt! Entweder bleibt ihr zusammen oder nicht! Da hab ich mich *geschämt*, hab mich zusammengepackt und dann haben wir uns getroffen, na, und da ist er dann mit reingegangen. Dann ist das so weitergegangen bis wir geheiratet haben, bis dann die Hochzeit war.«²

Die Mutter weiß, dass junge Männer, die sich für begehrenswert halten, nicht allzu lange hingehalten werden wollen. Das in sexuellen Fragen unwissende Mädchen ist auf den Rat seiner Mutter dringend angewiesen. Auf die erste Verweigerung des Geschlechtsverkehrs reagiert Toni Noitz mit der Drohung, sich eine andere Freundin zu nehmen. Ein Aufschub, wie er im Bürgertum und auch in der Avantgarde der *Sozialistischen Arbeiterjugend* etwa mit der Verlobung als Eheversprechen üblich ist, kommt für ihn nicht in Frage. Es liegt an der Mutter des Mädchens, den ersten Geschlechtsverkehr zu erlauben oder ihn zu verbieten. Ihre ausdrückliche Billigung macht die voreheliche Sexualbeziehung *legitim*. Die Mutter benützt dazu eine populäre Redewendung, in der zwei Metaphern gekoppelt werden und in einer Sekunde Klarheit schaffen: »Beten gehts nicht miteinander, also dann legts euch zamm!« Eine kirchliche Hochzeit (»*miteinander beten*«) scheint der Mutter nicht so wichtig. Sie fordert die Tochter auf, den Mann zum anerkannten Bräutigam zu machen (»*legts Euch zamm!*«). Erst zwei Jahre danach wird kirchliche Hochzeit gefeiert, denn Mutter und Tochter wollen es sich mit dem christlichen Gott nicht endgültig verderben. Und außerdem inszenieren die beiden Herkunftsfamilien mit Hilfe der Kirche ein schönes Fest.

Auch die sechzehnjährige Theresia Sturm folgt einem Ratschlag der Mutter. »Die Mutter hat immer gesagt: Nichts nehmen von einem Burschen, denn wenn du etwas nimmst, hat er ein Recht an Dir!« Doch das Mädchen versteht das Prinzip des Tausches von kleinen Geschenken gegen sexuelle Ansprüche nicht: »Ich hab ja nicht gewusst, was das für ein Recht ist!« Ihr späterer Ehemann hätte sie ohne weiteres verführen können, aber er sei ja, Gott sei Dank, ein Ehrenmann gewesen. »Der hat gut eineinhalb Jahre gewartet!« Ausgesagt wird damit auch, dass ein so langes Warten nicht üblich ist. Die

2 Interview 9 mit Maria Sebestl, geboren 1902 in Ottakring, Wien 16.

Mutter will, wie wohl alle Mütter, die Tochter vor einem ledigen Kind bewahren. Unwissenheit in sexuellen Fragen macht das Mädchen dem erfahrenen Mann *unterlegen*. Das patriarchale Verhältnis stellt sich auch über Wissen über sexuelle Praxis her. »Und der erste Bursch war das, ich hab keinen anderen gekannt!« sagt Theresia Sturm über ihren späteren Ehemann. Anna Lechner schwört: »Er war meine erste und einzige Liebe«. Josepha Neutor beteuert: »Er war der einzige, der einzige Mann in meinem Leben!«. Wieso betonen Frauen ihre sexuelle und mentale Treue zu einem einzigen Mann, während Männer unter sich mit ihren Eroberungen prahlen?

Proletarische, bürgerliche und adelige Burschen und Männer haben ihren ersten Geschlechtsverkehr mit sexuell erfahrenen, meist etwas älteren Frauen und Prostituierten, die als Ehefrauen nicht in Frage kommen. Jahrzehnte später spielen sie die Bedeutung dieser Begegnungen herunter und werten damit auch jene Frauen ab, denen sie doch viel verdanken. Von ihren Ängsten vor sexuellem Versagen erzählen sie nicht. So entsteht, was Wilhelm Reich an den Söhnen Wiens scharfsinnig beobachtet: Männer sparen eine »reine« Liebe für die künftige Ehefrau auf und spalten sie von ihren sexuellen Affären ab.³ Franz Potensky erinnert sich an seinen ersten Geschlechtsverkehr mit einer etwas älteren Arbeitskollegin.

»Es war nur eine Gelegenheit. Es war nur beim Heurigen. Wir haben getrunken und gesungen, miteinander eingehängt sind wir auf der Alszeile gegangen, na und da hat sie sich entwickelt. Da war ich vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Ich weiß nur, dass sie *die Gescheitere* war. Sie war die Führende, sie hat alles gewusst, was ich nicht gewusst hab.«⁴

10.2 Sozialkulturelle Endogamie

In einer Großstadt der Hohen Moderne werden legitime Motive der Partnerwahl diskursiv und bildlich kommuniziert. Dabei behält die Notwendigkeit, die eigene Arbeitskraft tagtäglich zu reproduzieren, Vorrang vor dem Anspruch auf »Glück«, auf »guten Sex« oder auf »romantische Liebe«. Franz Potensky formuliert es sehr deutlich:

»Wir, meine Braut und ich, haben uns vertragen, das Kind war auch auf dem Weg. Ich hab *meine Ordnung* gehabt, die ich als Lediger nicht gehabt hab. Also alle diese Gründe.«

Eine gute Haushaltsführung der Frau garantiert dem Mann regelmäßige, auf seinen Geschmack abgestimmte Mahlzeiten, die Reinigung und Ausbesserung seiner Kleider, körperliche und psychische Erholung, die Pflege der Kinder und eine saubere Wohnung. Welche Rolle spielt die Sexualität für ihn und für die Frau? Die meisten Frauen, von denen hier die Rede ist, haben keine voreheliche sexuelle Erfahrung. Darauf sind schon die meisten Eltern der Mädchen und auch die Brautwerber bedacht. Aber auch für die Männer ist die Übertragung vorehelicher sexueller Erfahrungen auf die eheliche Beziehung,

3 Vgl. Wilhelm Reich, *Frühe Schriften 1920–1925*, Köln 1997, 93f.

4 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

wie schon Wilhelm Reich bemerkt, nicht ohne weiteres möglich. Die verfrühte Ejakulation des Mannes scheint nicht die Ausnahme, sondern beinahe die Regel, vor allem dann, wenn, wie es häufig der Fall ist, nach einem schweren Arbeitstag Energie, Zeit und Muße fehlen. Das Interesse und die sexualpraktische Fertigkeit der Männer, ihre Ehefrau zum Orgasmus zu bringen, sind in vielen Fällen gering. Damit nimmt das Interesse der Frau am Koitus ab, das spätestens nach dem zweiten oder dritten Kind ohnehin von der Angst vor einer nicht gewollten weiteren Schwangerschaft überschattet wird. Zu einem gemeinsamen Erleben des Koitus durch Vorspiel und Variation der Sexualpraktiken müssen beide Ehepartner bereit sein, ihre Erfahrung und ihr Wissen zu teilen.⁵ Dies aber bedürfte der Aussprache über das Intimste, zu der viele Paare aus Scheu nicht fähig sind.

Was davon betroffenen Frauen bleibt, ist die Sorge um ihre abhängige Existenz, die sie schon vor der Heirat auf einen potenziellen oder bloß imaginierten Ehemann projizieren. Sie wünschen und suchen vor allem einen Mann, der zuverlässig, ehrlich und gewaltlos, fleißig für ein »gutes Leben« sorgen kann. Der massenmediale Diskurs über romantische Liebe wird zwar auch von den Männern gehört, aber oft durch ironisches oder sarkastisches Sprechen übertönt. Männer dieser Generation tun sich offenkundig noch schwerer als Frauen, über erotische und sexuelle Wünsche zu sprechen. Männer wie Frauen schweigen über ein mangelndes Gelingen der sozialen und sexuellen Kommunikation. Dieses Schweigen zu brechen könnte die existenziell wichtige Ehe in Frage stellen. Mit Franz Potensky führe ich folgenden Dialog:

»Herr Potensky, Sie haben vorhin gesagt, Sie und ihre Frau hätten sich vertragen. Würden Sie sagen, daß das Liebe war?

Ja schon, na sagen wir, eine gewisse Zusammengehörigkeit. Das war nicht nur, was weiß ich, sagen wir ein Sexualbedürfnis, sondern ich wollte auch *gute Kameradschaft* haben. Wir haben uns gern gehabt, nicht. Man hat sich gegenseitig geachtet, hat aufeinander geschaut. Ich hab mich gefreut, wenn sie mich im Sommer von der Arbeit abgeholt hat mit dem Kind. Und sie hat Sorge um mich gehabt. Sonst wären wir doch nicht jetzt schon sechszwanzig Jahre zusammen!«

Den Ausdruck »gute Kameradschaft« übernimmt Herr Potensky, vermutlich ohne es zu wissen, aus dem Diskurs der deutschen Jugendbewegung, der in der sozialdemokratischen Jugendkultur fortgeführt wird. Mit der Erwartung an die Frau, für ihn »Sorge zu tragen«, formuliert er den für ihn wichtigeren Aspekt der Beziehung. Die Sorge seiner Frau um das Kind und den Ehemann begründet auch seine sexuelle Treue und soziale Zuverlässigkeit. Ob dies seine Frau spiegelgleich sieht, muss offen bleiben. Sie schweigt dazu und lächelt. Meine Versuche, sie ins Erzählen zu bringen, scheitern offenbar an ihrer Scheu, mit mir, einem Fremden, über solche Dinge zu sprechen.

Potenskys erster Besuch bei den Eltern der künftigen Ehefrau dient, wie schon bemerkt, vor allem dazu, sich selber als potenzieller Ehemann im besten Licht zu zeigen

5 Vgl. Wilhelm Reich, *Frühe Schriften 1920–25*, Köln 1997, 92ff.

und die künftigen Schwiegereltern im Hinblick auf die Qualitäten seiner künftigen Ehefrau einzuschätzen.

»Ich hab mich vorgestellt. Ich bin eingeladen worden, auf eine Jause war ich dort. Sie war genau so eine (wie ich) aus dem (Fach)Arbeitermilieu. Der Vater war ein Tischlergeselle, der nur auf seine Familie geschaut hat, dem die Frau seine Rauchsachen besorgt hat und der das ganze Geld abgeliefert hat am Freitag; der auf seine Kinder geschaut hat, der versucht hat, sie auf dem richtigen Weg zu erziehen.«⁶

Herr Potensky hebt das *dienende Verhältnis* der Brautmutter zum Brautvater hervor. Die Formulierung, die Frau habe dem Mann seine »Rauchsachen« besorgt, steht für die vielen Leistungen der Ehefrau. Sie lassen den Brautwerber hoffen, künftig ähnlich gut versorgt zu werden.

Anna Klimova, verheiratete Prechtl, 1900 in einem böhmischen Dorf bei Budweis geboren und 1918 nach Wien zugewandert, begegnet über Vermittlung ihrer Cousine Kathi einem Streckenarbeiter der Eisenbahn. Er ist blond, deutschsprachig und zuverlässig. Auf meine Frage, ob er sie oder sie ihn geliebt habe, antwortet sie in ihrem einfachen Deutsch auf Umwegen. Das Wort Liebe nimmt sie nicht in den Mund.

»Ja, er, na, wenn er brav ist, na... Er hat nicht getrunken, er war nicht streng, gar nichts, im Gegenteil: Ich hätt ihm können ausziehen, aber das hab ich nicht tan. Er hätt mir alles kauft. Im Gegenteil: Wenn er fortgegangen ist, hab ich gsgagt: Hast Geld? Nimms mit. Aber er hat nie trunken viel. Im Wirtshaus hat er überhaupt nie trunken, nur Achtel immer. Ah ja, er war sehr brav, er war – ich sag immer: er war *ein Goldener*. Das ist wahr.«⁷

10.3 Der Code romantischer Liebe

»Romantische Liebe« ist wohl nach dem Vorbild der »passionierten Liebe« des Adels ein Code des Bildungsbürgertums und seiner Dichter*innen, Schriftsteller*innen und Filmmacher*innen. Im Lauf von zweihundert Jahren wird romantische Liebe im Vorfeld und in der ersten Phase einer Ehe wünschbar, imaginierbar und in Ansätzen auch erlebbar. Für die Vorstädte und Vororte Wiens sind die Gelegenheiten, auf Artefakte des romantischen Codes zu treffen, rasch aufgezählt: das frühe Kino, der heftdünne Liebesroman, der in Trafiken und Roman-Schwemmen gekauft oder für ein paar Groschen gemietet wird. In den Jugendkulturen, beispielsweise in der SAJ oder bei den Schönbrunner*innen (s. Kapitel 3.4 und 5.3), wird die Liebe besprochen, wenn auch auf philosophische und spirituelle Weise. In zeitgenössischen Dramen ist über sie zu lesen. Filme über die Liebe werden im 20. Jahrhundert zu den begehrtesten Waren der Kulturindustrie. Wie aber wird ein so anspruchsvoller Code in das Alltagsleben der jungen Bürger*innen einer Großstadt übersetzt?

Was man nicht angreifen (begreifen), nicht ansehen oder hören kann und doch für wichtig, ja für unglaublich aufregend hält, wird am ehesten in *Metaphern* besprechbar

6 Interview 6 mit Franz Potensky, geboren 1901 in Ottakring, Wien 16.

7 Interview 3 mit Anna Klimova, verheiratete Prechtl, geboren 1900 in einem Dorf bei Budweis.

und kommunizierbar. Motive der Liebe, Worte und Sätze, Prototypen des Verhaltens der Liebenden schreiben sich metaphorisch in die Vorstellungswelt, in das Imaginäre der Mädchen und Burschen ein. Auf meine Frage, ob sie sich als junges Mädchen einen Angestellten oder einen Beamten zum Mann gewünscht hätte, damit es ihr einmal besser gehe als ihrer Mutter, antwortet Anna Lechner:

»Nie hab ich so einen Wunsch gehabt. Wir Wienerinnen sind *Augenmenschen*. Wie die Mutter von meiner Schwiegertochter ins Haus gekommen ist – die ist vom Land gewesen, eine Sudetendeutsche – hat sie gesagt: Ich kann aber meiner Tochter nichts mitgeben! Und da hab ich gesagt: Auf so etwas schauen wir Wienerinnen nicht. – Leider. – Wer hat einen Angestellten geheiratet? Die Landmädchen. Die haben da schon gescheiter gedacht als wir. Wir sind halt so hineingeschlittert, wer uns gefallen hat, den haben wir genommen. *Mir hat mein Mann gefallen.*«⁸

Um dies zu belegen, erzählt sie von ihrer Begegnung mit einem jungen Polizeioffizier in der Katharinenhalle, einem der beliebtesten Tanz- und Ballsäle der 1910er und frühen 1920er Jahre.⁹

»Da war im Haus (im Zinshaus) eine Familie, da ist einer gekommen. Komischerweise hat dieser Mann, der auf mich reflektiert hat, dann den Posten gehabt, den mein Sohn jetzt hat; der ist als Oberstleutnant der Polizei *in Pension* gegangen. Und dieser Mann hat mich ausgeführt. Das war so schön, die Katharinenhalle, oben diese Ränge und Logen, *wie in der Oper*, und meine Mutter ist mitgegangen und meine Freundin. [...] Und im Park unten hat er mir gesagt, er möchte eine Familie gründen mit fünf Kindern. (Sinnierend, nach einer Pause:) Wenn ich den geheiratet hätte... – Warum haben Sie seinen Antrag abgelehnt? – Gefallen hat er mir nicht. Nein, (sehr energisch), er hat mir nicht *gefallen!* Er hat so ein rundes Gesicht gehabt, so ein *Kindergesicht*. Das war nicht mein *Geschmack!*«

Die Beschreibung des festlichen Abends ist eine Allegorie der Goldenen Zwanziger Jahre. Blumengirlanden im Tanzsaal, Logen wie in der Oper, ein erleuchteter Park, in dem es sich im Abendkleid anders spricht als mit umgebundener Küchenschürze an der Bassena. Der junge Polizeioffizier teilt Anna Lechner seinen Lebensplan kurz und bündig mit: fünf Kinder und ein bürgerliches Leben. Anna Lechner ist perplex. Doch vermisst sie attraktive männliche Züge an diesem Mann. Sie wählt »nur mit den Augen«, wie sie sagt. Im Rückblick scheint Frau Lechner der Anspruch auf eine romantische Liebe ihren Verhältnissen unangemessen. Die aus Liebe und »Vernarrtheit« geschlossene Ehe mit einem elegant auftretenden Facharbeiter (s. Abb. 30) scheitert an der Untreue des Mannes. Ein erstes Mal betrügt er sie, als sie zur Entbindung von ihrem ersten Kind im Brigitta Spital liegt. Dass dies einem Muster entspricht, weiß der Volksmund. »Liegt die Frau

8 Interview 10 mit Anna Lechner, geboren 1903 in Simmering, Wien 11.

9 Die Katharinenhalle wurde 1886 im Prater gebaut und später vom Unternehmer Dreher gekauft, abgetragen und im Meidlinger Dreher-Park (heute Schönbrunner Straße 307) wieder aufgebaut. Sie fasste 4000 Personen und bestand an dieser Stelle als Ballsaal bis 1925. Vgl. Wien Geschichte Wiki. Stichwort Katharinenhalle.

im Wochenbett, geht der Mann fremd.« Eine schmerzhaft sypilitische Krankheit des Mannes, die ihn zu Morphium greifen lässt, führt zu seinem frühen Tod.

Abb. 30: Anna Lechner und ihre »Augenwahl«.



10.4 Der Code wirtschaftlicher Vernunft

Von Josepha Neutors Weg in die Großstadt habe ich schon erzählt. Mit achtzehn Jahren fährt sie gegen den Willen ihrer Eltern in die Stadt und arbeitet als Dienstmädchen in mehreren Bürgerhäusern. Nur an Sonntag-Nachmittagen geht sie aus, aber nie allein. Entweder macht sie mit befreundeten Dienstmädchen einen Ausflug in den Prater oder sie trifft in Begleitung ihrer Tante männliche Verehrer. Aber keine der »Bekanntschaften« entwickelt sich wie erhofft. Von einem Eisenbahner fühlt sich Josepha sexuell bedrängt und unangenehm an ihren Vater erinnert.

»Mein Gott na, ich weiß nicht, wieso das so kommt, es hat halt nicht sein wollen, dass ich mit ihm geh. Er war mir, wie soll ich denn sagen, zu rapid, wissen Sie, *er hat alleweil die Brust angreifen wollen*, und das hab ich nicht leiden können von ihm. Und da hab ich

alleweil gedacht, so wie der Vater vielleicht, gell. Da hab ich mir den Vater als Beispiel genommen.«¹⁰

Für Josepha Neutor ist es noch im Rückblick die Schuld ihres Vaters in Heiligeneich, dass ihre Mutter acht Kinder zur Welt bringt, von denen nur fünf überleben. Sie beschuldigt ihn, häufig betrunken und rücksichtslos von seiner Ehefrau den nächsten Geschlechtsverkehr erzwungen zu haben. Ähnliches soll ihr nicht widerfahren. Josepha hat noch einen weiteren Verehrer, einen deutlich älteren Molkereiarbeiter. Auf den ersten Blick scheint er ihr zu alt. Als sie nach der Sonntagsmesse aus der Kirche tritt, erwartet er sie mit einem Blumenstrauß: Ob er am Nachmittag mit ihr ausgehen dürfe, fragt er »das Fräulein«. Josepha zitiert aus einem ihrer inneren Monologe: »Na ja, wenn er auch älter ist als ich, deshalb kann er doch auch anständig sein. Vielleicht ist das sogar gescheiter als bei Vater und Mutter; dann werd ich nicht so viele Kinder kriegen.« Eine Reihe von Sonntag-Nachmittagen verbringt sie mit dem Molkereiarbeiter. Dem Eisenbahner schickt sie sein Foto wortlos zurück, die Augen durchstößt sie mit einer Stricknadel, eindeutiger als jedes Wort.

Schon im Lauf des ersten Dienstbotenjahres in einem moderen bürgerlichen Haushalt mit beruflich erfolgreichen, erwachsenen Kindern eines alten Bürgerpaares löst sich Josepha Neutor auch kulturell und ästhetisch von den kleinbäuerlichen Verhältnissen ihrer Eltern. Sie kleidet sich städtisch, lernt nach dem Geschmack der Herrschaften zu kochen und träumt von einer eigenen Wohnung. Im Gedanken (im Tagtraum) plant sie schon ihre Einrichtung. Dass sie heiraten wird, steht für sie fest. Nur in der Frage der Partnerwahl bleiben Zweifel bis zum Tag der Hochzeit. Eine Nachbarin verunsichert sie: »Fräulein Pepi, sinds nicht so dumm, heiratens nicht!« Doch die Dinge sind ins Laufen gebracht und wenige Tage später steht sie »in einem schönen grauen Kostüm« und »mit Hut« vor dem Traualtar. Am liebsten würde sie nein sagen, aber es ist zu spät. Und außerdem: das Kostüm und der Hut sind ein Geschenk des Bräutigams.

»Er hat ja viel Geld ausgegeben für mich. Ich war fesch! Und die Hochzeit haben sie (die Familie des Mannes) gemacht als wie, *aufgebacken* und *aufgebraten* bei ihm daheim. Ja, die Böhmen waren alle da. Seine Mutter ist Böhmin gewesen, einer war da in Wien ein Schustermeister, der Wenzel, alle gut situiert auch, die haben alle einen guten Posten gehabt.«

Die Passage enthält bemerkenswerte mikroskopische Alltagstheorien der Erzählerin. In ihrer Sprache drückt Frau Neutor den relativen Wohlstand der kleinbürgerlichen Familie und der Verwandtschaft des Bräutigams aus. Dass nach Wien zugewanderte böhmische Gewerbetreibende in den 1920er Jahren ihren Wohlstand stolz demonstrieren, zeigen die von der Erzählerin benutzten Verben »aufbacken« und »aufbraten«, wobei die Vorsilbe »auf-« signifiziert, dass solches geschieht, um allen Gästen und sich selber den erreichten Wohlstand sinnfällig vor Augen zu führen. Es zeigt freilich auch, dass sich die Zuwanderer stolz auf ihre Herkunft, hier eine böhmische Kleinstadt, beziehen. Wenn sie

10 Interview 13 mit Josepha Neutor, geboren 1903 im Wiener Brigitta Spital, aufgewachsen bei einer Tante in Wien und ab dem 6. Lebensjahr im niederösterreichischen Dorf Heiligeneich.

»böhmische« Gerichte zubereiten und verspeisen, sind sie ein Stück weit daheim. Vielleicht sind ja die böhmischen Köchinnen auch die eigentlichen Erfinderinnen des Wiener Phaiakentums, wenigstens seines oralen Anteils. An die vierzig Leute nehmen an dem Hochzeitsessen in der Wohnung der Eltern des Mannes teil. Möbel werden auf den Gang geschoben, um für die Hochzeitstafel Platz zu schaffen. Die viel ärmere Familie der Braut im Dorf Heiligeneich ist nur durch eine jüngere Schwester vertreten. Sie bringt Milch, Butter und Eier als Hochzeitsgeschenk, mit Grüßen von den Eltern.

Wenn kleinbürgerliche und bürgerliche Eltern eine ihnen unpassend scheinende Partnerwahl einer Tochter aus geschäftlichen Gründen verhindern wollen, ist ein Drama nicht weit. Anna Perwein ist die Tochter eines Greißlers. Seit ihrem vierzehnten Lebensjahr steht sie wochentags von sechs Uhr früh bis acht Uhr am Abend im Geschäft. Da Kundinnen das Wirtschaftsgeld in der zweiten Hälfte der Woche oft schon ausgegeben haben und »anschreiben« lassen müssen, mangelt es der Kaufmanns-Familie oft an Bargeld. Viele zahlen nie und hängen den Kaufleuten »einen Frack an«, heißt es auf Wienerisch. Die Not der Familie Perwein geht so weit, dass sie abends nur Wurstab- schnitte und schon abgelaufene Lebensmittel aus dem Geschäft zu essen hat. Als sich Anna in einen Feinledergalanterie-Facharbeiter verliebt und ihn heiraten will, sind die Eltern dagegen. »Meine Eltern waren nicht für ihn, denn er war ein Arbeiter, und die haben für mich einen Geschäftsmann geglaubt.«¹¹

Anders als die Arbeitertochter Anna Lechner oder die Kleinbauerntochter Josepha Neutor vermag sich die Kaufmannstochter Anna Perwein gegen ihre Eltern nicht durchzusetzen. Die Weltgeschichte bereitet ihrem Geliebten ein frühes und qualvolles Ende. Im August 1914 wird er zum Kriegsdienst eingezogen. Er wird an die Südfront nahe an der serbischen Grenze gebracht. Ein Geschoss trifft ihn am Knie. Fehlendes Penicillin führt zu Wundbrand und der junge Mann stirbt unter großen Schmerzen.

»Stellen Sie sich vor, ich war mit seiner Mutter im Jahr darauf, im Fünfzehner Jahr, war ich an seinem Grab. Er liegt vier Stunden von der serbischen Grenze in einer Stadt. Dort ist er begraben. Dort ist er in ein Spital gekommen und dort ist er gestorben. Und seine Mutter und ich sind hingefahren im Fünfzehner Jahr, gerade zur ärgsten Hitze, am 26. Juli. Ein Einzelgrab. Und der Totengräber hat sich erinnern können, weil er der einzige Wiener war, der so ein Begräbnis gehabt hat mit so vielen Soldaten. [...] Wie wir zwei Armen dort am Grab waren, haben wir geglaubt, wir müssen ihn ausgraben.«¹²

11 Interview 48 mit Anna Perwein, geboren 1894 in Penzing, Wien 14.

12 Ebd.

Kapitel 11: Der Kampf um Regierungsmacht

Am 14. Juli 1927 verkündet ein Schöffengericht den Freispruch von drei Angehörigen der Frontkämpferversammlung, die am 30. Jänner 1927 aus einem Fenster des Gasthofs Tscharmann im burgenländischen Schattendorf auf eine Gruppe von Schutzbündlern geschossen haben. Ein 40jähriger kriegsinvalid Österreich-Kroate und ein mitlaufender sechsjähriger Bub kommen zu Tode. Die Schöffen fällen im Zweifel einen Freispruch, weil für sie nicht klar wird, wer von den drei Angeklagten die tödlichen Schüsse abgegeben hat. Die Abstimmung der Schöffen fällt sehr knapp aus. Nach der geltenden Prozessordnung kann der Richter das Urteil nicht aufheben, auch wenn er es wie der Staatsanwalt für ein Fehlurteil hält. Über den Freispruch der Angeklagten gibt es Rekonstruktionen des Gerichtsverfahrens und rechtskundige Erläuterungen.¹ Die öffentlich wirkmächtigste, aber auch unglücklichste Deutung gibt der Chefredakteur der *Arbeiter Zeitung*, Friedrich Austerlitz. Sein Leitartikel vom 15. Juli gipfelt in der Behauptung, der Freispruch durch das Schöffengericht sei bereits »der Bürgerkrieg«.

»Die bürgerliche Welt warnt immerzu vor dem Bürgerkrieg; aber ist diese glatte, diese aufregende Freisprechung von Menschen, die Arbeiter getötet haben [...] nicht schon selbst der Bürgerkrieg? Wir warnen sie alle, denn aus einer Aussaat von Unrecht, wie es gestern geschehen ist, kann nur schweres Unheil entstehen.«²

-
- 1 Eine detailreiche Rekonstruktion des Schattendorf-Prozesses findet sich bei Viktor Liebscher, Die österreichische Geschworenengerichtbarkeit und die Juliereignisse 1927. In: Die Ereignisse des 15. Juli 1927. Protokoll des Symposiums in Wien am 15. Juni 1977, Wien 1979, 60–99. Vgl. auch Janko Ferk, Rechtliche und rechtsphilosophische Sichtweisen der Ereignisse am 15. Juli 1927. In: Bundesministerium für Justiz / Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft / Cluster Geschichte, Hg., 80 Jahre Justizpalastbrand. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte, 11. und 12. Juli 2007 in Wien (= Justiz und Zeitgeschichte 33). Innsbruck u.a. 2008.
 - 2 Vgl. Friedrich Austerlitz, Die Mörder von Schattendorf freigesprochen! In: Arbeiter-Zeitung Nr. 193/1927 (XL. Jahrgang), 15. Juli 1927, 1.

Das Empfinden eines großen Unrechts, und es ist nicht das erste dieser Art, ergreift Tausende Menschen. Wieder bestätigt sich, dass empfundenes Unrecht politische Revolten und Proteste auslösen kann.³ Dass in dem vom Schöffengericht verhandelten Fall ein sechsjähriges Kind zu Tode kommt, mag die Empörung über den Freispruch noch erhöhen. Am frühen Morgen des 15. Juli 1927 versammeln sich in Wien Arbeiter und Angestellte in Fabriken und auf Baustellen, um den Leitartikel der *Arbeiter Zeitung* zu diskutieren. Noch am selben Vormittag machen sich Hunderte, wenn nicht Tausende auf den Weg in die Innere Stadt. Man sagt, sie seien führerlos und meint, sie seien kopflos. Aber es ist kein Zufall, dass sie schließlich den Justizpalast zum Ziel ihres Protestes wählen.

Wie handelt und entscheidet eine »offene Masse«, von der Elias Canetti Jahre nach dem Ereignis schreiben wird, dass sie gar nicht notwendig einer Führung bedürfe? Die Polizeidirektion behauptet in ihrem Bericht sinngemäß, die Demonstranten seien eine Horde Asozialer, ein Pöbel ohne jede Moral und ohne legitimes Ziel. Es ist nicht verwunderlich, dass die Interpretationen des Ereignisses seither nicht in Übereinstimmung zu bringen sind. Auch führende Sozialdemokraten und Demonstranten gelangen zu keiner einhelligen Deutung. Das Ereignis ist und bleibt *polysem*. Je nach Standpunkt bedeutet es Verschiedenes.

Was aber hat das Ereignis mit dem Thema meines Buches zu tun? Der verstorbene Zeit- und Kulturhistoriker Siegfried Mattl vermutete, dass sich »die Handlungen und Verhaltensformen entgegen der Deutung der Polizei und des politischen Gegners nicht als arbiträre und blindwütige, führungs- und richtungslose Akte abtun (lassen). (Denn) Plünderungen und ähnliche kriminelle Akte blieben aus.«⁴ Diesem Hinweis gehe ich nach. Gehen die so oft beschworene Ordnungsmacht der SDAP und das große Projekt der Erziehung des Volkes zu besonnenen Staatsbürger*innen in der Empörung eines einzigen blutigen Tages zu Grunde?

Die sozialdemokratische Führung bezichtigt die Demonstrant*innen wie missratene Schüler mangelnder Disziplin. Sie hätten sich an die Anweisungen der Parteispitze halten sollen. Demonstrant*innen und andere Kommentatoren sehen hingegen ein Versagen der SDAP-Führung und des Schutzbund-Führers Julius Deutsch. Funktionäre des Republikanischen Schutzbundes, der Wiener Bürgermeister Karl Seitz auf einem Feuerwehrauto und Führer der SDAP hinter den Gardinen des nahen Parlaments fürchten sich vor den wütenden Demonstrant*innen. Was in diesen vorgeht und was sie antreibt, wissen am ehesten die Überlebenden. Kurt Hahn, Sohn eines Sozialdemokraten und Freidenkers, begleitet seinen Vater auf dem Marsch durch die Thaliastraße in Ottakring über die Lerchenfelderstraße bis zur Ringstraße und zum Justizpalast.

»Das war so, dass damals die Arbeiter die Thaliastraße hinuntermarschiert sind, und mein Vater hat sich mit mir dem Zug angeschlossen. Ich hab sogar gesehen bei einem

3 Vgl. Barrington Moore, Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt a.M. 1982.

4 Siegfried Mattl, Der Justizpalastbrand – ein traumatisierendes Ereignis. Zur Erzähl- und Erinnerungsproblematik des »Juli 1927«. In: Bundesministerium für Justiz / Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft / Cluster Geschichte, Hg., 80 Jahre Justizpalastband. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte 11. und 12. Juli 2007 in Wien, Innsbruck u.a. 2008. 137–144, hier 140.

Bau, dass Leute vom Gerüst heruntergekommen sind und mitmarschiert sind. Das war damals eine große Erregung! Wir sind reinmarschiert bis zum Justizpalast. Wir waren dann hinten, und mein Vater hat schon alleine wegen mir Angst gehabt und hat sich eher an der Peripherie gehalten; es war ja schon eine sehr erregte Stimmung.«⁵

Willi Horvath, im Sommer 1927 Bauarbeiter auf der Großbaustelle des Karl Marx-Hofes in der Heiligenstädter Straße, erinnert sich:

»Viele Hunderte haben dort gearbeitet auf dem Karl Marx-Hof. Da sind wir komplett in einem riesigen Zug hineinmarschiert. Mit der Fahne voran, der Scharl hat sie getragen, so sind wir hineingezogen.«⁶

Die Polizeidirektion weiß freilich, dass Arbeiter*innen von Baustellen und Großbetrieben in das Stadtzentrum marschieren und sich einige mit Holzlatten und eisernen Klampfen von Baustellen ausrüsten. Polizeipräsident Schober entscheidet, berittene Polizei gegen sie einzusetzen. Den vor dem Parlament postierten Reitern gelingt es, die Demonstranten von der Parlamentsrampe abzudrängen. Nun wird der seitlich hinter dem Parlament gelegene Justizpalast zu ihrem Ziel. Der gerade einmal 16 Jahre alte Emil Huck staunt, dass berittene Polizisten die Demonstranten mit Säbelattacken zerstreuen wollen und einzelne Demonstranten beginnen, sich diesen Attacken zu widersetzen, Polizisten vom Pferd reißen, Widerstand leisten mit Prügeln, mit Holzprügeln, mit Steinen.⁷ Einige Polizeireiter stürzen von ihren Pferden und flüchten zu Fuß. Gegen Mittag dringen Demonstranten in den Justizpalast ein und werfen Akten durch die Fenster auf die Straße.⁸ Die verstreuten Akten werden auf Haufen geworfen und angezündet. Jemand legt auch im Inneren des Justizpalastes Feuer. Die Feuerwehr kann durch die dichte Menschenmasse nur langsam an den Palast herankommen. Die Interpretation Canettis, die Demonstranten wollten damit erreichen, dass das Feuer möglichst lange brennt, scheint plausibel, unterstellt aber doch einen kollektiven Willen, den es vielleicht gar nicht gibt. In seiner Autobiographie *Die Fackel im Ohr* schreibt Canetti:

»Das Feuer ließ die Menschen nicht los, der Justizpalast brannte während Stunden, und die Zeit, während der er brannte, war auch die Zeit der größten Erregung. Es war ein sehr heißer Tag, auch wo man das Feuer selbst nicht sah, war der Himmel weithin rot und es roch nach verbranntem Papier, von tausend und abertausend Akten. [...] Das Anzünden des Justizpalastes hatte ich selbst nicht gesehen, doch erfuhr ich davon, bevor ich Flammen sah, durch die Änderung im Ton der Masse. Man rief einander zu, was geschehen war, ich verstand es erst nicht, es klang freudig, nicht gellend, nicht gierig, es klang befreit. Das Feuer war der Zusammenhalt. Man fühlte das Feuer, seine Prä-

5 Interview 65 mit Kurt Hahn, geboren 1915 in Ottakring, Wien 16.

6 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Ottakring, Wien 16.

7 Interview 53 mit Emil Huck, geboren 1911 in der Brigittenau, Wien 20.

8 Vgl. Gerald Stieg, *Frucht des Feuers*. Canetti, Doderer, Kraus und der Justizpalastbrand, Wien 1990, 26.

senz war überwältigend, auch dort, wo man es nicht sah, hatte man's im Kopf, seine Anziehung und die der Masse waren eins.«⁹

Nachdem Bürgermeister und Landeshauptmann Karl Seitz den Einsatz des Bundesheeres als unverhältnismäßig abgelehnt hat, entscheidet sich Polizeipräsident Johannes Schober zu einer neuen Strategie. Sechshundert mit Karabinern aus Beständen des Bundesheeres bewaffnete Polizisten treffen um 14.30 Uhr im Parlamentsviertel ein, bilden Schützenketten und feuern Gewehrsalven auf Demonstrant*innen und Passant*innen. Binnen Minuten zerbricht die Illusion, die staatliche Exekutive würde durch die Macht der die Stadt regierenden Sozialdemokratie in Schach gehalten.

» [...] auf einmal haben sie *Gewehre* gehabt, die sie früher überhaupt nicht gehabt haben, und haben begonnen, nicht etwa in die Luft zu schießen, sondern die Leute sind wirklich auf die Erde gepurzelt, sind liegengeblieben. [...] Für die Leute war das ja nicht vorstellbar, dass ganz einfach auf sie geschossen wird. Ich meine, das war ja damals, das hat irgendwie der Vergangenheit angehört, der *grauen* Vergangenheit, aber doch nicht in *Wien*...«.¹⁰

Viele Demonstrant*innen laufen davon, andere merken im Durcheinander der Stimmen und Schreie die Salven zu spät und werden im Stehen in die Brust oder in den Rücken getroffen. Unter den 94 Getöteten sind 16 Frauen und Mädchen.¹¹ Die genaue Zahl der Verwundeten ist unbekannt, denn verwundete Demonstranten vermeiden es, einen Arzt oder ein Krankenhaus aufzusuchen, um nicht verhaftet zu werden. Der Polizeibericht spricht von 548, die *Arbeiter Zeitung* hingegen von über tausend Verwundeten. Die gerichtsarztliche Obduktion von dreißig Leichen ergibt, dass die Polizei Übungsmunition des Österreichischen Bundesheeres (»Scheibenschußmunition«) verwendet hat, die besonders schwere Schussverletzungen erzeugt.¹² Die Entscheidung des Polizeipräsidenten, Gewehrsalven auf unbewaffnete Bürger*innen anzuordnen, findet im Polizeibericht eine offizielle Legitimation. Der Bericht wertet die Demonstranten ab, wie man es auch von anderen Ereignissen kennt. Von »Menge«, »Exzedenten« und »Pöbel« ist die Rede.¹³ Was in Amtssprache herabgewürdigt wird, ist eine vielfältige Menge von Individuen. Der Zeithistoriker Gerhard Botz recherchiert, dass Lehrlinge, Facharbeiter*innen und Hilfsarbeiter*innen, Angestellte und Beamt*innen, Künstler*innen und Student*innen und

9 Elias Canetti, *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, München/Wien 1980, 279. Seine Theorie der Masse arbeitet Canetti aus in *Masse und Macht*, Düsseldorf 1960.

10 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in, Ottakring, Wien 16.

11 Der Polizeipräsident Johannes Schober ist für 94 Tote (89 Zivilisten, 4 Polizisten, einen Kriminalbeamten) sowie für Hunderte Verletzte hauptverantwortlich. Vgl. Peter Autengruber, Birgit Nemes, Oliver Rathkolb, Florian Wenninger, *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*, Wien 2014, 144.

12 Vgl. Gerhard Botz, *Die »Juli-Demonstranten«, ihre Motive und die quantifizierbaren Ursachen des »15. Juli 1927«*, in: *Die Ereignisse des 15. Juli 1927*, hg. v. Rudolf Neck u. Adam Wandruszka, Wien 1979, 55.

13 Vgl. *Jahrbuch der Polizeidirektion in Wien, 1927*, 6.

auch Spaziergänger unter den Toten sind.¹⁴ Etwa zwei Drittel der Getöteten sind unter dreißig Jahre alt, was das Ereignis »beinahe als einen Protest der Jugend Wiens« erscheinen lässt.¹⁵

Während Polizisten unbewaffnete Menschen erschießen, tagt die Führung der Sozialdemokratischen Partei in ihren Clubräumen im nahen Parlament. Im Protokoll der Sitzung heißt es:

»Die Sitzung war wiederholt von Schießereien in der unmittelbarsten Umgebung unterbrochen. Und es war dabei Gelegenheit, das Vorgehen der Polizei auf dem Ring und am Schmerlingplatz genauestens zu beobachten.«¹⁶

Das Protokoll zeigt das distanzierte Verhältnis der Parteiführung zu den Demonstrant*innen, die nicht alle, aber zu einem guten Teil ihre Wähler*innen sind. Erleidet auch das Bildungskonzept der Austromarxisten an diesem Tag eine Niederlage?

Einer der jungen Demonstranten ist Willi Horvath, im Juli 1927 gerade 21 Jahre alt. Sein Leben lang bleibt er, was Antonio Gramsci einen »organischen Intellektuellen« nennt. Noch als alter Mann ist er im Gespräch mit mir überzeugt, die kapitalistische Gesellschaft durch Bildung und Bildungspolitik zwar nicht grundlegend verändern, aber doch verbessern zu können. Am Morgen des 15. Juli 1927 befindet er sich auf der Baustelle des Karl Marx-Hofes und reiht sich in den Menschenzug ein, der in das Regierungsviertel marschiert. In den Mittagsstunden, nach dem langen Marsch und von den Attacken der Polizei körperlich erschöpft, hoch erregt, aber keineswegs gedankenlos beteiligt er sich auch an der Erstürmung der Redaktionsräume der *Wiener Neuesten Nachrichten*, dem Blatt der Großdeutschen Partei, der Polizeipräsident Schober nahe steht. Einige Demonstrant*innen werfen Manuskripte und Schreibpapier auf die Straße.

»Weil das Tor *zugesperrt* war, sind wir durch die eingeschlagenen Fenster hinein in die Redaktion und haben alles, was in der Redaktion drin war, auf die *Straße* geworfen. Und ich schau gerade bei einem Fenster hinein, kommt einer heraus mit einer Wanduhr in der Hand, irgendeine Hängeuhr in der Hand und will diese Uhr einstecken, ein Fremder, ein ganz fremder Bursch. Und ich seh das und sag zu ihm: Hearst du wirst doch nicht von *diesen* Leuten, von diesen Püchern, was nach Haus tragen wollen?! – Und der schaut mich an, nimmt die Uhr, haut sie auf die Straße, ein Kracher, und die Uhr ist hin, hundert Teile herum. Also sehen Sie, [...] meine fünf *Worte* haben genügt, dass er kein *Plünderer* wird.«¹⁷

Selbst in einem Moment hoher Erregung gibt Willi Horvath seine besonnene Haltung nicht auf und zeigt das feine Gespür des ehemaligen Gassenjungen für den Unterschied

14 Vgl. Gerhard Botz, Die »Juli-Demonstranten«, ihre Motive und die quantifizierbaren Ursachen des »15. Juli 1927«, 17ff.

15 Ebd., 23.

16 Zitiert nach Gerald Stieg, *Frucht des Feuers*. Canetti, Doderer, Kraus und der Justizpalastbrand, Wien 1990.

17 Interview 20 mit Willi Horvath, geboren 1906 in Wien 16, Ottakring.

zwischen legitimen Protest und kriminellem Handeln. Der Grat zwischen beidem ist gewiss schmaler als an anderen Tagen. Die Reihe der Zielobjekte (Parlament, Justizpalast, eine deutschnationale Zeitungsredaktion, eine Wachstube) zeigt, dass die ungeführte Masse keineswegs orientierungslos ist. Sie sucht Objekte, die in ihrer Perspektive für das empfundene Unrecht stehen. Elias Canetti spricht von einer »offenen Masse«, die keiner Führung bedürfe.

»Ein für allemal hatte ich hier erlebt, was ich später eine *offene* Masse nannte, ihre Bildung durch das Zusammenfliegen von Menschen aus allen Teilen der Stadt, in langen, unbeirrbar, unablenkbaren Zügen, deren Richtung bestimmt war durch die Position des Gebäudes, das den Namen der Justiz trug, aber durch den Fehlspruch das Unrecht verkörperte. Ich hatte erlebt, daß die Masse zerfallen muß, und wie sie diesen Zerfall fürchtet; daß sie alles daransetzt, nicht zu zerfallen; daß sie sich selbst im Feuer sieht, das sie entzündet, und um ihren Zerfall herumkommt, solange dieses Feuer besteht. Jeden Löschversuch wehrt sie ab, von der Lebensdauer des Feuers hängt ihre eigene ab. Sie lässt sich durch Angriffe in die Flucht schlagen, zersprengen und vertreiben, aber obwohl Getroffene, Tote und Verwundete vor aller Augen auf den Straßen liegen, obwohl sie selbst keine Waffen hat, sammelt sie sich wieder, denn das Feuer brennt noch und sein Schein erleuchtet den Himmel über Plätzen und Gassen. [...] Ich erkannte, daß die Masse keinen *Führer* braucht, um sich zu bilden, den bisherigen Theorien zum Trotz.«¹⁸

Der Anspruch der sozialdemokratischen Parteiführer hingegen, ihre Klientel nicht nur im Parlament und im Gemeinderat zu *repräsentieren*, sondern sie auch an diesem Tag einer großen Erregung erfolgreich anzuführen, ist hypertroph. Sie unterschätzen die reaktionäre Staatsmacht und den Zorn ihrer Klientel. Innenminister Carl Vaugoin und Polizeipräsident Johannes Schober führen mit ihrer Entscheidung, die Polizei mit Langwaffen auszustatten, den katastrophalen Ausgang herbei. Sie entschuldigen sich dafür nicht und sie werden auch nicht vor Gericht gestellt. Bei ihren Reden auf der Begräbnisfeier auf dem Zentralfriedhof und in der Debatte des Ereignisses im Parlament handeln die sozialdemokratischen Führer wieder auf dem Feld der Rhetorik, die sie so blendend beherrschen. Die linke Opposition in der Partei ist damit nicht mehr zu beruhigen. Das folgende Zitat ist einem Flugblatt entnommen, das eine Gruppe um Ilona Duczynska herstellt und verteilt:

»Wir fragen, wie sich jeder Sozialdemokrat mit Trauer und Erbitterung im Herzen in diesen Tagen fragen mußte: *wie ist es mit uns so weit gekommen?* Wie ist es gekommen, daß das Proletariat dem Gewehrfeuer der Polizei preisgegeben wurde, daß der *Schutzbund zwischen zwei Fronten geraten* ist und schließlich, waffenlos vor den Karabinern der Polizei stehend, blutig zusammengeschossen wurde? [...] Genossen! Jedem denkenden Arbeiter muß die Ursache dieser schwersten Niederlage, die unsere Partei je erlitten hat, jetzt langsam klar werden: Die Taktik, die die Leitung unserer Partei seit Jahr und Tag befolgt hat, war verhängnisvoll.«¹⁹

18 Elias Canetti, *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, München/Wien 1980, 281.

19 Unser Flugblatt, 1. Kursive Hervorhebungen im Original gesperrt, zitiert nach Veronika Helfert, *Eine demokratische Bolschewikin: Ilona Duczynska Polanyi (1897–1978)*. In: *Österreichische Zeit-*

Wie die Partei auf dieses Flugblatt und andere Aktivitäten der Linksopposition antwortet, zeigt ihren parteibürokratischen Zentralismus. Sie stellt die Parteimitgliedschaft von Ilona Duczynska ruhend und ein Parteischiedsgericht schließt sie 1928 aus der Partei aus. Sie habe zu einer Demonstration gegen einen Aufmarsch der faschistischen Heimwehr in Wiener Neustadt aufgerufen und damit gegen einen Beschluss des Parteivorstandes verstoßen.²⁰ Erst im Jänner 1934 wird sie wieder in die Partei aufgenommen. Nach dem Februar 1934 tritt sie in die KPÖ ein. Was immer die Parteiführung mit solchen Ausschlüssen gegen eine linke Opposition bezwecken mag, die Vielfalt der Meinungen in einer Massenpartei zu respektieren zählt offenbar nicht zu ihrem Verständnis von Politik. Sie unterscheidet sich darin kaum von der viel kleineren und leninistischen KPÖ. Die von Hans Kelsen um 1920 in Aussicht gestellte Entfaltung der repräsentativen, parlamentarischen Demokratie durch politische Bildung und Partizipation der Bürger*innen scheidet auch am Zentralismus der sozialdemokratischen Partei.

schrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 26 (2015) 2, 166–189, hier 179. Nach dem 15. Juli 1927 arbeitet Duczynska in der Linksopposition und gründet die Zeitung *Der linke Sozialdemokrat*, zusammen mit Wilhelm Reich u.a. Nach ihrem Ausschluss aus der SDAP 1928 führt sie ihr Studium an der Technischen Hochschule Wien fort. Nach den Februarkämpfen 1934 tritt sie der KPÖ bei. Sie heiratet den Ökonomen und Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi, mit dem sie 1935 nach England emigriert. Karl Polanyi und Ilona Duczyńska sind die Eltern der kanadischen Wirtschaftswissenschaftlerin Kari Polanyi-Levitt, geboren 1923 in Wien.

20 Ebd.

Kapitel 12:

Synopse: Das Rote Wien. Labor der Hohen Moderne

Durch den Ersten Weltkrieg leicht verspätet, trete Wien in die fordistische Modernisierung des Kapitalismus ein und trage zur sozialen und kulturellen Integration der Bürger*innen in die hochmoderne Leistungsgesellschaft bei. Dies erfolge vor allem durch biopolitische Experimente in mehreren Feldern der Gesellschaft. Das war meine Annahme. Die vorgelegten empirischen Untersuchungen zeigen vieles davon, aber auch partielles Scheitern. Die geplante ›Veredelung‹, ›Zivilisierung‹ und ›Hygienisierung‹ der Lebensführung erreicht junge Frauen und Männer, die in Arbeit stehen, viel eher als Arbeitslose, Kriegsversehrte, Alte und Kranke. Im Sog des Fordismus verändern sich Arbeitsabläufe im industriellen Großbetrieb, in der Werkstatt, im Großkaufhaus und in der privatwirtschaftlichen Bürokratie. Kleinbetriebe bleiben von dieser Dynamik ausgeschlossen und ihre Besitzer fühlen sich von der Dynamik in Handel und Industrie bedroht. Mit den Anforderungen der kapitalistischen Produktion und humanwissenschaftlich begründeter Biopolitik verändert sich das Alltagsleben: das Wohnen, die Kinderpflege, die Erziehung der Kinder, die Arbeit der Frauen im Haushalt, das Leben der Jugendlichen und so fort. Produktion und Reproduktion erweisen sich als ineinander verstrickt, so sehr, dass ihre theoretische Unterscheidung fragwürdig wird.

Die untere Mittelklasse orientiert sich an der oberen Mittelklasse und nähert sich auch praktisch an sie an, durch wachsende Kaufkraft, Selbsthilfe in Genossenschaften, Nachbarschaftshilfe, Improvisation, Stilbastelei und Ratenzahlung, nicht zuletzt durch kommunalpolitische Leistungen. Durch die leicht verbesserten Chancen auf Ausbildung, Fortbildung und beruflichen Aufstieg wird die hermetische Grenze zwischen ›Kleinbürgern‹ und ›Bürgern‹ etwas poröser. Indes bleibt der Zugang zu höheren Bildungsanstalten, Hochschulen und Universitäten, zu Oper, Symphoniekonzert und Theater gut situierten Bürger*innen und ihren Kindern vorbehalten. Volkshochschulen, Arbeitersymphoniekonzerte, öffentliche Bibliotheken und dergleichen sind sehr ambitioniert, können daran aber nur wenig ändern. Auch die kommunale Schulpolitik unter Otto Glöckel vermindert die »Vererbung von Bildung« nicht.

Die im Lauf von zehn Jahren errichteten Gemeindebauten werden überwiegend von jungen Familien bezogen. Wer mehr als zwei oder drei Kinder bekommt, gelangt in die-

selbe Malaise wie die Bürger*innen im Zinshaus, die vor allem am Mangel an Schlafplätzen leiden. Architekten und Baumeister planen Wohnungen für erwerbstätige Paare und Kleinfamilien. Alleinstehende haben kaum Aussicht auf eine Gemeindefwohnung. Junge Paare entkommen mit ihrem Einzug in den Gemeindefbau dem Familienegoismus der Eltern und Schwiegereltern, die in Zinshauswohnungen zurückbleiben, bedürfen aber weiterhin ihrer Hilfe, etwa am großen Waschtage.

Der Waschmeister in der Zentralwäscherei und die von ihm überwachten Frauen an den Maschinen und Geräten zeigen die Ambivalenz tayloristischen Fortschritts. Mechanisierung und Automatisierung vieler Arbeitsgänge sparen Frauen gewiss Kraft und Zeit. Aber sie bewirken weder die erhoffte Aufwertung der Hausarbeit noch die Teilung der Kinderpflege und der Hausarbeit zwischen den Ehepartnern. Ganz im Gegenteil. Wohnbaupolitik und Biopolitik weisen alle Haus- und Care-Arbeit Mädchen und Frauen zu. Burschen und Männer sehen sich darin bestärkt, sie weiterhin als Ungleiche zu betrachten, die ihnen persönlich zu dienen hätten. Sie sollen es nicht notgedrungen, sondern aus Liebe tun. Konfusion löst der bürgerliche Code der »romantischen Liebe« aus. Über Massenmedien vermittelt, tritt er *neben* den Code der vernünftigen, zweckmäßigen Partnerwahl. Vor allem junge städtische Frauen suchen die romantische Liebe und schließen Kompromisse mit ihren wirtschaftlichen Interessen. Die Familie, vermeintlicher Ort des Glücks, bleibt das Stammhaus ökonomischer Existenz, im fordistischen Kapitalismus mehr als zuvor. Der Code der romantischen Liebe fördert das Geschäft der Kulturindustrie und verhüllt den täglichen Kampf um die Macht im Alltagsleben.

Dennoch schaffen der kommunale Wohnungsbau und die Biopolitik viel mehr als leistbare Wohnungen und gesündere Menschen. In den zehn Jahren des Roten Wien übt sich mindestens eine Viertelmillion Menschen in den Gemeindefbauten und Wohnsiedlungen erstmals in ein Wohnen nach (klein)bürgerlichem Vorbild und in höhere hygienische, gesundheitliche und pädagogische Standards ein – eine zivilisatorische Leistung der Kommunalpolitik des Roten Wien, die weltweit ihresgleichen sucht.

Zu den kritikwürdigen Seiten zähle ich biopolitische Maßnahmen, die mit sozialdemokratischen und humanistischen Werten nicht zu vereinbaren sind. Schwere Versäumnisse und Fehler des Wohlfahrtsamtes unter Julius Tandler sind nicht zu leugnen: der massive Eingriff in das Elternrecht (*avant la lettre*) und in die praktische Elternschaft auf bloßen Verdacht, eine unpassende Medikalisation der Kinder- und Jugendfürsorge und die mangelnde Kontrolle der Erzieher*innen in Kinder- und Erziehungsheimen und der Pflegeeltern. Diese biopolitische Fehlsteuerung ist kein Zufall. Sie geht auf den handlungsleitenden Einfluss der Rassenhygiene zurück, die von Sozialdemokraten mit der Aufzucht »Neuer Menschen« verbunden wird und deshalb auch als »sozialistische Eugenik« bezeichnet wird. Sie legitimiert die Benachteiligung der Behinderten und Schwachen und will die Kosten ihrer Versorgung minimieren. Wenige Jahre später stellen sich Ärzte und Psychologen in den Dienst rassistischer Selektion und Ausmerze »unwerten« Lebens (»Euthanasie«). Die pathetische Rede der Sozialdemokratie von »Neuen Menschen« schlägt eine erste Schneise in das »Volk«, das doch sozialkulturell integriert und zivilisiert werden soll. Immerhin zieht ein Rest von humanistischem Denken der »sozialistischen Eugenik« fürs Erste die schärfsten Zähne. Im nationalsozialistischen Diskurs, der sich an der Wiener Universitäts-Kinderklinik allerdings schon mit der Berufung des überzeugten Nationalsozialisten Franz Hamburger 1930 zum Ordina-

rius (und Nachfolger von Clemens Pirquet) etabliert, wachsen sie umso schärfer nach. Gegen ihr eigenes, vermeintlich christliches Menschenbild setzt die Diktatur von Dollfuß und Schuschnigg dem rassistischen Treiben an der Wiener Kinderklinik kein Ende. Franz Hamburger bleibt bis zu seiner Emeritierung 1944 durchgehend Vorstand. Die austrofaschistische Diktatur schafft Anhaltelager für Sozialdemokraten, Kommunisten und Nationalsozialisten. Hamburger und seine Ärzte hingegen bleiben unbehelligt. Für viele heimliche Nationalsozialisten in allen Ämtern und Behörden, einschließlich der Polizei, und für politisch wendige Karrieristen wird die austrofaschistische Diktatur zum Warteraum.

*

Etwa ab 1910 setzt die *Fordisierung der Arbeits- und Konsummoral* neue Prioritäten im Alltagsleben. Der Kauf oder die Anfertigung von modischen Kleidern und Kurzhaar-Frisuren gelten als Zeichen westlicher Modernität. Jugendliche pflegen ihre Frisuren und ihre modischen Kleider, um sich selber und den Peers zu gefallen und erfolgreich um Liebes- und Ehepartner*innen zu werben. Auch bei geringer Unterstützung aus der Arbeitslosen- und Notstandsversicherung geben arbeitslose Jugendliche ihre Priorität – ein sinnvolles und genussreiches Leben – nicht auf. Die Erkenntnisse der berühmten Marienthal-Studie aus dem Jahr 1929¹ gelten nicht für die Großstadt. Im niederösterreichischen Industriedorf Marienthal werden alle Bewohner*innen durch die Schließung des einzigen Textilunternehmens am Ort arbeitslos und versinken in zeitlose Passivität und Depression.² Dieser Befund ist auf die Großstadt Wien *nicht* zu übertragen. Hier bleiben Mädchen und Frauen, Burschen und Männer auch bei länger dauernder Arbeitslosigkeit politisch, kulturell, sportlich und sozial aktiv. In Turnvereinen, Arbeitersportvereinen, bei den Naturfreunden oder den Kinderfreunden erleben sie sich auch in der Wirtschaftskrise als Avantgarde, der eine bessere Zukunft gehört.

Menschen der westlichen Moderne suchen proaktiv ein besseres Leben, ein höheres und sicheres Einkommen, beruflichen Aufstieg, gutes Wohnen, Freizeit und Reisen, Freundschaft und Liebe. Auf dem Weg in die mehr denn je wunsch- und konsumgetriebene Zivilisation gelingen der Kommunalpolitik des Roten Wien herausragende Leistungen, doch nicht ohne Widersprüche und Paradoxien. Während politische Gleichheit in der Kelsen-Verfassung von 1920 und in Dokumenten der Sozialdemokratie zur Norm erhoben ist, wird soziale, kulturelle und ökonomische Gleichheit der Bürger*innen nicht angestrebt.³ Im Gegenteil wachsen Heterogenität und Diversität durch die Maßnahmen der Rassenhygiene bzw. der sozialistischen Eugenik, die spaltend und segregierend wirken.

Groß ist um 1918 und 1919 die Hoffnung auf eine gerechtere Gesellschaft, aber auch die Enttäuschung, als die parlamentarische, demokratische Republik und mir ihr das

1 Vgl. Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, (1929) Frankfurt a.M. 1975.

2 Ebd.

3 Vgl. Amartya Sen, Gleichheit. Welche Gleichheit? Stuttgart 2019.

Rote Wien einer antidemokratischen, antiparlamentarischen Phalanx und der von ihr beherrschten staatlichen Exekutive und faschistischen Privatarmeen unterliegen. Vier Jahre der wirtschaftlichen Stagnation und der politischen Regression gehen ins Land, ehe ein aus Oberösterreich stammender Gefreiter der bayrischen Armee, ein zorniger und frustrierter, neurotischer Mann neue Hoffnungen schürt, das Friedensdiktat von Saint Germain zu revidieren verspricht, das moralisch ausgehöhlte Land gleichsam über Nacht militärisch besetzt und sein Volk »heim ins Reich« führt.

*

Meine Analysen zu verschiedenen Feldern des Alltagslebens im Roten Wien und ihrer experimentellen Veränderung durch Biopolitik zeigen, was Politikwissenschaft, Soziologie und andere Humanwissenschaften aus theoretischen und methodischen Gründen leicht übersehen: Unter ihrer Wahrnehmungsschwelle werden spontane, informelle und private Arbeitskämpfe geführt. Im Alltagsleben herrscht kaum jemals Frieden und alles ist Arbeit. Die klassische politische Ökonomie ist dafür weitgehend blind. Die »kleinen« und vermeintlich privaten Formen der Arbeit und die Kämpfe um häusliche Macht sind nicht weniger fordernd als die großen. Lange vor dem Hype um Foucaults Macht-Dispositiv und ohne die Menschen darin zu verschweigen, als wäre das Leben reine Ökonomie oder Physik, erklärt Norbert Elias den Prozess der Zivilisation als *Selbstintegration und Selbstunterwerfung* des handelnden Subjekts, des Akteurs, der Akteurin unter die sich verändernden Anforderungen.

»Von den frühesten Zeiten der abendländischen Geschichte bis zur Gegenwart differenzieren sich die gesellschaftlichen Funktionen unter wachsendem Konkurrenzdruck mehr und mehr. Umso größer wird die Zahl der Funktionen, von denen der Einzelne bei allen seinen Verrichtungen, bei den simpelsten und alltäglichsten ebenso wie bei den komplizierteren und selteneren, beständig abhängt. Das Verhalten von immer mehr Menschen muß aufeinander abgestimmt, das Gewebe der Aktionen immer genauer und straffer durchorganisiert sein, damit die einzelne Handlung darin ihre gesellschaftliche Funktion erfüllt. Der Einzelne wird gezwungen, sein Verhalten immer differenzierter, immer gleichmäßiger und stabiler zu regulieren. [...] *Das Gewebe der Aktionen* wird so kompliziert und weitreichend, die Anspannung, die es erfordert, sich innerhalb seiner »richtig« zu verhalten, wird so groß, daß sich in dem Einzelnen neben der bewußten Selbstkontrolle zugleich eine automatisch und blind arbeitende Selbstkontrollapparatur verfestigt, die durch den Zaun von schweren Ängsten Verstöße gegen das gesellschaftsübliche Verhalten zu verhindern sucht [...].«⁴

*

4 Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Zweiter Band, Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Frankfurt a.M. 1976, 316f.

Das autobiographische Gedächtnis erlaubt es nicht, sich *nicht* zu erinnern.⁵ Das wirkmächtigste Medium eines »Lernens aus erlebter Geschichte« sind die fortlaufende Erinnerungsarbeit, der Zweifel an der Wahrheit der eigenen Erzählung und an der Wahrheit der politischen Erzählung des eigenen politischen »Lagers« und die Revision ihrer Verklärungen und Beschwichtigungen. Seit Generationen profitiert die Oberklasse von wirtschaftlichen Erträgen der Kriegsindustrien, von imperialistischen Eroberungen, Konkurrenzkämpfen und Währungsspekulationen. Aber darüber spricht sie nicht gern und ihre Anwesen und Vermögen sind gut bewacht. Die freie Demokratie wird von ihr nur toleriert, solange es ihr wirtschaftlich nutzt. Die untere Mittelklasse sieht ihren kleinen und viel mühsamer erarbeiteten Wohlstand bedroht. Auch hier, wo Zorn und Bitterkeit herrschen, ist die Abkehr vom demokratischen Staat nicht weit.⁶

Globale und multiple Krisen triggern apokalyptische Ängste. Rechte und linke Populisten versprechen einfache Lösungen, die es nicht gibt.⁷ Ihre Lügen sind ihre schärfste Waffe. Der Wissenschaft entledigen sie sich durch den Entzug öffentlicher Gelder, kritische Medien schließen oder kaufen sie, Journalist*innen vertreiben oder ermorden sie. Eine neue »Achse der Autokraten«⁸ und Oligarchen entsteht. – Wie könnten dann ausgerechnet die Experimente des Roten Wien bedeutungslos geworden sein? In dieser hoch angespannten Weltlage ist das Rote Wien eine verlorene Hoffnung und ein Menetekel, das dazu mahnt, demokratische Werte viel entschlossener zu verteidigen als zuletzt. Walter Benjamins »Engel der Geschichte« kehrt der Zukunft den Rücken. Im Sturm der Aufgehetzten und Empörten und der schamlosen Superreichen vermag er auch mit weit geöffneten Augen nicht zu sehen, wohin es ihn treibt.

5 Vgl. Hans J. Markowitsch, Harald Welzer, Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Stuttgart 2005.

6 Vgl. Eva Illouz, Explosive Moderne, Berlin 2024; Andreas Reckwitz, Verlust. Ein Grundproblem der Moderne, Berlin 2024.

7 Vgl. Kolja Möller, Volk und Elite. Eine Gesellschaftstheorie des Populismus, Berlin 2024.

8 Anne Applebaum, Die Achse der Autokraten. Korruption, Kontrolle, Propaganda: Wie Diktatoren sich gegenseitig an der Macht halten, 2. Auflage, München 1924.

Verzeichnis der Abbildungen und Fotonachweise

- Abb. 1: Robert Ocenasek (vorne) und Kollegen. Unbekannter Wanderfotograph, Archiv des Autors.
- Abb. 2: Besuch der Fürsorgerin. © Josephinum – Ethik, Sammlungen und Geschichte der Medizin, MedUni Wien.
- Abb. 3: Doras Großeltern und Onkel, der Vater in Uniform. Archiv des Autors.
- Abb. 4: Dora, geboren 1907 in Budweis, Aufnahme 1913, Archiv des Autors.
- Abb. 5: Hof der KÜSt und Brunnenplastik »Mutter Gemeinde« im Sommer 1925, Photograph Martin Gerlach, © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.
- Abb. 6: KÜSt, Glasbox für Säuglinge und Kriechlinge. Photograph Carl Zapletal, © Wien-Museum.
- Abb. 7: Aufenthaltsraum im Erziehungsheim Oberhollabrunn, 1920. © Nachlass August Aichorn.
- Abb. 8: Absolvent*innen der Schönbrunner Schule für sozialistische Erzieher*innen. Photograph Willi Zvacek © Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, VGA, Bildarchiv.
- Abb. 9: Kinder vor dem Zinshaus Knöllgasse 8, Favoriten, 1921, Archiv des Autors.
- Abb. 10: Straßenmusikanten © Austrian Archives / brandstaetter images / picturedesk .com
- Abb. 11: Fußballspiel auf der Gstetten hinter dem Karl Marx-Hof, um 1930, Photograph Lothar Rübelt, © Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv.
- Abb. 12: Eine Gruppe der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), © Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, VGA Bildarchiv.
- Abb. 13: Schlurfs um 1930, Archiv des Autors.
- Abb. 14: In der Werkzeugmacherei der Optischen Werke Hernals. Archiv des Autors.
- Abb. 15: Frau Goldnagl im selbst genähten Badeanzug um 1920, Archiv des Autors.
- Abb. 16: Rose Gold (Goldnagl) und René. Artistenpaar um 1936, Archiv des Autors.
- Abb. 17: Sandleiten Hof, Lageplan, ARGE Emil Hoppe u.a., © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.
- Abb. 18a: Grundriss Küchenanlage und Speisesäle im Einküchenhaus, Wien 15, Pilgerimgasse 22–24, Architekt Otto Polak-Hellwig, 1922, © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.

- Abb. 18b** Die Zentralküche im zweiten Einküchenhaus, Wien 15. Pilgerimgase 22–24, Foto Faber © Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung VGA Bildarchiv.
- Abb. 19:** Muster-Wohnküche im ersten Gemeindebau, Margaretengürtel 90–98, später »Metzleinstaler Hof«, Margareten, Wien 5, Architekt Robert Kalesa. Baubeginn 1919, Zubau 1923 durch Hubert Gessner, © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.
- Abb. 20:** Grundriss der großen Zentralwäscherei im Karl Marx-Hof, 1927, Architekt Karl Ehn, © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.
- Abb. 21:** »Wäscherei« Am Tivoli, Meidling, Wien 12, 1927, Fotoaufnahme ca. 1931, Martin Gerlach, © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.
- Abb. 22:** Eine Zentralwäscherei im Sandleiten-Hof, Ottakring, Wien 16, 1924, © Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, VGA Bildarchiv.
- Abb. 23:** Kulissenraum einer Wäscherei im Sandleiten-Hof um 1930, Postkarte, Archiv des Autors.
- Abb. 24:** Mangelraum einer Wäscherei im Sandleiten-Hof um 1930, Postkarte. Archiv des Autors.
- Abb. 25:** Bügelsaal Am Tivoli, Meidling, Wien 12, ca. 1931. Architekt Wilhelm Peterle, © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.
- Abb. 26:** Minna und Willi Horvath, 1928, Archiv des Autors.
- Abb. 27:** Familie Zvacek, ca. 1913, Archiv des Autors.
- Abb. 28:** Bei Tisch. Die Verteilung der Wurst. © Österreichische Nationalbibliothek, ÖNB Bildarchiv.
- Abb. 29:** Im Zahnambulatorium der neuen KÜSt. © Wiener Stadt- und Landesarchiv, WStLA.
- Abb. 30:** Anna Lechner und ihre »Augenwahl«, Archiv des Autors.

Verzeichnis der interviewten Personen und der Interviewer

Die Interviews wurden in den 1980er und 1990er Jahren in einer oder in mehreren etwa zweistündigen Sitzungen geführt und auf Tonband aufgenommen. Die Transkripte befinden sich derzeit unter den von mir vergebenen Nummern in meinem Privatarchiv. Die Namen sind Echtnamen, die Geburtsjahre und Geburtsorte und alle anderen Angaben sind korrekt. Nur in drei Fällen werden auf Wunsch der interviewten Personen Pseudonyme verwendet. Die von mir selber geführten Interviews habe ich in der folgenden Liste mit RS gekennzeichnet. Einige Interviews wurden von mir mit einem der folgenden Kollegen oder von diesen allein geführt: Barry McLoughlin (BMcL), Gottfried Pirhofer (GP), Brigitte Langer (BL), Michael John (MJ), Ingrid Reifinger (IR), Hans Schafranek (†), Hans Safrian (HS), Wolfgang Ruß (†), Christian Gerbel (CG), Alexander Mejstrik (AM), Robert Wegs (RW) und Hans Witek (HW). Ich danke diesen Kolleginnen und Kollegen sehr herzlich für die Erlaubnis, aus den von ihnen oder mit mir geführten Interviews in diesem Buch zitieren zu dürfen.

- Interview 1 mit Maria Schauburger, geb. 1897 in Müglitz, Mähren, RS
- Interview 2 mit Hanna Windisch, geb. 1899 in Ottakring, Wien 16, GP, BL.
- Interview 3 mit Anna Klimova (Prechtl), geb. 1900 bei Budweis, Südböhmen, RS.
- Interview 4 mit Martha Fiedler, geb. 1901 in Hütteldorf, Penzing, Wien 14, RW.
- Interview 5 mit Olga Ocenasek, geb. 1901 in Landstraße, Wien 3, RS.
- Interview 6 mit Franz Potensky, geb. 1901 in Ottakring, Wien 16, RS.
- Interview 7 mit Maria Bayer, geb. 1902 in Breslau, Schlesien, GP, BL.
- Interview 8 mit Anton Srmcka, geb. 1902 in Ottakring, Wien 16, RS.
- Interview 9 mit Maria Sebestl, geb. 1902 in Ottakring, Wien 16, RS.
- Interview 10 mit Anna Lechner, geb. 1903 in Simmering, Wien 11, RS.
- Interview 11 mit Katharina Wikowitsch, geb. 1903 in Margareten, Wien 5, MJ, HS.
- Interview 12 mit Theresia Sturm, geb. 1903 in Penzing, Wien 14, RS.
- Interview 13 mit Josepha Neutor, geb. 1903 im Brigitta Spital, Wien 20, RS.
- Interview 14 mit Willi (Wilhelm) Zvacek, geb. 1903 in Meidling, Wien 12, RS.
- Interview 15 mit Maria Cerwenka, geb. 1905 in Simmering, Wien 11, RS.

- Interview 16 mit Maria Cerwenka u. Franziska Fischer-Eckstein, beide geb. 1905 in Simmering, Wien 11, RS.
- Interview 16a mit Franziska Fischer-Eckstein, geb. 1905 in Simmering, Wien 11, RS.
- Interview 17 mit Franziska Velecky, geb. 1905 in Schwechat bei Wien, RS.
- Interview 18 mit Frieda Müller, geb. 1905 in Klosterneuburg bei Wien, MJ.
- Interview 19 mit Amalie Freitag, geb. 1905 in Penzing, Wien 14, MJ.
- Interview 20 mit Willi Horvath, geb. 1906 in Ottakring, Wien 16, RS.
- Interview 21 Dora Hostovsky, geb. 1907 in Budweis, Böhmen, RS.
- Interview 22 mit Johann Timler, geb. 1907 in Alsergrund, Wien 9, RS.
- Interview 23 mit Karl Auer, geb. 1907 in Ottakring, Wien 16, RS.
- Interview 24 mit Karoline Klement, geb. 1913 in Hernals, Wien 17, RS.
- Interview 25 mit Hermine Goldnagl, geb. 1915 in Favoriten, Wien 10, RS.
- Interview 25a mit Hermine Goldnagl, geb. 1915 in Favoriten, Wien 10, RS, GP.
- Interview 26 mit Karl Pelech, geb. 1925 in Nussdorf, Döbling, Wien 18, GP.
- Interview 27 mit Isolde Skorepa, geb. 1921 in Rudolfsheim, Wien 15, RS.
- Interview 28 mit Rosa Schüttenhelm, 1903 in Erdberg, Wien 3, GP.
- Interview 29 mit Hans Christian, 1930 in Rudolfsheim, Wien 15, GP.
- Interview 30 mit Erna Christian, geb. 1904 in Rudolfsheim, Wien 15, GP.
- Interview 31 mit Leopoldine Lintner, geb. 1903 in Alsergrund, Wien 9, RS.
- Interview 32 mit Ottokar Merinsky, geb. 1902 in Hernals, Wien 17, MJ.
- Interview 33 mit Karl Ziak, geb. 1902 in Neulerchenfeld, Ottakring, Wien 16., RS, MJ.
- Interview 34 mit Leopoldine Schopf, geb. 1904 in Baumgarten, Wien 14, MJ, RS.
- Interview 35 mit Franziska Neumann, geb. 1905 in Landstraße, Wien 3, MJ.
- Interview 36 mit Maria Gießler, geb. 1901 in Alsergrund, Wien 9, HSch.
- Interview 37 mit Josef Reinwein, geb. 1911 in Wieden, Wien 4, HSch, HS.
- Interview 38 mit Anna Kubicek, geb. 1904 in Wien 20, HSch, HS.
- Interview 39 mit Josef Eksl, geb. 1909, in der Leopoldstadt, Wien 2, HS.
- Interview 40 mit Friedrich Setzer, geb. 1922 in Hernals, Wien 17, WR.
- Interview 41 mit Ludwig Konvicka, geb. 1906 in Ottakring, Wien 16, WR.
- Interview 42 mit Samuel Panner, geb. 1907 in Simmering, Wien 11, HS.
- Interview 43 mit Franz u. Berta Barina, geb. 1907 / 1910 in Favoriten, Wien 10, RW.
- Interview 44 mit Dr. Kurt Liepold, geb. 1922 in Favoriten, Wien 10, RW.
- Interview 46 mit Anton u. Maria Hautschek, geb. 1921 / 1923 in Favoriten, 10, RW.
- Interview 47 mit Franz Schiller, geb. 1903 in Favoriten, Wien 10, RW.
- Interview 48 mit Anna Perwein, geb. 1894 in Penzing, Wien 14, IR.
- Interview 50 mit Kurt Marvan, geb. 1905 in Ottakring, Wien 16, WR.
- Interview 51 mit Siegfried Kassel, geb. 1922 in Jedlersdorf, Wien 21, WR.
- Interview 52 mit Karl Bauer, geb. 1911 in Baumgarten, Wien 14, HSch.
- Interview 53 mit Emil Huck, geb. 1911 in der Brigittenau, Wien 20, HW.
- Interview 54 mit Fritz Tränkler, geb. 1910 in Großjedlersdorf, Wien 21, HSch.
- Interview 55 mit Karl Petuelli, geb. 1912 in Ottakring, Wien 16, HSch.
- Interview 56 mit Anton u. Anna Fritsch, geb. 1902 / 1907 in Favoriten, Wien 10, RW.
- Interview 59 mit Rose Gold (Goldnagl), geb. 1917 in Favoriten, Wien 10, GP, RS.
- Interview 60 mit Anna Breit, geb. 1904 in Sievering, Wien 19, HSch.
- Interview 63 mit Ernst Oberreiter, geb. 1920 in der Brigittenau, Wien 20, BMcL.

- Interview 64 mit Erich Wolf, geb. 1915 in Ottakring, Wien 16, HSch.
- Interview 65 mit Kurt Hahn, geb. 1915 in Ottakring, Wien 16, HSch.
- Interview 66 mit Fritz Weiß, geb. 1914 in Ottakring, Wien 16, HSch.
- Interview 67 mit Lajos Falusi, geb. 1907 in Döbling, Wien 19, HSch.
- Interview 68 mit Karl Tichy, geb. 1917 in der Brigittenau, Wien 20, HSch.
- Interview 69 mit Peter Treumann, geb. 1921 in der Leopoldstadt, Wien 2, RS.
- Interview 70 mit Lotte Brainin, geb. Sontag, geb. 1920 in Brigittenau, Wien 20, HSch.
- Interview 73 mit Karl Atzler, geb. 1926 in Ottakring, Wien 16, CG, AM.

Verzeichnis der Literatur

- Abschlussbericht 1995- 2003. MAG ELF – Amt für Jugend und Familie, Rüdengasse 11, 1030 Wien, Wien 2004.
- Achs Oskar, Otto Glöckel – Leben und Werk. In: Die Schulreform geht weiter – aus Anlaß des 50. Todestages des Wiener Schulreformers Otto Glöckel, Wien 1985.
- Achs Oskar, Hg., Otto Glöckel – Ausgewählte Schriften und Reden, Wien 1985.
- Adam Erik, Austromarxismus und Schulreform. In: Erik Adam u. a., Hg., Die Schul- und Bildungspolitik der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik, Wien 1983, 271–314.
- Adler Alfred, Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes von Dr. Alfred Adler. Nervenarzt in Wien, Wien 1919.
- Adler Fritz, Fritz Adler vor dem Ausnahmegericht. Das Attentat gegen den Ersten Weltkrieg, herausgegeben von Michaela Maier und Georg Spitaler, Wien 2016.
- Adler Max, Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung, Wien 1924, 2. erweiterte Auflage Berlin 1926.
- Adler Max, Kant und der Marxismus, Berlin 1925.
- Adler Max, Lehrbuch der materialistischen Geschichtsauffassung, 2 Bände, Berlin 1930/1932.
- Adorno Theodor W., Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft (1964). Herausgegeben von Tobias Brink und Marc Phillip Nogueira, Frankfurt a.M. 2008.
- Adorno Theodor W., Gesellschaftstheorie und Kulturkritik, Frankfurt a.M. 1975.
- Ahlheit Peter u. a., Hg., Biographie und Leib, Gießen 1999.
- Aichhorn August (A.A.), Der Kampf gegen die Jugendverwahrlosung. In: Der Kinderfreund. Organ der Arbeitervereine »Kinderfreunde« Österreichs, Graz, 4. Jg. Nr. 6/7, 1. Juni 1916, 41–46.
- Aichhorn August, Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung. Mit einem Geleitwort von Sigmund Freud. Neunte, unveränderte Auflage, Bern/Stuttgart/Wien 1977.
- Aichhorn August, Über die Erziehung in Besserungsanstalten. In: Imago 9 (1923), 189–221, wieder abgedruckt in: Thomas Aichhorn, Hg., August Aichhorn, Pionier der psychoanalytischen Sozialarbeit, Wien 2011, 89–115.

- Aichhorn Thomas, Hg., August Aichhorn. Pionier der psychoanalytischen Sozialarbeit, Wien 2001, 57–90.
- Aichhorn August, Von der Fürsorgeerziehungsanstalt. In: ders., Verwaehrte Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung mit einem Geleitwort von Sigmund Freud, 9. unveränderte Auflage, Bern/Stuttgart/Wien 1977, 123–143.
- Aichhorn Thomas, Zur Biographie Rosa Dworschaks. In: Rosa Dworschak, Dorfgeschichte aus der Großstadt, Wien 2014, 188–193.
- Altfahrt Margit, Anspruch und Wirklichkeit. Realität einer Arbeitslosensiedlung am Beispiel Leopoldau. In: dies.u.a., Die Zukunft liegt in der Vergangenheit. Studien zum Siedlungswesen der Zwischenkriegszeit, Wien 1983, 77–100.
- Andre Christine, The welfare state and institutional compromises: from origins to contemporary crisis. In: Robert Boyer, Yves Saillard, Hg., Régulation Theory. The state of the art, London 2002, 94–100.
- Ansbacher Heinz L., Rowena R. Ansbacher, Die Entwicklung des Begriffs »Gemeinschaftsgefühl« bei (Alfred) Adler. In: Zeitschrift für Individualpsychologie 6 (1981), 177–194.
- Anselm Sigrun, Angst- und Angstprojektion in der Phantasie vom jüdischen Ritualmord. In: Rainer Erb, Zur Erforschung der europäischen Ritualmordbeschuldigungen, Berlin 1993, 253–265.
- Appelt Erna, Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten. Die weiblichen Angestellten Wiens zwischen 1900 und 1934, Wien 1984.
- Applebaum Anne, Die Verlockung des Autoritären. Warum antidemokratische Herrschaft so populär geworden ist. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Neubauer, 3. Auflage, München 2021.
- Applebaum Anne, Die Achse der Autokraten. Korruption, Kontrolle, Propaganda: Wie Diktatoren sich gegenseitig an der Macht halten. Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer, 2. Auflage, München 2024.
- Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht. Autobiographische Texte rechtloser und. entrechteter »Frauenspersonen« in Deutschland, Österreich und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts, herausgegeben von Richard Klucsarits und Friedrich G. Kürbisch, Wuppertal o.J.
- Arbeitsgemeinschaft für sozialistische Erziehung in Wien-Schönbrunn, Ein sozialistisches Kinderheim in Österreich. In: Das proletarische Kind 1 (1921), Nr. 3, 11–14, Nr. 4, 10–12, Berlin 1921.
- Arlt Ilse, Die Grundlagen der Fürsorge, Wien 1921.
- Arlt Ilse, Fürsorgeausbildung in Österreich. Schriften der internationalen Konferenz für Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, Paris 9.-13.7.1927.
- Asperger Hans, Heilpädagogik. Einführung in die Psychopathologie des Kindes für Ärzte, Lehrer, Psychologen und Fürsorgerinnen, erste Auflage Wien 1952, zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage Wien 1956, weitere Auflagen 1961, 1965 und 1968.
- Ash Mitchell G., Psychology and Politics in Interwar Vienna. The Vienna Psychological Institute, 1922–1942. In: Mitchell G. Ash, William R. Woodward, Psychology and Twentieth-Century Thought and Society, Cambridge 1987, 143–164.

- Ausstellung Kommunalen Wohnbau in Wien, Aufbruch – 1923–1934 – Ausstrahlungen, Wien 1977.
- Austerlitz Friedrich, Die Mörder von Schattendorf freigesprochen! In: Arbeiter-Zeitung, Nr. 193/1927 (XL. Jahrgang), 15. Juli 1927, 1.
- Autengruber Peter, Ursula Schwarz, Lexikon der Wiener Gemeindebauten. Namen. Denkmäler. Sehenswürdigkeiten, Wien u.a. 2013.
- Autengruber Peter, Birgit Nemeč, Oliver Rathkolb, Florian Wenninger, Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch, Wien 2014.
- Baacke Dieter, Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung, 2. überarbeitete Auflage, Weinheim/München 1993.
- Baacke Dieter, Wilfried Ferchhoff, Jugend, Kultur und Freizeit. In: Heinz-Hermann Krüger, Hg., Handbuch der Jugendforschung, Opladen 1993, 403–445.
- Bach David Josef, Warum haben wir keine sozialdemokratische Kunstpolitik? In: Der Kampf 22 (1929), 139–148.
- Baader Gerhard, Veronica Hofer, Thomas Mayer, Hg., Eugenik in Österreich, Biopolitische Strukturen von 1900 bis 1945, Wien 2007.
- Baderle Gertrud, Acht Wochen Erholungsfürsorge der Gemeinde Wien in Oberhollabrunn. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen 18 (1919).
- Bamberg Michael, Who am I? Narration and its contribution to self and identity. In: Theory & Psychology 21 (2011), 1, 3–24.
- Banik-Schweitzer Renate, Zur sozialräumlichen Gliederung Wiens 1869–1934, Wien 1982.
- Barinhorst Sigrid, Mundo Yang, Katharina Witterhold, »Doing political culture« in Alltagspraktiken der Politisierung des Konsums. In: Wolfgang Bergem, Paula Diehl, Hans J. Lietzmann, Hg., Politische Kulturforschung reloaded. Neue Theorien, Methoden und Ergebnisse, Bielefeld 2019, 89–109.
- Barth Daniel, Kinderheim Baumgarten. Siegfried Bernfelds »Versuch mit neuer Erziehung« aus psychoanalytischer und soziologischer Sicht, Gießen 2010.
- Barthes Roland, Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie. Übersetzt von Dietrich Leube, Frankfurt a.M. 1985.
- Barthes Roland, Mythen des Alltags, Frankfurt a.M. 1996.
- Bateson Gregory, Die logischen Kategorien von Lernen und Kommunikation (1964/1971). In: ders., Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, (1964) 5. Auflage, Frankfurt a.M. 1994, 362–399.
- Bauböck Rainer, Beziehungen zwischen Staatsinterventionismus und Sozialreform am Beispiel der sozialdemokratischen Wohnungspolitik der Zwischenkriegszeit, Aufnahmearbeit für die Abteilung Politologie am Institut für Höhere Studien, Wien 1976.
- Bauböck Rainer, Wohnungspolitik im sozialdemokratischen Wien 1919 – 1934, Salzburg 1979.
- Bauer Helene, Julius Wolf. Die neue Sexualmoral und das Geburtenproblem unserer Tage. In: Der Kampf 22 (1929) 5 (Rezension).
- Bauer Helene, Der Geburtenrückgang. In: Der Kampf 21 (1928) 4.
- Bauer Kurt, Hitlers zweiter Putsch. Hitlers zweiter Putsch. Dollfuß, die Nazis und der 25. Juli 1934, Wien 2014.
- Bauer Kurt, Der Februaraufstand 1934. Fakten und Mythen, Wien/Köln/Weimar 2019.

- Bauer Otto, Mieterschutz, Volkskultur und Alkoholismus, Wien 1929, Rede, gehalten am 20. 3. 1928 in der Versammlung der Wiener Ortsgruppen des Arbeiter-Abstinentenbundes. In: Otto Bauer Werkausgabe, Band 3, Wien 1976, 635–665.
- Bauer Otto, Der Weg zum Sozialismus, Wien 1921.
- Bauer Otto, Nationalitätenfrage und Sozialdemokratie, Wien 1907.
- Bauer Otto, Die österreichische Revolution, Wien 1923. In: Otto Bauer Werkausgabe, Band. 2, Wien 1976, 489–866.
- Bauer Otto, »Austromarxismus«. In: Austromarxismus. Texte zu »Ideologie und Klassenkampf« von Otto Bauer, Max Adler, Karl Renner, Sigmund Kufni, Béla Fogarasi und Julius Lengyel, herausgegeben und eingeleitet von Hans-Jörg Sandkühler und Rafael de la Vega, Frankfurt a.M. 1970, 49–54.
- Bauer Otto, (1934) Der Aufstand der österreichischen Arbeiter. Seine Ursachen und seine Wirkungen. In: Otto Bauer Werkausgabe, Band 3, Wien 1976, 953–997.
- Bauman Zygmunt, Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt a.M. 1995.
- Bauman Zygmunt, Culture as praxis, London 1973.
- Bebel August, Die Frau und der Sozialismus, 1. Auflage, Zürich 1879, Berlin 1990.
- Bebel August, Aus meinem Leben, Bände 1–3, Stuttgart 1910, 1911, 1914, jetzt Bonn 1997.
- Bebel August, Schriften 1862–1913, 2 Bände herausgegeben von Cora Stephan, Frankfurt a.M./Wien 1981.
- Beauvoir Simone de, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. (Neuübersetzung: Aus dem Französischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald), Reinbek bei Hamburg 1992.
- Beck Ulrich, Jenseits von Klasse und Stand? In: Reinhard Kreckel, Hg., Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen 1983, 35–74.
- Beck Ulrich, Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Herausgegeben von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, Frankfurt a.M. 1994.
- Beck-Gernsheim Elisabeth, Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: dies., Ulrich Beck, Hg., Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt a.M. 1994, 115–138.
- Becker Peter Emil, Sozialdarwinismus, Rassismus, Antisemitismus und völkischer Gedanke. Wege ins Dritte Reich, Stuttgart 1990.
- Becker Helmut u.a., Pfadfinderheim, Teestube, Straßenleben. Jugendliche Cliques und ihre Sozialräume, Frankfurt a.M. 1984.
- Becker-Schmidt Renate, Gudrun Axeli Knapp, Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute. Erziehungsansprüche und -probleme von Arbeiterinnen im intergenerativen Vergleich, Bonn 1985.
- Beckermann Ruth, Die Mazzesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–1938, Wien 1992.
- Belting Hans, Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft, 2. Auflage, München 2002.
- Benetka Gerhard, Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922–1938, Wien 1995.

- Benetka Gerhard, Psychologisches Institut der Gemeinde Wien. In: ders., *Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriesgeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922–1938*, Wien 1995, 39–41.
- Benetka Gerhard, Hildegard Hetzer. In: Brigitta Keintzel und Ilse Korotin, Hg., *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben, Werk, Wirkung*, Wien 2002.
- Benjamin Walter, *Über den Begriff der Geschichte*. In: *Gesammelte Schriften*, 1.2, Frankfurt a.M. 1961, 691–704.
- Bergem Wolfgang, Paula Diehl, Hans J. Lietzmann, Hg., *Politische Kulturforschung reloaded. Neue Theorien, Methoden und Ergebnisse*, Bielefeld 2019.
- Berger Peter L., Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M. 2003.
- Bergmann Anna, *Der entseelte Patient. Die moderne Medizin und der Tod*, Berlin 2004.
- Bergmann Anna, *Genealogien von Gewaltstrukturen in Kinderheimen*. In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., *Die Kinder des Staates/Children of the State. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften OeZG 24 (2014)1+2*, 82–116.
- Bericht der k. k. Gewerbeinspectoren, Wien 1902.
- Bericht über den IX. Internationalen Wohnungskongress, 1. Band, Wien 1911.
- Bernfeld Siegfried, *Über die einfache männliche Pubertät*. In: ders., *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse*, herausgegeben von Lutz von Werder u. Reinhart Wolff, Band 2, Frankfurt a.M. 1974, 308–328.
- Bernfeld Siegfried, *Die Unehelichen*. In: ders., *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse*, herausgegeben von Lutz von Werder u. Reinhart Wolff, Band 1, Frankfurt a.M. 1974, 288–290.
- Bernfeld Siegfried, *Die Psychologie in der Arbeiterbewegung*. In: ders., *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse*, herausgegeben von Lutz von Werder u. Reinhart Wolff, Band 2, Frankfurt a.M. 1975, 142–152.
- Bernfeld Siegfried, *Über die einfache männliche Pubertät*, (1935) in: ders., *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften*, hg. von Lutz von Werder u. Reinhart Wolff, Band 2, Frankfurt a.M. 1974, 308–328. Auch in: Siegfried Bernfeld, *Theorie des Jugendalters. Schriften 1914–1938*. Herausgegeben von Ulrich Herrmann, Weinheim/Basel 1991, 231–255.
- Bernfeld Siegfried, *Psychische Typen von Anstaltszöglingen*. In: ders., *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften*, Band 1, herausgegeben von Lutz von Werder u. Reinhart Wolff, Frankfurt a.M. 1974, 278–287.
- Bernfeld Siegfried, *Die neue Jugend und die Frauen*, Wien/Leipzig 1914.
- Bernfeld Siegfried, *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung*, 2. unveränderte Auflage Leipzig/Wien/Zürich 1928, Frankfurt a.M. 1973.
- Bernfeld Siegfried, *Die Formen der Disziplin in Erziehungsanstalten*. In: *Zeitschrift für Kinderforschung* 33 (1927), 367–390.
- Bernfeld Siegfried, *Kinderheim Baumgarten – Bericht über einen ernsthaften Versuch mit neuer Erziehung*. In: ders., *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften*, Band 1, herausgegeben von Lutz von Werder u. Reinhart Wolff, Frankfurt a.M. 1974, 94–215.

- Bernstein Basil, Ein sozio-linguistischer Ansatz zur Sozialisation. Mit einigen Bezügen auf Erziehbarkeit. In: ders., Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf 1972, 200–231.
- Bhaba Homi, *The location of culture* (1994). Deutsche Ausgabe: *Die Verortung der Kultur*. Aus dem Englischen übersetzt von M. Schiffmann und J. Freudl, Tübingen 2000.
- Bhaba Homi, Über kulturelle Hybridität. Tradition und Übersetzung, Wien/Berlin 2012.
- Bloch Ernst, *Das Prinzip Hoffnung*. Gesamtausgabe in 16 Bänden. Erster Band (1954), Frankfurt a.M. 1980.
- Blumer Herbert, *Symbolischer Interaktionismus*. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation, Frankfurt a.M. 2013.
- Blumer Herbert, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1–2, Reinbek 1973, 80–146.
- Bobek Hans, Elisabeth Lichtenberger, Wien. Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Wien 1966.
- Bock Gisela, Barbara Duden, *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit*. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: *Frauen und Wissenschaft*. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, 118–199.
- Böhler Regina, Die Entwicklung der Kinderübernahmestelle in Wien zwischen 1910 und 1938. In: Ernst Berger, Hg., *Verfolgte Kindheit*. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Mit Beiträgen von Gerhard Benetka, Ernst Berger, Regina Böhler, Elisabeth Brainin, Regina Fritz, Vera Jandrisits, Marie-Luise Kronberger, Peter Malina, Clarissa Rudolph, Samy Teicher, Wien u.a. 2007, 193–196.
- Böhler Dietrich, Micha H. Werner, *Alltagsweltliche Praxis und Rationalitätsansprüche der Kulturwissenschaften*. In: Friedrich Jaeger, Jürgen Straub, Hg., *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Band 2: Paradigmen und Disziplinen, Stuttgart 2004, 66–83.
- Bohnsack Ralf, Winfried Marotzky, Hg., *Biographieforschung und Kulturanalyse*. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung, Opladen 1998.
- Bohnsack Ralf, Winfried Marotzki, Michael Meuser, Hg., *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Ein Wörterbuch, Opladen 2003.
- Bohnsack Ralf, Die dokumentarische Methode der Bildinterpretation in der Forschungspraxis. In: Winfried Marotzki, Horst Niesyto, Hg., *Bildinterpretation und Bildverstehen*, Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive, Wiesbaden 2006, 45–75.
- Bohnsack Ralf, Iris Nentwig-Gesemann, Arnd-Michael Nohl, Hg., *Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 2. erweiterte und aktualisierte Auflage (E-Book), Wiesbaden 2008.
- Bohnsack Ralf, Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann, Arnd-Michael Nohl, Hg., *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Opladen 2013, 241–270.
- Bohnsack Ralf, *Rekonstruktive Sozialforschung*. Einführung in qualitative Methoden, 9. Auflage, Opladen 2014.
- Botz Gerhard, *Gewalt in der Politik*. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche, Unruhen in Österreich 1918 bis 1934, München 1976, 2. Auflage 1983.

- Botz Gerhard, Die »Juli-Demonstranten«, ihre Motive und die quantifizierbaren Ursachen des »15. Juli 1927«, in: Die Ereignisse des 15. Juli 1927, (Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds und des Leopold-Kunschak-Preises zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1918 bis 1938, Veröffentlichungen Band 5, herausgegeben von Rudolf Neck und Adam Wandruszka) Wien 1979.
- Botz Gerhard, Die Ausschaltung des Nationalrats und die Anfänge der Diktatur Dollfuß' im Urteil der Geschichtsschreibung von 1933 bis 1973. In: Vierzig Jahre danach. Der 4. März im Urteil von Zeitgenossen und Historikern, Wien 1973.
- Botz Gerhard, Hans Hautmann, Helmut Konrad, Josef Weidenholzer, Hg., Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte, Wien u.a. 1978.
- Botz Gerhard, Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918, Frankfurt a.M./New York 1987.
- Botz Gerhard, Der »Schattendorfer Zusammenstoß«: Territorialkämpfe, Politik und Totschlag im Dorf. In: Norbert Leser, Paul Sailer-Wlasits, Hg., 1927 – Als die Republik brannte. Von Schattendorf bis Wien, 2. Auflage Wien/Klosterneuburg 2002.
- Botz Gerhard, Ungerechtigkeit, die Demonstranten, Zufall und die Polizei: der 15. Juli 1927. Bildanalysen zu einem Wendepunkt in der Geschichte Österreichs. In: Bundesministerium für Justiz/Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft/Cluster Geschichte, Hg., 80 Jahre Justizpalastbrand. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte, 11. und 12. Juli 2007 in Wien (= Justiz und Zeitgeschichte 33). Innsbruck/Wien/Bozen 2008.
- Bourdieu Pierre, Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion. In: ders., Jean-Claude Passeron, Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Übersetzt von Eva Moldenhauer, Frankfurt am Main 1973, 89–137.
- Bourdieu Pierre, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1976.
- Bourdieu Pierre, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M. 1982.
- Bourdieu Pierre, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel, Hg., Soziale Ungleichheiten (= Soziale Welt, Sonderband 2) Göttingen 1983, 183–198.
- Bourdieu Pierre, Leçon sur la leçon. In: ders., Sozialer Raum und Klassen. Zwei Vorlesungen, Frankfurt a. M. 1985.
- Bourdieu Pierre, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1987.
- Bourdieu Pierre, Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1 (1990), 75–81.
- Bourdieu Pierre, Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld. In: ders., Der Tote packt den Lebenden, Hamburg 1997, 59–78.
- Bourdieu Pierre u.a., Das Elend der Welt, Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997.
- Boyer Robert, Yves Saillard, Hg., Régulation Theory. The State of the Art. London/New York 2002.
- Brandstätter Gerfried, Anarchismus als Alternativbewegung. Zur sozialgeschichtlichen Bewertung des Anarchismus in der Ersten Republik am Beispiel der Siedlungsbewe-

- gung. In: Norbert Leser, Hg., *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit*, Wien 1981, 33–45.
- Braun Lilly, *Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite*, (1901) Berlin/Bonn 1979.
- Braun Lilly, *Frauenarbeit und Hauswirtschaft*, Berlin 1901.
- Breitner Hugo, *Die Finanzlage der Stadt Wien. Fünfhundert Millionen Defizit per 1919/20*. In: *Der Sozialdemokrat* 5 (1919), 1–4.
- Braun Lilly, *Memoiren einer Sozialistin*, Werke Band 3, Berlin 1909.
- Brockmeier Jens, *Erzählung und kulturelles Verstehen*. In: *Journal für Psychologie* 14 (2006), 1, 12–34.
- <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ss0ar-16928> (gesehen September 2014)
- Bruck Valerie, Frankl Georg, Viktorine Zak, Erwin Lazar und sein Wirken. In: *Zeitschrift für Kinderforschung*, 40 (1932), 211–218.
- Bruder-Bezzel Almuth, Alfred Adler. *Die Entstehungsgeschichte einer Theorie im historischen Milieu Wiens*, Göttingen 1983.
- Bründl Margarete, *Vom »Niederösterreichischen Landes-Zentralkinderheim« zum »Charlotte Bühler-Heim«*, Wien 1995.
- Bruner Jerome, *Self-making and world-making*. In: Jens Brockmeier, Donal Carbaugh, Hg., *Narrative and Identity. Studies in autobiography, self and culture*, Amsterdam 2001, 25–37.
- Bruner Jerome, *Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns*, Heidelberg 1997.
- Bruner Jerome, *Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen*. In: Jürgen Straub, Hg., *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität I*, Frankfurt a. M. 1998, 46–80.
- Bühler Charlotte, Hildegard Hetzer, *Inventar der Verhaltensweisen des ersten Lebensjahres*. In: Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer u. Beatrix Tudor-Hart, Hg., *Soziologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr*, Jena 1927, 125–250.
- Bühler Charlotte, Hildegard Hetzer, *Kleinkindertests. Entwicklungstests für das erste bis sechste Lebensjahr*, Leipzig 1932.
- Bührmann Andrea D., Werner Schneider, *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld 2008.
- Burgdörfer Friedrich, *Volk ohne Jugend. Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers. Ein Problem der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik, der nationalen Zukunft*, Berlin 1932.
- Buttinger Joseph, *Ortswechsel. Die Geschichte meiner Jugend*, Frankfurt a. M. 1979.
- Buttinger Joseph, *Das Ende der Massenpartei. Am Beispiel Österreichs*, (1953), Frankfurt a. M. 1972.
- Byer Doris, *Rassenhygiene und Wohlfahrtspflege. Zur Entstehung eines sozialdemokratischen Machtdispositivs in Österreich bis 1934*, Frankfurt a. M. / New York 1988.
- Canetti Elias, *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, München/Wien 1980.
- Canetti Elias, *Masse und Macht*, Düsseldorf 1960.
- Cassirer Ernst, *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil. Das mythische Denken* (1925), 9. unveränderte Auflage, Darmstadt 1994.

- Castoriadis Cornelius, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie. Übersetzt von Horst Brühmann, Frankfurt a. M. 1990.
- Chakrabarty Dipesh, History and the Politics of Recognition. In: Keith Jenkins u.a., Hg., Manifestos for History, London/New York 2007.
- Chiavacci Vinzenz, Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt, Wien o.J.
- Chiavacci Vinzenz, Am Wäschplatz. In: Wienerstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart, Prag/Wien/Leipzig o.J. (1895).
- Chombart de Lauwe P., La Vie Quotidienne des Familles Ouvrières, Paris 1956.
- Clarke John, Axel Honneth, Rolf Lindner, Rainer Paris, Hg., Working Class Culture, London 1979, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1981.
- Clarke John, Stil. In: ders. u.a., Jugendkultur als Widerstand, 2. Auflage, Frankfurt a. M. 1981.
- Cockett Richard, Vienna. How the City of Ideas Created the Modern World, New Haven/London 2023.
- Conze Werner, Arbeiter. In: Geschichtliche Grundbegriffe, herausgegeben von Otto Brunner u.a., 1. Band, Stuttgart 1972.
- Czech Herwig, Der Spiegelgrund-Komplex. Kinderheilkunde, Heilpädagogik, Psychiatrie und Jugendfürsorge im Nationalsozialismus. In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates/Children of the state. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften/Austrian Journal of Historical Studies, OeZG 24 (2014), 1+2, 194–219.
- Czech Herwig, Hans Asperger, National Socialism, and »race hygiene« in Nazi-era Vienna. In: MolecularAutism. 2018, 9:29. <https://doi.org/10.1186/s13229-018-0208-6>. (Veröffentlicht am 19. April 2018).
- Czech Herwig, Hans Asperger und der Nationalsozialismus. Geschichte einer Verstrickung. Mit einem Vorwort von Peter Rödler, Gießen 2024.
- Czeike Felix, Wiener Wohnbau vom Vormärz bis 1923. In: Kommunalen Wohnbau in Wien, Aufbruch 1923–1934 – Ausstrahlung, Ausstellungskatalog, 1978.
- Czeike Felix, Wirtschafts- und Sozialpolitik der Gemeinde Wien 1919–1934, 2 Bände, Wien 1958/59.
- Czernetz Karl, Moderner Tanz und Arbeiterjugend. In: Bildungsarbeit 18, (1931) 5–6.
- Dahl Matthias, Endstation Spiegelgrund. Die Tötung behinderter Kinder während des Nationalsozialismus am Beispiel einer Kinderfachabteilung in Wien, Wien 1998.
- Danneberg Robert, Staatslehrwerkstätten, Wien 1907.
- Danneberg Robert, Das neue Wien, 5. Auflage 1930.
- Danneberg Robert, Die Wahrheit über die »Polizeiaktion« am 15. Juli (1927). Der Bericht der vom Wiener Gemeinderat zur Untersuchung der Ereignisse vom 15. Juli eingesetzten Kommission, Wien 1927.
- Danneberg Robert, Geschichte des Mieterschutzes, Wien 1928.
- Darblay Jeanne-Marie, Hg., Picknick – Vergnügen, Lust & Genuß, Cham 1994.
- Das Jugendamt der Stadt Wien. Sein Wirkungskreis und seine Einrichtungen. Österreichische Gemeindezeitung 2/17 (1925) Wien 1925.
- Das Kinderheim der Stadt Wien »Wilhelminenberg«. Sonderabdruck aus Blätter für das Wohlfahrtswesen 26/264 (1927)

- Das Wiener Kaffeehaus. Von den Anfängen bis zur Zwischenkriegszeit. Katalog zur 66. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1980.
- Das Wohlfahrtsamt der Stadt Wien und seine Einrichtungen 1921–1931, Wien 1931.
- Das neue Wien, Städtebuch, herausgegeben unter offizieller Mitwirkung der Gemeinde Wien I–IV, Wien 1926–1928.
- Das Rote Wien 1919 – 1934. Ideen, Debatten, Praxis, herausgegeben von Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Wien Museum), Basel 2019.
- Dehn Günther, Großstadtjugend. Beobachtungen und Erfahrungen aus der Welt der großstädtischen Arbeiterjugend, Berlin 1912, 2. Auflage Berlin 1922.
- Deleuze Gilles, Foucault. Übersetzt von Hermann Kocyba, 3. Auflage, Frankfurt a. M. 1997.
- Deleuze Gilles, Was ist ein Dispositiv? In: Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken, herausgegeben von François Ewald und Bernhard Waldenfels, Frankfurt a. M. 1991, 153–162.
- Der Karl Marx-Hof. Festschrift zur Eröffnung der Wohnhausanlage, Wien 1930.
- Der österreichische Staatsrat, Protokolle des Vollzugsausschusses, des Staatsrates und des Geschäftsführenden Staatsratsdirektoriums, Band 1, 21. Oktober 1918 bis 14. November 1918, Wien 2008.
- Derks Hans, Über die Faszination des »ganzen Hauses«. In: Hans Ulrich Wehler, Hg., Erweiterung der Sozialgeschichte, Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), H. 2., 221–242.
- Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquete über Frauenarbeit, Wien 1897.
- Die Ereignisse des 15. Juli 1927. Protokoll des Symposions in Wien am 15.6.1977 (Wissenschaftliche Kommission des Theodor-Körner-Stiftungsfonds) Wien 1979.
- Die Gartenstadt. Das Siedlungsprogramm der Gemeinde Wien im Jahre 1926. In: Der Aufbau 1/5 (1926), 78.
- Die Heilung der sanitären Kriegsschäden. Ein Memorandum von Julius Tandler, Ernest Finger, Ludwig Teleky, Sonderdruck aus: Wiener Klinische Wochenschrift 29/39 (1916).
- Die Mütter der Zukunft, Bericht über die Internationale genossenschaftliche Frauenkonferenz, 21. und 22.8.1930, Wien.
- Die Säuglingswäscheaktion der Stadt Wien. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen 26 (1927) Nr. 260, 38.
- Die Werkbundsiedlung. In: Die Wohnung 1/7, Wien 1930, 96.
- Die Wohnbautätigkeit der Gemeinde Wien. In: Der Aufbau 1/8–9 (1926) 128–129.
- Die Wohnungsfrage. Vorträge gehalten im österreichischen Ingenieur- und Architektenverein, gewidmet dem 9. internationalen Wohnungskongress, Wien 1910.
- Die Wohnungspolitik der Gemeinde Wien, 2. Auflage, Wien 1929.
- Dietrich-Daum Elisabeth, Michaela Ralser, Kinder zwischen Psychiatrie und Fürsorgeerziehung. Das Beispiel der Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation 1954–1987. In: Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin 17 (2018), 11–129.

- Dietrich-Daum Elisabeth, Michaela Ralser, Dirk Rupnow, Hg., *Psychiatrisierte Kindheiten. Die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl*, Innsbruck u. a. 2020.
- Deutsch Julius, *Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung*, Band 1, Wien 1929.
- Deutsch Julius, *Die Tarifverträge in Österreich*, Wien (o.J.).
- Deutsch Julius, *Ein weiter Weg. Lebenserinnerungen*, Wien 1960.
- Diercks Christine, *Begriffsschicksale zum verwaorlosten, neurotischen Jugendlichen vor und nach März 1938*. In: Mitchell Ash, Hg., *Materialien zur Geschichte der Psychoanalyse in Wien 1938–1945*, Frankfurt a. M. 2012.
- Dörre Klaus, *Demokratie statt Kapitalismus oder: Enteignet Zuckerberg!* In: *Was stimmt nicht mit der Demokratie? Eine Debatte mit Klaus Dörre, Nancy Fraser, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa*. Herausgegeben von Hanna Ketterer und Karina Becker, 2. Auflage, Berlin 2020, 21–51.
- Douglas Mary, *Wie Institutionen denken*, Frankfurt a. M. 1991.
- Drennig Alfred, *100 Jahre 1. Wiener Hochquellenwasserleitung*. Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Wien, Abteilung 31 – Wasserwerke aus Anlaß der 100-Jahr-Feier am 24.10.1973, Wien 1973.
- Drennig Alfred, *Die II. Wiener Hochquellenwasserleitung*. Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Wien, Abteilung 31 – Wasserwerke, Wien 1988.
- Dudek Peter, »Er war halt genialer als die anderen«. *Biografische Annäherungen an Siegfried Bernfeld*, Gießen 2012.
- Dudek Peter, *Anna Freud, Siegfried Bernfeld und das Kinderheim Baumgarten*. In: ders. »Er war halt genialer als die anderen«. *Biografische Annäherungen an Siegfried Bernfeld*, Gießen 2012.
- Dworschak Rosa, *Dorfgeschichten aus der Großstadt*, Wien 2014.
- Eder Franz X., Peter Eigner, Andreas Resch, Andreas Weigl, *Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum*, Innsbruck u. a. 2003.
- Ehmer Josef, *Wohnen ohne eigene Wohnung. Zur sozialen Stellung von Untermietern und Bettgehern*. In: Lutz Niethammer, Hg., *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*, Wuppertal 1979, 132–150.
- Ehmer Josef, *Familienstruktur und Arbeitsorganisation im frühindustriellen Wien*, Wien 1980.
- Ehmer Josef, *Frauenarbeit und Arbeiterfamilie in Wien. Vom Vormärz bis 1934*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 7 (1981).
- Ehmer Josef, *Vaterlandslose Gesellen und respektable Familienväter. Entwicklungsformen der Arbeiterfamilie im internationalen Vergleich 1850–1930*. In: Helmut Konrad, Hg., *Die deutsche und die österreichische Arbeiterbewegung zur Zeit der Zweiten Internationale (= Materialien zur Arbeiterbewegung 24)* Wien 1982, 109ff.
- Eigner Peter, *Die Finanzpolitik des Rote Wien*, in: *Das Rote Wien 1919 – 1934. Ideen, Debatten, Praxis*. Herausgegeben von Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal, Basel 2019, 42–49.
- Ein Wohnhaus mit arbeitssparenden Einrichtungen*. In: *Arbeiter Zeitung* vom 4.11.1923.
- Eisenstadt, Shmuel N., *Analysis of Patterns of Immigration and Absorption of Immigrants*. In: *Population Studies* 7 (1953), 167–180.

- Eisenstadt Shmuel N., *Multiple Modernities*. In: ders., Hg., *Multiple Modernities*, New Brunswick, New Jersey 2002, 1–30.
- Eisenstadt Shmuel N., Hg., *Kulturen der Achsenzeit II. Ihre institutionelle und kulturelle Dynamik, Teil 3: Buddhismus, Islam, Altägypten, westliche Kultur*. Übersetzt von Ruth Achlama, Frankfurt a. M. 1992.
- Eisler Adolf, *Unser Jugendstrafrecht und unsere Fürsorgeerziehung*. Referat vor dem Reichsvorstand der Arbeitervereine Kinderfreunde Österreichs am 2. 7. 1917 in Wien, abgedruckt in: *Der Kampf* 5/9 (1917) 65ff.
- Elias Norbert, *Zum Begriff des Alltags*. In: Kurt Hammerich, Michael Klein, Hg., *Materialien zur Soziologie des Alltags*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20, Opladen 1978, 22–29.
- Elias Norbert, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, (1939), Zweiter Band, *Wandlungen der Gesellschaft*. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, erste Auflage, Frankfurt a. M. 1976.
- Emmerich Wolfgang, Hg., *Proletarische Lebensläufe. Autobiografische Dokumente zur Entstehung der zweiten Kultur in Deutschland*, 2 Bände, Reinbeck 1974/75.
- Engelhart Josef, *Vorstadt und Salon*, herausgegeben von Erika Oehring, Wien Museum, Wien 2009.
- Engels Friedrich, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, 1. Auflage Leipzig 1845. Zweite durchgesehene Auflage, Stuttgart 1892.
- Engelsing Rolf, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, Göttingen 1973.
- Eppel Heinz, *Ein Jahr Arbeit mit schwierigen Kindern*. In: *Therapieheim Dornbach. Jahresbericht 1951/52*.
- Erb Rainer, *Zur Erforschung der europäischen Ritualmordbeschuldigungen*. In: ders., Hg., *Die Legende vom Ritualmord*, Berlin 1993.
- Erdheim Mario, *Zur psychoanalytischen Konstruktion des historischen Bewusstseins*. In: Jörn Rüsen, Jürgen Straub, Hg., *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Erinnerung, Geschichte, Identität* 2, Frankfurt a. M. 1998, 174–193.
- Eribon Didier, *Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten, Wege*. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn, Frankfurt a. M. 2017.
- Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1910*. In: *Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien für das Jahr 1912*, Wien 1914.
- Erikson Erik H., *Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität*. Übersetzt von Hilde Weller, Frankfurt a. M. 1978.
- Erikson Erik H., *Identity and the Life Cycle*, New York 1959; deutsche Übersetzung: *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a. M. 1966.
- Erikson Erik H., *Der vollständige Lebenszyklus*, Frankfurt a. M. 1988; 2. Auflage 1992 (engl. 1985).
- Esposito Roberto, *Bíos. Biopolitics and Philosophy*, Minneapolis/London 2008.
- Etzersdorfer Irene, Hans Schafranek, Hg., *Der Februar 1934 in Wien*. Erzählte Geschichte, Wien 1984.

- Evans Richard J., *Politics and the Family: Social Democracy and the Working-Class Family in Theory and Practice before 1914*. In: Richard J. Evans, W. R. Lee, Hg., *The German Family*, London 1981, 256ff.
- Evans Richard J., Hg., *The German Working Class 1888–1933. The Politics of Everyday Life*, London 1982.
- Evans Richard, J. D. Geary Hg., *The German unemployed, 1918–1936*, London 1985.
- Exner Gudrun, *Bevölkerungswissenschaft in Österreich in der Zwischenkriegszeit (1918–1938). Personen, Institutionen, Diskurse*, Wien 2004.
- Exner Gudrun, *Eugenisches Gedankengut im bevölkerungswissenschaftlichen und bevölkerungspolitischen Diskurs in Österreich in der Zwischenkriegszeit*. In: Gerhard Baader, Veronika Hofer, Thomas Mayer, Hg., *Eugenik in Österreich. Biopolitische Strukturen von 1900–1945*, Wien 2007.
- Exner Gudrun, *Eugenik in Österreich bis 1938. Heinrich Reichel, Oda Olberg und die Wiener Gesellschaft für Rassenpflege (Rassenhygiene)*. In: *Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik im »Dritten Reich«*, herausgegeben von Rainer Mackensen, Opladen 2004, 337–358.
- Fadrus Viktor, *Zehn Jahre Schulreform und Schulpolitik in Österreich. Rückblick und Ausblick*. In: *Schulreform 8 (1929)*, 193–243.
- Fairclough Norman, *Discourse and Social Change*, Cambridge u.a. 2002.
- Fairclough Norman, *Analyzing Discourse, Textual Analysis for Social Research*, London 2003.
- Fallend Karl, *Sonderlinge, Träumer, Sensitive. Psychoanalyse auf dem Weg zur Institution und Profession. Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und biographische Studien*, Wien 1995.
- Fallend Karl, Johannes Reichmayr, Hg., *Siegfried Bernfeld oder Die Grenzen der Psychoanalyse. Materialien zu Leben und Werk*, Basel/Frankfurt a. M. 1992.
- Fallend Karl, Ulrike Körbitz, Graz – Wien – retour. Emmy Miklas – zwischen Sozialismus, Philosophie, Psychoanalyse und sozialer Fürsorge. In: *Werkblatt 72*, 31. Jg. 2014, Heft 1, 78–127.
- Familienasyle der Stadt Wien (1934–1936)*, Wien 1937.
- Federn Else, *Settlement in Österreich*. In: *Dokumente der Frauen 4 (1901)* 19, 596–605.
- Federn Else, *Zehn Jahre Settlement-Arbeit in Wien (Selbstverlag der Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge, o.J. (1911?))*.
- Federn Else, *Die Entwicklung der modernen Fürsorge*. In: *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich*. Herausgegeben im Auftrage des Bundes österreichischer Frauenvereine von Dr. Martha Stephanie Braun, Ernestine Fürth, Dr. Marianne Hönig, Prof. Dr. Grete Laube, Dr. Bertha List-Ganser, Dr. Carla Zaglits, Wien 1930, 87–94.
- Federn Paul, *Zur Psychologie der Revolution. Die vaterlose Gesellschaft*, Wien 1919 (= *Der Aufstieg 12/13*); auch in: *Der Oesterreichische Volkswirt 11 (1919)* 572–574, 595–598.
- Feldbauer Peter, *Stadtwachstum und Wohnungsnot. Determinanten unzureichender Wohnungsversorgung in Wien 1848 bis 1914*, Wien 1977.
- Ferchhoff Wilfried, Dieter Baacke, *Jugendkulturen und Stile*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 6 (1995)* 505–530.

- Ferchhoff Wilfried, Jugendkulturen im 20. Jahrhundert. Von den sozialmilieuspezifischen Jugendsubkulturen zu den individualbezogenen Jugendkulturen, Frankfurt a. M./Bern 1990.
- Ferk Janko, Rechtliche und rechtsphilosophische Sichtweisen der Ereignisse am 15. Juli 1927. In: Bundesministerium für Justiz/Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft/Cluster Geschichte, Hg., 80 Jahre Justizpalastbrand. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte, 11. und 12. Juli 2007 in Wien (= Justiz und Zeitgeschichte 33). Innsbruck/Wien/Bozen 2008.
- Firnberg Hertha, Die Frau in der sozialistischen Arbeiterbewegung (1900–1938). In: Zeitgeschichte 6/2 (1978)
- Fischer Ernst, Krise der Jugend (1931). In: ders., Kultur – Literatur – Politik. Frühe Schriften, herausgegeben von Karl Markus Gauß, Frankfurt a. M. 1984 (Auszüge).
- Fischer Walter, Jugend und Autorität. In: Der Kampf 23/10 (1930).
- Fischer Wolfram, Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Soziologie des Lebenslaufs. Herausgegeben und eingeleitet von Martin Kohli, Darmstadt/Neuwied 1978, 311–336.
- Fischer-Lichte Erika, Performativität. Eine Einführung, Bielefeld 2012.
- Fiske John, Politik: Die Linke und der Populismus. In: Roger Bromly, Udo Göttlich, Carsten Winter, Hg., Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Aus dem Englischen von Gabriele Kreuzner, Bettina Suppelt und Michael Haupt, Lüneburg 1999, 237–280.
- Fiske John, Understanding Popular Culture, London/New York 1981.
- Flecken Margarete, Arbeiterkinder im 19. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung ihrer Lebenswelt, Weinheim/Basel 1981.
- Flcury Cynthia, Hier liegt Bitterkeit begraben. Über Ressentiments und ihre Heilung. Aus dem Französischen von Andrea Hemminger, Berlin 2023.
- Ford Henry, Der internationale Jude. Ein Weltproblem, Leipzig 1922.
- Foucault Michel, Wahrheit und Macht. Interview mit Michel Foucault von Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino. In: ders., Hg., Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978, 21–54.
- Foucault Michel u. a., Technologien des Selbst (1988), Frankfurt a. M. 1993.
- Foucault Michel, Archäologie des Wissens, 4. Auflage, Frankfurt a. M. 1990.
- Foucault Michel, Die Geburt der Klinik. Eine Archeologie des ärztlichen Blicks, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1976.
- Foucault Michel, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übersetzt von Walter Seitter, Frankfurt a. M. 1976ö
- Foucault Michel, Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, Frankfurt a. M. 1991.
- Foucault Michel, Wahnsinn und Gesellschaft, Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, 4. Auflage, Frankfurt Main 1969.
- Foucault Michel, Archäologie des Wissens, Übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a. M. 1971.
- Foucault Michel, Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a. M. 1974.

- Foucault Michel, *Der Diskurs darf nicht gehalten werden für*, Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III: 1976–1979, Frankfurt a.M. 2003, 146–165.
- Foucault Michel, *Die Ordnung des Diskurses*. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, Frankfurt a.M. 1991.
- Foucault Michel, *Bio-Geschichte und Bio-Politik*. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III, 1976–1979, Frankfurt a.M. 2003, 126ff.
- Foucault Michel, *Die Geburt der Biopolitik*. In: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III 1976–1979, Frankfurt a.M. 2003, 1020–1028.
- Foucault Michel, *Ästhetik der Existenz*. Schriften zur Lebenskunst, herausgegeben von Daniel Defert und Francois Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Frankfurt a.M. 2007.
- Foucault Michel, *Hermeneutik des Subjekts*. Vorlesung am Collège de France (1981/1982), Frankfurt a.M. 2004.
- Foucault Michel, *Die Intellektuellen und die Macht*. In: ders., *Analytik der Macht*. Herausgegeben von Daniel Defert und Francois Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Frankfurt a.M. 2005, 52–63.
- Foucault Michel, *Die Macht der Psychiatrie*. Vorlesung am Collège de France 1973–1974. Aus dem Französischen von Claudia Brede-Konersmann und Jürgen Schröder, Frankfurt a.M. 2005.
- Frank Josef, *Der Volkswohnungspalast*. Eine Rede, anlässlich der Grundsteinlegung, die nicht gehalten wurde. In: *Der Aufbau* 1/7 (1926), 107–111.
- Frank Josef, *Zur Entstehung der Werkbundsiedlung*. In: *Bau- und Werkkunst* 8 (1932), 169–170.
- Frank Josef, *Die Internationale Werkbundsiedlung Wien 1932*, Wien 1932.
- Frauenarbeit und Bevölkerungspolitik*. Verhandlungen der sozialdemokratischen Frauenreichskonferenz, 29. u. 30. Oktober in Linz.
- Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich*, Wien 1930.
- Frauenleben*. Gestern und heute, Wien 1928 (zusammengestellt von Marianne Pollak aus Beiträgen aus dem »Kleinen Blatt«).
- Frauenarbeit und Bevölkerungspolitik*. Verhandlungen der sozialdemokratischen Frauenreichskonferenz 29. und 30. Oktober 1926 in Linz.
- Frederick Christine, *The New Housekeeping*. Efficiency Studies in Home Management, New York 1913, deutsch: *Die rationelle Haushaltsführung*, Berlin 1920.
- Frei Alfred Georg, *Rotes Wien*. Austromarxismus und Arbeiterkultur. Sozialdemokratische Wohnungs- und Kommunalpolitik 1919–1934, Berlin 1984.
- Frei Alfred Georg, *Die Arbeiterbewegung und die »Graswurzeln« am Beispiel der Wiener Wohnungspolitik 1919 – 1934*. Herausgegeben von Anton Pelinka und Helmut Reinalter, Wien 1991.
- Frei Bruno, *Jüdisches Elend in Wien*, Wien/Berlin 1920.
- Frei Bruno, *Das Elend Wiens*. Mit zahlreichen photographischen Aufnahmen, Wien/Leipzig 1921.
- Freud Anna, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, (München o.J.) Frankfurt a.M. 1984.
- Freud Anna, August Aichhorn, »Die Psychoanalyse kann nur dort gedeihen, wo Freiheit des Gedankens herrscht«. Briefwechsel 1921–1949. Herausgegeben und kommentiert von Thomas Aichhorn, Redaktion: Michael Schröter, Frankfurt a.M. 2012.

- Freud Sigmund, »Geleitwort« zu Aichhorn (1925), Gesammelte Werke 14, 565–567.
- Freundlich Emmy, Die industrielle Arbeit der Frau im Kriege, Wien/Leipzig 1918.
- Freundlich Emmy, Die Hausfrau, der Einkaufskorb und der Konsumverein, Wien 1922.
- Freundlich Emmy, Der Abbau der beruflichen Frauenarbeit. In: Arbeiter Zeitung vom 16.1.1923.
- Freundlich Emmy, Die Macht der Hausfrau. Ein Aufruf an die Hausfrauen, Wien 1927.
- Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht. 18. und 19. Mai 1917. Herausgegeben und eingeleitet von J. W. Brügel, Wien u.a. 1967.
- Friedmann Ina, Die Gutachten der Heilpädagogischen Abteilung der Wiener Universitäts-Kinderklinik – Funktionen, Inhalte und Auswirkungen im 20. Jahrhundert, in: Gutachten/Begutachtete, herausgegeben von Maria Heidegger u.a., Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (OeZG) 31 (2020), 3, 102–123.
- Friedmann Ina, Abnormalität (de)konstruiert. Die Heilpädagogische Abteilung der Wiener Universitäts-Kinderklinik und ihre Patient*innen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien/Köln 2022.
- Frischenschlager Oskar, Hg., Wien, wo sonst! Die Entstehung der Psychoanalyse und ihrer Schulen, Wien 1994.
- Fritz Wolfgang »Der Kopf des Asiaten Breitner«. Politik und Ökonomie im Roten Wien. Hugo Breitner. Leben und Werk, Wien 2000.
- Fromm Erich, Wege aus einer kranken Gesellschaft. Eine sozialpsychologische Untersuchung, 10. überarbeitete Auflage, Frankfurt a.M. 1980.
- Furedi Frank, Therapy Culture. Cultivating Vulnerability in an Uncertain Age, Routledge 2004.
- Fuchs Peter, Die Psyche. Studien zur Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt Weilerswist 2005.
- Fuchs Peter, Das System SELBST. Eine Studie zur Frage: Wer liebt wen, wenn jemand sagt: »Ich liebe Dich!«? Weilerswist 2010.
- Fürsorgeschulen in Österreich. In: Zeitschrift für Kinderschutz 19 (1927), 7/8, 120–121.
- Fürth Henriette, Frauenarbeit und Hauswirtschaft. In: »Dokumente der Frauen« vom 1. 9. 1901.
- Gabriel Eberhard, Wolfgang Neugebauer, Hg., Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien, Teil 2, Wien/Köln/Weimar 2002.
- Galton Francis, Eugenics, its Definition, Scope, and Aim. In: Sociological Papers. Band 1, 1905, 45–50.
- Galton Francis, Hereditary Genius, London 1969; dt. Genie und Vererbung, Leipzig 1910.
- Garscha Winfried R., Barry McLoughlin, Wien 1927. Menetekel für die Republik, Berlin 1987.
- Gedye George Eric Rowe, Die Bastionen fielen. Wie der Faschismus Wien und Prag überrannte, Wien 1947, Wien 1981.
- Geisthövel Alexa, Volker Hess, Handelndes Wissen. Die Praxis des Gutachtens. In: dies., Hg., Medizinisches Gutachten. Geschichte einer neuzeitlichen Praxis, Göttingen 2017, 9–39.
- Gemeinde Wien, Magistratsabteilung 7, Hg., Das Jugendamt der Stadt Wien (Wien 1933).
- Gehmacher Johanna, Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädels in Österreich vor 1938, Wien 1994.

- Gehmacher Johanna, Elisa Heinrich, Corinna Oesch, Käthe Schirmacher. *Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik*, Wien/Köln/Weimar 2018.
- Gehmacher Johanna, Gabriella Hauch, Hg., *Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen*, Innsbruck u.a. 2007
- Gehmacher Johanna, Sophia Kemlein, Hg., *Zwischen Kriegen. Nationen, Nationalismen und Geschlechterverhältnisse in Mittel- und Osteuropa, 1918–1939* (= Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau. Band 7), Osnabrück 2004.
- General Landwehr, Hunger. *Die Erschöpfungsjahre der Mittelmächte 1917/18*, Wien 1931.
- Gerbel Christian, Alexander Mejstrik, Reinhard Sieder, *Die »Schlurfs«. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im »Dritten Reich«*. In: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder, Hg., *NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch*, zweite erweiterte Auflage, Wien 2002, 523–548.
- Gergen Kenneth, *Erzählung, moralische Identität und historisches Bewusstsein. Eine sozialkonstruktionistische Darstellung*. In: Jürgen Straub, Hg., *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein*, Frankfurt a.M. 1998, 170–202.
- Gerlich Rudolf, *Sozialisierung in der 1. Republik*, Dissertation, 2 Bände, Wien 1975.
- Gewalt gegen Kinder in Erziehungsheimen der Stadt Wien. *Endbericht*, Wien, 19. Juni 2012, verfasst von Reinhard Sieder und Andrea Smioski. Unter Mitarbeit von Mag. Holger Eich und Mag. Sabine Kirschenhofer. Im Auftrag der Stadt Wien, Amtsführender Stadtrat Christian Oxonitsch. Durchgeführt im Lauf des Jahres 2011 und bis April 2012. <https://digital.wienbibliothek.at>. <https://www.wien.gv.at>
- Giddens Anthony, *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Mit einer Einführung von Hans Joas, Frankfurt a.M./New York 1988.
- Gillis John R., *Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Basel 1980.
- Gittins Diana, *Fair Sex. Family size and structure 1900–1934*, London 1982.
- Gittins Diana, *Married Life and Birth Control between the Wars*. In: *Oral History. Family History Issue 3/2* (1975), 53ff.
- Glaser Ernst, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus*, Wien/München/Zürich 1981.
- Glaser Ernst, *Otto Neurath und der Austromarxismus*. In: Friedrich Stadler, Hg., *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit. Otto Neurath – Gerd Arntz*, Wien/München 1982, 126–132.
- Glesinger Richard, *Krieg und Jugendverwahrlosung*. In: *Der Kinderfreund*, 3/10 (1915) 76ff.
- Glettler Monika, *Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt, München u.a.* 1972.
- Glöckel Otto, *Schule und Klerikalismus*, Wien 1911.
- Glöckel Otto, *Die Entwicklung des Wiener Schulwesens seit dem Jahre 1919*, Wien 1927.
- Glöckel Otto, *Drillschule, Lernschule, Arbeitsschule*, Wien 1928.
- Glöckel Otto, *Selbstbiographie*, Zürich 1938.

- Gmeiner Astrid, Gottfried Pirhofer, *Der österreichische Werkbund. Alternative zur klassischen Moderne in Architektur, Raum- und Produktgestaltung*, Wien 1985.
- Goffman Ervin, *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a.M. 1971.
- Goffman Ervin, *Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München 2003.
- Goldscheid Rudolf, *Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift*, Leipzig 1908.
- Goldscheid Rudolf, *Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie*, Leipzig 1911.
- Gorsen Peter, *Zur Dialektik des Funktionalismus heute. Das Beispiel des kommunalen Wohnungsbaus im Wien der zwanziger Jahre*. In: *Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹*. Herausgegeben von Jürgen Habermas, 2. Band: *Politik und Kultur*, Frankfurt a.M. 1979, 688–706.
- Horz André, *Kritik der ökonomischen Vernunft*. Aus dem Französischen von Otto Kallscheuer, 2. Auflage, Berlin 1989.
- Göttlicher Wilfried, »Forträumung des Revolutionsschuttes auch im Unterrichtsministerium«: die Aufhebung des Glöckel-Erlasses. In: Bernhard Hachleitner, Alfred Pfoser, Katharina Prager, Werner Michael Schwarz, Hg., *Die Zerstörung der Demokratie. Österreich: März 1933 bis Februar 1934*. Salzburg 2023, 106–109.
- Göttlicher Wilfried, *Das Rote Wien – eine »Musterschulstadt«*. In: Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal, Hg., *Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis*, Basel 2019, 96–103.
- Gramsci Antonio, *Gefängnishefte*. Band 7, herausgegeben von Klaus Bochmann, Wolfgang Fritz Haug und Peter Jehle unter Mitwirkung von Ruedi Graf und Gerhard Kuck, Hefte 12 bis 15, Zwölftes Heft (XXIX) 1932. *Aufzeichnungen und verstreute Notizen für eine Gruppe von Aufsätzen über die Geschichte der Intellektuellen*, Hamburg 2012, 1498–1531.
- Gramsci Antonio, *Gefängnishefte*, Band 9, herausgegeben von Peter Jehle, Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug unter Mitwirkung von Ruedi Graf mit einem Nachwort von Peter Jehle, Hefte 22 bis 29, Zweiundzwanzigstes Heft (V) 1934, *Amerikanismus und Fordismus, Gefängnishefte. Kritische Ausgabe*, Hamburg 1999, 2063–2101.
- Gramsci Antonio, *Philosophie der Praxis*, herausgegeben und aus dem Italienischen von C. Riechers, Frankfurt a.M. 1967.
- Gratz Gustav, Richard Schüller, *Der wirtschaftliche Zusammenbruch Österreich-Ungarns*, Wien 1930.
- Greven Michael Th., *Die politische Gesellschaft. Kontingenz und Dezision als Probleme des Regierens und der Demokratie*, 2. aktualisierte Auflage, Wiesbaden 2009.
- Greverus Ina-Maria, *Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie*, Frankfurt a.M. 1978.
- Groh Dieter, *Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1973.
- Grossberg Lawrence, *Zur Verortung der Populärkultur*. In: Roger Bromly, Udo Göttlich, Carsten Winter, Hg., *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*. Aus dem

- Englischen von Gabriele Kreuzner, Bettina Suppelt und Michael Haupt, Lüneburg 1999, 215–236.
- Grossberg Lawrence, »Another Boring Day in Paradise. Rock and Roll and the Empowerment of Everyday Life. In: Sarah Thornton, Ken Gelder, Hg., *The Subculture Reader*, London 1997, 477–493.
- Grotum Thomas, *Die Halbstarcken. Zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre*, Frankfurt a.M. 1997.
- Gruber Helmut, *Working Class Women in Red Vienna. Socialist Concepts of the »New Women« versus the Realities of working-Class Life in Red Vienna*. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaler, Hg., *Neuere Studien zur Arbeitergeschichte*, 3 Bände, Wien 1984, 647–661.
- Gruber Helmut, *Red Vienna. Experiment in Working-Class Culture 1919–1934*, New York/Oxford 1991.
- Grusec, Goodnow, *Impact of parental discipline methods on the child's internalization of values. A reconceptualization of current points of view*. In: *Developmental Psychology* 30 (1994), 4–1.
- Gugutzer Robert, *Soziologie des Körpers*, 3. Auflage, Bielefeld 2010.
- Gulick Charles A., *Österreich von Habsburg zu Hitler*, Wien 1948.
- H. Berthold AG, Hg., *100 Jahre Berthold: Festschrift zum einhundertjährigen Jubiläum der H. Berthold Messinglinienfabrik und Schriftgießerei AG*. Berthold AG, Berlin 1958.
- Habermas Jürgen, *Über Wilhelm Jerusalem*. In: *Habermas and Pragmatism*, herausgegeben von Mitchell Bookman, Myra Kemp, Cathy Aboulafia, London/New York 2002.
- Habermas Jürgen, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* (1962), 5. Auflage Neuwied/Berlin 1971.
- Habermas Jürgen, *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik*, Berlin 2022.
- Habermas Jürgen, Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt a.M. 1971.
- Habermas Jürgen, *Kultur und Kritik*, Frankfurt a.M. 1973.
- Habermas Jürgen, *Theorie der Kommunikation*, 2 Bände, Frankfurt a.M. 1981.
- Habermas Jürgen, *Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V*, Frankfurt a.M. 1985.
- Habermas Jürgen, *Zwischen Naturalismus und Religion*, Frankfurt a.M. 2009.
- Hachleitner Bernhard, Alfred Pfoser, Katharina Prager, Werner Michael Schwarz, Hg., *Die Zerstörung der Demokratie. Österreich: März 1933 bis Februar 1934*, Salzburg 2023.
- Hacker Hanna, *Staatsbürgerinnen. Ein Streifzug durch die Protest- und Unterwerfungsstrategien in der Frauenbewegung und im weiblichen Alltag 1918–1938*. In: Franz Kadranoska, Hg., *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938*, Wien u.a. 1981, 225–245.
- Hackl Erich, Evelyne Polt-Heinzel, Hg., *Im Kältefieber. Februargeschichten 1934*, Wien 2014.

- Haiko Peter, Wiener Arbeiterwohnhäuser 1848–1934. In: Kritische Berichte 5 (1977), H. 4/5, Marburg.
- Haiko Peter, Mara Reissberger, Die Wohnhausbauten der Gemeinde Wien 1919–1934. In: Archithese 12 (1974), 49–54.
- Hainisch Michael, Zum Sinken der Geburten in Österreich. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 11 (1914/15).
- Hall Murray G. u. a., Die Muskete. Kultur- und Sozialgeschichte im Spiegel einer satirisch-humoristischen Zeitschrift 1905–1941, Wien 1983.
- Hall Stuart, Kodieren/Dekodieren. In: Roger Bromly, Udo Göttlich, Carsten Winter, Hg., Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Aus dem Englischen von Gabriele Kreuzner, Bettina Suppelt und Michael Haupt, Lüneburg 1999, 92–112.
- Hall Stuart, Cultural Studies. Zwei Paradigmen. In: Roger Bromly, Udo Göttlich, Carsten Winter, Hg., Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Aus dem Englischen von Gabriele Kreuzner, Bettina Suppelt und Michael Haupt, Lüneburg 1999, 113–138.
- Hamburger Franz, Nationalsozialismus und Medizin. In: Wiener Medizinische Wochenschrift 89 (1939), 141–146.
- Handbuch der Frauenarbeit in Österreich, herausgegeben von der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien, Wien 1930.
- Handlbauer Bernhard, Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers, Wien/Salzburg 1984.
- Hanisch Ernst, Arbeiterkindheit in Österreich vor dem Ersten Weltkrieg, in: Internationales Archiv für deutsche Literatur 7 (1982), 109ff.
- Hanisch Ernst, Zur Freizeit der Arbeiter in der Habsburger Monarchie und in der Ersten Republik, Literaturbericht. In: Zeitgeschichte 8/2 (1980) 77ff.
- Hanisch Ernst, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Wien 1994.
- Hannack Jacques, Zur Alkoholfrage. In: Der Kampf 15/3 (1922).
- Hannack Jacques, Die neue Großmacht: Sport. In: Der Kampf 19 (1926), 273–289.
- Hannack Jacques, Kameradschaft und Geschlecht. In: Der Kampf 22/3 (1928).
- Hanusch Ferdinand, Hg., Die Regelung der Arbeitsverhältnisse im Kriege, Wien 1927.
- Haraway Donna, Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies 14/3 (1988), 575–599.
- Hardach-Pinke Irene, Gerd Hardach, Hg., Deutsche Kindheiten. Autobiographische Zeugnisse 1700–1900, Kronberg im Taunus 1978.
- Harvey David, The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change, Cambridge/Mass/Oxford/UK 1990.
- Hauch Gabriella, Therese Schlesinger, geb. Eckstein (1863–1940). Schreiben über eine Fremde. In: Hauch Gabriella, Frauen bewegen Politik. Österreich 1848–1938, Innsbruck u. a. 2009, 249–267.
- Hauch Gabriella, Frauen bewegen Politik. Österreich 1848–1938, Innsbruck u. a. 2009.
- Hauch Gabriella, Welche Welt? Welche Politik? Zum Geschlecht in Revolte, Rätebewegung, Parteien und Parlament. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaner, Hg., Das Werden der Ersten Republik. ...der Rest ist Österreich, Band I, Wien 2008, 317–338.

- Haug Frigga, Hg., *Sexualisierung der Körper*, Argument-Sonderband AS 90, 3. Auflage, Hamburg 1991.
- Haug Wolfgang Fritz, *Die Faszisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitik im deutschen Faschismus. Materialanalysen*, Argument-Sonderband AS 80, Berlin 1986.
- Haug Wolfgang Fritz, *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt a.M. 1971.
- Haug Wolfgang Fritz, *Otto Bauer und der Austromarxismus in historischer und aktueller Perspektive*. In: *Das Argument* 148 (1984), 916f.
- Haug Wolfgang Fritz, *Die kulturelle Unterscheidung. Elemente einer Philosophie des Kulturellen*, Hamburg 2011.
- Haug Wolfgang Fritz, Kaspar Maase, *Vorwort zu: Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur*, Argument Sonderband AS 47, Berlin 1980.
- Haug Wolfgang Fritz, *High-Tech-Kapitalismus. Analysen zu Produktionsweise, Arbeit, Sexualität, Krieg und Hegemonie*, Hamburg 2003.
- Hausen Karin, *Mütter zwischen Geschäftsinteressen und kultischer Verehrung. Der »Deutsche Muttertag« in der Weimarer Republik*. In: Gerhard Huck, Hg., *Sozialgeschichte der Freizeit*, Wuppertal 1980, 249ff.
- Hausen Karin, *Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 13 (1987), 273–303.
- Hautmann Hans, *Zum Stellenwert der Massenbewegungen und Klassenkämpfe in der revolutionären Epoche 1917–1920*. In: ders., *Die österreichische Revolution. Schriften zur Arbeiterbewegung 1917 bis 1920*, Wien 2020.
- Hautmann Hans, *Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs*, 2. ergänzte Auflage, Wien 1971.
- Hautmann Hans, *Hunger ist ein schlechter Koch. Die Ernährungslage der österreichischen Arbeiter im Ersten Weltkrieg*. In: Gerhard Botz, Hans Hautmann, Helmut Konrad, Josef Weidenholzer, Hg., *Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte*, Wien 1980, 661–681.
- Hautmann Hans, Rudolf Hautmann, *Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919–1934*, Wien 1980.
- Hautmann Hans, *Militärprozesse gegen Abgeordnete des österreichischen Parlaments im Ersten Weltkrieg*. In: *Mitteilungen der Alfred-Klahr-Gesellschaft*, Wien 2014, Nr. 2, 1–11.
- Healy Maureen, *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I*, Cambridge 2004.
- Helfert Veronika, *Eine demokratische Bolschewikin: Ilona Duczynska Polanyi (1897–1978)*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (OeZG)* 6 (2015) 2, 166–189.
- Heller Agnes, *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion*. Autorisierte Übersetzung von Peter Kain, hg. von Hans Joas, Frankfurt a.M. 1981.
- Helsper Werner, Hg., *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne*, Opladen 1991.
- Herbst Edgar, *Der Taylorismus als Hilfe in unserer Wirtschaftsnot*, Leipzig/Wien 1920.
- Herbert Ulrich, *Europe in high modernity. Reflections on a theory of the 20th century*. In: *Journal of Modern European History* 5 (2007), 5–20.

- Herzfelder Henriette, Militärische Jugenderziehung. In: Österreichische Rundschau, Band XLIII, Heft 4, 15. Mai 1915.
- Hetzer Hildegard, Der Einfluß der negativen Phase auf soziales Verhalten und literarische Produktion. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie, Heft 4, Wien 1926.
- Hetzer Hildegard, Das volkstümliche Kinderspiel. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie, Heft 6 (1927), 19, Tabelle 2.
- Hetzer Hildegard, Dauerbeobachtungen über den Verlauf der negativen Phase am Jugendlichen. In: Zeitschrift für pädagogische Psychologie 28 (1927).
- Hetzer Hildegard, Kindheit und Armut. Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung, Leipzig 1929.
- Hetzer Hildegard, Zur Psychologie des Wohnens. In: Julius Bunzel, Hg., Beiträge zur städtischen Wohn- und Siedelwirtschaft, Dritter Teil: Wohnungsfragen in Österreich, (= Schriften des Vereins für Socialpolitik 176/177), München/Leipzig 1930, 103–178.
- Hetzer Hildegard, Wilfried Zeller, Ambulante Beobachtung psychisch auffälliger Kleinkinder. In: Zeitschrift für Kinderforschung 44 (1935), 137–180.
- Hobsbawm Eric J., »The labour aristocracy« in nineteenth-century Britain. In: ders., Hg., Labouring Men, London 1964, besonders Kapitel 15.
- Hobsbawm Eric J., Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Aus dem Englischen von Yvonne Badal, München 1995.
- Hochschild Arlie Russell, The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling, Berkeley/Los Angeles 1983.
- Hodann Max, Was müssen unsere Genossen von der Eugenik wissen? In: Sozialistische Erziehung 1924, 4/5.
- Hoffmann Robert, »Nimm Hack« und Spaten...« Siedlung und Siedlerbewegung in Österreich 1918–1938, Wien 1987.
- Hoffmann Robert, Proletarisches Siedeln – Otto Neuraths Engagement für die Wiener Siedlungsbewegung und den Gildensozialismus von 1920 bis 1925 in: Friedrich Stadler, Hg. Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit. Otto Neurath – Gerd Arntz, Wien/München 1982, 140–148.
- Hoffmann Robert, Die Geschichte vom »Brettdorf«. »Wilde« Siedler gegen das Rote Wien. In: Festschrift Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag, herausgegeben von Rudolf Ardel u. a., Salzburg 1985, 195–219.
- Holzer Anton, Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Darmstadt 2007.
- Honneth Axel, Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit, Berlin 2023.
- Honegger Claudia, Bettina Heintz, Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt a. M. 1981.
- Horkheimer Max, Theodor W. Adorno, Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug (1944). Herausgegeben von Ralf Kellermann, Stuttgart 2015. Auch in: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften Band 5: Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940–1950. Herausgegeben von Gunzelin Schmid Noerr, 1987, 4. Auflage, Frankfurt a. M. 2014.

- Horkheimer Max, Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. In: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften Band 5: Dialektik der Aufklärung und Schriften 1940–1950. Herausgegeben von Gunzelin Schmid Noerr, 1987, 4. Auflage Frankfurt a.M. 2014.
- Hörner Stephan, Serkin Rudolf. In: Neue Deutsche Biographie, Band 24, Berlin 2010, 268f.
- Hörning Karl H., Technik und Symbol. Ein Beitrag zur Soziologie alltäglichen Umgangs. In: Soziale Welt 1985, 186–207.
- Hösl Wolfgang, Gottfried Pirhofer, Wohnen in Wien 1848–1938. Studien zur Konstitution des Massenwohnens, Wien 1988.
- Honegger Claudia, Bettina Heintz, Hg., Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, Frankfurt a.M. 1981.
- Hubensdorf Michael, Pädiatrische Emigration und die »Hamburger-Klinik« 1930–1945. In: K. Widhalm, A. Pollak, Hg., 90 Jahre Universitäts-Kinderklinik am AKH in Wien. Umfassende Geschichte der Wiener Pädiatrie, 69–220, Wien 2005.
- Humphries Steven, Steal to Survive: The Social Crime of Working Class Children 1890–1940. In: Oral History 9 (1981), 1, 24ff.
- Humphries Stephen, Hooligans or Rebels? An Oral History of Working Class Childhood and Youth 1889–1939, Oxford 1981.
- Illouz Eva, Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt a.M. 2003.
- Illouz Eva, Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe, Frankfurt a.M. 2009.
- Illouz Eva, Explosive Moderne. Aus dem Englischen von Michael Adrian, Berlin 2024.
- Ingrisch Doris, Ilse Korotin, Zwiauer Charlotte, Hg., Die Revolutionierung des Alltags. Zur intellektuellen Kultur von Frauen im WSien der Zwischenkriegszeit, Frankfurt u. a. 2004.
- Jagschitz Gerhard, Der Putsch. Die Nationalsozialisten 1934 in Österreich, Graz u. a. 1976.
- Jagschitz Gerhard, Die Anhaltelager in Österreich. In: Ludwig Jedlicka, Rudolf Neck, Hg., Vom Justizpalast zum Heldenplatz. Studien und Dokumentationen 1927 bis 1938, Wien 1975, 128–151.
- Jahoda-Lazarsfeld Marie, Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs. In: Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Paris 1936, 706ff.
- Jahoda Marie, Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930. Dissertation 1932. Mit Beiträgen von Helga Nowotny u. a., herausgegeben von Johann Bacher, Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler, Innsbruck u. a. 2017.
- Jahoda Marie, Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen lang andauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Frankfurt a.M. 1975.
- Jahoda Marie, Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich. In: Zeitgeschichte 8/4 (1981).
- Jahrbuch der Polizeidirektion in Wien, Wien 1927.
- Jahrbuch der österreichischen Arbeiterbewegung, Wien 1931.

- Jalkotzy Alois, Verdorbene Jugend? Einige Hinweise auf Pathologie und Therapie der Jugendkriminalität. In: Die öffentliche Fürsorge, hg. vom Wiener Magistrat, Abteilung 12, Erwachsenen- und Familienfürsorge, 1/1953, 17–48.
- Janssen Jörn, Sozialismus, Sozialpolitik und Wohnungsnot, Darmstadt 1971.
- Janssen-Jurreit Marie-Luise, Sexualreform und Geburtenrückgang. Über die Zusammenhänge von Bevölkerungspolitik und Frauenbewegung um die Jahrhundertwende. In: Anette Kuhn, Gerhard Schneider, Hg., Frauen in der Geschichte, Düsseldorf 1979, 56ff.
- Jaspers Karl, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, Hamburg 1955. Karl Jaspers Gesamtausgabe Band 1/10, herausgegeben von Kurt Salamun, Basel 2017.
- Jekelius Erwin, Grenzen und Ziele der Heilpädagogik. In: Wiener klinische Wochenschrift 55 (1942), 385–386.
- John Michael, Hausherrenmacht und Mieterelend 1890–1923. Wohnverhältnisse und Wohnerfahrung der Unterschichten in Wien 1890–1923, Wien 1982.
- John Michael, »Kultur der Armut« in Wien 1890–1923. Zur Bedeutung von Solidarstrukturen, Nachbarschaft und Protest. In: Zeitgeschichte 20/5/6, Wien 1993, 158–186.
- John Michael, Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs, Wien 1984.
- John Michael, Der lange Atem der Migration – die tschechische Zuwanderung nach Wien im 19. und 20. Jahrhundert. In: Regina Wonisch, Hg., Tschechen in Wien, Wien 2010, 31–60.
- Jones G. S., Working-Class Culture and Working Class Politics in London 1870–1900. Notes on the Remaking of a Working Class. In: Journal of Social History (1973/74) 460ff.
- Jüttemann Gerd, Hans Thomae, Hg., Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim/Basel 1999.
- Kainrath Wilhelm, Die gesellschaftliche Bedeutung des kommunalen Wohnbaus im Wien der Zwischenkriegszeit. In: Kommunaler Wohnbau in Wien. Aufbruch – 1923 bis 1934 – Ausstrahlung. Ausstellung Kommunaler Wohnbau in Wien 1977, Wien 1977.
- Kampffmeyer Hans, Siedlung und Kleingarten, Wien 1926.
- Kampffmeyer Hans, Die Gartenstadtbewegung, Leipzig/Berlin 1913.
- Kampffmeyer Hans, Die Siedlungsbewegung in Wien. In: Kommunale Praxis 48/50 (1922), 719–724.
- Kampffmeyer Hans, Aus der Wiener Siedlungsbewegung. In: Der Aufbau 1/1 (1926), 2–4.
- Kanitz Otto Felix, Das proletarische Kind in der Familie (Jena 1925). In: ders., Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, hg. von Lutz von Werder, Frankfurt a.M. 1974, 5–67.
- Kanitz Otto Felix, Alfred Adler und die sozialistische Erziehung. In: ders., Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, hg. von Lutz von Werder, Frankfurt a.M. 1974, 211–214.
- Kanitz Otto Felix, Die Erziehungsaufgaben des Arbeitervereins »Kinderfreunde«. In: ders., Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, hg. von Lutz von Werder, Frankfurt a.M. 1974, 177–193.
- Kanitz Otto Felix, An die Arbeit! In: Sozialistische Erziehung, Jg.1 (1921).

- Kanitz Otto Felix, Was ist sozialistische Erziehung? In: Sozialistische Erziehung, Jg. 5 (1925), wieder abgedruckt in: ders., Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, hg. von Lutz von Werder, Frankfurt a.M. 1974, 194–120.
- Kanitz Otto Felix, Arbeiterjugend und sozialistische Erziehung. In: Sozialistische Erziehung, Jg. 6 (1926) 9.
- Kapner Gerhardt, Der Wiener kommunale Wohnbau. In: Franz Kadrnoska, Hg., Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938, Wien/München/Zürich 1981, 135–165.
- Karner F., Aufbau der Wohlfahrtspflege der Stadt Wien, Wien 1926.
- Kaspari Christoph, Der Eugeniker Alfred Grotjahn (1869–1931) und die »Münchener Rassenhygieniker«. Der Streit um »Rassenhygiene oder Eugenik?« In: Medizinhistorisches Journal Bd. 24, (1989) H. 3/4, 306.
- Katzmann D. M., Seven Days a Week. Women and Domestic Service in Industrializing America, New York 1978.
- Kaufmann Albert, Demographische Struktur und Haushalts- und Familienformen der Wiener Bevölkerung, Wien 1971.
- Kautsky Karl, Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft, Stuttgart 1910.
- Kautsky Karl, Fünf Jahre öffentliche Eheberatung, in: Blätter für das Wohlfahrtswesen 27 (1928) Nr. 265.
- Kautsky Karl jun., Der Kampf gegen den Geburtenrückgang, 2. Auflage, Wien 1927.
- Keintzel Brigitta, Ilse Korotin, Hg., Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken, Wien/Köln/Weimar 2002.
- Keller Reiner, Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, Wiesbaden 2005.
- Kenkmann Alfons, Wilde Jugend. Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform, Essen 1996.
- Kernbauer Hans, Fritz Weber, Von der Inflation zur Depression. Österreichs Wirtschaft 1918–1934. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer, Hg., »Austrofaschismus«. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934–1938, 3. erweiterte Auflage Wien 1985, 1ff.
- Kinderübernahmestelle und Kinderheim der Stadt Wien, Statistische Mitteilungen, 7–9 (1927).
- Kittler Gertraude, Hausarbeit. Zur Geschichte einer »Natur-Ressource«, München 1980.
- Kittsteiner Heinz Dieter, Wir werden gelebt. Formprobleme der Moderne, Hamburg 2006.
- Klönne Arno, Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen, Düsseldorf/Köln 1982, Neuauflage München 1995.
- Klucsarits Richard, Friedrich G. Kürbisch, Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht. Autobiografische Texte zum Kampf rechtloser und entrechteter »Frauenspersonen« in Deutschland, Österreich und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts, Wuppertal 1975.
- Kluge Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 25. Auflage, Berlin 2012.
- Kobau Luise, Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914–1938, Dissertation (Typoskript) Wien 1985.

- Kocka Jürgen, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918*, Göttingen 1973.
- Koebner Thomas, Rolf-Peter Janz und Frank Trommler, Hg., »Mit uns zieht die neue Zeit.« *Der Mythos Jugend*, Frankfurt a.M. 1985.
- Kofler Leo, *Sozialistische Unterhaltung und Kultur*. In: *Bildungsarbeit* 18/1 (1931).
- Kolb Fritz, *Klares Wollen*. In: *Sozialistische Erziehung*, Jg. 1 (1924)1.
- Koller Hermine, *Von der Erziehungsberatung zum Psychologischen Dienst*, Typoskript, Bibliothek des Jugendamtes der Stadt Wien, o.J., 14.
- Konrad Helmut, *Der Februar 1934 im historischen Gedächtnis*. In: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes*, Hg., *Themen der Zeitgeschichte und der Gegenwart. Arbeiterbewegung – NS-Herrschaft – Rechtsextremismus*, Wien 2004, 12–26.
- Konrad Helmut, Wolfgang Maderthaler, Hg., *Neuere Studien zur Arbeitergeschichte. Zum 25-jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung*, 3 Bände, Wien 1984.
- Konrad Helmut, Wolfgang Maderthaler, Hg., *...der Rest ist Österreich. Das Werden der Ersten Republik*, Band 2, Wien 2008.
- Konrad Helmut, *Das Rote Wien. Ein Konzept für eine moderne Großstadt?* In: ders. u. Wolfgang Maderthaler, Hg., *... der Rest ist Österreich. Das Werden der Ersten Republik*. Band 1, Wien 2008, 223–240.
- Konrad Helmut, Gabriella Hauch, *Hundert Jahre Rotes Wien. Die Zukunft einer Geschichte*, Wien 2019.
- Korotin Ilse, *Bemerkungen über Rassenhygiene und Sozialismus: Oda Olberg-Lerda, die eugenische Bewegung und ihre Rezeption durch die Linke*. In: Doris Ingrisch, Ilse Korotin, Charlotte Zwiauer, Hg., *Die Revolutionierung des Alltags. Zur intellektuellen Kultur von Frauen im Wien der Zwischenkriegszeit*, Frankfurt a.M. 2004, 101–119.
- Koschuh Bernt, *Zwangssterilisation bei Heimkindern*. In: *wien.orf.at vom: 17.09.2012*. Online im Internet: URL: [http://wien.orf.at/news/stories/2550401/\(gesehen 2012-10-15\)](http://wien.orf.at/news/stories/2550401/(gesehen%2012-10-15)).
- Köstler Maria, *Die Fürsorgerin*. In: *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich*, herausgegeben von der Arbeiterkammer in Wien, Wien 1930, 281–294.
- Kotlan-Werner Henriette, Otto-Felix Kanitz und der Schönbrunner Kreis. *Die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Erzieher 1923–1934*. Mit Geleitworten von Hertha Firnberg und Hans Matzenauer, (= *Materialien zur Arbeiterbewegung* Nr. 21) Wien 1982.
- Kluge Friedrich, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 25. durchgesehene u. erweiterte Auflage, Berlin 2012.
- Knapp Gudrun-Axeli, Angelika Wetterer, Hg., *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster 2003.
- Kracauer Siegfried, *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland*, (1929) Frankfurt a.M. 1971.
- Krampfischek Hilde, *Ein Jahr Erziehungsberatungsstelle*. In: *Sozialistische Erziehung* 4. Jg. (1924) 8, 307ff.
- Kraus Karl, *Die Wohnbaukantate*. In: *Die Fackel*, Nr. 820–26, (1929) 57ff.

- Krauss Karla, Joachim Schlandt, Der Wiener Gemeindewohnungsbau – Ein sozialdemokratisches Programm. In: Hans Helms und Jörn Janssen, Hg., Kapitalistischer Städtebau, Neuwied/Berlin 1971, 113–124.
- Krauss Walter, Zur Entwicklung des Siedlungswesens im Vorfeld des Lainzer Tiergartens in Wien, Wien 1992.
- Kreckel Reinhard, Hg., Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, SW Sonderband 2, Göttingen 1983.
- Kretschmer Ernst, Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten, Berlin 1921.
- Kuczynski Jürgen, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, 5 Bände, Berlin/Köln 1980–1982.
- Kuhn Thomas S., Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (1962) übersetzt von Kurt Simon, Frankfurt a.M. 2003.
- Kürbisch Friedrich G., Hg., Wir lebten nie wie Kinder. Ein Lesebuch, Berlin/Bonn 1983.
- Kürbisch Friedrich G., Entlassen ins Nichts. Reportagen über die Arbeitslosigkeit. 1918 bis heute, Berlin/Bonn 1983.
- Lacan Jacques, Seminar Buch XI (1964), Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Übersetzt von Norbert Haas, Weinheim/Berlin 1987.
- Lacan Jacques, Ecrits, Paris 1966.
- Laclau Ernesto, Chantal Mouffe, Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus (1985), Wien 1991.
- Laclau Ernesto, Chantal Mouffe, Post-Marxism without Apology. In: New Left Review 166, (1987), 79–106.
- Lang Hilde Verena, Bundespräsident Miklas und das autoritäre Regime 1933 bis 1938, Dissertation in Politikwissenschaft, Universität Wien, Wien 1972.
- Langewiesche Dieter, Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der Ersten Republik, Stuttgart 1979.
- Langewiesche Dieter, Politische Orientierung und soziales Verhalten. Familienleben und Wohnverhältnisse von Arbeitern im »roten« Wien der Ersten Republik, in: Lutz Niethammer, Hg., Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft, Wuppertal 1979, 171–187.
- Langewiesche Dieter, Arbeiterkultur in Österreich: Aspekte, Tendenzen und Thesen. In: Gerhard Ritter, Hg., Arbeiterkultur, Königstein/Taunus 1979, 40ff.
- Langewiesche Dieter, Arbeiterbildung in Deutschland und Österreich. Konzeption, Praxis und Funktionen. In: Arbeiter im Industrialisierungsprozeß. Herkunft, Lage und Verhalten. Herausgegeben von Werner Conze und Ulrich Engelhardt, Stuttgart 1979, 439–464.
- Laplanche J./J. B. Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, 2 Bände, Frankfurt a.M. 1972.
- Lauretis Teresa de, Alice Doesn't. Feminism. Semiotics. Cinema, Bloomington/Ind. 1984.
- Lazar Erwin, Die heilpädagogische Abteilung der k.k. Universitäts-Kinderklinik in Wien und ihre Bedeutung für die Jugendfürsorge. In: Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge 5 (1913), Heft 11, 309–313.

- Lazar Erwin, Über die endogenen und exogenen Wurzeln der Dissozialität Jugendlicher. In: Zeitschrift für Kinderheilkunde, 4. Jg. (1913), Heft 8, 479–527.
- Lazar Erwin, Heilpädagogische Gruppierung in einer Anstalt für verwahrloste Kinder. In: Zeitschrift für Kinderheilkunde, Band XXVII, Heft 1–2, Berlin 1920.
- Lazar Erwin, Ausblick in die Heilpädagogik. In: Blätter für das Wohlfahrtswesen der Stadt Wien, Band 22, 1923.
- Lazar Erwin, Medizinische Grundlagen der Heilpädagogik für Erzieher, Lehrer, Richter und Fürsorgerinnen, Wien 1925.
- Lazarsfeld Paul F., Jugend und Beruf, Jena 1931.
- Lazarsfeld Sophie, Sexuelle Erziehung, Wien/Leipzig 1931.
- Lazarsfeld Sophie, Vom häuslichen Frieden, Wien 1926.
- Lazarsfeld Sophie, Wie die Frau den Mann erlebt. Fremde Bekenntnisse und eigene Betrachtungen, Leipzig/Wien 1931.
- Lederer Heinz, Kindheit in Favoriten, Wien 1960.
- Lederer Max, Grundriß des österreichischen Sozialrechtes, 2. Auflage Wien 1932.
- Lefébvre Henri, Soziologie nach Marx, Frankfurt a.M. 1972.
- Lefébvre Henri, La vie quotidienne dans le monde moderne, Paris 1968; deutsch: Das Alltagsleben in der modernen Welt, Frankfurt a.M. 1972.
- Lefébvre Henri, Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit, Frankfurt a.M. 1987.
- Lefébvre Henri, Die Revolution der Städte, München 1972.
- Lefébvre Henri, Production of Space, Oxford 1991
- Lefèvre Wolfgang, Jean Baptiste Lamarck. In: Ilse Jahn, Michael Schmitt, Darwin & Co. Eine Geschichte der Biologie in Portraits, Band 1, München 2001, 176–201.
- Lehmann Stephen, Marion Faber, Rudolf Serkin. A Live, New York 2002.
- Leichter Käthe, Wie leben die Wiener Hausgehilfinnen? Wien 1926.
- Leichter Käthe, Die Frauenarbeit im Parteiprogramm. In: Arbeit und Wirtschaft 1926, 846ff.
- Leichter Käthe, Frauenarbeit und Wirtschaftskrise. In: Arbeit und Wirtschaft 1926, 930ff.
- Leichter Käthe, Schmutzkonkurrenz oder Gleichberechtigung? In Arbeiter Zeitung vom 5.9.1926
- Leichter Käthe, Die Entwicklung der Frauenarbeit in Wien. In: Arbeit und Wirtschaft 1926, 426ff.
- Leichter Käthe, Frauenarbeit und Arbeiterinnenschutz in Österreich, Wien 1927.
- Leichter Käthe, Muttertag, Mutterschutz? In: Arbeiter Zeitung vom 8.5.1927.
- Leichter Käthe, Wie leben die Wiener Heimarbeiter? Eine Erhebung über die Arbeits- und Lebensverhältnisse von 1000 Wiener Heimarbeitern, Arbeit und Wirtschaft 1928, 145ff.
- Leichter Käthe, Arbeiterinnen im Streik. In: Arbeiter-Zeitung vom 1.4.1928.
- Leichter Käthe, Die Frauenarbeit wird schwerer und gefährlicher. Was die Gewerbeinspektoren berichten, In: Die Frau. 38 (1929) 12.
- Leichter Käthe, Frauen, wer zerstört die Familie? In: Arbeiter Zeitung vom 27.10.1930.
- Leichter Käthe, Handbuch der Frauenarbeit in Österreich, Wien 1930.
- Leichter Käthe, Frauenarbeit als Problem des internationalen Sozialismus, in: Arbeit und Wirtschaft 1931, 552ff.

- Leichter Käthe, Internationale Krisenprobleme der Frauenarbeit. In: Die Unzufriedene (1931).
- Leichter Käthe, So leben wir. 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben. Eine Erhebung, Wien 1931.
- Leichter Käthe, Zurück ins Haus? Hinein in die Zwangsarbeit. In: Frauentag, 1933, 3.
- Leichter Käthe, Die Industrieangestellte. In: Arbeit und Wirtschaft 1933, 42ff.
- Leichter Käthe, Die Nachtarbeit der Frauen. In: Arbeiter Zeitung vom 1.12.1933.
- Leichter Käthe, Das Schicksal der Arbeiterin. In: Arbeiter Zeitung vom 22.8.1933.
- Leichter Käthe, Erfahrungen des österreichischen Sozialisierungsversuchs. In: dies., Leben und Werk, herausgegeben von Herbert Steiner, Wien 1973.
- Le Play Frédéric, Les Ouvriers européens. Etudes sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières de l'Europe, précédées d'un exposé de la méthode d'observation, Paris 1855.
- Lejeune Philippe, Der autobiographische Pakt. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt a.M. 1994.
- Lenz Fritz, Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik), 4. Auflage, München 1932.
- Lichtblau Albert, Wiener Wohnungspolitik 1892–1919, Wien 1984.
- Liebscher Viktor, Die österreichische Geschworenengerichtbarkeit und die Juliereignisse 1927. In: Die Ereignisse des 15. Juli 1927. Protokoll des Symposiums in Wien am 15. Juni 1977, Wien 1979, 60–99.
- Lietzmann Hans. J., Kulturen politischer Partizipation. Hermeneutische und historische Perspektiven. In: Wolfgang Bergem, Paula Diehl, Hans J. Lietzmann, Hg., Politische Kulturforschung reloaded. Neue Theorien, Methoden und Ergebnisse, Bielefeld 2019.
- Lihotzky Grete, Rationalisierung im Haushalt. In: Das neue Frankfurt, Heft 5, 1026–1027. (s. auch Schütte-Lihotzky)
- Lindner Rolf, Straße – Straßenjunge – Straßenbande. Ein zivilisatorischer Streifzug. In: Zeitschrift für Volkskunde 79/2 (1983), 192ff.
- Lindner Rolf, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt a.M. 1990.
- Link Jürgen, Noch einmal: Diskurs. Interdiskurs. Macht, in: KultuRRevolution 11 (1986) 4–7.
- Linse Ulrich, »Geschlechtsnot der Jugend«. Über Jugendbewegung und Sexualität. In: Thomas Koebner u.a. Hg., Mit uns zieht die neue Zeit. Der Mythos Jugend, Frankfurt a.M. 1985, 245ff.
- Lipp Carola, Sexualität und Heirat. In: Wolfgang Ruppert, Hg., Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum »Wirtschaftswunder«, München 1986, 186–197.
- Loch Ulrike, Elvira Imsirovic, Judith Arzmann, Ingrid Lippitz, Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl. Gewalt an Kindern und Jugendlichen der Jugendwohlfahrt und des Gesundheitswesens in Kärnten zwischen 1950 und 2000, Innsbruck u.a. 2021.
- Löhne und Lebenshaltung der Wiener Arbeiterschaft im Jahre 1925, Wien 1928.

- Loewenfeld-Russ Hans, *Im Kampf gegen den Hunger. Aus den Erinnerungen des Staatssekretärs für Volksernährung 1918–1920*, herausgegeben und bearbeitet von Isabella Ackerl, Wien 1986.
- Loos Adolf, *Die moderne Siedlung. Ein Vortrag (1924)*, in: ders., *Ins Leere gesprochen 1897–1900. Trotzdem 1900–1930*, Wien/München 1962, 403–428.
- Loos Adolf, *Wohnen lernen! (1921)* in: ders., *Ins Leere gesprochen 1897–1900. Trotzdem 1900–1930*, Wien/München 1962, 383–387.
- Luckmann Thomas, *Alfred Schütz, Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003.
- Luhmann Niklas, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M. 1982.
- Lukács Georg, *Geschichte und Klassenbewusstsein*, Bielefeld 2013; auch ders., *Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik. Faksimile des Hand- und Arbeitsexemplars von Georg Lukács*, Bielefeld 2023.
- Lüdtke Alf, *Cash, Coffee-Breaks, Horse-Play: »Eigensinn« and Politics among Factory Workers and Industrialization. Comparative Studies of Class Formation and Worker Militancy*, London 1984.
- Lüdtke Alf, *Erfahrung von Industriearbeitern – Thesen zu einer vernachlässigten Dimension der Arbeitergeschichte*, in: Werner Conze u.U. Engelhardt, Hg., *Arbeiter im Industrialisierungsprozeß*, Stuttgart 1979, 494 -
- Lüdtke Alf, *Alltagwirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation*, in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie* 11, Frankfurt a.M. 1978, 311–350.
- Lüdtke Alf, *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*, Hamburg 1993.
- Lyotard Jean-François, *Das Postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Wien 1979.
- Maderthaler Wolfgang, *Die Sozialdemokratie*, in: Emmerich Tálos, Herbert Dachs, Ernst Hanisch, Anton Staudinger, Hg., *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, 177–194.
- Maimann Helene, Siegfried Matzl, Hg., *Die Kälte des Februar. Österreich 1933–1938*, Wien 1984.
- Malleier Elisabeth, *Das Ottakringer Settlement. Zur Geschichte eines frühen internationalen Sozialprojekts*, Wien 2005.
- Malina Peter, *Im Fangnetz der NS-»Erziehung«. Kinder- und Jugend-»Fürsorge« auf dem »Spiegelgrund« 1940–1945*, in: Eberhard Gabriel/Wolfgang Neugebauer, Hg., *Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien*, Teil 2, Wien/Köln/Weimar 2002, 77–98.
- Mang Karl, *Kommunaler Wohnbau in Wien 1919–1938. Tendenzen der städtebaulichen Einordnung und Anmerkungen zur Architektur*, in: *Zwischenkriegszeit. Wiener Kommunalpolitik 1918–1938*, Wien 1980.
- Mang Karl, *Architektur einer sozialen Evolution*, in: *Kommunaler Wohnbau in Wien. Aufbruch – 1923 bis 1924 – Ausstrahlung. Ausstellung Kommunaler Wohnbau in Wien 1977*, Wien 1977, o.S.
- Mannheim Karl, *Das Problem der Generationen*, in: ders., *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, 2. Auflage, Neuwied 1970, 509–565.
- Mannheim Karl, *Strukturen des Denkens. Herausgegeben von David Kettler, Volker Meja, Nico Stehr*, Frankfurt a.M. 1980.

- Manow Philip, *Im Schatten des Königs. Die politische Autonomie demokratischer Repräsentation*, Frankfurt a.M. 2008.
- Manow Philip, *(Ent-)Demokratisierung der Demokratie*, 2. Auflage Berlin 2020.
- Marcuse Herbert, *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, Neuwied/Berlin 1967.
- Marcuse Herbert, *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*, Frankfurt a.M. 1995.
- Markowitsch Hans J., Harald Welzer, *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart 2005.
- Marotzki Winfried, Horst Niesyto, Hg., *Bildinterpretation und Bildverstehen, Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive*, Wiesbaden 2006.
- Marx Karl, *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*, (Berlin 1859), MEW Band 13, Berlin 1975.
- Marx Karl, *Einleitung (zur Kritik der Politischen Ökonomie)*, in: MEW Band 13, 615–642.
- Marx Karl, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, Kapitel V*, MEW Band 8, 160f.
- Marx Karl, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*. MEW Band 40, Berlin (Ost) 1962.
- Marx Karl, *Das Kapital*, MEW 23, Berlin (Ost), 1988.
- Marzik Trude, Zimmer, Kuchl, *Kabinetten. Leben in Wien*, Wien/Hamburg 1976.
- Mathis, Franz, *Big Business in Österreich: Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen*, Wien/München 1987, 348–350.
- Maticka Adolf, Wilhelm Zvacek, *Die Kinderfreundeschule Schönbrunn*. In: Jakob Bindel, Hg., *75 Jahre Kinderfreunde 1908–1983. Skizzen, Erinnerungen, Berichte, Ausblicke*, Wien/München 1982,
- Matthes Reinard, *Das Ende der Ersten Republik Österreich. Studien zur Krise ihres politischen Systems*, Inaugural-Dissertation am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin (im Eigenverlag o.J.).
- Mattl Siegfried, *Der Justizpalastbrand – ein traumatisierendes Ereignis. Zur Erzähl- und Erinnerungsproblematik des »Juli 1927«*. In: Bundesministerium für Justiz/Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft/Cluster Geschichte, Hg., *80 Jahre Justizpalastband. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte 11. und 12. Juli 2007 in Wien, Innsbruck u.a.* 2008. 137–144.
- Mautner Markhof Georg J. E., Major Emil Fey. *Heimwehrführer zwischen Bürgerkrieg, Dollfuß-Mord und Anschluß*, Graz, Stuttgart 2004.
- Melinz Gerhard, *Fürsorgepolitik(en)*. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer, Hg., *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938*, 7. Auflage, Münster 2014, 238–252.
- Melinz Gerhard, *Das »zweite soziale Netz« – Kehrseite staatlicher Sozialpolitik*. In: Emmerich Tálos u.a., *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, Wien 1995, 587–601.
- Mc Bride Theresa, *The Domestic Revolution*, London 1976.
- Mc Lennan G., *»The labour aristocracy« and »incorporation«: notes on some terms in the social history of the working class*. In: *Social History* 6 (1981) 71ff.
- McLuhan, Marshall, *Understanding Media. The Extension of Man*, Cambridge/London 1994.

- Mead, George Herbert, *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt a.M. 1978.
- Meißl Gerhard, *Im Spannungsfeld von Kundenhandwerk, Verlagswesen und Fabrik. Die Herausbildung der industriellen Marktproduktion und deren Standortbedingungen in Wien vom Vormärz bis zum Ersten Weltkrieg*. In: ders., Renate Banik-Schweitzer, *Industriestadt Wien. Die Durchsetzung der industriellen Marktproduktion in der Habsburger Residenz*, Wien 1983, 99ff.
- Meißl Gerhard, *Minutenpolitik. Die Anfänge der »Wissenschaftlichen Betriebsführung« am Beispiel der Wiener Elektroindustrie vor dem Ersten Weltkrieg*. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaler, Hg., *Neuere Studien zur Arbeitergeschichte. Zum fünf- und zwanzigjährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung, Band 1: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Wien 1984, 41ff.
- Mende Julius, Hg., *Alternativschulen in Wien*, Wien 1983, 109–114.
- Menke Christoph, »Subjekt/Subjektivität«. In: Karlheinz Barck u.a., Hg., *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch*, Band 5, Stuttgart/Weimar 2003, 734–787.
- Mertens Christian, *Richard Weiskirchner (1861–1926). Der unbekannt Wiener Bürgermeister*, Wien 2006.
- Mesch Michael, *Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit – Gewerkschaften und Lohnentwicklung in Österreich 1890–1914*, Wien 1984.
- Mies Maria, *Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung*. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 9/10, München 1983.
- Miklantz Elfie, Herbert Lachmayer, Reinhard Eisendle, Hg., *Die Küche. Zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raumes*, Wien/Köln/Weimar 1999.
- Militärische Jugendziehung. In: *Der Kinderfreund. Organ der Arbeitervereine »Kinderfreunde« Österreichs*, Graz, 3. Jahrgang, Nr. 7, 1. Juli 1915.
- Misik Robert, *Ein seltsamer Held. Der grandiose, unbekannt Victor Adler*, Wien 2016.
- Mitscherlich Alexander, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. Mit einem Vorwort von Micha Brumlik, Weinheim u.a* 2003.
- Mitscherlich Alexander, *Die Unwirtlichkeit unserer Städt. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt a.M. 2010.
- Mitterauer Michael, Reinhard Sieder, *The European Family. Patriarchy to Partnership from the Middle Ages to the Present. Translated by Karla Oosterveen and Manfred Hörzinger and revised for this edition*, Basil Blackwell, 1st ed. Oxford 1982, reprinted 1983, 1988, 1989.
- Mitterauer Michael, Reinhard Sieder, Hg., *Historische Familienforschung*, Frankfurt a.M. 1982, 2. Auflage Frankfurt a.M. 2016.
- Mittermeier Susanne Birgit, *Die Jugendfürsorgerin. Zur Professionalisierung der sozialen Kinder- und Jugendarbeit in der Wiener städtischen Fürsorge von den Anfängen bis zur Konstituierung des Berufsbildes Ende der 1920er Jahre*. In: *L'Homme* 5/2 (1994), 102–120.
- Mocek Leopold, Reinhard, *Biologie und soziale Befreiung. Zur Geschichte des Biologismus und der Rassenhygiene in der Arbeiterbewegung*, Frankfurt a.M. 2002.
- Möller Kolja, *Volk und Elite. Eine Gesellschaftstheorie des Populismus*, Berlin 2024.

- Moll Leopold, Wie arbeiten die Mutterberatungsstellen im Dienste der Volksgesundheit?
In: Zeitschrift für soziale Hygiene 1/4 (1927).
- Moll Leopold, Die Säuglingsfürsorgerin. In: Zeitschrift für Kinderschutz 10 (1918), 8/9.
- Moll Leopold, Vier Jahre ärztliche Fürsorgearbeit in der Kriegspatenschaft nebst kurzen
Bemerkungen zu meinem Vorschlage der Mutterräte. In: Wiener klinische Wochen-
schrift 69 (1919), 9–18.
- Montalta Eduard, Jugendverwahrlosung, Zug 1939.
- Moore Barrington, Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Wi-
derstand, Frankfurt a.M. 1982.
- Moorhouse H. F., The significance of the labour aristocracy. In: Social History 6 (1981)
229ff.
- Morel Bénédicte Augustin, Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et
morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés malades,
Paris 1857.
- Morgenstern Hugo, Gesindewesen und Gesinderecht in Österreich, Wien 1912.
- Mosse George L., Geschichte des Rassismus in Europa, Frankfurt a.M. 2006.
- Mouffe Chantal, Das demokratische Paradox, Wien 2008.
- Mouffe Chantal, Agonistik. Die Welt politisch denken. Aus dem Englischen von Richard
Barth, Berlin 2014.
- Mouffe Chantal, Für einen linken Populismus. Aus dem Englischen von Richard Barth,
2. Auflage, Frankfurt a.M. 2018.
- Muchow Martha, Hans Muchow, Der Lebensraum des Großstadtkindes, Hamburg 1935,
unverändert abgedruckt und mit einem ausführlichen Vorwort des Herausgebers
Jürgen Zinnecker versehen, 2. Auflage, Bensheim 1980.
- Müller-Guttenbrunn Adam, Kriegstagebuch eines Daheimgebliebenen! Eindrücke und
Stimmungen aus Österreich-Ungarn, Graz 1916.
- Mumford Lewis, What is a City. In: Architectural Record 82 (1937), 58–62.
- Mumford Lewis, The Culture of Cities, New York 1938.
- Mumford Lewis, The City in History, New York 1961.
- Musil Robert, Der Mann ohne Eigenschaften (Roman), Hamburg 1952.
- Musil Robert, Sittenämter. In: ders., Gesammelte Werke Band 7, 671ff., Reinbek 1978.
- Musil Robert, Die Frau gestern und morgen. In: ders., Gesammelte Werke, Band 8,
1193ff., Reinbek 1978.
- Musil Robert, Der bedrohte Ödipus. In: ders., Gesammelte Werke, Band 7, 528ff., Rein-
bek 1978.
- Negt Oskar, Alexander Kluge, Geschichte und Eigensinn. Geschichtliche Organisation
der Arbeitsvermögen, 4. Auflage, Frankfurt a.M. 1981.
- Nell-Breuning Oswald von, Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge katholischer Sozial-
lehre. München 2. Auflage 1985.
- Neugebauer Wolfgang, Die Sozialdemokratische Jugendbewegung in Österreich
1894–1945, Wien 1969.
- Neugebauer Wolfgang, Bauvolk der kommenden Welt. Geschichte der sozialistischen Ju-
gendbewegung in Österreich, Wien 1975.

- Neumeister Ruth, Psychoanalyse und Justiz. Über ein Spannungsverhältnis, das Unbewusste, das Dritte und die Gerichtssachverständige. In: *Werkblatt* 31 (2014) Heft 1, 45–69.
- Neurath Otto, Städtebau und Proletariat. In: *Der Kampf* 17/6 (1924), 236–242.
- Neurath Otto, Bauformen u. Klassenkampf. In: Neurath, Bauformen und Klassenkampf. In: *Bildungsarbeit. Blätter für sozialistisches Bildungswesen*, Wien, April 1926, 13/4 (1926) 61ff.
- Neurath Otto, Kommunalen Wohnungsbau in Wien. In: *Die Form* 3/31, Berlin 1931.
- Neurath Otto, »Einküchenhaus«. In: *Arbeiter-Zeitung* vom 2.6.1923, 6.
- Newmann R. P., The sexual question and Social Democracy in Imperial Germany. In: *Journal for Social History* 7 (1974) 271ff.
- Niethammer Lutz, Alexander von Plato, Hg., »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (= Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960, Band 3) Berlin/Bonn 1985.
- Novy Klaus, Der Wiener Gemeindewohnungsbau: »Sozialisierung von unten«. Oder: Zur verdrängten Dimension der Gemeinwirtschaft als Gegenökonomie. In: *arch+* 45 (1979), 9–25.
- Novy Klaus, Wolfgang Förster, Einfach bauen. Genossenschaftliche Selbsthilfe nach der Jahrhundertwende. Zur Rekonstruktion der Wiener Siedlerbewegung. Katalog einer wachsenden Ausstellung, Wien 1985.
- Oakley Ann, *Women's Work. The Housewife in Past and Present*, New York 1974.
- Offe Klaus, Armut und Hilfe in städtischer Perspektive. In: Walter Siebel, Hg., *Die europäische Stadt*, Frankfurt a.M. 2004, 270–283.
- Olberg Oda, *Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit*, München 1926.
- Olberg Oda, *Nationalsozialismus*, Wien/Leipzig 1932.
- Orland B., S. Meyer, Auf den Spuren der Wäscherinnen. In: *Journal für Geschichte* 1984, Heft 2, 42–47.
- Ottmüller Uta, *Die Dienstbotenfrage. Zur Sozialgeschichte der doppelten Ausnutzung von Dienstmädchen im deutschen Kaiserreich*, Münster 1978.
- Pappenheim Else, Politik und Psychoanalyse in Wien vor 1938. In: *Psyche* 43 (1989), 120–141.
- Paradeiser Hans, Die Säuglingswäscheaktion der Stadt Wien. In: *Statistischen Mitteilungen* 1–3, 1927.
- Pauly Bruce F., Hahnenschwanz und Hakenkreuz. Der Steirische Heimatschutz und der österreichische Nationalsozialismus 1918–1934, Wien u.a. 1972.
- Pawlowsky Verena, Das »Aussetzen überlästiger und nachtheiliger Kinder«. Die Wiener Findelanstalt 1784–1910. In: Michaela Ralsler, Reinhard Sieder, Hg., *Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 25 (2014), 1+2, 18–40.
- Paxton Robert O., *The Anatomy of Fascism*, London 2004.
- Pelinka Anton, Karl Renner. Zur Einführung, Hamburg 1989.
- Pelinka Anton, *Die gescheiterte Republik. Kultur und Politik in Österreich 1918–1938*, Wien/Köln/Weimar 2017.

- Perner Achim, Der Ort der Verwahrlosung in der psychoanalytischen Theorie bei A. Aichhorn. In: V. Schmid, Hg., *Verwahrlosung – Devianz – antisoziale Tendenz*, Freiburg i.Br., 2001, 60–79.
- Perner Achim, Der Beitrag August Aichhorns zur Technik der Psychoanalyse. In: *Luzifer-Amor* 18 (2005) 36, 42–64.
- Perner Achim, Oberhollabrunn und St. Andrä (Typoskript), o.O., o.J. (im Archiv des Autors)
- Perner Achim, Die Schließung von Oberhollabrunn (Typoskript), o.O., o.J. (im Archiv des Autors)
- Peter Erwin, Hans Selinka, Waisenhaus Hohe Warte 3–5, Eigenverlag Dr. Erwin Peter (o.J.).
- Peukert Detlev, Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Zweite erweiterte Auflage, Köln 1983.
- Pfabigan Alfred, Max Adler. Eine politische Biographie, Frankfurt a.M. 1981.
- Pfabigan Alfred, Die Intellektuellen und die Macht im Austromarxismus. Max Adler – ein »Roter Mandarin« im Wien der Jahrhundertwende. In: ders., *Die Enttäuschung der Moderne*, Wien 2000, 89–122.
- Pfoser Alfred, Politik im Alltag. Zur Kulturgeschichte der Ersten Republik. In: *Zeitgeschichte* 5/9-10 (1978).
- Pfoser Alfred, Verstörte Männer und emanzipierte Frauen. Zur Sitten- und Literaturgeschichte der Ersten Republik. In: Franz Kadroska, Hg., *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938*, Wien 1981, 205ff.
- Pfoser Alfred, *Literatur und Austromarxismus*, Wien 1980.
- Pfoser Alfred, Andreas Weigl, Hg., *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg*, Wien 2013.
- Philippovich Eugen von, Die Wohnungsfrage. In: *Mitteilungen der Zentralstelle für Wohnungsreform in Österreich*, 14 (1910) 1ff.
- Philippovich Eugen von, Wiener Wohnverhältnisse. In: *Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik*, 8 (1894), 215ff.
- Philippovich Eugen von, *Wohnverhältnisse in österreichischen Städten, insbesondere Wien*, Band 1, Wien 1900.
- Pilz Katrin, Mutter (Rotes) Wien. Fürsorgepolitik als Erziehungs- und Kontrollinstanz im »Neuen Wien«, in: *Das Rote Wien 1919 – 1934. Ideen, Debatten, Praxis*. Herausgegeben von Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal, Basel 2019, 74–79.
- Pirhofer Gottfried, Reinhard Sieder, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik. In: Michael Mitterauer, Reinhard Sieder, Hg., *Historische Familienforschung*, Frankfurt a.M. 1982, 2. Auflage 2016, 326–368.
- Pirhofer Gottfried, Linien einer kulturpolitischen Auseinandersetzung in der Geschichte des Wiener Arbeiterwohnungsbaus. In: *Wiener Geschichtsblätter* 1978, Heft 1.
- Pirhofer Gottfried, Günther Uhlig, Selbsthilfe und Wohnungsbau. In: *arch+* 33 (1977).
- Pirhofer Gottfried, Gemeinschaftshaus und Massenwohnungsbau. In: *Transparent* 3/4 (1977).

- Plaschka Richard, Horst Haselsteiner, Arnold Suppan, *Innere Front. Militärassistentz, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918*, 2 Bände, Band 1: Zwischen Streik und Meuterei, Band 2: Umsturz, München 1974.
- Plessner Helmuth, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Dritte, unveränderte Auflage, Berlin/New York 1975.
- Ploetz Alfred, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Grundlinien einer Rassen-Hygiene*, 1. Theil, Berlin 1895.
- Pojar Vojtech, *Empire and its Discontents. Circulation of Knowledge and the Emergence of Eugenics in the Late Habsburg Empire*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 34 (2023) 3, herausgegeben von Lisa Hoppel, Florence Klauda, Nora Lehner, 85–100.
- Polanyi Karl, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Wien 1977.
- Polanyi Karl, *Ökonomie und Gesellschaft. Mit einer Einleitung von S. C. Humphreys*. Übersetzt von Heinrich Jelinek (1979), jetzt als stw 295 o.O., o.J.
- Polanyi Karl, *Chronik der großen Transformation: Artikel und Aufsätze (1920–1945)*, hg. von Michele Cangiani. 3 Bände. Marburg 2002–2005. Band 1: *Wirtschaftliche Transformation, Gegenbewegungen und der Kampf um die Demokratie*. Band 2: *Die internationale Politik zwischen den Weltkriegen*. Band 3: *Menschliche Freiheit, politische Demokratie und die Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Faschismus*.
- Polanyi Michael, *Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy*, London 1998.
- Polanyi Michael, *Implizites Wissen. (The tacit dimension, 1966)*, Frankfurt a. M. 1985.
- Pollak Marianne, *Wer soll das Proletarierkind erziehen?* In: *Sozialistische Erziehung* 1/1 (1921).
- Pollak Marianne, *Irrfahrten. Aus dem Tagebuch eines suchenden Mädels*, Wien 1929.
- Pollak Michael, *Intellektuelle Außenseiterstellung und Arbeiterbewegung. Das Verhältnis der Psychoanalyse zur Sozialdemokratie in Österreich zu Beginn des Jahrhunderts*. In: Gerhard Botz u.a., Hg., *Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte*, Wien 1978, 429–448.
- Pollitzer Johann, *Die Lage der Lehrlinge im Kleingewerbe in Wien*, Tübingen 1900.
- Popp Adelheid, *Haussklavinnen. Ein Beitrag zur Lage der Dienstmädchen*, Wien 1912.
- Popp Adelheid, *Jugend einer Arbeiterin*, herausgegeben und eingeleitet von H. J. Schütz, Berlin/Bonn/Bad Godesberg 1977, 2. Auflage 1978.
- Posch Wilfried, *Die Wiener Gartenstadtbewegung. Reformversuch zwischen Erster und Zweiter Gründerzeit*, Wien 1981.
- Postert André, *Die Hitlerjugend. Geschichte einer überforderten Massenorganisation*, Göttingen 2021.
- Prost Edith, Hg., »Die Partei hat mich nie enttäuscht...« *Österreichische Sozialdemokratinnen*. Unter Mitarbeit von Brigitta Wiesinger, Wien 1989.
- Protokoll der Verhandlungen des Parteitages der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs. Abgehalten in Wien vom 31. Oktober bis zum 3. November 1919, Wien 1920.

- Poustka Franz, Heimerziehung und die Utopie der Vergangenheit – ein persönlicher Rückblick. In: Jugendamt der Stadt Wien, Hg., *Der Wiener Weg in der Heimerziehung*. Vorträge des Symposions vom 5. Mai 1988, Wien 1988, 18–38.
- Pulzer Peter, *The Rise of Political Antisemitism in Germany and Austria*, London 1988.
- Rabe Bernd, *Der sozialdemokratische Charakter. Drei Generationen aktiver Parteimitglieder in einem Arbeiterviertel*, Frankfurt a.M./New York 1978.
- Rabinbach Anson, *The Crisis of Austrian Socialism. From Red Vienna to Civil War 1927–1934*, Chicago/London 1983; deutsche Übersetzung: *Vom Roten Wien zum Bürgerkrieg*, Wien 1989.
- Rada Margarete, *Das reifende Proletariermädchen in seiner Beziehung zur Umwelt*, Dissertation Universität Wien (Typoskript), Wien o.J. (1929/30). veröffentlicht als: dies., *Das reifende Proletariermädchen. Ein Beitrag zur Umweltforschung*, Wien/Leipzig 1931.
- Ralsler Michaela, Reinhard Sieder, Hg., *Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 25 (2014) 1+2.
- Ralsler Michaela, *Psychiatrisierte Kindheit – Expansive Kulturen der Krankheit. Machtvolle Allianzen zwischen Psychiatrie und Fürsorgeerziehung*. In: dies., Reinhard Sieder, Hg. *Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften OeZG 25 (2014)*, 1+2, 128–155.
- Rásky Béla, *Arbeiterfesttage. Die Fest- und Feierkultur der sozialdemokratischen Bewegung in der Ersten Republik Österreich 1918–1934*, Wien/Zürich 1992.
- Rathkolb Oliver, *Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2005*, Wien 2005.
- Rauchensteiner Manfred, *Unter Beobachtung. Österreich seit 1918*, Wien/Köln/Weimar 2017.
- Reckwitz Andreas, *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist 2006.
- Reckwitz Andreas, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2006.
- Reckwitz Andreas, *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Bielefeld 2012.
- Reckwitz Andreas, *Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*, Bielefeld 2016.
- Reckwitz Andreas, *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*, Berlin 2019.
- Reckwitz Andreas, *Die Moderne und das Spiel der Subjekte: Kulturelle Differenzen und Subjekt-Ordnungen in der Kultur der Moderne*. In: ders., Thorsten Bonacker, Hg., *Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart*, Frankfurt a.M. 2007, 97–118.
- Reckwitz Andreas, *Erschöpfte Selbstverwirklichung: Das spätmoderne Individuum und die Paradoxien seiner Emotionskultur*. In: ders., *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*, Berlin 2019, 203–238.
- Reckwitz Andreas, *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, 7. Auflage Frankfurt a.M. 2021.
- Reckwitz Andreas, *Verlust. Ein Grundproblem der Moderne*, Berlin 2024.
- Reich Wilhelm, *Frühe Schriften 1920–1925*, Köln 1997.

- Reich Wilhelm, *Frühe Schriften 1*, Aus den Jahren 1920 bis 1925, Frankfurt a.M. 1983.
- Renner Karl, Öffentliche Wohnungsfürsorge. In: *Der Kampf* 4/4 (1911).
- Reppé Susanne, *Der Karl-Marx-Hof. Geschichte eines Gemeindebaus und seiner Bewohner*, Wien 1993.
- Resch Christine, Heinz Steinert, Der Fortschritt der Kritischen Theorie. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 20 (2009), herausgegeben von Reinhard Sieder, Innsbruck/Wien/Bozen, 66–93.
- Reuss August, Kinderfürsorge im Dienste der Bevölkerungspolitik. In: *Neue Freie Presse* vom 14.10.1934.
- Reuss August, *Die Krankheiten des Neugeborenen*, Berlin 1914.
- Ricœur Paul, *Das Selbst als ein Anderer*. Aus dem Französischen von Jean Greisch in Zusammenarbeit mit Thomas Bedorf und Birgit Schaaff, 2. Auflage, München 2005.
- Riedl Richard, *Die Industrie Österreichs während des Krieges*, Wien 1932.
- Rief Silvia, Jenseits der Trennung von Produktion und Konsum: Begriffliche Konzepte zur Analyse der gesellschaftlichen Institutionalisierung von Versorgungsweisen und Versorgungsprozessen. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, OeZG 30 (2019) 1, Produzieren/Konsumieren/Prosumieren/Konduzieren, herausgegeben von Franz X. Eder, Mario Keller, Oliver Kühschelm, Brigitta Schmid-Lauber, Innsbruck/Wien/Bozen, 20–51.
- Riesenfellner Stefan, *Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich*, Wien 1987.
- Rosenbaum Heidi, *Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung*, Frankfurt a.M. 1992.
- Rosenhaft Eve, Working-class life and working-class politics: Communists, Nazis and the state in the battle for the streets, Berlin 1928–1932. In: Richard Bessel, E. J. Feuchtwanger, Hg., *Social Change and Political Development in Weimar Germany*, London 1981.
- Rosenthal Gabriele, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt a.M./New York 1995.
- Rosa Hartmut, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne*, Frankfurt a.M. 2005.
- Rosanvallon Pierre, *Die Gegen-Demokratie. Politik im Zeitalter des Misstrauens*, Hamburg 2017.
- Rudolph Clarissa, Gerhard Benetka, Zur Geschichte des Wiener Jugendamts. In: Ernst Berger, Hg., *Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung*. Mit Beiträgen von Gerhard Benetka, Ernst Berger, Regina Böhler, Elisabeth Brainin, Regina Fritz, Vera Jandrisits, Marie-Luise Kronberger, Peter Malina, Clarissa Rudolph, Samy Teicher, Wien/Köln/Weimar 2007, 47–88.
- Rudolph Clarissa, Gerhard Benetka, Kontinuität oder Bruch? Zur Geschichte der Intelligenzmessung im Wiener Fürsorgesystem vor und in der NS-Zeit. In: Ernst Berger, Hg., *Verfolgte Kindheit, Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung*. Mit Beiträgen von Gerhard Benetka, Ernst Berger, Regina Böhler, Elisabeth Brainin, Regina Fritz, Vera Jandrisits, Marie-Luise Kronberger, Peter Malina, Clarissa Rudolph, Samy Teicher, Wien/Köln/Weimar 2007, 15–40.
- Rühle Otto, Grundfragen der Erziehung. In: *Sozialistische Erziehung* 4/4 (1924).

- Rühle Otto, *Das verwehrte Kind*, Dresden 1926.
- Rühle Otto, *Illustrierte Sittengeschichte des Proletariats*, 1. Band, Berlin 1930.
- Ruppert Wolfgang, Hg., *Lebensgeschichten. Zur deutschen Sozialgeschichte 1850–1950*, Opladen 1980.
- Russ Wolfgang, Männlich und verzweifelt? Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit in der Zwischenkriegszeit. In: *Aufrisse. Zeitschrift für Politische Bildung* 9 (1988) Heft 3, 46–57.
- Sablik Karl, Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer. Geleitwort der Wiener Gesundheits- und Sozialstadträtin Mag.a Sonja Wehsely, 2. Auflage, Frankfurt a.M. u.a. 2010.
- Safrian Hans, »Wir ham die Zeit der Orbeitslosigkeit schon richtig genossen auch.« Ein Versuch zur (Über-)Lebensweise von Arbeitslosen in Wien zur Zeit der Weltwirtschaftskrise um 1930. In: Gerhard Botz, Josef Weidenholzer unter Mitarbeit von Ferdinand Karlhofer, Hg., *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereich der Geschichte »geschichtsloser« Sozialgruppen*, Wien/Köln 1984, 293–331.
- Safrian Hans, Reinhard Sieder, Gassenkinder – Straßenkämpfer. Zur politischen Sozialisation einer Arbeitergeneration in Wien 1900–1938. In: Lutz Niethammer, Alexander von Plato, Hg., »Jetzt kriegen wir andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (=Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Band 3), Berlin/Bonn 1985, 117–151.
- Safrian Hans, Mobilisierte Basis ohne Waffen – Militanz und Resignation im Februar 1934 am Beispiel der Oberen und unteren Leopoldstadt. In: Helmut Konrad, Wolfgang Maderthaler, Hg., *Neuere Studien zur Arbeitergeschichte. Zum 25-jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung*, 3 Bände, Wien 1984, Band 2, 471–480.
- Saldern Adelheid, Sozialdemokratie und kommunale Wohnungspolitik in den 20er Jahren – am Beispiel von Hamburg und Wien. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 25 (1985), 183–237.
- Sandkühler Hans-Jörg, Rafael de la Vega, Einleitung zu: *Austromarxismus. Texte zu ›Ideologie und Klassenkampf‹ von Otto Bauer, Max Adler, Karl Renner, Sigmund Kufni, Béla Fogarasi und Julius Lengyel*, Frankfurt a.M./Wien 1970, 6–47.
- Schafranek Hans, Irene Etzersdorfer, *Der Februar 1934 in Wien. Erzählte Geschichte*, Wien 1984.
- Schafranek Hans, *Sommerfest im Preisschießen. Die unbekannte Geschichte des NS-Putsches im Juli 1934*, Wien 2006.
- Schafranek Hans, Herbert Blatnik, Hg., *Vom NS-Verbot zum »Anschluss«. Steirische Nationalsozialisten 1933–1938*, Wien 2015.
- Schäfer Julia, *Vermessen – gezeichnet – verlacht. Judenbilder in populären Zeitschriften 1918–1933*, Frankfurt a.M./New York, 2005.
- Schallmayer Wilhelm, *Auslese als Faktoren zu Tüchtigkeit und Entartung der Völker*, Brackwede 1907.
- Schallmayer Wilhelm, *Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung: preisgekrönte Studie über Volkseutartung und Volkseugenik*, XVIII, 2. Auflage Jena 1910.

- Schallmayer Wilhelm, Ernst Haeckel und die Eugenik. In: Was wir Ernst Haeckel verdanken: Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit, herausgegeben von Heinrich Schmidt, Jena 1914.
- Scheu Gustav, Zur Wohnungsreform. In: Der Sozialdemokrat (April 1919) 10–13.
- Schieder Wolfgang, Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland, Göttingen 2008.
- Schimmer Gustav A., Die Bevölkerung von Wien und seiner Umgebung nach dem Berufe und der Beschäftigung, Wien 1874.
- Schirmacher Käthe, Die Frau gehört ins Haus. In: Das Leben, Wien/Leipzig, Juli 1897.
- Schirmacher Käthe, Die Frauenarbeit im Hause, ihre ökonomische, rechtliche und soziale Wertung, 2. Auflage, Wien/Leipzig 1913.
- Schlandt Joachim, Ökonomische und politische Aspekte des Wiener sozialen Wohnungsbaus der Jahre 1922 bis 1934. In: Sanierung für wen? Herausgegeben vom Büro für Stadtsanierung und soziale Arbeit, Berlin Kreuzberg, Berlin 1970.
- Schlesinger Therese, Krieg und Einzelhaushalt. In: Der Kampf 8 (1915), 11–12.
- Schlesinger Therese, Das Rätssystem in Deutschösterreich. In: Der Kampf 12 (April 1919), 4, 177–182.
- Schlesinger Therese, Partei und Kinderfreunde. In: Sozialistische Erziehung 1/1, Wien, 15. Mai 1921.
- Schlesinger Therese, Sozialismus in der Erziehung. In: Sozialistische Erziehung 1/2 (1921).
- Schlesinger Therese, Wie will und wie soll das Proletariat seine Kinder erziehen? Wien 1921.
- Schlesinger Therese, Das erste Familieneinküchenhaus in Wien. In: Die Sozialistische Genossenschaft 2 (1922), 96–97.
- Schlesinger Therese, Die Frauenfrage auf dem Linzer Parteitag. In: Arbeit und Wirtschaft 4 (1926).
- Schlesinger Therese, »Doppelverdiener«. In: Arbeit und Wirtschaft 4 (1926).
- Schlesinger Therese, Zum Problem der Mutterschaft. In: Der Kampf 20 (1927).
- Schlumbohm Jürgen, Straße und Familie. Kollektive und individualisierende Formen der Sozialisation im kleinen und im gehobenen Bürgertum Deutschlands um 1800. In: Zeitschrift für Pädagogik 25 (1979), 697–726.
- Schmuhl Hans-Walter, Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945, Göttingen 2005.
- Schonig Bruno, Hg., Arbeiterkindheit. Kindheit und Schulzeit in Arbeiterlebenserinnerungen, Bensheim 1979.
- Schorske S. Carl E., Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle. Deutsch von Horst Günther, Frankfurt a.M. 1982.
- Schreiber Horst, Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Mit Beiträgen von Steffen Arora, Sascha Plangger, Oliver Seifert, Hannes Schlosser und Volker Schönwiese, Innsbruck u.a. 2010.
- Schüller Richard, Zehn Jahre Kommunistischer Jugendverband. In: Die Rote Fahne vom 16.12.1928.
- Schulte Regina, Sperrbezirke. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt, Frankfurt a.M. 1979.

- Schulte Regina, Dienstmädchen im herrschaftlichen Haushalt. Zur Genese ihrer Sozialpsychologie. In: Zeitschrift für Bayrische Landesgeschichte, 41 (1978), 879–920.
- Schultheis Franz, Berthold Vogel, Michael Gemperle, Hg., Ein halbes Leben. Biografische Zeugnisse aus einer Arbeitswelt im Umbruch, Konstanz 2010.
- Schulz Clemens, Die Halbstarken (Psychologische Studien über die Jugend zwischen 14–25, H. 2), Leipzig 1912.
- Schuster Adolf, Recht auf Wohnung – Schutz der Wohnung. Das geltende Wohnungsrecht in Österreich (Mieterschutz, Wohnungsanforderung, Siedlungswesen), Wien/Leipzig o.J., ca. 1922.
- Schuster Franz, Franz Schacherl, Proletarische Architektur. In: Der Kampf 19/1 (1926), 188.
- Schuster Franz, Die Siedlung – unsere Zukunft. In: Der Aufbau 1/11–12 (1926), 201–202.
- Schuster Franz, Ein eingerichtetes Siedlungshaus, Stuttgart 1927.
- Schütte-Lihotzky Grete, Warum ich Architektin wurde. Herausgegeben von Karin Zogmayer, Salzburg/Wien 2019.
- Schütte-Lihotzky Margarete, Wohnungsbau der zwanziger Jahre in Wien und Frankfurt a.M.. In: Michael Andretzky, Gert Selle, Hg., Lernbereich Wohnen. Didaktisches Sachbuch zur Wohnumwelt vom Kinderzimmer bis zur Stadt, Reinbek bei Hamburg 1979, 314–324.
- Schütz Alfred, Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003.
- Schütz Alfred, Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: ders., Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie, Den Haag 1972, 53–69.
- Schütze Fritz, Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik 13 (1983), 3, 283–293.
- Schütze Fritz, Zur Hervorlockung und Analyse thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Hg., Kommunikative Sozialforschung, München 1976, 159–260.
- Schütze Fritz, Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli, G. Robert, Hg., Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, 78–117.
- Schütze Fritz, Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki, Hg., Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Neuauflage Wiesbaden 2006, 205–237.
- Schütze Fritz, Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozess. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg. In: Bios, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, H. 1/1989, 31–109.
- Schwartz Michael, Sozialistische Eugenik. Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie 1890–1933, Bonn 1995.
- Schwarz Peter, Julius Tandler. Zwischen Humanismus und Eugenik, Wien 2017.
- Schweitzer Renate, Der staatlich geförderte, der kommunale und der gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsbau in Österreich bis 1945, 2 Bände, Dissertation. Technische Hochschule Wien, Wien 1972.

- Scott Joan W., Luise Tilly, Familienökonomie und Industrialisierung in Europa. In: Claudia Honegger, Bettina Heintz, Hg., *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt a.M. 1981, 99–137.
- Scott Joan W., Die Evidenz der Erfahrung. In: Thomas Ballhausen, Alessandro Barberi, Hg., *Die Wahrheit des Films/Cinema's Truth. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 24 (2013) 3*, 138–166.
- Seichter Sabine, *Der lange Schatten Maria Montessoris. Der Traum vom perfekten Kind*, Weinheim/Basel 2024.
- Seidler Regine, Ladislaus Zilahi, Die individualpsychologischen Erziehungsberatungsstellen in Wien. In: *Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie*, 7 (1929), 161–170.
- Seiser Manfred, *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Wiener Arbeiterjugend zwischen 1918 und 1934*, Wien 1981.
- Seliger Maren, *Zur sozialdemokratischen Sozialpolitik in Wien in der Zwischenkriegszeit*, Wien (Dissertation) 1979.
- Seliger Maren, *Sozialdemokratie und Kommunalpolitik in Wien. Zu einigen Aspekten sozialdemokratischer Politik in der Vor- und Zwischenkriegszeit*, Wien/München 1980.
- Seliger Maren, *Bundesland Wien. Zur Entstehungsgeschichte der Trennung Wiens von Niederösterreich*. In: *Wiener Geschichtsblätter 37 (Wien 1982)*, 181–216.
- Sen Amartya, *Gleichheit. Welche Gleichheit?* Stuttgart 2019.
- Sen Amartya, *Rationale Dummköpfe. Eine Kritik der Verhaltensgrundlagen der Ökonomischen Theorie*, Stuttgart 2020.
- Sen Amartya, *Elemente einer Theorie der Menschenrechte*, Stuttgart 2020.
- Sennett Richard, *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Linda Meissner, Berlin 1995.
- Sewell Dennis, *How eugenics poisoned the welfare state*. In: *The Spectator* vom 25.11.2009.
- Seyfarth-Stubenrauch Monika, *Erziehung und Sozialisation in Arbeiterfamilien im Zeitraum 1870 bis 1914 in Deutschland*, Frankfurt a.M. u.a. 1985, 2 Bände.
- Shorter Edward, *Die Geburt der modernen Familie*, Hamburg 1977.
- Siebel Walter, Hg., *Die europäische Stadt*, Frankfurt a.M. 2004.
- Sieder Reinhard, *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt a.M. 1987.
- Sieder Reinhard, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?* In: *Geschichte und Gesellschaft 20 (1994)*, 445–468.
- Sieder Reinhard, *Behind the lines: working-class family life in wartime Vienna*. In: Richard Wall, Jay Winter, Hg., *The Upheaval of War. Family, Work and Welfare in Europe, 1914–1918*, Cambridge u.a. 1988, 109ff., first paperback edition Cambridge 2005.
- Sieder Reinhard, »Vata, derfi aufstehn?« Kindheitserfahrungen in Wiener Arbeiterfamilien um 1900. In: Hubert-Christian Ehalt u.a., Hg., *Glücklich ist, wer vergißt... Das andere Wien um 1900*, Wien 1986, 41 – 89; englische Übersetzung: »Vata, derfi aufstehn?«. *Childhood experiences in Viennese working-class families around 1900*. In: *Continuity and Change. A Journal of Social Structure, Law and Demography in Past Societies*, vol.1/1 May 1986, 53–88.

- Sieder Reinhard, Besitz und Begehren, Erbe und Eltern Glück. Familien in Deutschland und Österreich. In: André Burguière, Christiane Klapisch-Zuber, Martine Segalen, Françoise Zonabend, Hg., Geschichte der Familie, 20. Jahrhundert, Vorwort von Jack Goody. Aus dem Französischen von Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt a.M./New York/Paris, 1998, 211–284; unveränderter Nachdruck Essen 2005.
- Sieder Reinhard, Hg., Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999.
- Sieder Reinhard, Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie, Nachschrift in: ders., Hg., Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999, 234–264.
- Sieder Reinhard, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004.
- Sieder Reinhard, Eine kurze Geschichte der Liebe in der Moderne. In: ders., Patchwork. Das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Mit einem Vorwort von Helm Stierlin, Stuttgart 2008, 23–47.
- Sieder Reinhard, Haus und Familie. Regime der Reproduktion in Lateinamerika, China und Europa. In: Reinhard Sieder, Ernst Langthaler, Hg., Globalgeschichte 1800–2010, Wien/Köln/Weimar 2010, 285–341.
- Sieder Reinhard, Subjekt. In: Anne Kwaschik, Mario Wimmer, Hg., Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft, Bielefeld 2010, 197–202.
- Sieder Reinhard, Andrea Smioski, Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien. Unter Mitarbeit von Holger Eich und Sabine Kirschenhofer, Innsbruck/Wien/Bozen 2012.
- Sieder Reinhard, Iris Smith, »Der Krieg war nicht vorbei...«. In: ders. u. Andrea Smioski, Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien, Innsbruck u. a. 2012, 113–140.
- Sieder Reinhard, Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Praxeologisches Paradigma, Narrativ-biografisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung. In: Karl R. Wernhart, Werner Zips, Hg., Ethnohistorie. Rekonstruktion, Kulturkritik und Repräsentation. Eine Einführung, 4. gänzlich überarbeitete und erweiterte Auflage, Wien 2014, 150–180.
- Sieder Reinhard, Das Dispositiv der Fürsorgeerziehung in Wien. In: Michaela Ralser, Reinhard Sieder, Hg., Die Kinder des Staates. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 25 (2014) 1+2, 156–193.
- Sieder Reinhard, Warum das Wiener Jugendamt seinem Erziehungsberater nicht folgte. In: Thomas Aichorn, Karl Fallend, Hg., August Aichhorn – Vorlesungen. Einführung in die Psychoanalyse für Erziehungsberatung und Soziale Arbeit. Mit einem Essay von Reinhard Sieder. Wien 2015, 201–226.
- Sieder Reinhard, Haben die »neuen« Historiker das Subjekt liquidiert und die Geschichte verraten? Anmerkungen zu Jacques Rancières »Die Namen der Geschichte«. In: Christian Sternad, Siegfried Matzl, Hg., Apropos Rancière. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG, Jahrgang 27 (2016) Band 1, 88–115.
- Sieder Reinhard, Wissenschaftliche Diskurse, Kinder- und Jugendfürsorge, Heimerziehung: Wien im 20. Jahrhundert. In: Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin, Band 7: Schwerpunkt: Medikalisierte Kindheiten. Die neue Sorge um das Kind vom ausgehenden 19. bis ins späte 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralser und Elisabeth Lobenwein, Leipzig 2018, 29–56.

- Sieder Reinhard, Wohnen und Haushalten im Gemeindebau. Politischer Diskurs, Repräsentation, Praxis, kulturelle Folgen. In: *Das Rote Wien 1919 – 1934. Ideen, Debatten, Praxis*, herausgegeben von Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Wien Museums), Basel 2019, 234–241.
- Simmel Georg, *Soziologie der Mahlzeit*. In: ders., *Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen*. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M. 2008, 95ff.
- Simmel Georg, *Soziologie der Geselligkeit*. In: ders., *Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen*. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M. 2008, 159ff.
- Simon Maria Dorothea, *Von der Fürsorge zur Sozialarbeit*. Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 2. Oktober 2004. www.sozialarbeit.at/veranstaltung.php?documentation=true&event=true&getDoc=...&detail=1 (gesehen am 3.6.2012)
- Singer Anna Monika, *Zur Stellung des Individuums in Theorie und Praxis politischer Aufklärung. Am Beispiel der sozialdemokratischen Kulturpolitik in der Ersten Republik*. Dissertation (Typoskript), Universität Wien, Wien 1984.
- Soeffner Hans-Georg, *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Unter redaktioneller Mitarbeit von Ludgera Vogt, Frankfurt a.M. 2015.
- Sombart Werner, *Die Gesellschaft*, Band 1: *Das Proletariat*, Frankfurt a.M. 1906.
- Sombart Werner, *Liebe, Luxus und Kapitalismus*, Berlin 1967.
- Soyfer Jura, *Eisen hoch im Kurs. Die Goldgräber von Ottakring*. In: ders., *Das Gesamtwerk*. Prosa. Herausgegeben von Horst Jarka, Wien u.a., 57–60.
- Sozialismus und persönliche Lebensgestaltung. Texte aus der Zwischenkriegszeit*, Wien 1981.
- Sloterdijk Peter, *Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch*, Frankfurt a.M. 2006.
- Sparholz Irmgard, *Marie Lang und die Settlement-Bewegung in Österreich*. In: *Zeitsgeschichte* 15 (1987/1988), H. 7, 271–281.
- Stadler Friedrich, Hg., *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit*. Otto Neurath – Gerd Arntz, Wien/München 1982.
- Stadler Karl R., Victor Adler. In: Walter Pollak, Hg., *Tausend Jahre Österreich. Eine Biographische Chronik*, Band 3: *Der Parlamentarismus und die beiden Republiken*, Wien 1974, 50–60.
- Stansell Christine, *Women, Children, and the Uses of the Streets: Class and Gender Conflict in New York City, 1850–1860*. In: *Feminist Studies*, 8/2 (1982) 309ff.
- Staudinger Anton, *Die Mitwirkung der christlichsozialen Partei an der Errichtung des autoritären Ständestaates*. In: *Wissenschaftliche Kommission des Theodor Körner Preises und des Leopold Kunschak-Fonds zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1927 bis 1938*, Band 1, Wien 1973, 110–136.
- Stearns Peter N., *Arbeiterleben. Industrialisierung und Alltag in Europa 1890–1914*, Frankfurt a.M./New York 1980
- Stearns Peter N., *Abstumpfung und Apathie. Arbeiterfamilien in England, 1890–1914*. In: Claudia Honegger, Bettina Heintz, Hg., *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt a.M. 1981, 188–216.

- Stehr Nico, Wissen und Wirtschaften. Die gesellschaftlichen Grundlagen der modernen Ökonomie, Frankfurt a.M. 2001.
- Stein Viktor, Die Lage der österreichischen Metallarbeiter im Kriege. In: Ferdinand Hantsch, Hg., Die Regelung der Arbeitsverhältnisse im Kriege, Wien 1927, 222ff.
- Stekl Hannes, Häusliches Personal und »Soziale Frage«. In: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 34 (1978).
- Stekl Hannes, Soziale Sicherheit für Hausgehilfen. In: Ernst Bruckmüller, Roman Sandgruber, Hannes Stekl, Soziale Sicherung im Nachziehverfahren. Die Einbeziehung der Bauern und Landarbeiter, Gewerbetreibende, häusliches Personal, Salzburg 1978.
- Stekl Hannes, Hausrechtliche Abhängigkeit in der industriellen Gesellschaft. Das häusliche Personal vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: Wiener Geschichtsblätter 30 (1975).
- Stekl Hannes, Österreichs Zucht- und Arbeitshäuser 1671–1920. Institutionen zwischen Fürsorge und Strafvollzug, Wien 1978.
- Stenographische Sitzungsprotokolle des Wiener Gemeinderates, 1916–1934.
- Stern Josef Luitpold, Auf dem Wege zur Kultur. In: Der Kampf 19/5 (1926).
- Stibbe Matthew, Krieg und Brutalisierung. Die Internierung von Zivilisten bzw. »politisch Unzuverlässigen« in Österreich-Ungarn während des Ersten Weltkriegs. In: Alfred Eisfeld, Guido Hausmann, Dietmar Neutatz, Hg., Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa, Essen 2013.
- Stichweh Rudolf, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen, Frankfurt a.M. 1984.
- Stichweh Rudolf, Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie, Bielefeld 2005.
- Stieg Gerald, Frucht des Feuers. Canetti, Doderer, Kraus und der Justizpalastbrand, Wien 1990.
- Stieg Gerald, Der Justizpalastbrand im literarischen Gedächtnis. In: Bundesministerium für Justiz/Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte und Gesellschaft/Cluster Geschichte, Hg., 80 Jahre Justizpalastbrand. Recht und gesellschaftliche Konflikte. Symposium Justiz und Zeitgeschichte, 11. und 12. Juli 2007 in Wien (= Justiz und Zeitgeschichte 33), Innsbruck/Wien/Bozen 2008.
- Stierlin Helm, Delegation und Familie, Frankfurt a.M. 1978.
- Stiefel Dieter, Wirtschaftliche Ursachen, politische Auseinandersetzungen und soziale Folgen der Arbeitslosigkeit, Österreich 1918–1938, Wien 1972.
- Straub Jürgen, Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht. Mit einem Vorwort von Heiner Legewie, Heidelberg 1989.
- Straub Jürgen, Hg., Erzählung. Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität I, Frankfurt a.M. 1998.
- Straub Jürgen, Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung. In: ders., Hg. Erzählung. Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität I, Frankfurt a.M. 1998, 81–169.

- Straub Jürgen, Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz. Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie. In: Erika M. Hoerning, Hg., *Biographische Sozialisation*, Stuttgart 2000, 137–163.
- Strauss Victor, *Das Wiener Familien-Einküchenhaus*. In: *Wohnen und Bauen* (September/Oktober 1930), 219–225.
- Suchanek Viktor, *Jugendfürsorge in Österreich*, Wien 1924.
- Tafari Manfredo, Sozialdemokratie und Staat in der Weimarer Republik, in: *Werk/oeuvre* 3 (1974), 308–319.
- Tafari Manfredo, Hg., *Vienna Rossa. La politica residenziale nella Vienna socialista 1919–1933*, Milano 1980.
- Tálos Emmerich, *Staatliche Sozialpolitik in Österreich. Rekonstruktion und Analyse*, 2. Auflage, Wien 1981.
- Tálos Emmerich, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder, Hg., *NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch*, 2. Auflage, Wien 2002.
- Tálos Emmerich, *Das austrofaschistische Herrschaftssystem. Österreich 1933–1938*, 2. Auflage, Münster 2013.
- Tálos Emmerich, Wolfgang Neugebauer, Hg., *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938*, 7. Auflage, Münster 2014.
- Tálos Emmerich, Herbert Dachs, Ernst Hanisch, Anton Staudinger, Hg., *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Die Erste Republik 1918–1933*, Wien 1995.
- Tandler Julius, *Krieg und Bevölkerung*. In: *Wiener klinische Wochenschrift*, 29 (1916), 445–452.
- Tandler Julius, *Mutterschaftszwang und Bevölkerungspolitik*. In: *Der lebendige Marxismus. Festgabe zum 70. Geburtstag von Karl Kautsky*, Jena 1924.
- Tandler Julius, *Ehe und Bevölkerungspolitik*. In: *Wiener Medizinische Wochenschrift* 74 (1924).
- Tandler Julius, *Wohltätigkeit oder Fürsorge?* Wien 1925.
- Tandler Julius, *Die Fürsorgeaufgaben der Gemeinde*. In: *Das neue Wien, Städtewerk*, 2. Band, 1927, 337ff.
- Tandler Julius, *Zur Psychologie der Fürsorge*. Aus einem Vortrage in einer Arbeitsgemeinschaft städtischer Fürsorgerinnen. Sonderdruck aus dem Jahrbuch des Wiener Jugendhilfswerks 1926.
- Tandler Julius, Siegfried Kraus, *Die Sozialbilanz der Alkoholikerfamilie*, Wien 1936.
- Taschwer Klaus, *Der Fall Paul Kammerer: Das abenteuerliche Leben des umstrittensten Biologen seiner Zeit*, München 2016.
- Taut Bruno, *Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin*. Leipzig 1924, zuletzt Berlin 2001.
- Taut Bruno, *Die Küche – die Fabrik des Hauses*. In: *Wohnungswirtschaft* 3 (1925) 19ff.
- Tentler Leslie W., *Wage-Earning Women. Industrial Work and Family Life in the United States, 1900–1930*, New York/Oxford 1979.
- Tesarek Anton, *Unsere Jugendweihe*. In: *Sozialistische Erziehung*, 1/2 (1921).
- Tesarek Anton, *Wege zur Kinderbewegung. »Rote Falken«*. Vielleicht ein Weg zu einer Kinderbewegung. In: *Sozialistische Erziehung*, 5/8-9 (1925).

- Thompson Edward P., *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*, 2 Bände, Frankfurt a.M. 1987.
- Thompson Paul, *The Edwardians. The Remaking of British Society*, London 1975.
- Thürlemann Felix, *Ikonographie, Ikonologie, Ikonik*. Max Imdahl liest Erwin Panofsky. In: Klaus Sachs-Hombach, *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn*, Frankfurt a.M. 2009, 214–234.
- Tichy Marina, »Ich hatte immer Angst, unwissend zu sterben«. Therese Schlesinger: Bürgerin und Sozialistin. In: Edith Prost, Hg., »Die Partei hat mich nie enttäuscht...«. *Österreichische Sozialdemokratinnen*. Unter Mitarbeit von Brigitta Wiesinger, Wien 1989, 135–186.
- Toller Ernst, *Eine Jugend in Deutschland (Amsterdam 1933)*, Reinbek bei Hamburg 1982.
- Taylor Charles, *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt a.M. 1996.
- Taylor Frederick, *Scientific Management*, Minnesota 1998.
- Uhlig Günther, *Zur Geschichte des Einküchenhauses*. In: Lutz Niethammer, Hg., *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*, Wuppertal 1979, 151–70.
- Uhlig Günther, *Kollektivmodell »Einküchenhaus«*. *Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus*, Gießen 1981.
- Urban Gisela, *Das Wiener Einküchenhaus*. In: *Westfälisches Wohnungsblatt* 17/6, Münster 1927, 234–238.
- Urban Gisela, *Das Heim ohne Eigenherd. Rund um das Wiener Einküchenhaus*. In: *Neue Hauswirtschaft*, Jänner/Februar 1929, 3–6.
- Vasold Manfred, *Die Spanische Grippe. Die Seuche und der Erste Weltkrieg*, Darmstadt 2009.
- Ventury Robert, *Complexity and Contradiction in Architecture*, New York 1966.
- Verschuer Otmar von, Alfred Ploetz. In: *Der Erbarzt*, 8 (1940), 69–72.
- Vogel Karl, *Das NN-Modell. Verlegerisches Handeln als kommunikationspolitisches Programm*. Dissertation an der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Nürnberg, Universität Erlangen-Nürnberg 1981.
- Voigt Wolfgang, *Von der eugenischen Gartenstadt zum Wiederaufbau aus volksbiologischer Sicht. Rassenhygiene und Städtebau-Ideologie im 20. Jahrhundert*. In: *Stadtbauwelt* 77/92 (1986) 1870–1875.
- Völter Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz, Gabriele Rosenthal, Hg., *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden 2005.
- Wagner Richard, *Der Klassenkampf um die Arbeiterseele*. In: *Bildungsarbeit* 14 (1927).
- Wagner Richard, *Der Klassenkampf im Proletarierheim*. In: *Bildungsarbeit* 13, Nr. 7/8 (Juli/August 1926), 113–115.
- Wagner Richard, *Der Klassenkampf um den Menschen. Menschenbild und Vergesellschaftung*, Berlin 1927.
- Waldschmidt Ingeborg, *Maria Montessori – Leben und Werk*, München 2002.
- Walser Karin, *Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900*, Frankfurt a.M. 1986.

- Walser Karin, Der Zug in die Stadt. Berliner Dienstmädchen um 1900. In: Sigrid Anselm u. Barbara Beck, Hg., Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins, 1987, 75–90.
- Weber Anton, Sozialpolitik und Wohnungswesen. In: Das Neue Wien. Städtewerk, herausgegeben unter offizieller Mitwirkung der Gemeinde Wien, Band 1, Wien 1926, 191–316.
- Weber Max, Wirtschaft und Gesellschaft, Grundriss der verstehenden Soziologie. (1921/1922) Fünfte, revidierte Auflage, besorgt von Johannes Winckelmann. Studienausgabe, Tübingen 1972.
- Weber Max, Zur Psychophysik der industriellen Arbeit (1908–09). In: Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Herausgegeben von Marianne Weber, Tübingen 1924), 2. Auflage, Tübingen 1988, 61–255.
- Weidenholzer Josef, Auf dem Weg zum ›Neuen Menschen‹. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik, Wien/München/Zürich 1981.
- Weihsmann Helmut, Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919–1934, Wien 1985, 2. vollkommen überarbeitete Ausgabe, Wien 2002.
- Weigl Andreas, »Fürsorgliche Belagerer«. Bürgerliche Fürsorgerinnen im »Roten Wien«. In: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 66 (2010), 319–335.
- Weigl Andreas, Kriegsindustrie. Die Wiener Wirtschaft im Dienst der Kriegsökonomie. In: Alfred Pfoser/Andreas Weigl, Hg., Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg, Wien 2013, 220–231.
- Weigl- Burnautzki Marius, Internierung und Militärdienst. Die ›Lösung der Zigeunerfrage‹ in Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg, Wien 2022.
- Weingart Peter, Jürgen Kroll, Kurt Bayertz, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt a.M., 3. Auflage, Frankfurt a.M. 2001.
- Weinzierl Erika, Kurt Skalnik, Hg., Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik, Graz u.a. 1983.
- Weiss Heinz, Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Reformpädagogik der Schönbrunner Schule, Wien 2008.
- Weißbuch, herausgegeben von der Polizeidirektion Wien, Wien 1927.
- Weninger Florian, Die Rettung des Vaterlandes. Zeitgenössische Quellen zum Staatsstreich vom 4. März 1933 (PDF-Datei, 99 KB).
- Wierling Dorothee, Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Berlin 1987.
- Wietschorke Jens, Die Stadt als Missionsraum. Zur kulturellen Logik sozialer Mission in der klassischen Moderne. In: Missionsräume/Missionary Spaces, herausgegeben von Christine Egger, Martina Gugglberger, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 24 (2013) 2, 21–46.
- Willis, Paul E., Common Culture. Symbolic Work at Play in the Everyday Cultures of the Young, Boulde 1990.
- Wingler Hans M., Das Bauhaus. 1919–1933 Weimar Dessau Berlin und die Nachfolge in Chicago seit 1938, 5. Auflage, Köln 2005.

- Winkelmayer Franz, Die Erziehungshilfe in der Stadt Wien. In: Göring, Matthias Heinrich, Hg., *Erziehungshilfe*. 2. Sonderheft des Deutschen Instituts für psychologische Forschung und Psychotherapie. Zentralblatt für Psychotherapie 1940, 22–24.
- Winkler W., *Die Totenverluste der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Nationalitäten*, Wien 1919.
- Winkler W., *Die Einkommensverschiebungen in Österreich während des Weltkrieges*, Wien 1930.
- Winkler W., *Berufsstatistik der Kriegstoten der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Wien 1919.
- Winter Max, *Zinsburgen und Chaluppen*. In: ders., *Im dunkelsten Wien*, Wien 1904, auch in ders., *Das schwarze Wienerherz*. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, herausgegeben von Helmut Strutzmann, Wien 1982, 94–108.
- Winter Max, *10 Jahre Erinnerungsbilder aus dem Werden des Vereines »Freie Schule – Kinderfreunde« von den Anfängen bis zum zehnjährigen Gründungstag des Reichsvereines*, Wien 1927.
- Winter Max, *Was wollen die Schul- und Kinderfreunde?* Wien 1923.
- Winter Max, *Das Kind und der Sozialismus*, Wien 1924.
- Winter Max, *Das Donauufer als Kinderspielplatz*. In: *Das schwarze Wienerherz*. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, Wien 1982, 109ff.
- Wirtschaftsrechnungen und Lebensverhältnisse von Wiener Arbeiterfamilien in den Jahren 1912 bis 1914. Erhebung des k. k. Arbeitsstatistischen Amtes im Handelsministerium, Wien 1916.
- Wolfruber Gudrun, *Zwischen Hilfestellung und sozialer Kontrolle. Jugendfürsorge im Roten Wien, dargestellt am Beispiel der Kindesabnahme*, Wien 1997.
- Wolfruber Gudrun, *Von der Fürsorge zur Sozialarbeit. Wiener Jugendwohlfahrt im 20. Jahrhundert*, Wien 2013.
- Wolfruber Gudrun, Elisabeth Raab-Steiner, *In fremdem Haus. Zur Unterbringung von Wiener Pflegekindern in Kleinbauernfamilien (1955–1970)*. In: Reinhard Sieder u. Michaela Ralser, Hg., *Die Kinder des Staates*, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, OeZG 25 (2014), 1+2, 276–296.
- Wonisch Regina, Hg., *Tschechen in Wien. Zwischen nationaler Selbstbehauptung und Assimilation*, Wien 2010.
- Zählung der Gefallenen im Juni 1918 in Wien. In: *Blätter für das Wohlfahrts- und Armenwesen*, Dezember 1918.
- Zahn-Harnack Anton, *Die arbeitende Frau*, Berlin 1924.
- Ziak Karl, *Ein Bruder so wie du. Das Alfons Petzold-Buch*, Wien/Frankfurt a.M. o.J.
- Ziak Karl, *Wien. Heldenroman einer Stadt*, Leipzig 1931.
- Ziering Gabriele, *90 Jahre Jugendamt Ottakring 1913 bis 2003. Von der Berufsvormundschaft zur Jugendwohlfahrt der MAG ELF*, Wien 2002.
- Zinnecker Jürgen, *Recherchen zum Lebensraum des Großstadtkindes. Eine Reise in verschüttete Lebenswelten und Wissenschaftstraditionen*. In: Martha Muchow, Hans Heinrich Muchow, *Der Lebensraum des Großstadtkindes. Mit einer Einführung von Jürgen Zinnecker*, 2. Auflage Bensheim 1980, 10ff.
- Zweig Stefan, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*, Frankfurt a.M. 1974.

